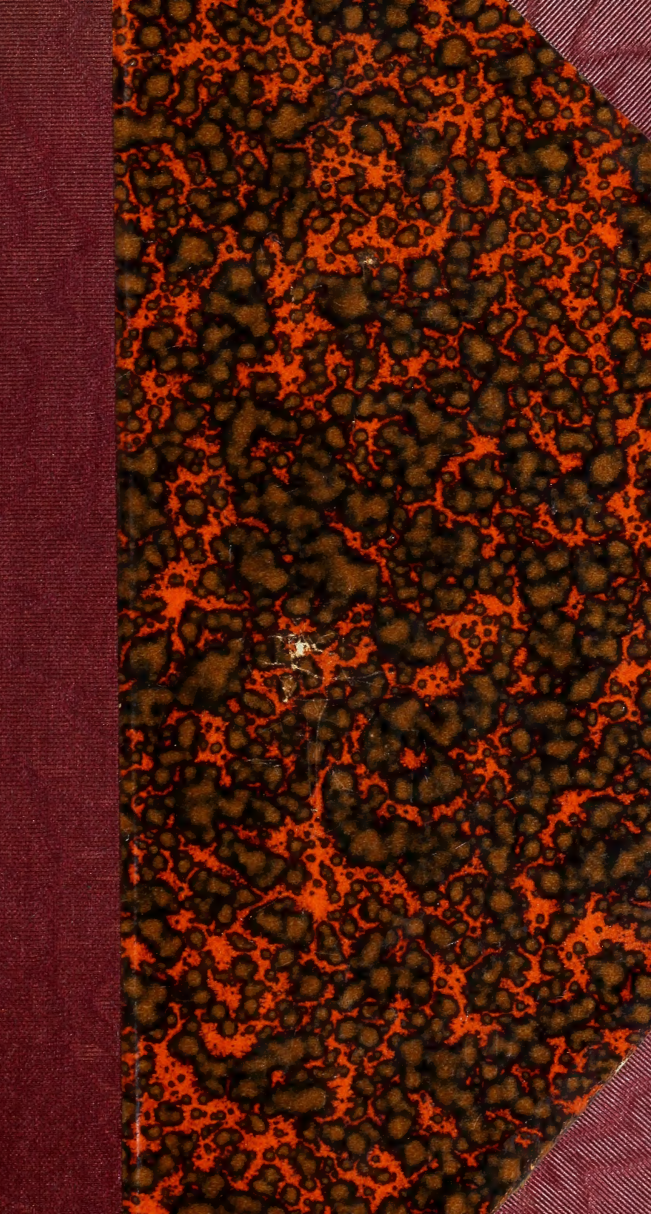
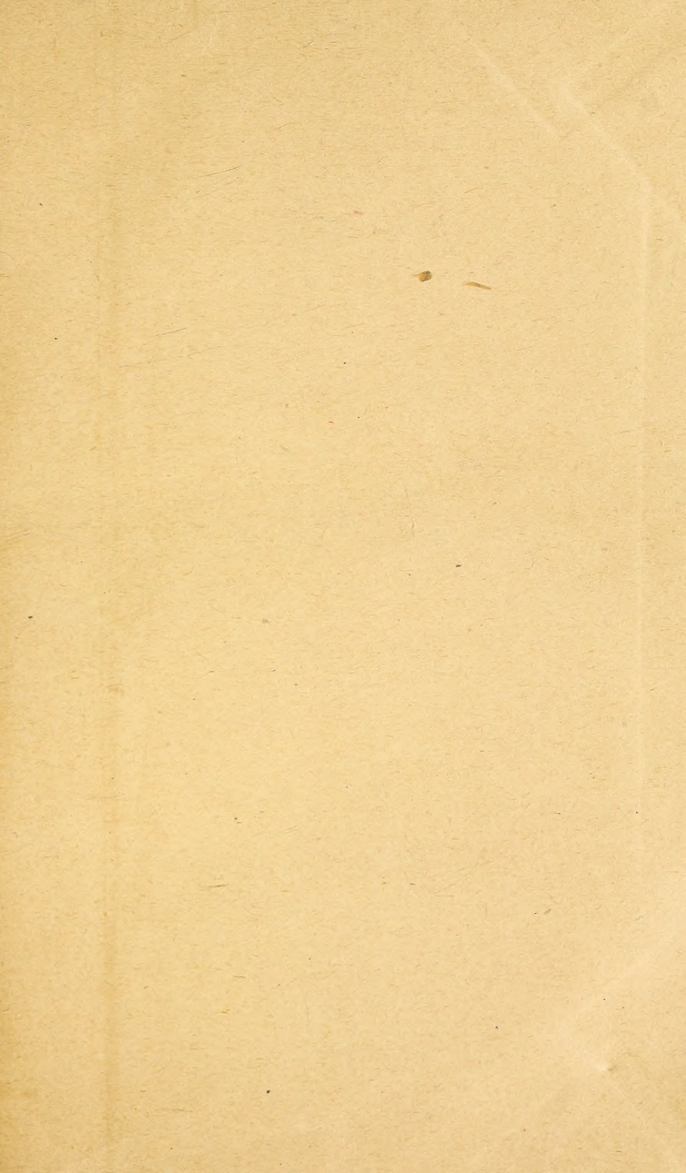






Die

Erbschaft aus Batavia.

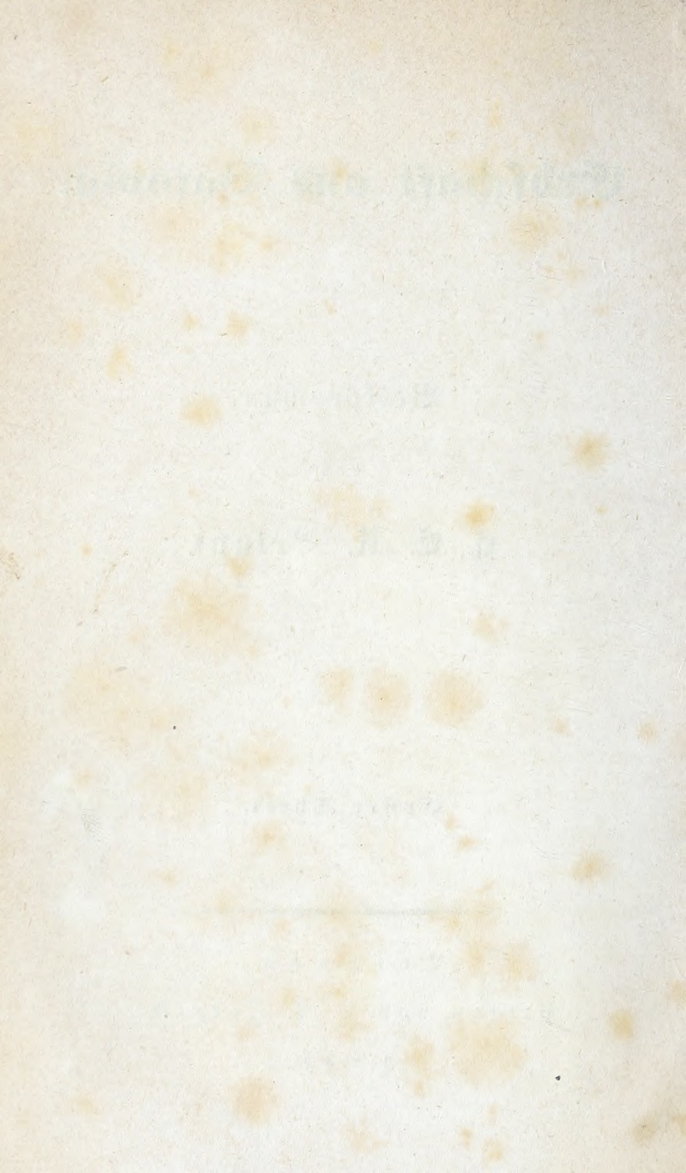
Volksroman

von

H. E. R. Belani.

Erster Theil.

Leipzig,
Verlag von C. L. Fritzsche.
1845.



1.

Zeit und Ort.

Wir führen unsere Leser in eine der kleinern deutschen Residenzen oder eigentlich eine der größern ziemlich volkreichen mitteldeutschen Städte, in welcher ein achtbarer deutscher Fürst zweiten oder dritten Ranges, nach der Etikette der Diplomatie bezeichnet, residirt.

Wir enthalten uns jedes Urtheils über die kleinen Schwächen, die hohe liebenswürdige Persönlichkeit dieses Fürsten, da er selbst in diesem Roman nicht handelnd auftritt. —

Man sagt, die hohe Persönlichkeit des regierenden Herrn sei dem Fortschritt durchaus nicht abgeneigt. Manche Verordnungen deuten das an; aber andere wieder enthalten Rückschritte, die sich schwer mit jenen vereinen lassen und die im Uebrigen treffliche Regierung unpopulair machen.

Es giebt keine Erscheinung im Staatsleben, ohne daß man nicht nach den geheimen Motiven und Triebfedern forscht, und je weniger es Oeffentlichkeit in der Verwaltung und Rechtspflege giebt, um so mehr finden Vermuthungen und Gerüchte Raum, die vielleicht Manches übertreiben mögen, nicht selten aber auch den Nagel auf den Kopf treffen.

So meint man u. a., der regierende Fürst sei zwar ein frommer Herr, aber von so hohen Geistesgaben, daß er unmöglich verkennen könne, wie die Civilisation und Bildung sich im steten Fortschreiten befinde, wie damit Wünsche und Hoffnungen des Volks erwacht seien und zum allgemeinen Bewußtsein sich erhoben hätten, die sich ungestraft nicht mehr zurückweisen lassen; wie dreißig Jahre eines segensreichen Friedens die Entwickelung des Volks- und Staatslebens mit Riesenschritten gefördert haben und wie in der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts von der Gesetzgebung und Verwaltung ganz andere Grundlagen zu beachten sind als in der Mitte des achtzehnten.

Ich weiß nicht, ob diejenigen Recht haben, welche unter solchen Umständen gewissen, dem Fortschritt widerstrebenden Elementen im Staats- und Volksleben, auch wohl in den Umgebungen des Fürsten, so manche unpopulaire Gesetze und Verwaltungsmaßregeln beimessen wollen, die Unzufriedenheit erregen, ohne gute Früchte zu bringen.

So viel aber ist gewiß, daß in dem kleinen Lande, in welchem die nachstehende Erzählung spielt, sich so manche reactionaire Elemente fühlbar machen.

Das Volksleben in seinen vielfachen Verschlingungen und Beziehungen wird mehr davon berührt, als man in höchsten Regierungen wohl geneigt sein mag, anzunehmen.

Der Kampf der Partheien: der Aufklärung mit der Finsterniß, der Geldmacht gegen die Besitzlosen, der reichen Ueppigkeit und Sittenlosigkeit gegen das Laster und die Versunkenheit der Armen, die Verkehrtheiten der Philanthropen aus den höhern Ständen, die auf die sittliche und physische Besserung der Lage der Armen einwirken wollen, ohne sie zu kennen; die jesuitischen Umtriebe und ultramontanen Tendenzen im Gegensatz zu der neuen geistigen Bewegung der Aufklärung; die Conflicte der materiellen Interessen der geistigen Elemente, die Civilisation und Gott weiß welche Bewegungen, Reibungen und Hemmungen unsers Zeitgeistes — würden dem vorurtheilsfreien Beobachter des heutigen Volkslebens den reichsten Stoff zu hundert Romanen geben.

Und wenn Eugen Sue in seinem „Ewigen Juden" französische Zustände dieser Art beleuchtet hat, so dürfen wir nur den Blick auf irgend einen beliebigen deutschen Staat werfen, um die Ueberzeugung zu gewinnen, daß sich auch hier ein deutsches Seitenstück dazu, als Volksroman, schreiben ließe. —

Und das sei im Folgenden versucht.

Die Aufgabe, solche deutsche Zustände zu schildern, ist indeß viel zu groß, zu reich und mannichfaltig für den Raum eines einzigen Romans. Man erwarte daher auch hier kein umfassendes Bild, sondern nur Fragmente jenes großen Gesammtbildes, zu dem die Literatur der „Geheimnisse" die ersten dreisten, kühnen und freimüthigen Grundstriche geliefert hatten.

Erst, wenn sich eine Literatur eines volksthümlichen socialen Romans gebildet haben wird, dürfte manches „Mysterium" auch aus höhern Ständen und Verhältnissen zum klaren Bewußtsein kommen.

Im Spiegel erst sehen wir den Flecken auf dem Gesicht, oder wie schief und lächerlich uns vielleicht die eigene Nase steht.

Und darum dächte ich, wäre es in unsern Tagen der achtbarste Beruf eines Romanschriftstellers, daß er den Mängeln, Gebrechen und Thorheiten unserer Zeit einen Spiegel vorhielte — dessen Bild dann unsere Verleger daguerreotypiren, lithographiren und in die Welt senden mögen. Das sei hiermit versucht. —

Also die Begebenheit spielt in der neuesten Zeit. Und der Ort? — — ich werde wohl kein Narr sein und sagen: Hic niger est! —

Aber die geschilderten Zustände finden sich hier und dort so häufig wieder, daß man in verschiedenen deut-

schen Städten und Staaten meinen dürfte, mit Fingern darauf hindeuten zu können.

Es werden Deutungen nicht ausbleiben, die dem Verfasser nicht eingefallen sind. Hat man auch hier und da Züge aus dem Leben gegriffen, so ist doch nie und nirgends eine Persönlichkeit portraitirt.

Eine tüchtige Satyre verfolgt die Sache — nie die Person.

Aber es würde alle Illusion fehlen, wollten wir keinen Ort angeben. —

Vermuthlich ist es das deutsche Fürstenthum: „Geroldstein", welches bis dato in der deutschen Bundesmatrikel noch nicht aufgeführt ist, jedoch aus Eugen Sue's „Geheimnissen von Paris" der Lesewelt nicht ganz fremd geblieben sein dürfte.

Wir werden ja sehen! —

2.

Die Baier'sche Bierstube.

Auf die Gefahr hin, unsere freundlichen Leserinnen gleich von vorn herein in sehr unfreundliche zu verwandeln, müssen wir sie bitten, uns im Gedanken an einen Ort hin zu folgen der der Damenwelt eben so fremd und eben so widerwärtig zu sein pflegt, als der Männerwelt bekannt und gemüthlich.

Wenn wir den Namen dieses Orts bezeichnen, wie er von jedem Vorübergehenden mit goldenen Buchstaben auf den Fensterscheiben, auch über der Hausthür auf dem Aushängeschilde zu lesen ist, so erweisen wir diesem Ort eine große unverdiente Ehre.

Dieser prunkvolle Namen heißt: Weinstube; aber im Innern angekommen, erkennen wir bald, daß ein Gläschen Wein hier nur als ein seltener Luxusartikel getroffen wird, daß aber ein anderes Getränk, woraus schon zu Tacitus Zeiten die alten Germanen ihre Bärenhäuterkraft zogen, — also ein ächt deutsches Nationalgetränk in seiner veredelten Gestalt — das baierische Bier — an diesem Ort das Hausregiment führt.

Verehrer des heiligen Gambrinus nennen dieses Local eine Bierhalle — dagegen die Frauen der hier als Stammgäste vegetirenden Männer nennen es nicht selten in einer vertraulichen Gardinenpredigt — eine — Bierhölle. —

Wir können ihnen nicht recht geben, obgleich uns selbst beim Eintreten in diese halb dunkle Spelunke mit ihren rauchfarbenen Wänden und ihren in Tabaksqualm eingehüllten Gestalten ein ähnlicher Gedanke schon öfter angeweht hat.

Aber wenn sich das Auge an die hier herrschende Dämmerung, die zu Anfange schwerathmende Brust an die Dunstatmosphäre, die durch einige Dutzend Cigarren, einige Oelflammen und aus dem kohlensauren

Gas von einigen fünfzig schäumenden Bierkrügen entwickelt wird, gewöhnt hat, so wird man leicht die Gruppe bekannter Stammgäste herausfinden, zu denen wir uns setzen, um im behaglichen Far niente gereimtes und ungereimtes Geplauder anzuhören; oder über dieses und jenes nach Herzenslust mit zu kannegießern.

Den ehrbaren Frauen, die da freilich bedauerlich genug allein zu Hause sitzen, während ihre Männer ihre abendlichen Erholungsstunden in einer solchen täglich von ihnen besuchten Bierstube hinbringen, können wir jedoch unsere Theilnahme nicht versagen, wenn sie sich so verlassen, allein und unglücklich fühlen; aber zu einiger Beruhigung dürfen wir sie versichern, daß es für den mäßigen und genügsamen Besucher eines solchen ächt deutschen Estaminet, besonders im höheren Lebensalter, wo man Ruhe und Behaglichkeit liebt, keine unschuldigere und wohlthuendere Erholung giebt, als nach vollbrachten Tagesmühen mit guten Freunden und Bekannten ein Stündchen gemüthlich zu plaudern, eine Cigarre dabei zu rauchen und einen nicht kostbaren Krug von dem weinklaren, perlenden, geistig anregenden, ächt deutschen Getränk langsam und in Pausen zu schlürfen, das erst in neuern Zeiten durch seine Veredlung den Wein verdrängt hat aus den Erholungsstunden selbst der gebildeteren Stände.

Es wird gewiß schon manche brave Hausfrau die

Erfahrung gemacht haben, daß der Mann, der verdrießlich, abgespannt und maulfaul — wenn ich so sagen darf — aus dem Geschäftsbüreau oder vom Actentisch oder aus der Schulstube mit der Abenddämmerung in das Familienzimmer tritt, der dann über Alles nörgelt, dem nichts recht, nichts gemüthlich und anregend ist — als ein ganz anderer Mann aus der Bierstube zurückkehrt, wenn er mäßig seinen Krug getrunken hat und nicht länger als etwa eine Stunde dort geblieben ist, wo er über Politik, Tagesfragen und Stadtneuigkeiten geplaudert hat.

Gezwungen zu Hause zu bleiben, würde er den ganzen Abend, schweigsam auf dem Sopha liegend, die blauen Ringe seiner Tabakspfeife in die Luft geblasen haben, und alle Plauderhaftigkeit von Frau und Kindern wäre an seiner aus dem Geschäftsleben mitgebrachten Abstumpfung verloren gewesen — wie anders jetzt, wenn er zur rechten Zeit zum Abendessen heimkehrt; wie ist er da die Liebenswürdigkeit selbst — wie viel Neues weiß er zu erzählen, wie plaudert er mit den Kleinen und fühlt sich so wohl wieder in seiner Häuslichkeit, indem er mit einem Druck der Hand seiner lieben Frau fast zärtlich seine lange Abwesenheit schweigend abzubitten scheint und durch verdoppelte Heiterkeit den kleinen Familienkreis belebt, bis zum friedlichen Schlafengehen.

Darum ihr guten Frauen, die ihr genügsame Män-

ner von gutem soliden Charakter habt, gönnet ihnen die kleine Erholung in der Bierstube, macht ihnen keine Gardinenpredigt; zieht ihnen kein Schmollmäulchen, wenn so ein fleißiger und achtbarer Mann in seinem Geist vergnügt zurückkehrt — ihr würdet ihn dadurch nur noch mehr aus seiner Häuslichkeit verscheuchen und dann würde er am Ende werden, was man nicht mit Unrecht einen Bierteufel nennen dürfte, der mehr im Bierhause wohnt, als in seiner Familienstube. —

Daran aber wäret ihr dann selbst Schuld — dankt übrigens Gott, wenn euer Gatte nicht vielleicht noch aus dem vieljährigen ehelosen Leben, wozu ihn die langsame Carriere im Staatsdienst und daher Mangel an einem hinreichenden Auskommen zwang — noch die Gewohnheit mit herüber genommen hat, in dem späten Ehestand ein unverbesserlicher Habitué der Bierstube zu sein — der, aus einer derselben in die andere gehend, dort zu jeder Tageszeit bis spät nach Mitternacht zu finden ist, wo nichts getrunken wird als Bier — Bier — Bier! —

Einen Krug nach dem andern und dann eine Stange — ein Glas Cognac und wieder eine Stange und so fort und fort, bis die Augäpfel aus dem Kopfe herausplatzen, der Blick stier und dumm in die Welt hinaus starret — der Kopf raucht, das volle Antlitz glänzt, der ganze aufgedunsene Körper nur ein Schwamm zu sein scheint, der die narkotische Flüssigkeit einsaugt wie Was-

ser — der keine schönere Musik kennt, als mit dem Deckel zu klappen, um den Krug wieder gefüllt zu sehen — der bald den Schleimhusten hat, bald Unterleibskrankheiten, dann wieder Anfälle von Schlagfluß — den selbst der Tod mit seiner Hippe nicht schrecken würde, weil seine Leidenschaft schon mächtiger geworden ist, als selbst die Schrecken des Todes. —

Seht da, der Familienvater, den dieser Bierteufel zu Grunde gerichtet hat. Seht, wie er täglich ein bis zwei Thaler bezahlt, selbst für das wohlfeile Bier — während zu Hause die Seinigen darben und Mehlsuppe essen und seine Kinder verwildert aufwachsen und den Vater fast nie zu sehen bekommen, weil sie nach Mitternacht, da er taumelnd heimkehrt, schon schlafen, und weil er selbst am Morgen noch schläft, wenn sie zur Schule gehen.

Seht die so blasse Frau — eines Mannes, der seine 900 Thaler jährliche Einnahme hat — seht ihre kümmerliche Kleidung, womit sie sich nirgends sehen lassen kann, weil ihr Mann für solchen Tand kein Geld, und schon lange von Schulden aller Art bedrängt, keinen Credit mehr hat — seht ihre von durchweinten Nächten rothgeränderten Augen — hört ihre Seufzer, bemerkt ihr still verzweifelndes Händeringen — ihr harter Mann — mag er auch sonstige Züge von Gutmüthigkeit haben — ist er doch taub und blind für Alles, was seiner Leidenschaft widerstrebt; — er hört und sieht sie nicht einmal

an; — in stumpfer Gleichgültigkeit gegen Alles, was sein Hauswesen anbetrifft, ahnet er nicht ihren Kummer — und ohne die Unordnung im Hause zu rügen — wozu er auch wohl kein Recht hätte — wirft er seinen Mantel ab auf bestaubte zerbrochene Möbel — tritt aus dem Schmuz der Straße in den Schmuz der Stube und aus dieser wirft er sich betäubt und mit dumpfem Kopfschmerz auf sein ungemachtes, unsauberes Bett; die Federn fliegen ihm um die Ohren, denn längst sind die noch aus dem Brautstande herstammenden Inbette vermodert und zerrissen — und die Defecte zu ersetzen, dazu fehlt ihnen das Geld, das er in Bier vertrinkt — den Rest der Nacht bringt er hin bewußtlos wie ein Todter — oder schwer athmend und röchelnd wie ein Sterbender.

Und wenn die späte Morgenstunde kommt, wo er, ohne cassirt zu werden, nicht zu oft vom Geschäft fortbleiben darf — wenn ihn die fragliche Gattin mit unermüdeter Geduld endlich wach und munter gerüttelt hat — so muß er erst viel Rum zum schwarzen Kaffee trinken, um nur den Kopfschmerz, das Zittern, die Trokkenheit im Halse und die dumpfe Gedankenlosigkeit los zu werden.

Er reckt endlich die kolossalen schwammigen Glieder. Unter seinen tyrannischen Befehlen helfen ihm Frau, Töchter und Magd in die Kleider; und diese hängen ihm

als Gegenstand weniger Beachtung schlotternd, fadenscheinig, fleckig und mit Daunen besprenkelt am Leibe. Das Haar wird gebürstet, aber es will sich nicht anlegen, nicht die blanke Glatze bedecken. — Nun aber schlägt es Neun. — Horch, die letzte Minute, um auf's Büreau zu gehen — nun stülpt er den Hut auf und fort geht es mit großen Schritten.

Aber vor dem Bierhaus vorbei zu gehen, dazu fehlt ihm die moralische Kraft. Er stürzt sich hinein — ein paar Stangen Bairisch gießt er rasch hin in die Kehle — nun aber auf's Büreau und so im ersten Stadium erregt und gestärkt ist er ganz der Mann dazu, der sein Geschäft mit der Gewandtheit einer vieljährigen Routine und zur Zufriedenheit seines hohen Chefs abzumachen weiß.

Mittags ehe er heimkehrt, um seine magere Linsensuppe zu essen, betritt er wieder die Bierstube. Einige Cottelets und ein paar Krüge Bier haben ihn dann hinlänglich gestärkt, um von zwei Uhr an ein Stündchen zu Hause zu bleiben, um — Mittagsruhe zu halten.

Nachmittags geht es wieder auf das Büreau — dann wieder aus einer Bierstube in die andere — bis Nachts um zwei Uhr — er den friedlichen Schlummer seiner Familie stört.

Und so geht es alle Tage fort und fort — bis ein freundlicher Schlagfluß — ihm den Bierteufel austreibt

und dann sein Stammplatz leer bleibt einige Tage und man endlich hört — er ist todt! —

Na — Gott habe ihn selig — der hat hier manche Stange vertilgt! —

Das ist seine Leichenrede und dann ist er vergessen.

Von einem Solchen will ich euch nächstens mehr erzählen.

Jetzt von einem Andern.

3.

Der Rechtsconsulent.

Alle Stände waren hier gemischt. Man hörte den Titel eines geheimen Raths, eines Finanz-Raths und anderer Beamten eben so oft, als die Namen eines achtbaren Zimmer- oder Maurermeisters. Aerzte, Künstler und Literaten, Kaufleute und Fabrikanten, selbst bisweilen ein mit dem grauen Schnurrbart und eisernen Kreuz geschmückter Invaliden-Offizier füllten hier die Räume. Doch überall sammelten sich Gruppen von Bekannten, meistens Stammgästen dieser Bierstube, die denn bald in ein mehr oder weniger lebhaftes Gespräch geriethen — das mitunter nicht ohne Geist geführt wurde, oft freilich trivial genug in Alltäglichkeiten sich erging. —

Nur Einer saß allein und gleichsam abgesondert in

einer fast dunklen Ecke neben einem der Fenster, an einem kleinen, braun angestrichenen Tische. Er zeichnete sich auch dadurch aus, daß er der Einzige war, der Wein trank, was übrigens eben so wenig beachtet wurde als seine Anwesenheit, obgleich er Allen bekannt zu sein schien, denn die Meisten der Eintretenden grüßten ihn wie einen Bekannten, wenn auch mehr mit dem Ausdruck der Höflichkeit als der Freundschaft. Eben so wurde er auch von denen begrüßt, die in seiner Nähe gesessen hatten und fortgingen.

Man sah es übrigens Allen, die ihn zu kennen schienen, an, daß es nicht Mangel an Achtung war, wenn Niemand, trotz der ziemlichen Ueberfüllung des Locals, auf den leeren Stühlen an demselben Tische, wo er saß, Platz nahm und so mußte wohl in seinem Wesen und in seinen Gewohnheiten etwas so Abstoßendes liegen, daß sich Keiner zu ihm hingezogen fühlte.

In der That erweckte es auch ein gewisses unheimliches Gefühl, wenn man ihn nur eine Zeitlang beobachtete, so lange er sich unbemerkt glaubte.

Die ganze hohe magere Figur erschien da — zumal in der dämmernden Beleuchtung — gespenstisch grau in grau gemalt — so ungefähr wie das steinerne Standbild des Comthurs im Don Juan dargestellt wird.

In der That, der ganze Mann war grau vom struppig in die Höhe gestrichenen Haare an, das Gesicht

mit den wie versteinerten, stark markirten Zügen, mit den Augen klein und rund, die das einzige Bewegliche waren in seinem sonst unbeweglichen Antlitz, mit den scharf geschlossenen Lippen, dem bis unter die weiße Halsbinde zugeknöpften Oberrock bis auf die grauen Filzsocken, die er über die Stiefeln gezogen hatte, in welche die ebenfalls grauen Beinkleider endeten — Alles war grau — man könnte sagen — gespenstisch grau.

Die einzige Bewegung, die er machte, war die, daß er sich mit einer gemessenen Langsamkeit sein Glas voll schenkte, dann einen langsamen Zug daraus trank, den Wein nach Art der Kenner eine Weile im Munde behielt, dann niederschluckte, eine Prise aus seiner goldenen Dose, die er geräuschvoll aufklopfte, nahm und dann in seine vorige Regungslosigkeit zurücksank — aber seine kleinen, glänzend grauen Augen, die sich ohne Bewegung des Kopfes überall hinwendeten, wo die Unterhaltung etwas laut wurde, verriethen, daß er auf Alles genau achtete, was um ihn her vorging oder gesprochen wurde; den stillen Beobachter zu machen, schien seine Unterhaltung zu sein, und die hohe breite Denkerstirn — die einzige Schönheit an diesem Kopfe, schien die Vermuthung zu rechtfertigen, daß er Alles, was er hörte, in seinem Innern gehörig verarbeitete und für seinen Zweck benutzte, daß er überhaupt ein Mann war, der die Gewohnheit hatte, die wichtigsten wie die geringsten

Geschäfte mit eben so großem Eifer als Scharfsinn zu betreiben.

So hatte er eine Zeitlang still gesessen, als ein Mann eintrat, dessen aufgeschwemmte Figur, das aufgedunsene, widernatürlich geröthete Antlitz und die glotzenden, halb geschlossenen Augen uns keinen Zweifel lassen, daß es einer jener, vom leidigen Bierteufel besessenen Habitués der Bierstube war, wie wir ihn vorhin nach seinem eigenen Portrait mit so starken Zügen gezeichnet haben.

Da nur noch in der Nähe jenes grauen Mannes Plätze offen waren, so setzte sich jener so eben Eingetretene, den wir uns erlauben, als den geheimen Forst- und Domainen-Cassenrendant Schwudder der Lesewelt vorzustellen, gerade auf die andere Seite jenes kleinen Tisches, dem uns noch unbekannten Grauen gegenüber.

Anfangs bei seinem Niederlassen schien der geheime Rendant sein vis à vis noch nicht erkannt zu haben, als aber sein Auge sich an die Dämmerung gewöhnt hatte und er den Mann wie mit einem Blick erkannte, so war es ein unheimlicher Schauder, der ihn durchfröstelte. Er zuckte zusammen, die Kupferröthe aus seinem Antlitz wich einen Augenblick einer Erdfahlenblässe; dann zwang er sich zu einer freundlichen Grimasse, indem er dem Grauen eine verbindliche Verbeugung machte; aber er wagte es nicht, ihn anzureden, sondern vertiefte

seine sichtbare Verlegenheit in einen Krug Bier, den ihm so eben der Küfer brachte.

Jener aber ließ ein dämonisches Lächeln über die grauen bleichen Züge blitzen, dann nach einer Pause wendete er ein paar kurze Fragen an seinen Gegenüber, die aber von vorn herein nicht darauf berechnet zu sein schienen, einen angenehmen Eindruck zu machen.

In der That, es giebt Menschen, die nichts lieber thun, als einem Andern, wo sie es nur immer können, etwas Unangenehmes zu sagen, und ein solcher war eben dieser Graue, der in diesem besondern Falle noch seine Gründe zu haben schien, ihm recht schroff entgegen zu treten.

— Wie geht's, Herr Rendant? — fragte der Graue.

— Zu Befehl — wie sie sehen, ganz wohl, Herr Justizrath.

— Das ist mir um so angenehmer, als wir morgen den 25. haben.

— Sie werden doch nicht? — fragte Jener betroffen.

— Fiat justitia et pereat mundus! — — — Das ist mein Wahlspruch, und die Pflicht meines Amtes geht mir über jede andere Rücksicht.

— In diesem Falle, Herr Justizrath, habe ich die Ehre, Ihnen bemerklich zu machen, daß ich als Beamter nicht wechselfähig bin — mithin nicht wohl zum Personalarrest gezogen werden kann.

— Sie können unmöglich glauben, verehrter Herr, — sprach der Justizrath mit einem leichten Hohnlächeln, — daß mir als vieljährigem Rechtsconsulenten dieser Umstand entgangen und Ihr Recht fremd geblieben sei; ich kann Ihnen indeß noch das zur Beruhigung sagen, daß, obgleich Sie sich in contumaciam verurtheilen ließen, das Gericht von Amtswegen erklärt hatte, daß Sie nicht wechselfähig seien und deshalb auch nicht auf Personalarrest, sondern nur im Allgemeinen auf Execution erkannt hatte.

— Das war mir entgangen — Sie geben mir das Leben wieder, Herr Justizrath — übrigens gegen Auspfändung glaube ich gesichert zu sein, — fuhr er mit so leiser und gepreßter Stimme fort, daß er ganz sicher war, bei der lebhaften lauten Conversation an den andern Tischen nicht gehört zu werden. — Schon längst besitze ich kein Object der Execution mehr in meinem Hause. Was da ist, gehört entweder meiner Frau oder ist von Möbelhändlern gemiethet — zudem auch fast Alles werthlos oder doch zur äußersten Nothdurft gehörig — als Betten und tägliche Kleidungsstücke, die das Gesetz von der Auspfändung eximirt.

— In diesem Falle, — sprach der Justizrath mit einem seltsamen Lächeln und kniff boshaft die Lippen aufeinander, — würde ich allenfalls meinen Clienten bewegen, terminliche Zahlungen anzunehmen; vorausgesetzt,

daß sich zur Sicherheit derselben das noch Disponible Ihres Gehalts mit Arrest belegen ließe.

— Auch dagegen, — sprach der Rendant mit wachsendem Muth, nachdem er einen großen Zug aus seiner sogenannten Bierstange gethan hatte, — wären wir gesichert. Meine Frau hat, versteht sich auf mein Anrathen, in Zeiten ihre Illaten gegen mich eingeklagt, es ist auf Separation des Vermögens erkannt und so hat sie denn eben jenes disponible Viertel meines Gehalts sich anweisen lassen. — Sie sehen also . . . .

— So? Sie leben aber nicht separirt von ihr?

— Wozu? es lag mir nur daran, gegen die ewigen Vexationen wegen der kleinen Klippschulden, die sich in einer Haushaltung nicht vermeiden lassen, gesichert zu sein. — So, Herr Justizrath, gewährt es in der That ein angenehmes Gefühl der Sicherheit, sich gleichsam hieb- und schußfest zu wissen gegen alle Operationen eines Gerichts-Executors. — He — he — he!

Der Justizrath hatte bei diesem Gespräch seine goldene Dose zwischen dem Daumen und Zeigefinger gedrehet, klopfte jetzt auf den Deckel derselben, öffnete sie und präsentirte dem geheimen Rendant eine Prise; dieser glaubte schon über alle Berge zu sein und griff zu mit einer verbindlichen Verneigung; der Rechtsconsulent aber fuhr fort:

— Sie erlauben mir wohl, mein werther Herr,

Ihnen in usum Delphini eine kleine Historie aus meiner Praxis zu erzählen.

— Sie sind sehr freundlich; ich bin zwar nicht Jurist, aber ich habe eine wahre Passion für interessante Rechtsfälle.

— Nun wohl, so hören Sie. Ich hatte einmal — es mögen zehn Jahre her sein — gegen einen königlichen Beamten eine Wechselschuld, gerade wie gegen Sie, von 600 Thaler nebst Verzugszinsen einzuklagen.

— Eine Wechselschuld?

— Wie ich sagte — der Mann war nicht wechselfähig — das war mir bekannt; ich stellte indeß dennoch aus guten Gründen die Wechselklage an. Was geschieht? wie ich vorausgesehen hatte — auch in Ihrem Falle — so wurde die Schuld nur als eine einfache, chirographarische erkannt; der Schuldner hatte — gerade wie Sie — dafür gesorgt, daß weder eine Beschlagnahme seines Gehalts noch eine Execution in seinem Mobiliar mehr möglich war . . .

— Nun — also . . .

— Also mußte ich als gewissenhafter Rechtsconsulent auf andere Mittel und Wege denken, meinem Clienten zu seiner Zahlung zu verhelfen, wo nicht, wenigstens die Unrechtlichkeit eines gewissenlosen Schuldners zur gesetzlichen Ahndung zu bringen.

— Nicht möglich!

— Allerdings möglich! — Am Verfalltage, als jener Debitor nicht zahlte, reichte ich eine Criminaldenunciation gegen ihn ein; ich bewies darin, daß der Schuldner, wohl wissend, daß er nicht wechselfähig sei, einen Wechselbrief ausgestellt habe, um sich bei dem rechtsunkundigen Gläubiger in betrüglicher Absicht Credit zu verschaffen, — ich bewies, daß er in betrüglicher Absicht solche Vorkehrungen getroffen habe, die jede andere Execution zum Voraus wirkungslos gemacht hatten. — —

— Und die Gerichte gingen darauf ein?

— Und das von Rechtswegen!

— Und die Folgen . . . . . ? Bei dieser Frage war die große, schwammige Figur des professionirten Biertrinkers so gespannt, daß er den schon dem Munde nahe gebrachten Bierkrug in der Hand behielt.

— Nun — wie sie in solchen Fällen nicht ausbleiben können: — Suspension vom Amte — Absetzung und Zuchthausstrafe wegen betrüglichen Bankerottirens.

— Und der Mann, den es betraf . . . . ?

— Ist, zum Glück für ihn, im Zuchthause gestorben — seine Familie lebt im Elend: — d. h. sie liegt der Armencasse auf dem Halse — das will aber niemals zureichen.

— Und dazu — solches Unglück zu stiften — hätten Sie das Herz gehabt?

— Das ist eine Frage der Gerechtigkeit, mein Lie-

der, nicht der Menschlichkeit. Der Mann, der mit dem Bewußtsein, nicht bezahlen zu können, unter betrüglichen Vorspiegelungen Schulden macht, verdient kein besseres Geschick. Die Macht des Gesetzes hatte ihn getroffen, ich bin nur das Werkzeug dazu, fiat justitia!

Mit Worten läßt es sich nicht beschreiben, welche ungeheure, Grausen erregende Strenge in diesen scharf accentuirten Worten und auf den noch viel schärfer ausgeprägten Gesichtszügen des grauen Mannes lag.

Auf den schwammigen Bierfreund mußte das Bewußtsein, daß Gnade und Schonung von diesem Charakter auf keine Weise zu hoffen sei, einen furchtbaren Eindruck machen.

Ein tiefes Schweigen von beiden Seiten füllte die Pause, die der Graue dazu benützte, sich langsam ein Glas klaren Moselwein einzuschenken, diesen eben so langsam mit schlürfendem Behagen zu trinken, und dann das Glas wieder auf den Tisch zu setzen.

— Wie gesagt, — unterbrach er dann das Schweigen, — das ist so meine Gewohnheit, so zu verfahren. Ich habe die Erfahrung in meiner Praxis gemacht, daß in solchen Fällen es nicht selten von Erfolg ist, mit der größten Energie einzuschreiten, d. h. am Verfalltage, wenn die Zahlung der ausgeklagten Schuld nicht erfolgt, statt aller vergeblichen Executions-Anträge den Criminalprozeß einzuleiten, versteht sich nach vorheriger

Warnung, und diese, denke ich, habe ich auch in Ihrem Falle deutlich genug ausgesprochen.

— Sie wollen mich also zu Grunde richten, Herr Justizrath? — fragte der geheime Rendant völlig niedergeschmettert mit ganz leiser und gepreßter Stimme.

— Bedauere sehr — aber Recht muß Recht bleiben.

— Aber es ist ja nur ein Bierwirth, der die Forderung macht. Die Valuta meines Wechsels habe ich ja nur ganz unschuldig in Bier vertrunken, und wer weiß, ob er nicht mitunter mit doppelter Kreide angeschrieben hatte; wer controllirt solche Rechnungen, die uns unter den Händen anwachsen?

— Gleichviel; Sie hatten den Betrag Ihrer Schuld für binnen zwei Jahren getrunkenes baier'sches Bier anerkannt und durch jenen Wechsel verbrieft. — Sie haben überhaupt so oft schon eine wahre Virtuosität im Schuldenmachen bewiesen, um einen Augenblick daran zweifeln zu können, daß Sie nur Ihr Nachdenken etwas anzustrengen brauchen, um den Betrag der Schuld wie der Kosten durch ein neues Darlehn oder sonst wie zu decken.

— Sollte vielleicht die Erbschaft aus Batavia . . . ?

— Und wenn es Tonnen Goldes wären, ich würde jetzt in meiner Bedrängniß mein ganzes Anrecht für 800 bis 1000 Thaler verkaufen.

Der Rechtsconsulent zuckte die Achseln.

— Sie kennen die Bedingung, sine qua non, un-

ter welcher Ihre verwandtschaftlichen Verhältnisse Ihnen nur Anrechte gewähren würden.

— Nun freilich: tugendhafter Lebenswandel, unbefleckter Ruf, oder wenigstens vollständige moralische Besserung, im Fall früherer Fehltritte.

— Eben so streng als milde . . .

— Nun in diesem Falle, Herr Justizrath, könnte ich mich kühn auf die Conduitenliste beziehen. Mein hoher Chef ist mir persönlich gewogen, und den Subalternen — unter uns gesagt — der ihm die Nachrichten über das Privatleben der Beamten zuträgt — der also eigentlich die Conduitenlisten macht — habe ich völlig in der Tasche.

— Nun, nun, rühmen Sie sich dessen nicht. — Ich weiß nicht, ob ein Vater den Tugendpreis verdient, der — wie die böse Welt sagt — die Tugend seiner einzigen Tochter Preis giebt — einem hohen Vorgesetzten und seinem Vertrauten, um — gut angeschrieben zu stehen.

— Das soll man mir beweisen, Herr Justizrath, es wird hier viel gelogen und verläumdet; das Unschuldigste wird gleich übertrieben und verdreht, und wenn ein redlicher Familienvater, für seine Existenz besorgt, einmal das Auge zudrückt, um . . . . . Nun, Sie kennen ja das Sprichwort: eine Hand wäscht die andere! Uebrigens würde ich von der hiesigen Polizei das beste Füh=

rungszeugniß bringen. Nicht einmal mit einer brennenden Cigarre bin ich bis jetzt abgefaßt. Ich meine also, wenn ein solches Führungszeugniß den Erbschaftsacten beigelegt würde . . . . . .

— Und die Rechnung über **600** Thaler für getrunkene etwa **9000** Krüge baierisch Bier . . . .

— Das würde nur von Ihrer Güte abhängen, Herr Justizrath, — sprach der Rendant mit Fassung und einschmeichelnder Freundlichkeit, — es steht ja ganz bei Ihnen, solche kleine Allotria zu ignoriren, und wenn Sie es vielleicht für angemessen hielten, um einige Millionen zu verdienen, sich selbst in das Geschäft einzuzulassen . . . .

— Mein Herr, — unterbrach ihn der Justizrath sehr ernst und streng, — Sie vergessen, daß ich allgemein im Rufe der strengsten Rechtlichkeit und Gewissenhaftigkeit stehe, und daß meine ganze Existenz darauf beruht, diesem Ruf Ehre zu machen — ich, der ich Consulent des Testaments-Executors bin, der also eine Stimme hat bei der Entscheidung der Frage: wem soll die Erbschaft zufallen; ich sollte zu meinem eigenen Vortheil lügen, Richter und Partei in einer Person sein? nimmermehr! Lassen Sie uns also von jener Chimaire abbrechen und erlauben Sie mir, daß ich mich mit Theilnahme nach dem Ergehen Ihrer werthen Familie erkundige.

— Sehr gütig — meine Frau ist leider stets kränklich — vergeht wie ein Schatten . . . .

— Vor Kummer, wie man sagt. — Und Ihre Söhne?

— Die beiden kleinen besuchen das Gymnasium.

— In welcher Classe?

— In der That — ich kann mich in diesem Augenblick nicht recht darauf besinnen — ich habe ihre Censuren lange nicht gesehen.

— Auch die Kinder selbst nicht, — ergänzte der Justizrath, — sie werden, wie ich höre, in diesen Tagen von der Schule verwiesen werden — wegen — unsittlicher Neigungen — wie man schonend genug andeutet.

— Verläumdung! ich werde sogleich selbst einen derben Brief an den Director schreiben und meine hoffnungsvollen Knaben zurücknehmen.

— Ihr zweiter Sohn im Zuchthause zu * * * war ja wohl auch ein hoffnungsvoller Knabe. — Seine Entlassung aus der Strafanstalt soll nahe bevorstehen. Freuen Sie sich, glücklicher Vater!

— Er hat schwer gebüßt für das Versehen, ein jugendlicher Leichtsinn, sich der Börse seines Lehrers zu seinen kleinen Privat-Vergnügungen bedient zu haben. Es war Unrecht von dem Mann, solche Kleinigkeit an die große Glocke geschlagen zu haben . . .

— Ihre eigene Schuld — Sie konnten und wollten

die entwendete nicht unbedeutende Summe nicht erstatten, — also — wer trägt die Schuld?

— Gleichviel, der Junge hat einmal mein Haus entehrt, ich habe ihm meinen Vaterfluch gegeben und nehme ihn nicht wieder auf.

— Und der Andere — der Schauspieler —

— Ist auch ein mißrathenes Subject, das die Ehre meines Hauses nicht beflecken soll.

— Er soll, in sehr desolaten Umständen, auf dem Schub zurückgekommen sein von der Wanderschaft und bei Bekannten schon gebettelt haben.

— Nicht möglich! — über meine Schwelle wenigstens darf der Ungerathene nicht wieder treten!

— Mein lieber Herr geheimer Forst- und Domainen-Cassen-Rendant, — sprach der Rechtsconsulent im Ton der Milde, doch nicht ohne Schärfe im Blick; — haben Sie wohl noch nie daran gedacht, daß die Kinder eines Vaters, der sich um seine Familie nicht bekümmert, der diese darben und ohne alle Erziehung aufwachsen läßt, während er ein Lebemann ist, welcher nicht einmal weiß, in welche Schulclasse seine Söhne gehen, weniger zurechnungsfähig sind, wenn sie zu Falle kommen, als dieser Vater selbst? — Haben Sie wohl einmal die schöne Parabel vom verlornen Sohne in der heiligen Schrift gelesen und beherzigt?

Einen Augenblick war der Rendant wie zerknirscht.

Dann ließ er sich einen frischen Krug geben und trank diesen aus bis auf den Grund. — Damit schien ihm aber plötzlich ein desperater Entschluß gekommen und der Muth gewachsen zu sein. Mit einem gewissen Trotz richtete er sich auf und sprach dann:

— Mein Herr Justizrath, morgen werden Sie bei Heller und Pfennig, mit Zinsen und Kosten bezahlt werden, und dann haben Sie nicht das Recht mehr, sich um meine Privatangelegenheiten zu bekümmern.

— Außer der Erbschaft wegen — Sie wissen, daß ich Mandatar des Testamentsexecutors bin.

— Freilich, freilich, indeß, wenn ich ungerecht behandelt und verläumdet werde, so werde ich klagen, und die Gerichte entscheiden bekanntlich in solchen Fällen nach amtlichen Attesten und Führungszeugnissen; was nicht in den Acten steht, das ist für sie nicht in der Welt; meine Zeugnisse werden glänzend sein, also . . . . Auch habe ich Connexionen. Vergessen Sie nicht, daß ich Secretair im Frauen-Wohlthätigkeits-Verein bin, dessen vorsitzende Excellenz die Frau Ministerin, dessen hohe Protectrice die Fürstin selbst ist, also . . . .

— Wünsche Glück dazu.

Bei diesen Worten erhob sich der Aufgeschwämmte und grüßte den Grauen. Dieser erwiederte vornehm-kalt den Gruß und jener begab sich fort, da derselbe Abend seine Betriebsamkeit noch anderweit in Anspruch nahm.

Wir werden ihn unter ganz andern Verhältnissen wiedersehen.

Der Rechtsconsulent saß wieder allein. Die Unterhaltung an allen Tischen war noch immer lebhaft genug, um überzeugt sein zu dürfen, daß Niemand auf diese entsetzliche Unterredung geachtet hatte.

4.
Ein Literat.

Eine Zeitlang blieb der zweite Platz leer an dem kleinen Tisch in der dunkeln Ecke, woran der graue, dämonische Rechtsconsulent saß. Er hatte sich so eben die zweite Flasche — dieses Mal von einer bessern Sorte — entkorken und das erste Glas einschenken lassen. Mit Kennermiene hatte er den trefflichen Haut-Sauterne von unzweifelhaft guter Lage und gutem Jahrgange schlürfend über die Zunge laufen lassen, und schien nun nachgerade sich so recht à son-aise zu befinden, sei es nun, daß der Wein anfing, auf sein stets umdüstertes Gemüth zu wirken, oder daß er sich freute, daß sein menschenfeindlicher Sinn wieder einmal einen glänzenden Sieg davon getragen hatte über einen seiner Nebenmenschen.

Während er so in träumerischen Gedanken das gehabte Gespräch zu recapituliren schien, trat ein junger

Mann ein, der im ersten Augenblick unter den Stammgästen dieser baier'schen Bierstube einiges Aufsehen zu machen schien, weil er noch von keinem derselben hier gesehen war.

Der junge Mann hatte feine, geistreiche Gesichtszüge, große dunkle Augen und ein schwarzes, langes, schief gescheiteltes und glänzend glatt gekämmtes Haar, das die Ohren bedeckte und unter dem Nacken rund geschnitten war, so daß sich die Spitzen des Haars nach innen krümmten. Er trug ein schwarzes, schmales Seiden-Halstuch mit einer kleinen, nachlässig geknüpften Schleife und umgeschlagenen Hemdkragen, einen schwarzen, breitschößigen Frack und darüber einen kurzen, mit Marderpelz besetzten griechischen Mantel mit weiten hängenden Aermeln, die mit vielen Schnüren und Litzen kunstreich garnirt waren.

Es fehlte ihm auch nicht der Schmuck unserer literarischen Jugend, der bekanntlich in einem feinen Schnurrbart, einem spitz geschnittenen Kinnbart und einer ovalen, sehr feinen Brille besteht.

Mit einem leichten Gruß gegen den Grauen gewendet, setzte er sich an dessen Tisch, indem er den Pelzmantel über die Stuhllehne zurückfallen ließ, nahm seine feine goldene Brille ab, die von der Stubenwärme angelaufen war, putzte sie mit einem schönen Foulard, sah flüchtig nach seiner goldenen Cylinderuhr, die er an einer

seinen goldenen Kette trug, nahm dann ein mit Perlen gesticktes Cigarren-Etui aus der Tasche und machte die Cigarren zum Anrauchen zurecht; dann forderte er von dem wartenden Küfer einen Fidibus zum Anzünden und einen Krug, und brachte darauf seinen Glimmstengel kunstgerecht zum Brennen. Ein feiner Havannah-Geruch bewies, daß es kein schlechtes Blatt war, das er rauchte. Nun griff er mechanisch nach einer auf dem Tische liegenden Zeitung und blickte hinein, obwohl es von der hängenden Doppellampe in der Mitte des Zimmers in diesem Winkel fast zu dunkel war, um ohne Anstrengung lesen zu können.

In allen diesen Bewegungen lag so viel natürliche Unbefangenheit und ein gewisses vornehmes, anmuthiges Wesen, daß ein feiner Beobachter sehr leicht zwei Bemerkungen hätte machen können — einmal, daß der junge Mann, der, beiläufig bemerkt, etwa 25 Jahre alt sein mochte, gewohnt war, sich in der großen Welt mit Sicherheit zu bewegen, und dann, daß er eine gute Erziehung genossen haben mußte. Woran wir das erkennen, ist oft so etwas Unnennbares, so ein Hauch von Tact im Benehmen, daß es schwer sein würde, zu beschreiben, worin sich die angelernte äußere Politur eigentlich von der innern höheren Bildung unterscheidet. Man kann dergleichen wohl herausfühlen, aber nicht definiren.

Der Justizrath hatte während dieser, ein behagliches

Nichtsthun einleitenden Bewegung seines neuen Gegenüber, denselben stets mit den stechenden Blicken seiner kleinen, grauen Augen beobachtet, ohne nur durch irgend einen andern Zug seines kalten, wie versteinerten Angesichts die geringste Theilnahme zu verrathen.

— Das weiß der Himmel, — lächelte der junge Mann halb laut redend, indem er das Zeitungsblatt von großem Folioformat auf den Tisch warf, — ich bin doch ein rechter Pechvogel; keine Bierstube kann ich betreten, ohne daß mir die farbenloseste aller deutschen Zeitungen — die hiesige Staatszeitung — in die Hand läuft.

— Ich lese keine andere, — sprach der Graue trocken.

— Daraus vermuthe ich, — nahm Jener mit ironischem Lächeln das Wort, — daß ich die Ehre habe, einem loyalen fürstlich N . . . schen Beamten gegenüber zu sitzen.

— Zu dienen, ich bin Justizrath, Advocat und Notar.

— Und ich bin Doctor.

— Doctor der Medicin?

— Nein, der Philosophie.

— Und sonst — ?

— Literat.

— Literat — weiter nichts?

— Mir genügt es. Die freie Stellung hat ihr

Angenehmes, und das Wort, das wir schreiben, dringt zu vielen Tausenden, während das, was wir reden, oft nur vom Nächsten gehört wird.

Der Graue zuckte die Achseln, um seine dünnen, scharf geschlossenen Lippen zog sich ein stolzes, verächtliches Lächeln, und wir dürfen überzeugt sein, daß der fürstlich N . . . sche Justizrath im Bewußtsein seiner amtlichen Stellung das Gespräch mit einem Literaten, der nichts ist und nichts hat, sicher nicht fortgesetzt haben würde, wäre ihm nicht die Gelegenheit willkommen gewesen, einem solchen, in seinen Augen unbedeutenden Menschen, sein Uebergewicht so recht fühlen zu lassen und ihn, wie damals der provinzielle Kunstausdruck dafür war, tüchtig zu vermuffen. — Was ihn noch mehr dazu anreizen mochte, war der Umstand, daß einige der lautesten Sprecher an den übrigen Tischen fortgegangen waren, und die noch da saßen, still schwiegen und jene Beiden mit Neugier zu beobachten schienen.

Darum fuhr er fort:

— Das ist eben das Unglück in unserer Zeit, daß die jüngere Generation unserer Schriftsteller sich berufen glaubt, über Staatsangelegenheiten, wovon sie nicht das Mindeste verstehen, das große Wort zu führen. Sie machen Beamten und Staatsmännern das Leben nur sauer; — es ist eine wahre Schande, daß die Censur nicht strenger gehandhabt wird.

— Das ist mir doch höchst interessant, — entgegnete der Literat mit einem feinen Lächeln, — eine solche Meinung so unumwunden ausgesprochen zu hören; in unsern Tagen pflegen Männer von Bildung, die der Partei der rückgängigen Bewegung angehören, sich zu schämen, es offen zu bekennen, daß sie nicht mit der Zeit fortgeschritten sind und ihre Forderungen nicht begriffen haben.

— Ich, mein Herr, — sprach der Justizrath mit Nachdruck, — glaube nicht Ursache zu haben, mich schämen zu müssen, daß ich nicht wie jeder leichte Federheld, mich von dem Winde der sogenannten modernen Theorien fortreißen lasse. Ich bin im Gegentheil stolz darauf, daß ich durch vieljährige Praxis gleichsam eins geworden bin mit jenen Principien des Stillstandes, dem die Monarchien ihren Glanz und ihre Größe verdanken.

— So würden Sie auch nicht für die endliche Einführung einer in der Wiener Bundes-Acte von allen deutschen Fürsten verheißenen landständischen Verfassung stimmen?

— Das ist die frechste Anmaßung unserer Demagogen, zu verlangen, daß das Volk durch seine Vertreter wenn auch nur einen berathenden Antheil an der Gesetzgebung und Regierung haben solle. Dazu ist der Monarch, daß er absolut und allein regiere; denn das Land und das Volk sind sein Eigenthum, und dazu sind die Minister und die Beamten, daß sie den Willen des

Monarchen unbedingt zur Vollziehung bringen. Wir brauchen keine Stände, nicht einmal Kreisstände, das ist schon viel zu viel nachgegeben; wozu besoldet der Fürst seine Beamten, wenn jedes Großmaul aus dem Volke mit drein reden will?

— Sie werden doch zugeben müssen, daß ein Mensch mit zwei Augen besser sieht als mit einem Auge, zumal wenn man ihm ein gefärbtes Brillenglas aufgesetzt hat?

— Natürlich, indeß, was soll das hier? — — In einer constitutionellen Monarchie sieht der Monarch mit zwei Augen, Beamten und Ständen, in einer absoluten nur mit einem Auge, vermöge der gefärbten Brille, die ihm die Beamten aufsetzen, damit er die Verhältnisse im Volksleben ja nicht anders kennen lernt, als sie ihm solche unterthänigst und unvorgreiflich zur höchsten Maßgabe vorlegen. Daher diese unpopulairen Gesetze, die mitunter passen, wie die Faust auf's Auge, nachdem der absolute Wille nur durch die Beamtenscala seine Richtung empfangen hat. — Die Beamten aber verstehen das Ding besser als solche Landjunker, Bürgermeister oder Pfaffen, welchen die Freunde einer ständischen Verfassung das Recht geben wollen, Gesetze und Verordnungen, ehe sie erlassen werden, zu berathen. Was soll das nützen?

— Erlauben Sie mir ein Gleichniß: Wenn z. B. ein Mensch, der einen Hut mit breitem Rande trägt,

unter einem Thurm vorbeigeht, so sagen Sie mir, wer kann seine Gesichtszüge deutlicher und bestimmter erkennen: wer oben von der Gallerie des Thurmes herabsieht, oder wer unten an seiner Seite steht?

— Nun der Letztere, ohne Zweifel.

— Ganz richtig, und zwar, weil jener den Menschen nur aus der Vogelperspective sieht, wo er unter dem Hut verschwindet, dieser aber ganz aus der Nähe und von der Seite her. Jener ist der Beamte, dieser der Volksrepräsentant. Daher wird der Monarch immer die Verhältnisse im Volksleben richtiger erkennen, wenn er auch Vertreter und Deputirte aus der Mitte des Volks zu Rathe zieht, als wenn er gleichsam aus einem Luftballon herab sein Land überschaut und keine anderen Rathgeber hat, als die auf den Gallerien der Thürme stehen. — In der That, der Monarch ist der Wahrheit nach um so mächtiger, um so geehrter und geliebter vom Volke, je mehr er sich mit freisinnigen Institutionen umgiebt; je vertrauungsvoller er sich auf wahre und ächte Volksvertretung stützt. Wir leben nicht mehr in den Zeiten Peters des Großen oder Friedrichs des Großen, wo die Staatsmaschine noch so einfach war, daß ein einziger starker Wille vom Thron herab Alles lenken und beherrschen konnte, wo das Volk so unwissend, die Beamten so servil waren, daß eine andere als eine despotische Regierung kaum möglich war; wir leben in einer

papiernen Zeit, wo zu viel regiert wird, wo der Monarch seine Beamten gar nicht mehr übersehen kann, wenn ihm die Controlle der öffentlichen Meinung fehlt; wo das Volk ihn für Alles verantwortlich macht, obwohl es eine Unmöglichkeit ist, daß er selbst Alles entscheidet. In einem constitutionellen Staat ist der Monarch heilig und unverletzlich, und nur die Minister sind verantwortlich; in einer absoluten Monarchie ist es gerade umgekehrt der Fall. Darum halte ich unter gewissen Modificationen, welche die Erfahrung mancher Staaten an die Hand geben dürfte, die constitutionellen Monarchien für die vollkommensten und für die wünschenswertheste Verfassung.

— Aber kein König, kein Fürst, kein Minister wird Ihrer Meinung sein.

— Ein aufgeklärter Monarch kann unmöglich den Vortheil einer solchen Stellung verkennen. Wo er ohne Stände, ohne Verantwortlichkeit der Minister herrscht, da wird, wie gesagt, jeder Fehlgriff der Gesetzgebung oder Verwaltung ihm persönlich zur Last gelegt und er wird, sei er auch der verständigste und der beste Mensch von der Welt, ohne seine Schuld nur zu leicht unbeliebt werden; in einer constitutionellen Monarchie tadelt man in solchen Fällen die Minister, selbst die Kammern, aber nie den Monarchen; ich bin überzeugt, wir würden keinen europäischen Monarchen mehr haben, der seinem

Volke noch keine ständische Verfassung gegeben hätte, wenn nicht seine Umgebungen ihn davon abmahnten.

— Den Teufel auch, Minister zu sein in einem constitutionellen Staate, das ist die mühsamste, undankbarste und unsicherste Stellung von der Welt. Welcher hochgestellte Beamte, dessen Willen bis jetzt eine fast absolute Macht gehabt hat, wird sich freiwillig dazu hergeben, durch den geringsten Windstoß in der Deputirten-Kammer von seiner Ministerbank herabgeblasen zu werden?

— Daran liegt es aber auch; es ist angenehmer und leichter, zu regieren ohne Stände, nach dem absoluten Willen des Monarchen und dem eigenen car tel est nôtre plaisir, als gegen eine stets rege und mächtige Opposition sich zu behaupten.

— Herr, Sie sind Demagoge!

— In dem Sinne gewiß nicht, den Sie damit verbinden. Ich bin ein guter Patriot, der unter so bewegenden Verhältnissen es schon dankbar als einen gesunden Fortschritt erkennt, daß die Censur unter dem Schutz der Gesetze wenigstens die wohlwollende, anständige Besprechung innerer Staatsangelegenheiten nicht hindern darf. So wird sich nach und nach durch Hin- und Herreden eine so gediegene öffentliche Meinung und eine solche politische Mündigkeit des Volks herausbilden, daß überall die Monarchen selbst und ihre Rathgeber sich den immer entschiedener hervortretenden Forderungen

der Zeit nicht mehr lange werden entziehen können. Und das ist die Ahnung des beginnenden Völkerfrühlings, welche die Brust freudig bewegt, und darin eben liegt der Unterschied zwischen dem besonnenen Freunde des Fortschritts und dem Alles überstürzenden Radicalen, daß dieser auch das wenige Gute verwirft, welches ihm die Gegenwart bringt, weil es ihm nicht genügt, während jener dieses Gute dankbar wie die Rosenknospe im Frühling empfängt und freudig hoffend das Entfalten derselben erwartet.

— Das schmeckt ein wenig stark nach Phantasterei, — sprach der Graue mit kaum unterdrücktem Hohn.

— Und Ihre Bemerkung, — entgegnete der Andere lächelnd, — riecht noch stärker nach dem alten Sauerteig des vorigen Jahrhunderts, in welchem die Made der Reaction sich so wohl befindet.

— Mein Herr . . . . !

— Beliebt?

Damit hatte das Gespräch den Höhepunkt der Spannung erreicht. Ein Pistolen-Duell, oder wenigstens ein Streit und in Folge dessen ein Injurienprozeß schien unvermeidlich zu sein; indeß die determinirte Haltung und überlegene Geisteskraft des Literaten schien dem Rechtsconsulenten doch etwas imponirt zu haben. Er schenkte sich ein Glas Wein ein und trank es aus. Der Literat that einen Zug aus seinem Bierkruge; jener klopfte an

seine goldene Dose und präsentirte diesem eine Prise, und der Friede schien in diesem Augenblick geschlossen und ratificirt zu sein.

— Bei Ihren Gesinnungen, — sprach der Justizrath nach einer Pause, — würden Sie auch die neue Bewegung unserer Zeit, ich meine die Vereine zur Besserung der physischen und moralischen Lage der Arbeiterclassen nicht mit günstigen Augen ansehen.

— Es liegt diesem Vereine eine rein menschlich-schöne Idee zum Grunde, — versetzte der Literat mit einiger Zurückhaltung.

— Und was die Hauptsache ist, unser Fürst hat sich dafür erklärt und die höchsten Staatsbeamten führen sie in's Leben.

— Das ist es eben, was mich besorgt macht, daß diese Vereine nie eine völlig volksthümliche Entwickelung gewinnen werden.

— Die ersten Generalversammlungen waren zahlreich besucht von Personen aus allen Ständen.

— Allerdings, in Folge namentlicher Aufforderungen und umhergesandter Listen; aber was wird weiter daraus?

— Warten wir es ab; was von den höchsten Autoritäten in Schutz genommen wird, kann nie mißlingen.

— Ich will wünschen, daß Sie recht haben. Bei den so schönen, rein menschlichen Zwecken dieses Vereins

kann ich mich ordentlich ängstigen, daß ich nirgend darin die Arbeiter selbst vertreten sehe. Diese armen Leute, die mit Anstrengung aller ihrer Kräfte, mit dem Opfer ihrer Gesundheit kaum so viel verdienen, wie ihnen der nothdürftigste Lebensunterhalt kostet, müssen am besten wissen, wo sie der Schuh drückt. Die hohen Staatsbeamten, die nie die Wohnung eines solchen Armen betreten, nie ein Wort mit ihm gewechselt haben, wissen es doch wahrhaftig nicht aus eigener Erfahrung.

— Aber die Fabrikanten, die Handwerksmeister, die Brodherren, die mit im Vereine sich befinden, die solchen Leuten jedenfalls näher stehen . . . .

— Ja sogar auf ihren Nacken stehen . . . Man kann wohl Gerechtigkeit, Billigkeit und Humanität von dem wohlwollenden Brodherrn erwarten; nie aber eine völlige Unparteilichkeit der Erkenntniß. Die Fabrik- und Brodherren jeder Art haben stets ein Interesse dabei, möglichst viele, möglichst gute, aber auch möglichst wohlfeile Arbeit von ihren Arbeitern zu verlangen; dagegen haben diese stets das entgegengesetzte Interesse: für möglichst hohen Lohn möglichst wenig und möglichst leichte Arbeit zu liefern. Ich bitte Sie um des Himmels Willen, wie kann bei solchen widerstreitenden Contrasten eine unparteiische Vertretung des einen Theils durch den andern nur vernünftiger Weise denkbar sein?

— Allerdings der eigene Vortheil ist der mächtigste

Hebel im materiellen Verkehr, indeß die Zulassung der Arbeiter zu solchen Vereinen würde zum verderblichen Communismus, zu Arbeiter-Vereinen und Arbeiterrevolten führen.

— Und glauben Sie, daß jene Vereine, welche die Arbeiter ausschließen, nicht noch viel schneller dahin führen werden, in der Arbeiterclasse selbst eine Reaction zu erwecken? — In Folge solcher Vereine werden bei den Arbeitern ganz andere Ideen erwachsen, als man hohen Orts beabsichtigen mag. Da denken die geringen Leute: wenn die vornehmen Herrschaften uns helfen wollen, so mögen sie uns Geld geben, unsere Arbeit besser bezahlen, unsere Noth mildern, mit einem Worte, sie werden nur eine materielle Hülfe erwarten, die gar nicht in den Zwecken und Kräften des Vereins liegt, weil sie die geistige Hülfe und die Macht der Sympathien, die man ihnen zuwenden will, bei ihrem Mangel an Bildung gar nicht zu ahnen, zu begreifen und zu würdigen wissen. — Sucht man ihnen aber begreiflich zu machen, daß es nur auf eine moralische Besserung ihrer Zustände abgesehen sei, so fragen sie mit Hohn: Ihr Reichen, die Ihr uns bessern wollt, seid Ihr denn selbst schon moralisch gebessert, sind Eure Champagnergelage, Eure Spielhöllen, Eure Maitressenwirthschaft, Eure Heuchelei und Ränke, Euer Geiz und Eure Habsucht, Eure Selbstsucht und Kaltherzigkeit etwa eben so viel Cardinaltugenden,

daß Ihr Euch zu Richtern unserer Sittlichkeit berufen fühlt? Und so werden die Arbeiter in ihren Erwartungen sich furchtbar getäuscht sehn, sie werden dadurch um so mehr erbittert werden, je mehr man sie zu versöhnen sucht; sie werden endlich von ihren hohen Gönnern die Macht der Association kennen lernen, und sich selbst unter einander vereinigen zum Schutz und Trutz gegen die Brodherren, deren Laune, Gewinnsucht oder ungünstige Conjuncturen im Geschäft sie immer fort drücken durch Herabsetzung der Löhne, durch das schändliche Trucksystem (der Bezahlung durch Waare statt des Geldes) und durch erhöhte Ansprüche an Arbeit, bis sie am Ende dem Pauperismus verfallen, den Gemeinden zur Last, anstatt bei voller Arbeitskraft ihnen nützlich zu sein. — Das wird das Ende vom Liede sein, wenn nicht die Gesetzgebung, anstatt nur gegen die in der Natur der Sache liegende Selbsthülfe der Arbeiter Maßregeln zu verfügen, die Arbeiter selbst unter ihre Flügel nimmt und ihre Rechte und Ansprüche, besonders aber das natürliche Recht, für anstrengende Arbeit mindestens Lebensunterhalt zu gewinnen, beschützt.

— In diesem Falle, — entgegnete der Rechtsconsulent, — kann ich Ihnen so viel zugeben, daß ich wenigstens mit dem Ergebniß Ihrer Meinung übereinstimme. Ich behaupte, bei allen den hochprotegirten Humanitätsvereinen ist für jetzt noch nicht viel Gescheidtes

herausgekommen. Das Klügste ist: man lasse jedem Narren seine Haut zum Markte tragen; wer sich weich bettet, der schläft auch weich. Es giebt überhaupt so viel Elend in der Welt, daß man ein wahrer Narr wäre, sich darum viel zu bekümmern. Ich denke, Jeder hat mit sich selbst genug zu thun, und lasse seine Nase fort, wo sie nicht hingehört. Mit jenem Verein für die Milderung der Noth der Arbeiter — bah! — war es etwas Anderes, eben weil derselbe höchsten Orts protegirt war. Ich habe selbst die Ehre, ein eifriges Mitglied desselben zu sein; will aber Gott danken, wenn die ganze Geschichte wieder auseinander geht.

— Diese Gesinnungen, mein Herr Justizrath, — entgegnete der junge Literat ironisch, — macht Ihrem Herzen Ehre.

— Ei was Herz, wissen Sie, junger Mann, wenn man die Fünfziger bedeutend überschritten und schon so ein dreißig Jährchen Rechtsgeschäfte getrieben hat, so ist das Herz ein Ding, das gar nicht mehr in Frage kommt.

Dem jungen Literaten lief ein seltsames Frösteln über die Haut. Die Nähe dieses Mannes ohne Herz und Gesinnung war ihm denn doch zu unheimlich. Er sah nach der Uhr, erhob sich und, indem er sich verneigte, sprach er:

— Nach einer Unterhaltung dieser Art dürfte es uns

Beiden nicht ohne Interesse sein, gegenseits unsere Namen auszutauschen, zumal wir uns schon Einer den Andern mit der bürgerlichen Stellung bekannt gemacht haben. Erlauben Sie, Herr Justizrath, daß ich mir die Freiheit nehme, Ihnen meine Karte zu überreichen.

Das geschah, und der Rechtsconsulent warf einen Blick darauf, der bald den Ausdruck einer seltsamen Ueberraschung annahm.

— Adalbert von Büchenau? — las er halblaut, — wie? der Herr Sohn Sr. Excellenz unsers Herrn Ministers, Freiherrn von Büchenau?

— Derselbe, — entgegnete er lächelnd, — den Sie vielleicht einmal im elterlichen Hause noch als Knaben gesehen haben könnten. Nach vieljähriger Abwesenheit auf der Ritteracademie, auf der Universität und Reisen, und besonders nach einem zweijährigen Aufenthalt als Literat in Paris und in Leipzig bin ich endlich vor einigen Tagen in das elterliche Haus zurückgekehrt, da eine gewisse Legitimations-Angelegenheit meine persönliche Gegenwart erforderte.

— In diesem Falle, — sprach der Rechtsconsulent ungemein verbindlich, indem er sich mit einiger Anstrengung vom Stuhle erhob und sich achtungsvoll verneigte, — mein werther Herr Baron, kann ich mich nur doppelt glücklich schätzen, daß der Zufall unsere wichtigen Geschäftsbeziehungen durch eine persönliche Bekanntschaft

so angenehm eingeleitet hat. Mein Name wird Ihnen nicht fremd sein. Ich heiße Legulegus.

— Justizrath Legulegus, der Mandatar in der Erbschaftssache aus Batavia?

— Zu dienen.

— Und wann treffe ich Sie am sichersten?

— Zu jeder Stunde, Sie dürfen nur befehlen.

— Umgekehrt, der Geschäftsmann muß bestimmen; wäre es Ihnen vielleicht um neun Uhr morgen früh gelegen?

— Ganz zu Befehl!

— Nun aber muß ich eilen, Mama wird mich zum Thee erwarten.

Damit erhob er sich, warf seinen Pelz-Mantel nur leicht über den Arm, grüßte den Mandatar mit Höflichkeit, die zunächst Sitzenden aber artig und leichthin, dann begab er sich in das wenig erleuchtete Vorzimmer, theils um zu bezahlen, theils um sich vom Kellner den Mantel umhängen zu lassen.

In diesem Augenblicke kam der Justizrath durch die Glasthüre herein und ging zur äußern Thür hinaus, ohne den Literaten bemerkt zu haben.

Es giebt Fälle, wo man sich versucht fühlt, ein Volkssprichwort anzuwenden, das eigentlich eine große Ungerechtigkeit enthält, doch aber bisweilen zutrifft. So auch hier. Das Sprichwort heißt:

Den hat Gott gezeichnet!

Dieser Rechtsconsulent mit seiner dämonischen Herzlosigkeit hatte ein gekrümmtes und verkürztes Bein, an welchem ein sogenannter Klumpfuß unter dem langen Ueberziehrock hervorsah. Er konnte nicht anders als an einem Krückstock gehen. Der Fuß mit seiner erhöhten Sohle sah aus, wie ein diabolischer Pferdefuß.

Ein tiefer Schauder bemächtigte sich des jungen Mannes, und ein noch tieferes Nachdenken. In der Hand eines Menschen von solchen Gesinnungen lag das Wohl und Wehe, die ganze Zukunft seiner Familie, wegen der Erbschaft aus Batavia.

Er folgte ihm unbemerkt und schweigend bis unter die dunkle Hausthür.

Dort knöpfte er dichter seinen Mantel unter dem Halse zu, denn es lag Schnee draußen und feine Schneeflocken mit Regen untermischt, getrieben vom scharfen Ostwinde, fuhren ihm wie Nadelspitzen in's Gesicht.

Da aber sollte er unbemerkter Zeuge einer Scene werden, die seine menschenfreundliche Gesinnung auf das Tiefste verletzte.

5.

Ein Mündel.

Es war sehr dunkel auf der ziemlich engen Straße. Die Laternen brannten nicht, weil die Kämmerei der Stadt den löblichen Ersparungsgrundsatz anwendete, wenn der Schnee leuchtet, so kann man das Oel für die Straßenlaternen ersparen.

Kaum war es zu erkennen, daß vor dem Hause ein Droschkenschlitten hielt mit einem zugemachten Verdeck und Thüren mit Glasfenstern.

— Das ist ein wahres Hundewetter, Kutscher, — sprach der Justizrath mit Leutseligkeit, während dieser ihm den Wagenschlag öffnete.

— Ja, Herr Justizrath, — entgegnete dieser, — wer ein Herz im Leibe hat, wird keinen Hund hinausjagen auf die Straße.

— Herr Vormund, — wimmerte in diesem Augenblicke eine schüchterne und zarte weibliche Stimme, — . . . . . ich war schon in Ihrem Hause, allein . . . .

— Nichtsnützige Dirne, — fuhr sie der Justizrath an, — was treibt sie sich auf der Straße herum, Taugenichts!

— Sie irren in Ihren Voraussetzungen, Herr Vormund, — klagte die Stimme, die einem jungen Mädchen angehörte, das jetzt näher herangetreten war an den

Droschkenschlitten und zitternd im Schneegestöber stand, während Jener sich dort unter dem Schutz des Verdecks bequem einrichtete, — aber ich kann keine Nacht mehr in der Schlafstelle bleiben, die Sie mir angewiesen haben.

— Immer unzufrieden, ewige Klage, das hat man von der Menschenfreundlichkeit, daß man die Vormundschaft für solche Bettelbrut übernimmt! Komm morgen auf mein Büreau, mein Kind, morgen um zehn Uhr, dann wollen wir sehen, was sich thun läßt . . .

Es war, als habe er diese letzten Worte nur in Rücksicht auf die Gegenwart des Droschkenkutschers gesprochen, so ungewöhnlich mild war der Ton derselben, so abstechend gegen die frühere Härte.

— Um Gottes Barmherzigkeit willen, Herr Vormund, dann ist es zu spät, — klagte das junge Mädchen im Tone der Verzweiflung, — es ist eine Mördergrube der Unsittlichkeit, es ist gräulich!

— Nun, hier im Schneewetter kann ich doch kein Verhör anstellen, pack dich fort, so schlimm wird es nicht sein. Für die zwei Thaler Kostgeld, die der Fabrikherr monatlich für dich zahlt, kann man dich nicht in einen Palast logiren; bah, du bist ein kleiner Affe mit deinen Bedenklichkeiten. Morgen, morgen; Adieu, gute Nacht, mein Kind! Fahr zu, Kutscher.

Mit diesen Worten hatte der Graue die Thüre des Droschkenschlittens zugeschlagen; der Kutscher hieb, etwas

in den Bart brummend, auf die Pferde und der Schlitten klingelte davon.

. . . .

— Gerechter Gott! was soll ich nun anfangen? — stöhnte das junge Mädchen halblaut mit gepreßter Stimme hervor, — der einzige Mensch auf dieser Gotteswelt, an den mich mein Geschick gewiesen hat, verstößt mich! Ehe ich in jene Lasterhöhle zurückkehre, wohin er mich gebracht hat, werde ich in's Wasser springen. Nein, — fuhr sie nach einigen Augenblicken schaudernd fort, — Selbstmord ist Sünde, aber ich bleibe auf der Straße, lege mich in einen Winkel schlafen und morgen — bin ich todt — und erlöset! — Vater unser, der Du bist im Himmel . . . . . Herr Gott, vergieb, ich kann nicht beten, ich bin zu angst.

Eben war das unglückliche Kind im Begriff, dicht an den Häusern hingehend, sich fortzuschleichen, Gott weiß wohin? als ein junger Mann, in einen griechischen Pelz-Mantel gehüllt, rasch aus der noch halb offenen Hausthür heraustrat, mit zwei Schritten das junge Mädchen, das sich schüchtern umsah, einholte, und mit einem herzgewinnenden Tone sprach:

— Armes Kind, komm mit in's Haus, wir wollen dann sehen . . .

Das junge Mädchen aber war so in Furcht gesetzt, daß es mit einem halblauten Aufschrei anfing zu laufen.

Der junge Mann jedoch sprang ihr nach und hatte Mühe, die Fliehende einzuholen. Endlich gelang es seiner überlegenen Schnellkraft. Er ergriff sie beim rechten Arm und hielt sie fest.

— Lassen Sie mich los, mein Herr, oder ich schreie, lassen Sie mich los, ich bin noch ein Kind, ein unglückseliges Kind, um Gottes Barmherzigkeit willen, lassen Sie mich gehen!

— Eben deshalb, weil Du ein unglückseliges Kind bist, Du hülfloses Wesen, habe ich ein Herz für Dich, und weil Du noch Kind bist, kannst Du ohne Besorgniß mit mir gehen.

— Ach, mein Herr, — sprach das junge Mädchen mit einer Stimme, der man die tiefste Bewegung und das Weinen anhörte, wodurch sich bei dem ersten Wort der Milde das kleine Herz erleichterte, — o dürfte ich vertrauen, aber die Zeiten sind so schlimm und die vornehmen Herren — ach es giebt entsetzliche Männer . . . .

— Wie Dein herzloser Vormund, ich habe das ganze Gespräch gehört. Es hat mich auf das Tiefste empört. Ich bin entschlossen, Dir zu helfen, aber das kann nicht hier auf der Straße und im Schneegestöber geschehen; darum tritt mit mir in dieses Haus, ich werde Dich zu einer ehrbaren Frau führen, da sollst Du Alles erzählen.

— Aber wenn Sie mein Vertrauen mißbrauchen . . . — sprach die Unglückliche noch einen Augenblick zögernd.

— Lieber Gott, — rief der junge Mann im Tone des tiefsten Mitleids, — so jung noch und schon allen Glauben an die Menschheit verloren! — Komm nur, komm!

Das junge Mädchen widerstrebte nicht mehr; aber es ließ sich fortführen, willenlos, wie ein Opferlamm.

Es zitterte am ganzen Leibe und der junge Mann suchte sie zu beruhigen.

Nach wenigen Augenblicken standen Beide auf der von einem flackernden Licht in einer Glasglocke nur schwach erhellten Hausflur, wo zahlreiche leere Tonnen und kleine Wagen mit Flaschenkörben den Raum beengten, indem sie das Geschäft des Hausbesitzers bezeichneten.

Jetzt erst konnte der Literat, denn der war der Mitleidige, welcher die Unglückliche hier eingeführt hatte, zum ersten Male seinen kleinen Schützling sehen.

Wie aber vermöchte der langsame Gang einer beschreibenden Feder den ersten Eindruck dieses ersten Anblicks zu schildern, eines Blicks, der schnell, wie der elektrische Funken eines Blitzes, das ganze Innere dieses Menschenfreundes durchzuckte.

Man denke sich ein junges Mädchen, kaum fünfzehn Jahre alt, oder vielleicht noch einige Monate darüber, eine Figur, klein und wunderzart, dabei schon einige Rundung der feinen Gestalt, eine knospende Weiblich-

keit, und ein Gesicht von so feinen Zügen, die man unbedingt vollendet schön genannt haben würde, hätten nicht Kummer und Elend die Entwickelung der vollen Blüthe dieser Schönheit gehemmt, wäre nicht namentlich der Teint so bleich und jeder Zug so erschlafft und doch wieder so angeregt von Furcht, Angst, Kälte und Gemüthsbewegung gewesen, daß wohl Jeder auf den ersten Blick zugestanden haben würde: das ist ein wahres Engelsgesicht, aber doch hätte man es auch Niemandem verdenken können, wenn er hinzugefügt hätte, es ist ein — vom Himmel ausgestoßener Engel.

Aber es war hier nur ein furchtbares Geschick, nicht das Laster, das diese Engelszüge, diese Gabe des Himmels, zerstört hatte, man durfte nur ihr Unglück kennen, um an die Unschuld dieses reizenden Kindes zu glauben.

Der junge Literat betrachtete sie mit einer Mischung von Erstaunen und Theilnahme. Diesem Blicke gegenüber schlug das bleiche junge Mädchen, leicht erröthend, die dunkelblauen Augen nieder, lange seidene Wimpern schlossen fast die reinen Augenlider, die von einem feinen bläulichen Schein angehaucht zu sein schienen.

Wenn sie das Auge aufschlug, glänzte das Weiße darin wie ein feines Email; es lag in diesen schönen Augen eine Tiefe der Seele, wie sie selten in einem so jugendlichen Alter zu finden ist, dabei Verstand, Gefühl und Reinheit der Gesinnung.

Es scheint lächerlich, dergleichen auf den ersten Blick erkennen zu wollen, da oft Menschenkenner durch weibliche Schönheit und Anmuth getäuscht werden; aber in einem Alter, das der Kindlichkeit noch so nahe steht, spricht die Natur noch unverhüllt und wahr, die Reinheit wie die sittliche Fäulniß im Innern steht schon leise angedeutet, aber mit leserlichen Zügen auf dem Gepräge solcher Jugendgesichter.

Unter dem dunkelroth carrirten seidenen Tuche, das sie zum Schutz gegen das böse Wetter über den Kopf geknüpft trug, quollen an beiden Seiten der Schläfe und der Wangen zwei starke Flechten hervor, deren glänzendes Dunkelbraun das zarte Weiß des Teints noch mehr hervorhob.

Aber welche Kleidung in diesem Wetter, in dieser Kälte? in einer solchen Lage der Hülflosigkeit?

Diese Kleidung hätte leicht einen Jeden, der aus ihren feinen Gesichtszügen das liebliche Zeugniß der Unschuld herausgelesen hatte, wieder irre machen können.

Indem sie eine leichte Bewegung machte, mit der rechten Hand den Schnee von ihrem wollenen Umschlagetuch abzuschütteln, zeigte sich ein eleganter Spenzer von schwarzem Sammt mit Posamentir-Arbeit besetzt. Es schmiegte sich der Sammt an die noch zarten Formen eines jugendlichen Busens, umschloß den vollen runden

Arm und die feine Taille, und hob das Weiß der Gesichtsfarbe und der kleinen Hand.

Im Uebrigen war sie bei aller Unschuld doch so kokett wie eine allerliebste Pariser Grisette gekleidet; sie trug einen weißen, weiten, jedoch etwas kurzen Rock und ein schwarzseidenes Tändelschürzchen, worauf man zwei mit Tüll eingefaßte Taschen sah. In der Hand hatte sie ein feines weißes Taschentuch mit Kanten besetzt, das so frisch und rein war wie der eben gefallene Schnee. An den allerliebsten kleinen Füßen trug sie schwarze Schnürstiefelchen von Leasting mit Franzen eingefaßt.

Das war nun wieder ein neues Räthsel, diese kokette Kleidung und diese Unschuld auf den reinen, kindlichen Gesichtszügen, diese Kostbarkeit des Anzuges und doch wieder diese Hülflosigkeit.

Aber dieses Räthsel sollte noch größer werden.

Bei dem Bemühen, sich den Schnee abzuschütteln, entfiel ihr das Umschlagetuch auch von der andern Schulter.

Und was sah unser junge Menschenfreund?

Daß ihr der Aermel ausgerissen war und diesem fehlte der Arm.

. . . .

Eine Minute lang stand Adalbert sprachlos da. Sein schönes dunkles Auge starrte auf diesen entsetzlichen Defect hin, den menschliche Macht nicht wieder ersetzen kann.

Es war in ihm ein grausendes Gefühl, als hätte er den noch zuckenden Rumpf eines Enthaupteten betrachtet.

— Unglückliche! — rief er aus, — wo hast Du den Arm verloren?

— In der Fabrik durch eine schreckliche Maschine, edler Herr, — sprach das junge Mädchen im Ton einer wehmüthigen Resignation. — Ich bin eine arme Waise, und darum ist es für mich ein doppeltes Unglück, daß ich nicht dienen, nicht mein Bischen Brod mir selbst erwerben kann. O wie gut, wie treu wollte ich sein!

Adalbert konnte den ungeheuren Gedanken nicht fassen, daß unsere hochgerühmte Industrie in ihrer fieberhaften Anstrengung unschuldige, unerfahrene Kinder zu jenen seelenlosen Arbeiten anstellt, bei welchen der geringste Fehlgriff von den gierigen, unerbittlichen Zähnen der Maschine durch Abreißen eines gesunden Gliedes bestraft wird.

Auch der andere Defect, der des Aermels, schien ihm auf eine Gewaltthat zu deuten.

Er fragte darnach.

Das arme junge Mädchen erglühte wie eine Purpurrose. Die Antwort schien aus den knospenden Blüthenlippen ihres kleinen Mundes nicht hervor zu wollen. Endlich nach einer zuckenden Bewegung sprach sie mit gesenkten Blicken ganz leise:

— Ein Unverschämter war es, ein greiser Sünder, der den Aermel mit dem ausgestopften Arm in der Hand behielt, als ich mich von ihm losriß.

Damit war aber auch der letzte Vorrath von jener Ergebung in ein hartes Geschick erschöpft, welches am Ende in der Seele auch des Unglücklichsten durch die Macht der Gewohnheit entsteht, und unaufhaltsam quollen ihre Thränen zwischen den langen seidenen Wimpern hervor, und rannen über die feinen blassen Wangen des engelschönen Kindes.

Und sie wendete sich ab, um ein leises Schluchzen urch das Vorhalten ihres Batisttuches mit der einzigen Hand, die sie noch hatte, zu verbergen.

— Wie heißest Du, mein gutes Kind? — sprach der junge Mann mitleidig.

— Johanna Illger, — entgegnete sie zögernd, — ein ehrlicher Name ist das Einzige, was mir mein armer Vater hinterlassen hat.

— Wart' nur hier einen Augenblick, Dir soll geholfen werden, so weit es in menschlicher Macht steht.

Damit ging der junge Literat über den dunklen Hof eines Hintergebäudes, das zu demselben Hause gehörte.

. . . .

Zitternd vor Frost stand die arme kleine Johanna auf der Hausflur, wo ein so scharfer Luftzug war, daß

selbst in einer oben offenen Glasglocke die Lichtflamme an der Wand flackerte.

Sie harrte der Erlösung.

— Endlich, — dachte sie, — hat doch der liebe Gott das Herz eines guten Menschen erweicht, daß er sich des unglücklichsten und verlassensten Kindes auf Erden annehme. Ach, ich möchte so gern beten, und jetzt fühle ich, daß ich die Kraft wieder habe, dem lieben Gott für diese große Gnade und Güte so recht innig zu danken, aber ich habe keine zwei Hände, um sie zum Gebet zu falten.

Auch nicht diese, durch eine so schmerzliche Betrachtung verbitterte trostvolle Hoffnung schien ihr das harte Geschick, das dieses arme Kind schon seit seiner zartesten Jugend verfolgt hatte, noch lange gönnen zu wollen. Aus der dunklen Tiefe einer offenen Kellerthür tönte eine Stimme herauf, deren rauher Ton und plötzlicher Zuruf ihr Furcht und Schrecken erregte.

— Was willst Du hier? marsch hinaus! betteln ist verboten!

In demselben Augenblick stieg ein kurzer, untersetzter Mann, breit von Schultern, mit einem dicken Kopf und rothem schwammigen Saufgesicht aus dem Keller herauf. Die Kleidung eines Arbeiters, das Rohe in seinem Wesen und das lederne Schurzfell ließen vermuthen, daß es

ein Hausknecht des Inhabers jener Wein- und Bierstube sei; und so war es auch.

Mit drohender Stimme trat er dem armen Kinde näher.

— Ich bettle nicht, ich warte hier auf Jemand! — entgegnete das junge Mädchen, indem es ängstlich zurückwich.

— He, Flausen! — schrie der Hausknecht, und packte sie bei ihrem einen Arm, ohne den Defect des Andern zu bemerken, — auf wen kannst Du hier warten?

— Auf einen Herrn, der mich hergestellt hatte.

— Herbestellt! — rief der Hausknecht mit rohem Lachen, indem er ihre leise und zitternd gesprochenen Worte mißverstand, — he, Du bist solch' ein Vogel? wart', ich will Dich lehren, solche Bestellungen annehmen. Das ist hier ein reputirliches Haus, unsere Madame hält auf guten Ruf, darum wird solche Wirthschaft hier nicht geduldet, marsch fort!

Johanna hatte nicht den Muth, um Hülfe zu rufen, und war vor Schreck so betroffen, daß sie kein Wort mehr sagen konnte, so wurde sie denn zu der Hausthüre, die zugleich eine Einfahrt bildete, hinausgeschoben, und heftig schlug der herzlose Mensch die große schwere Thür hinter ihr zu.

Das Schneewetter war stärker geworden, der Wind

kälter und schneidender als zuvor; zitternd drängte sich das leicht bekleidete, hülflose Kind in die Ecke eines Thürpfostens, und harrte dort auf Erlösung.

Wir werden sehen — vergebens!

. . . .

Madame Wollig, die ehrbare Gattin des wohlhabenden Wein- und Bierwirths, war eine kleine runde Figur von bedeutendem Umfange. Sie war eine Frau von gesetzten Jahren mit vollen, angenehmen Gesichtszügen, denen man die Gutmüthigkeit ansah. Allein Madame Wollig hielt auf die Ehre und Reputation ihres Hauses, und in dieser Hinsicht führte sie ein Hausregiment mit hundert Argusaugen, womit sie die Sittlichkeit ihrer Mägde bewachte, damit zwischen diesen und den Kellnern und Küfern ihres Geschäftes sich kein Verhältniß anknüpfe. So auch hielt sie streng darauf, daß die Herren vorn in der Weinstube nie durch weibliche Hände bedient wurden; sie selbst ließ sich im Vorderhause nie oder selten sehen; denn ihr Küchen- und Wirthschaftsdepartement lag im Hinterhause.

Dort wurde sie auch durch eine ansehnlich bejahrte Köchin von großem Bau und starken Knochen, die indeß die Liebste eines Grenadiers war, den sie einmal im nahen Schilderhause mit warmem Kaffee erquickt hatte, würdig repräsentirt, wenn sie etwa einmal selbst der Küche den Rücken wenden mußte.

Beiläufig bemerkt, war das Verhältniß der vierzigjährigen Marie zu dem einundzwanzigjährigen hübschen Grenadier eine sehr platonische Liebe, die nur alle vierzehn Tage einmal zum Durchbruch kam, wenn Hans Hagel, so hieß der junge Soldat, das Schilderhaus des dicht nebenan wohnenden Majors als Hauptquartier bezog. Marie erkannte ihn sogleich an dem eigenthümlichen Niederstoßen des Gewehrkolbens, und dann fehlte sie auch gewiß nicht mit dem heißen Kaffeetopf bei einbrechender Abenddämmerung vor der Thüre. Aber Hans Hagel wies jede Versuchung zurück, so lange er auf dem Posten stand. Erst nach der Ablösung umschlich er so lange die Hausthür des Weinwirthes, bis die derbe Marie mit ihrem Kaffeetopf wieder erschien, und dann labte sich der gute Hans, der von Natur ein ehrlicher Bauerbursche war, an der köstlichen Gottesgabe, und war so dankbar, daß er alle die schönen Reden der riesigen Köchin mit in den Kauf nahm.

Einmal überraschte sie Madame Wollig bei einer solchen zärtlichen Unterhaltung. Marie aber wußte in ihrer Angst nichts Besseres, als daß sie sagte:

— Ach Madame, dieser Herr Grenadier ist mein Bräutigam. Er hat um mich angehalten und ich habe Ja gesagt.

— Ist das wahr? — rief die Madame lachend, und schlug beide Hände über dem runden Leib zusammen.

— Ja, Madame, — sprach der junge Mann mit Bescheidenheit, da er doch seine Wohlthäterin nicht Lügen strafen wollte. — Ich werde einmal den Hof meines Vaters annehmen, und da brauche ich eine Frau von starken Knochen, und wenn es sonst Gottes Wille ist . . .

— Na in Gottes Namen denn; wenn es ehrlich gemeint ist, habe ich nichts dagegen, und Sie können immer in der Feierstunde einmal Marien in Ehren besuchen, und wenn sie ihren Sonntag hat, mit ihr spazieren gehen; denn was einmal declarirt ist, das ist ehrbar, und kann in meinem Hause geduldet werden.

Von diesem Tage an war das Verhältniß ein anerkanntes und privilegirtes, und Madame, die den bescheidenen jungen Grenadier selbst in allen Ehren wohl leiden mochte, setzte ihm nicht selten mit eigener Hand einen Krug Bier und einen Teller voll Braten vor.

Uebrigens kam kein anderer Mann in dieses Gebiet der Frauen des Hauses; denn es waren außer der großen Köchin noch ein allerliebstes Hausmädchen und eine hübsche Brünette als Kinder-Mädchen zugegen, die freilich der Marie hätten gefährlich werden können, wenn nicht Hans Hagel ein gar zu ehrbares Gemüth gewesen wäre, der kein Auge aufschlug, als gegen seine Marie und nie lächelte, als wenn ihm der kräftige Kaffee mit Kuchen unter der Nase dampfte.

Wir sind übrigens weit abgekommen von dem eigentlichen Lauf unserer Erzählung, und glauben nicht besser einlenken zu können, als wenn wir verrathen, daß das Erscheinen eines Fremden, eines Gastes aus der Bierstube, in der nach dem Hofe hin sich ausmündenden Küche ein Ereigniß war, das Alles in Verwunderung setzte. —

Der junge Literat hatte Mühe, die in der Speisekammer beschäftigte Wirthin zu bewegen, ihm in einer dringenden Angelegenheit unter vier Augen Gehör zu schenken.

Sie führte ihn in ein kleines, neben der Küche gelegenes, sehr wohnlich eingerichtetes und warm geheiztes Zimmer, und fragte mit einem höflichen Knix, was ihm zu Befehl stehe und womit sie dienen könne.

— Es ist eine Angelegenheit, — nahm er das Wort, — die mich auf das Tiefste bewegt hat. Ein armes unglückliches Mädchen steht draußen auf der Hausflur, verstoßen von ihrem harten Vormunde, vertrieben aus einer Schlafstelle durch den Anblick des Lasters, und nun hat sie für diese Nacht kein anderes Obdach, als draußen die offene Straße, kein anderes Bett, keine Decke, als den Schnee!

— Gott des Erbarmens! das ist ja schrecklich, — rief die gute Frau, in ihre Hände schlagend.

— Ich freue mich, Madame, — nahm Adalbert

das Wort, — daß ich mich nicht geirrt habe in der Voraussetzung Ihrer Herzensgüte. Ich bitte nur, für diese Nacht dem armen Mädchen ein Unterkommen zu gewähren, gern will ich alle Kosten tragen und morgen weiter für sie sorgen. Wenn Sie die Unglückliche sehen, werden Sie sich noch mehr für sie interessiren. Sie hat wahre Engelszüge.

— Wahre Engelszüge? — fragte die gute Frau, indem sie den jungen Mann, der diesen Engel mit so viel Wärme empfahl, nicht ohne einige Bedenklichkeit ansah, — aber, — fuhr sie fort, — ich weiß in der That nicht einmal, wem ich die Ehre habe, diese Empfehlung zu danken und wer die Empfohlene ist.

— Ich bin Literat, — entgegnete Adalbert flüchtig.

— Literat? — murmelte die gute Frau dazwischen, indem sie ein wenig die Nase rümpfte.

Er aber fuhr fort:

— Die Empfohlene aber ist eine Unglückliche und das genügt.

— Eine Unglückliche! hm, hm, und noch dazu eine schöne Unglückliche, eine Engelschöne! Darf man wissen, wo der Herr das Glück gehabt hat, ihre Bekanntschaft zu machen?

— Ach Madame, Sie sind grausam mit jeder Minute Zögerung. Vor Ihrer Hausthür auf der Straße habe ich sie getroffen . . . .

— Auf der Straße? ei, ei! das mag mir auch der rechte Nachtvogel sein. Sie sind hier noch fremd, junger Herr, wie es scheint, denn ich habe noch nicht die Ehre gehabt, Sie zu sehen. Sie kennen diese Sorte von Herumtreiberinnen auf der Straße noch nicht. Ja, ja, Sie sind noch zu unerfahren, und Ihr gutes Herz verleitet Sie da, mir wer weiß was für eine schlechte, verlaufene Person in das Haus zu führen, da meine ich immer: Trau, schau, wem? Vorgesehen ist besser wie nachgesehen. Ja, ja, mein Herr Literat, ich halte auf Ehre und Reputation meines Hauses, und lasse mich durch keine glatten Reden confuß machen.

— Madame, ich beschwöre Sie, kommen Sie selbst nur einen Schritt mit auf die Hausflur, oder erlauben Sie, daß ich Ihnen die Unglückliche vorführe, sie hat das Unglück gehabt, einen Arm zu verlieren in einer Fabrik.

— Einen Arm? mein Himmel, das ist doch nicht die Tochter des armen Schlossermeisters, der durch den Einsturz eines zu schnell gebauten Hauses, woran er arbeitete, vor einigen Jahren zu Tode gekommen war?

— Es ist möglich, ich habe sie noch nicht so genau ausgefragt, aber ich bitte um Gottes willen, Eile thut Noth.

— Eile mit Weile, — sprach sie mit unerschütterlicher Ruhe, — ein solches Sprichwort hat auch seine

Moral. Eile mit Bedacht, hat oft vor Uebereilung und später Reue bewahrt. Warten Sie nur, wie hieß doch gleich der Mann, der Vater von dem Kinde?

— Sie nannte sich Johanna . . . Illger.

— Ja richtig, Meister Illger . . . der arme Schlossermeister. J! J! J! Du lieber Gott! ja, ja, ganz recht, und das kleine Mädchen wurde nach seinem Tode auf die Fabrik geschickt, weil nichts mehr zu beißen und zu brechen da war, und da kam ihr linker Arm zwischen die Walzen, als sie den Kattun, den sie auflegen mußte, unvorsichtig glatt strich. Lieber Gott, das war eine schreckliche Geschichte; aber, warten Sie einmal, die soll ja hübsch geworden sein und in einem schlechten Hause bei einer verrufenen Wäscherin in Schlafstelle liegen; na, das mag ein sauberes Häkchen geworden sein; mit einem Arm kann man eben so verliebt sein als mit zweien. Ja, ja, man hat Beispiele von Exempeln.

— In einem schlechten Hause? das wäre nur Verbrechen ihres Vormundes.

— Und wer ist ihr Vormund?

— Der Justizrath Legulegus.

— Ein sehr respectabler Herr, und wenn der sie verstoßen hat, so mag wohl kein gutes Haar mehr daran sein.

— Madame, ich beschwöre Sie, helfen Sie schnell oder gar nicht. Zwingen Sie mich nicht, einen Eclat

zu machen. Wenn Sie die Unglückliche verstoßen, so schwöre ich, daß ich sie mitten in die Theegesellschaft im Salon meiner Mutter führe . . .

— Nun, und Ihre Frau Mutter?

— Ist die Ministerin von Büchenau. Ich bin ihr Sohn, der Baron Adalbert von Büchenau, — fügte er mit einigem Stolz hinzu, da er zu bemerken glaubte, daß der Glanz eines so geachteten Namens auf diese einfache, redliche Bürgersfrau Eindruck machte.

— Ach so, also Herr Baron von Büchenau, ich stehe ganz zu Ihrem Befehl, Herr Baron. Wo ist denn die arme kleine Person, Herr Baron . . .?

— Kommen Sie, Madame, auf der Hausflur, zitternd, kalt, naß. Sie werden Mitleid mit ihr empfinden.

— Lassen Sie sich nur erst ihre Geschichte erzählen. Ihr Vater war ein studirter und gelehrter Mann.

— Und doch Schlossermeister?

— Ja doch, ja. Hören Sie nur, das ist ein merkwürdiges Malheur mit Unglück verknüpft, — und dabei hielt sie ihn fest am Rockknopf, da sie bemerkte, daß er Eile hatte.

Nun erzählte sie mit unaufhaltsamer Redefertigkeit Johannens Geschichte und die ihrer Eltern, die allerdings geeignet war, dem menschenfreundlichen jungen Mann noch ein höheres Interesse für das unglückliche junge

Mädchen zu erwecken. Doch plötzlich riß er sich los und eilte voraus, sie folgte trippelnd nach.

— Fort ist sie! — rief er. — Wo ist das junge Mädchen, das hier stand, — schrie er den Hausknecht an, — Sie müssen es gesehen haben.

— Die Kleine? Hoho, — stammelte Jener, und drehte die abgenommene Kappe, seltsam lächelnd, in den Händen, — die haben wir hinausgefenstert; Madame dulden solche Wirthschaft nicht in ihrem Hause . . . .

Adalbert stürzte hinaus vor die Thüre.

— Auch hier nicht! — rief er aus.

— Wohin hat sich die Unglückliche gewendet? Dichte Schneeflocken bildeten eine Wetterwand, die jede Spur verwehte.

Adalbert stürmte hinein in dieses gräßliche Wetter, um seinen Schützling zu suchen; aber wo, wo sollte er sie finden? wohin hatte sie sich gewendet?

6.

Der wohlthätige Frauenverein.

Humanität ist eine der schönsten Blüthen der Civilisation, und zu ihren trefflichsten Früchten gehört der Wohlthätigkeitssinn der Angesehenen und Reichen, wenn er aus warmen, menschenfreundlichen Herzen quillt.

Aber eben deshalb, weil diese Blüthen und Früchte der Menschenliebe Zeugniß ablegen sollen von der höchsten Veredlung des Menschengeschlechtes, welche in den Regionen der höheren Bildung ihr Asyl finden soll, ist es für den wahren Menschenfreund so tief betrübend, zu sehen, wie oft Standesvorurtheile und Rangstolz gerade in solchen Vereinen sich geltend machen, die völlig ihren Zweck verfehlen, wenn nicht das rein Menschliche und die Gleichheit der Berechtigung aller Mitmenschen an das Leben, die Grundlage ihres Bestehens und Wirkens bildet; oder auch, wie dem vornehmen Leben, das sich so gern an die Spitze solcher Humanitätsvereine stellt, nicht selten jede richtige Erkenntniß der Lage und Verhältnisse der Armen aus eigener Anschauung abgeht; wie dann Connexions- und Protectionswesen oder eine verkehrte Sentimentalität, dies Product der modernen Ueberbildung, sich geltend macht und die wahre Nächstenliebe, die Mitwirkung der gesunden Einsicht des Bürgerstandes, verdrängt, so daß der milde Regen der Wohlthätigkeit oft Unwürdigen zufließt, während der wahre, unverschuldete Hülfsbedürftige unbeachtet verkümmert oder umkommt in seiner Noth.

Oder wir sehen auch wohl, wie das papierene Regiment der Statuten und Geschäftsformen jedes warme Leben der ächten Mildherzigkeit im Keime erstickt, oder wie ein pietistisches, frömmelndes Element durch Kopf-

hängerei und Augenverdrehen dem Armen noch die letzte Kraft, Lebensmuth und Selbstvertrauen wieder zu gewinnen, um sich damit selbst zu helfen, abtödtet, und an die Stelle einer gottvertrauenden, gesunden Religiosität heuchlerische Frömmelei und Werkheiligkeit setzt.

Solche Mängel und Gebrechen unserer modernen socialen Zustände verdienen aber schonungslos enthüllt zu werden, damit diejenigen, welche noch mit gesundem Sinn und warmem Herzen sich solchen Wohlthätigkeitsvereinszwecken hingeben, des Uebels Wurzel erkennen und kräftig mitwirken mögen, jene dem Wohle der leidenden Menschheit feindseligen Elemente auszuscheiden.

Leider aber wird man gewiß in vielen Residenzen und Hauptstädten die Beobachtung gemacht haben, daß es gerade die unter hoher Protection stehenden wohlthätigen Frauen-Vereine am häufigsten sind, in welchen solche Uebelstände Wurzel geschlagen haben; denn den Frauen wird es am schwersten, sich aus den Kreisen gewohnter Lebensverhältnisse zu einer wahrhaft freien, weltbürgerlichen Anschauung zu erheben.

Die sich davon frei fühlen, werden von der nachstehenden Schilderung nicht getroffen; aber solchen Frauen-Vereinen, in welchen sich mehr die Autorität des vornehmen Lebens, als die Milde und Einsicht der wahren Menschenliebe geltend machen will, möge die nachstehende, aus dem Leben gegriffene Schilderung zurufen: Wachet!

damit Ihr nicht aus Servilismus und Unterwürfigkeit die schönen Zwecke einer edeln Menschenliebe verfehlt, für welche Ihr als Verein zusammengetreten seid.

. . . .

Es wird unsere schönen Leserinnen mit dem Autor einigermaßen versöhnen, wenn derselbe sie aus jenen Regionen der Sue'schen Geheimnisse in einen, mit zwei silbernen Astrallampen angenehm erleuchteten und aromatisch durchdufteten kleinen Salon führt.

Dieses anmuthige Gemach bildet auf der einen Seite eine halbrunde Veranda von Fenstern und Glasthüren, die auf eine Terrasse hinausführt, gegenüber eine Wand, mit grünen Satin-Tapeten bekleidet, die durch versilberte Leisten und Ornamente im Rococogeschmack in Felder abgetheilt und befestigt sind. An diesen hängen einige treffliche Gemälde, welche erbauliche Gegenstände bezeichnen, als eine büßende Magdalena, Hagar in der Wüste, Christus und die Ehebrecherin, Jesus und die Kindlein, die zu ihm kommen, und den barmherzigen Samariter, der Balsam in die Wunden des armen Mannes träufelt.

In demselben Geschmacke aus den Zeiten der Renaissance waren alle Meubels und Wanddecorationen; Alles in Grün und Silber gehalten. Die breiten Rahmen der Gemälde und des großen Wandspiegels über dem Sopha, an der Wand, die den gläsernen Balconthüren gegenüber liegt, waren ebenfalls mit den reichsten

versilberten Sculpturen geschmückt, das Canapee mit den schwellenden Sammtpolstern und den kunstreich geschnörkelten und gekrümmten Beinen und Lehnen, die versilberten Stühle mit ihren hohen, steilen Lehnen voll Schnitzwerk, das Alles schien einer Zeit anzugehören, in welcher der ritterliche König Franz der Erste, dieser König der Edelleute, zuerst wieder die Damen einführte an seinem Hof, den seine galante Schwester, die Königin von Navarra, verherrlichte.

Wir dürfen nicht vergessen, daß der Boden dieses Salons mit einem jener zolldicken englischen Teppiche vom reichsten Gewebe bedeckt war, wie sie zum britischen Comfort gehören, hier aber, im Versammlungslocal der Damen des Wohlthätigkeitsvereins bei der Frau Ministerin von Büchenau, Excellenz, eine Sache der Nothwendigkeit geworden war, um auch das geringste störende Geräusch der Bedienung zu beseitigen.

Nun denke man sich in der Mitte dieses Salons um einen runden Tisch, der mit einem Teppich von grünem Seidendamast mit schweren Goldquasten belegt war, sechs Damen sitzen, deren reiche und geschmackvolle Toilette und weitenten, bauschenden Seidenkleider, so wie das ganze vornehme Wesen derselben verrieth, daß sie jener Klasse der Gesellschaft angehörten, die sich im gesellschaftlichen Leben stets rein zu erhalten weiß von jeder Annäherung irgend einer jener bürgerlichen Creaturen, die

bei unserem leidigen Zeitgeist prätendiren, mit dem Adel gleiche Bildung und gleiche Berechtigung zu haben.

Unter solchen Umständen müssen wir es jenen adeligen Damen des Wohlthätigkeitsvereins noch sehr hoch anrechnen, daß sie dabei auch Frauen aus dem Bürgerstande zugelassen hatten.

Obwohl es etwas zu viel prätendirt wäre, annehmen zu wollen, daß vor Gott alle Menschen gleich sind, so hatten doch die hohen Stifterinnen des Vereins anerkannt, daß die Zulassung von Frauen und Jungfrauen aus den geringeren Ständen den Verein gewissermaßen populair machen, und gleichsam die Elemente der Vermittelung zwischen ihnen und den Nothleidenden in der untersten Stufe der menschlichen Gesellschaft ein nothwendiges Uebel sei, das aber benutzt werden könne, um die Zwecke des Vereins zu fördern und in's Leben zu führen; denn in der That, es gab Spelunken, wohin das Rauschen eines Kleides von schweren Seidenstoffen nicht dringen konnte, ohne diese dem Verderben auszusetzen; es gab Krankenbetten, deren Ansteckung Frauen von Familie sich nicht aussetzen durften, ohne einen hohen Stammbaum der Gefahr auszusetzen, zu erlöschen; es gab Ausdünstungen in unterirdischen feuchten Familienwohnungen, die kein Flacon mit köstlichen Essenzen den feinen Nasen erträglich machen konnte, dazu aber waren die bürgerlichen Frauen trefflich zu verwenden. Sie

standen den Armen schon näher, konnten bei einer weniger feinen Organisation der Nerven mehr vertragen, und wenn diese sich dem Verein widmeten, so brachten sie Herz und Seele mit und scheuten weder Krankenbetten noch Geldopfer; starben sie aber im Beruf, vielleicht in einer Choleraepidemie oder bei der Pflege armer Pockenkranken, nun so gab es in bürgerlichen Verhältnissen Ersatz genug, da man ja überall Klagen hört über einen Ueberfluß an heirathsfähigen Mädchen, die aus Mangel an Freiern unverehelicht bleiben. Stirbt daher einem Bürger die Hausfrau, so finden sich leicht zehn andere wieder, die dem Wittwer aus der Noth helfen.

Daß nun der Vorstand dieses in der Residenz weit verzweigten Frauen-Vereines fast ausschließlich, mit Ausnahme einer einzigen Repräsentantin des Bürgerstandes, aus hochadeligen Damen bestand; daß die Fürstin selbst die hohe Protection dieses Vereins huldreichst angenommen hatte; daß sämmtliche Prinzessinnen Ehrenmitglieder waren; daß die adeligen Mitglieder des Vereins die Schleife des von der hohen wohlthätigen Fürstin gestifteten Samariter-Ordens, Grün mit Silber durchwirkt, trugen, das Alles sind Dinge, die sich von selbst verstehen.

Heute war übrigens keine Generalversammlung; zu einer solchen würde der Salon der Frau Ministerin, die auch Präsidentin des Vereins war, viel zu klein gewesen

sein, auch die übrigen eleganten Gesellschaftslocale im Hôtel des Ministers würden sich dazu nicht geeignet haben; deshalb wurden solche Versammlungen im Festsaale der Marienstiftung abgehalten.

Jetzt war es hier nur eine Versammlung des Vorstandes, zu dem auch die Mitglieder bürgerlichen Standes zugezogen waren, die Commissionen für verschiedene Zweige der Wirksamkeit dieses Frauenvereins bildeten.

Diese Mitglieder aus dem Bürgerstande, worunter sich auch Frauen und Töchter von subalternen Beamten befanden, saßen natürlich nicht mit am Vorstandstisch in der Mitte, und das machte sich gerade recht gut, daß dieser nur von den adeligen Damen des Vorstandes besetzt war, so konnte man doch, indem man diesem den Vorrang einräumte, den Anschein vermeiden, als sei es in diesem Humanitätsverein auf einen Standesunterschied abgesehen, genug, jene bürgerlichen Mitglieder standen dem Sessel der Präsidentin des Vereines gegenüber im Halbkreise. Nur einigen derselben, denen die Frau Ministerin einige Rücksichten schuldig zu sein glaubte, weil ihre Männer, obwohl sie Subalternbeamte waren, den Hofrathstitel führten, hatte man Tabourets hingestellt; die übrigen Stühle waren vorsichtig fortgenommen, damit sie nicht zu irgend einer unziemlichen Niederlassung darauf Veranlassung geben konnten, und so viel Tact durfte man den anwesenden bürgerlichen Frauen wohl

zutrauen, daß keine derselben es wagte, sich auf dem mit Sammtkissen bekleideten Canapee niederzusetzen, denn das ist ein Ehrenplatz in Damengesellschaften, wie Jeder weiß.

Noch gehörte zur heutigen Conferenz des Vorstandes der Geschäftsvorstand des Vereins, bestehend aus einem evangelischen Prediger, der unter dem Titel eines geschäftsführenden Directors seine bedeutenden Functionen im Vereine hatte, und aus einem protocollführenden Secretair.

In dem Letztern aber erkennen wir, zu unserer nicht geringen Ueberraschung, was aus dem Menschen doch werden kann! jene große, schwammige Figur mit den vollen, glänzenden, erschlafften Gesichtszügen, die uns als der geheime Forst- und Domainen-Rendant Schwudder noch aus der baier'schen Bierstube her bekannt ist.

Jetzt aber sah er ganz fein aus; im schwarzen Leibrock mit weißer Cravatte verrieth er in der That in seinem Benehmen, daß es ihm nicht fremd war, sich in den höhern Kreisen der Gesellschaft zu bewegen, obgleich er gegen die Ministerin oder eine der andern hohen Damen, die ihn einiger Worte würdigten, die Höflichkeit und Unterwürfigkeit selbst war.

Beide saßen an einem besondern, mit Schriften bedeckten Tische, worauf zwei Wachskerzen standen, seitwärts vom Sessel der Präsidentin des Vereins.

Der erwähnte Secretair schrieb mit großem Eifer am Eingange des heutigen Protocolls.

Es herrschte eine feierliche Stille.

. . . .

Nachdem sich alle Anwesenden, wie es schien, im stillen Gebet gesammelt hatten zum Beginn des großen Werkes, sprach die vorsitzende Dame mit dem ganzen Aplomb, den das Bewußtsein einer so hohen Stellung verleihet:

— Im Namen Gottes, mein Herr Prediger, eröffnen Sie als Seelsorger unsres wohlthätigen Frauenvereins die heutige Sitzung.

Der evangelische Geistliche erhob sich von seinem Sitze. Er war nicht in priesterlichen Ornat gekleidet, sondern trug einen langen schwarzen Tuchoberrock bis unter die schmale weiße Halsbinde zugeknöpft, wie es sich für das profane Geschäft, dem er jetzt als Seelsorger assistirte, gar wohl eignete. Der Hülfsprediger Sebaldus war ein hübscher, ansehnlicher Mann von ziemlich großer und schlanker Figur, noch in den besten Jahren des Mannesalters. Seine Gesichtszüge waren regelmäßig und fein gebildet. Mit einem anmuthigen Lächeln und dem Ton der Milde wußte er ein frommes Auf- und Niederschlagen der Augen zu verbinden; sein blondes Haar trug er lang und gescheitelt wie ein Christusbild; mit solchen Eigenschaften ausgestattet, und da

er auch für einen guten frommgläubigen Kanzelredner galt, der seine blumenreichen Reden in eine mystische Bildersprache zu kleiden wußte, so war er der Abgott der Damen; dabei war sein Ruf ohne Makel, sein Wandel rein und ohne Tadel. Nur die leidigen Freigeister nannten ihn einen Mystiker und Mucker, der durch Frömmelei und Demuth darauf ausgehe, sich eine bessere Pfarrstelle zu erschleichen.

Der Himmel weiß es, ob sie recht oder unrecht haben; der Mann hatte reichen Kindersegen in seinem kleinen Pfarrhause, und es wäre ihm, nach der Philosophie der großen Welt, wohl nicht zu verdenken gewesen, wenn er als kluger Mann sich in die Zeit schickte und sein Wesen als Seelsorger trieb, wie es in den höchsten Regionen eben gern gesehen wurde.

So war er Vorsteher und zum Theil Mitstifter eines Enthaltsamkeitsvereins, der Bibelgesellschaft, des Missionsvereins und eines Betvereins. Es läßt sich denken, daß ein Mann von diesem Gehalt, der sich an der Spitze einer jeden Sammlung für wohlthätige Zwecke befand, auch gleichsam die Seele des wohlthätigen Frauenvereins war, in dessen Mitte wir ihn heute sehen.

Der Prediger Sebaldus hielt eine kurze Ansprache über den Bibeltext vom barmherzigen Samariter, den er vorlas, und schloß dann seinen Vortrag mit einem salbungsvollen Gebete.

Alle waren davon erbaut, und die würdige Präsidentin des Vereins, eine etwas stark parfümirte Dame von bedeutendem Embonpoint, die vielleicht für die erbauliche Frömmigkeit, womit sie das Gebet angehört hatte, etwas zu reich und sorgfältig gekleidet war, nahm jetzt wieder das Wort.

— Meine Damen, — sprach sie, — geliebte Schwestern in Christo; ich habe die heutige Sitzung zusammen berufen, um mit Ihnen den Entwurf des Jahresberichts der Wirksamkeit unsres Wohlthätigkeitsvereins zu berathen; sodann auch noch einige specielle Gegenstände mit den Mitgliedern der verschiedenen Commissionen zu besprechen. Ich fordere Sie auf, dabei mit der äußersten Aufopferung zu verfahren, damit das Ergebniß dieses Jahresberichts ein recht glänzendes werde. Ich empfehle Ihnen dieses, weil Ihre Hoheit, die Fürstin mir bei der letzten Cour zu sagen geruhte, daß sie höchstselbst die genaueste Kenntniß von dem segensreichen Wirken unsres schönen Humanitätsvereins nehmen, auch unsere wohlthätigen Stiftungen, die Kleinkinder-Bewahranstalt, das Marianenmädchen-Waisenhaus, die Armensuppenanstalt, das Magdalenenstift für Besserung gefallener, und aus einer Strafanstalt entlassener Mädchen, und die Anstalt für die Verpflegung armer Wöchnerinnen, mit ihren hohen Besuchen begnadigen werde.

— Noch mehr, — fuhr die Ministerin mit erhöhter

Stimme fort, — Seine Hoheit höchstselbst geruhten sich huldreichst über den Wohlthätigkeitssinn der Frauen unserer Residenz auszusprechen und die Bemerkung hinzuwerfen, daß sie sich schon längst damit beschäftigten, einen Orden der evangelischen Chanoinissinnen zu stiften, die durch eine weiße Taube mit dem Oelblatt an einer himmelblauen Bandschleife decorirt werden sollten.

— Ah, ah! — riefen die Frauen des Vereins mit halblauter Stimme, und ein Himmel der Freudigkeit verbreitete sich über ihre Züge, dem bei einigen die dunkle Röthe eines flammenden Eifers der Menschenliebe folgte. O gewiß, Orden und Belobung von Oben sind recht schöne und kräftige Mittel, um in den Herzen ehrgeiziger und selbstsüchtiger Personen Menschenliebe und Wohlthätigkeitssinn zu wecken. Ohne denen zu nahe treten zu wollen, die aus innerer Herzensgüte und wahrer Frömmigkeit sich ihrer leidenden Mitmenschen annehmen, und die Noth mildern und Gutes stiften, so weit es menschliche Kraft und guter Wille vermögen, ist es doch leider nur zu gewiß, daß Viele solchen Vereinen nur beitreten, sei es um die Mode mitzumachen, oder um sich Anerkennung und Belobung von Oben zu erwerben. Ja es giebt auch Viele, besonders unter den Frauen, die mit vieler Empfindsamkeit sich der Uebung der Wohlthätigkeit hingeben und dabei doch kalte Herzen haben, die lieblos vielleicht eine arme Verwandte im Hause mißhandeln,

oder einen Bettler, der in Lumpen friert, von ihrer Schwelle weisen; Andere wieder sind aus Eitelkeit wohlthätig, nur Wenigen kommt die Menschenliebe vom Herzen.

Ja, ja, so ist einmal der Lauf der Welt, und am Ende, für den Armen und Nothleidenden, den Jammer, Elend und Krankheit für alles feinere Gefühl abgestumpft haben, mag es wohl gleichgültig sein, ob die Reichen und Wohlhabenden mit dem Herzen oder nur mit der Hand geben, und so mag es denn d'rum sein, obgleich es dem Moralisten seltsam genug vorkommt, daß durch Belobung und Belohnung die Stimme des Herzens geweckt werden soll, damit sie die Noth unsres Mitbruders mildere.

Ein Beispiel dieser Art haben wir so eben vor uns.

. . . .

Der Geheime-Cassenrendant Schwudder hatte schon seit fünf Jahren mit großem Eifer dem Wohlthätigkeits-Vereine der Frauen als Secretair gedient. Wir dürfen nicht zweifeln, daß es seiner gewandten Dienstfertigkeit gelungen war, sich bei der hochachtbaren Dame, die Vorsitzerin des Frauenvereins war, zu insinuiren. An diesen Mann wendete sich jetzt Ihre Excellenz, die Frau Ministerin mit folgender Anrede.

— Mein Herr Geheimer-Cassenrendant und Secretair dieses achtbaren Frauenvereins! Es gereicht mir

zur besondern Genugthuung, in diesem Augenblicke den Beweis geben zu können, mit welcher Erhabenheit der Gesinnung Seine Hoheit, unser gnädigster Fürst und Herr, Ihre Verdienste um die leidende Menschheit anzuerkennen geruhet haben. Als Präsidentin dieses achtbaren Frauenvereins fühlte ich mich berufen, meinem Gemahl, dem Minister, die Beweise dieser ehrenwerthen Gesinnung vor Augen zu legen. Es waren die günstigsten Führungszeugnisse von Ihrem hohen Chef, die belobenden Notizen in den Conduitenlisten, und die Zeugnisse unsres hochehrwürdigen Seelsorgers, daß Sie seine Betstunden unausgesetzt besucht haben, und ein thätiges Mitglied der Bibelgesellschaft, des Missionsvereins und des Enthaltsamkeitsvereins sind, ja daß Sie, was noch mehr gilt als Beweis hochherziger Gesinnung für ein germanisches, religiöses Bauwerk, daß Sie Stifter eines Kölner Dombauvereins in hiesiger Residenz geworden sind. Dazu aber fühlet mein Herz sich nothgedrungen, einen schönen Zug Ihrer Menschenliebe hinzuzufügen, einen Zug, den ich der Verläumdung Ihrer Feinde verdanke.

— Der Charakterzug ist zu schön, um nicht erzählt zu werden, — fuhr sie mit einem Ausdruck von Empfindsamkeit fort, die der immer noch hübschen Frau sehr wohlkleidend stand. — Ach, meine geliebten Mitschwestern in Christo, die Welt liegt im Argen, das

Schlechte wird immer eher geglaubt als das Gute, selbst die edelsten, menschenfreundlichsten Motive werden von der bösen Welt verkannt und verlästert, — o arge Welt, arge Welt! Darum aber ist es eine der würdigsten Aufgaben der Humanität, das Edle und Gute hervorzuheben, wo es sich im Verborgenen findet. Darum vernehmen Sie, wie man diesen edlen und frommen Mann verläumdet hatte. Man hatte gottloser Weise ihm nachgesagt, daß er ein sündliches Verhältniß habe mit einer schönen Wittwe, die bereits vier Kinder von ihm habe.

— Schändliche Verläumdung! — rief der Gemeinte halblaut aus, und nur der Respect hatte den Ton seiner Stimme gedämpft.

— Beruhigen Sie sich, Lieber, — fuhr die Ministerin mit Herablassung fort, — der Gerechte muß viel leiden; selbst unser Heiland hat für die Sünden der Welt die Dornenkrone getragen; Sie aber, würdiger Freund, haben mir versichert, daß diese Wittwe nichts weniger als schön sei, und daß Sie sie nur besuchten, um die Unglückliche zu trösten und mit Rath und That zu unterstützen, auch ihren ältern Kindern unentgeltlich einigen Elementarunterricht zu geben, da sie zu unvermögend sei, das Schulgeld zu bezahlen.

— Ja, das ist bei Gott wahr!

— Dieses Schwurs, würdiger Mann, bedarf es

nicht, da unser trefflicher Seelsorger Ihnen aus wohlwollendem Herzen diese Menschenfreundlichkeit bezeugt hat. Noch mehr, Sie haben aus einer hiesigen Restauration einigemal Abends selbst eine Portion Fisch und Braten und eine Flasche Wein mitgenommen, unter dem Vorgeben, dieses Ihrer Frau und Ihren Kindern bringen zu wollen. Es ist aber ermittelt, daß Sie Speise und Trank jenen armen Familien eigenhändig gebracht haben, um diese nothleidenden und verschämten Armen zu erquicken, ohne sie der Beschämung auszusetzen, dergleichen durch Ihre Domestiken überbracht zu erhalten.

— Ah! das ist sehr zart gefühlt, sehr hübsch von dem Herrn Geheimen-Cassenrendant, — wisperte ein dünnhalsiges, blasses Stiftsfräulein, und Andere stimmten ihr bei in dem gedämpften Ton der feinen Sitte, die hier kein lautes Wort gestattete.

Wäre es möglich, daß der große aufgeschwemmte Mann aus der baier'schen Bierstube, den wir hier als einen so großen Menschenfreund kennen lernen, noch hätte erröthen können, so würde sich die Kupferröthe seines Angesichts noch weit über die hügelreiche Nase ausgedehnt haben, wo sie ihren gewöhnlichen Sitz zu haben pflegte; so aber begnügte sich unser würdiger Schwudder damit, bescheiden die Augen niederzuschlagen und still vor sich hin zu lächeln.

— Wie gesagt, — fuhr die Ministerin fort, —

diesen schönen Zug von Herzensgüte und Zartgefühl des würdigen Secretairs unsers Vereins habe ich meinem Gemahl mündlich referirt, und dieser hat nicht ermangelt, Seine hochfürstliche Hoheit davon in Kenntniß zu setzen. Und so kann es mir denn nur zur großen Freude gereichen, Ihnen verkünden zu dürfen, daß Seine Hoheit Ihnen, würdiger Mann, in Anerkennung Ihres Wohlthätigkeitssinnes und Ihrer ächt-christlichen Menschenliebe, den Orden des heiligen Lazarus sechster Classe huldreichst verliehen haben, und ich habe die Ehre, Ihnen hiermit die Decoration dieser hohen Ritterwürde zu überreichen, Ihnen selbst und unserm Verein zum Zeichen, wie ächte Humanität stets höchsten Orts ihre Belohnung und Anerkennung findet. So empfangen Sie denn dieses Zeugniß Ihrer hohen Verdienste im Namen Gottes und unsers gnädigsten und durchlauchtigsten Herrn, den Gott segnen möge, in Ewigkeit Amen.

Es war ein feierlicher Moment, als der große, schwerfällige, fast elephantenförmige Mensch, ganz zerflossen in Rührung, sich vor Ihrer Excellenz mühsam auf ein Knie niederließ, und von den hocheignen Händen dieser respectablen Dame mit dem genannten Ordenszeichen decorirt wurde.

Verschiedene der anwesenden adeligen Damen drückten ihre, mit Stickereien und Brüsseler Kanten reichlich verzierten batistenen Taschentücher an die Augen, um eine

Imitation von Thränen daraus zu entfernen, und der würdige Seelsorger ließ sich diese schöne Gelegenheit nicht entgehen, in einer kurzen Ansprache die wohlwollenden landesväterlichen Intentionen Seiner hochfürstlichen Hoheit gebührend hervorzuheben; auch einen Strahl seines Lobsalms auf den menschenfreundlichen Minister, den Gott noch lange zum Heil und Wohl des Landes erhalten wolle, fallen zu lassen; dessen Gemahlin aber wurde von dem salbungsvollen Redner gleichsam in den Brennpunkt des Lobes gerückt, indem er sie als die ferme Beschützerin der Armen, als die Wohlthäterin der Nothleidenden und die Mutter aller Verwaisten in den Himmel erhob und der ewigen Barmherzigkeit und Gnade Gottes empfahl.

Nach dieser erbaulichen Scene wurde weiter zur Tagesordnung geschritten.

. . . .

Die Frau Ministerin ließ durch den Secretair des Vereins ein eingegangenes Schreiben verlesen, dem in den Augen der Mitglieder dieses Frauenvereins eine besondere Wichtigkeit beigelegt wurde, weil der Verfasser und Einsender dieser Eingabe ein Mann war, der dem Verein als Rechtsconsulent und Syndicus bereits die wichtigsten Dienste geleistet hatte. Es war der allgemein im Rufe der strengsten Rechtlichkeit stehende Justizrath und Rechtsanwalt Legulegus.

Dem Geheimen-Domainen- und Forst-Cassen-Rendanten fiel, als er diese Unterschrift erblickte, das beunruhigende Gespräch auf die Seele, das er mit diesem hartherzigen Juristen in der Bierstube gehabt hatte, und dessen schreckliche Mahnung, daß ihm, wenn er morgen die ausgeklagte Wechselschuld nicht zahle, ein Criminal-Proceß an den Hals geworfen werden sollte, und mit anfangs bebender Stimme las er die in seinen Händen zitternde Schrift, und erst nach einigen Minuten gewann er seine gewöhnliche Besonnenheit wieder.

Das genannte Schreiben lautete:

Hochachtbarer, wohlthätiger Frauenverein!

Das segensreiche Wirken eines hochachtbaren Frauenvereins hat sich unter andern in der Abtheilung der Magdalenenstiftung so wohlthuend und gedeihlich über manche von dem schwersten Unglück des Lebens, von dem Gewicht der Schuld schmerzlich beladene Büßende erstreckt, und so manche tief Gefallene auf die allein selig machende Bahn der Tugend zurückgeführt, daß ich glaube, mir den Dank der gnädigen Damen und ehrbaren Frauen und Jungfrauen dieses Gott wohlgefälligen Vereins zu verdienen, indem ich mir erlaube, Ihre Blicke auf eine Unglückliche zu wenden, die, wenn sie auch noch so tief gefallen war, durch Reue und Zer-

knirschung der Gnade des Himmels, wie der Für=
sorge achtbarer Frauen sich würdig gemacht hat.
Wohlthun macht glücklich, denn es bringt die ewige
Seligkeit, und dieses Glück, diese Seligkeit würde
den gnädigen, wie den ehrbaren Mitgliedern dieses
achtbaren Vereins zu Theil werden.

Erlauben Sie, daß ich theils aus mir vorliegen=
den Acten, theils aus mehrjähriger Beobachtung
den unpartheiischen Referenten mache.

Madelaine Melusine Lalange, gegenwärtig nach
ihrem, in den vorliegenden Criminalacten befindlichem
Taufzeugniß, 25 Jahre, sieben Monate alt, ist die
in N * * * geborene Tochter eines französischen
Sprachlehrers, Anna Marie Lalange aus Lyon und
seiner Gattin Fanny Elise, geborene Waller, Tän=
zerin am Corps de Ballet des Hoftheaters zu * * *.

Madelaine war sieben Jahre alt, bereits eine
liebliche Erscheinung in Liederrollen auf der Bühne,
als sich ihr Vater im Säuferwahnsinn, von dem
er befallen wurde, erhing.

Ihre Mutter war für das Ballet zu stark ge=
worden, und mußte jetzt als reisende Tanzlehrerin
sich und ihr Kind ernähren. So kam sie mit der=
selben vor etwa acht Jahren auch in hiesige Resi=
denz, und die geehrten Damen werden sich erinnern,
daß Madame Lalange damals hier im hohen Adel

und einem verehrungswürdigen Publicum viel Epoche machte durch den ausgezeichneten Unterricht, den viele von den jungen Damen bei ihr genossen, die noch heute auf den Bällen und Soiréen der ersten Gesellschaft hiesiger Residenz glänzen.

— Ja, das ist wahr, das ist richtig, ich selbst bin noch eine Schülerin von Madame Lalange, ich auch, ich auch, — so flüsterten mehrere der jüngern, aber doch auch schon ziemlich passirten Damen des Vereins durcheinander.

Auf einen Wink der Excellenz schwieg aber Alles still, und der Secretair des Vereins fuhr fort zu lesen:

Ihre Mutter war, wie das bei Personen ihres Standes und ihrer Verhältnisse der Fall zu sein pflegt, ein wenig leicht, nur eben klug und vorsichtig genug, ihre geheimen Verbindungen zu verbergen, weil sie sonst ihre Kundschaft als Tanzlehrerin in den ersten Häusern der Residenz bald eingebüßt haben würde. Es läßt sich daher wohl begreifen, daß ihre Tochter zu den Früchten gehörte, von denen man sagt, sie fallen nicht weit vom Stamme.

Madelaine aber war damals fünfzehn Jahre alt, ein reizendes, ätherisches Wesen, doch von einer Lieblichkeit und Fülle bei den zartesten Formen, von einer Frische des feinen Teints, einem Feuer

dunkler Augen und einem so entzückenden, anmuthigen Lächeln, einer so feinen Geistigkeit der Bildung, daß sie die Ehre hatte, die gnädigen Blicke einer höchsten Person, die ich aus Rücksichten nicht näher zu bezeichnen wage, auf sich zu ziehen.

Wenn je ein weibliches Wesen von der Natur selbst bestimmt zu sein schien, um von allen Liebesgöttern und Charitinnen geschmückt, den kleinen Vergnügungen eines hohen Herrn zu dienen, so war Madelaine Melusine Lalange ein solches von den Göttern bevorzugtes Wesen.

Um sich kein Dementi bei einem immer doch möglichen Refus zu geben, hatte der hohe Herr meine Wenigkeit mit den viel Delicatesse erfordernden Arrangements in dieser Angelegenheit beehrt.

Bei dem Worte beehrt erhob sich ein halblautes Gemurmel des Mißfallens. Man bemerkte aber bald, daß es nur unter den zugezogenen Frauen des Bürgerstandes und einigen, an der Prüderie gewisser Jahre leidenden Hof- und Stiftsfräuleins war, wo dieses naive Geständniß, welches sich eine prinzliche Kuppelei zur Ehre anrechnete, eine sittliche Empörung des Gefühls hervorgebracht hatte. Die ältern und mehr in den Rücksichten des Hoflebens eingeschulten adeligen Damen machten sich der Unart einer Mißbilligung der Neigungen eines hohen Herrn nicht schuldig, und bald genügte der ehrbare Ernst

derselben und ein strafender Blick der Excellenz, die Ordnung wieder herzustellen.

Der Secretair fuhr fort zu lesen:

Also, beehrt. Ich aber machte mich mit pflichtschuldigem Eifer an's Werk. Bei der Mutter fand ich wenig Schwierigkeit, nachdem mich der Prinz ermächtigt hatte, ein angemessenes Gebot zu thun. Für zweitausend Thaler und einer Pension von dreihundert Thalern trat sie ihre Rechte als Mutter dieses Wunderkindes an den hohen Herrn ab und ich nahm darüber als Notar eine rechtsgültige Urkunde auf. Auch für die Tochter wurde hinreichend gesorgt, indem ihr eine anständige Ausstattung und Einrichtung und ein Jahrgehalt von dreitausend Thalern nebst Equipage und dem Range einer prinzlichen Favorite zugesichert wurde, für den Fall aber, daß Seine Hoheit der Prinz ihrer Dienste nicht mehr bedürfen sollte, eine Pension de Retraite von 500 Thalern.

— Das waren sehr anständige Offerten, und Niemand hätte sich träumen lassen, daß dieses kleine, verzogene Wesen die Caprice hatte, den allerdings schon bejahrten Prinzen nicht mehr jung und liebenswürdig genug zu finden, was sie freilich nicht sagte, dagegen in tiefer Entrüstung alle Gründe der Religion und Moral gegen ein solches, von ihr

unsittlich genanntes Verhältniß vorschützte, und nicht zu bewegen war, ihre Einwilligung in diesen Handel zu geben.

— Will der Prinz mich zur Frau haben, so mag er mich heirathen, — das war ihre ewige Antwort. Zum Unglück sollte sie gerade eingesegnet werden, und genoß den Religionsunterricht eines der Herren Hofprediger, der, wie das seine Gewohnheit war, bei gewissen Verwarnungen vor der Confirmation, die unschuldigen Kinder aus lauter Angst vor möglicher Versündigung jedesmal zu Thränen zu rühren wußte.

Wenn sich Andere leicht solche Scenen frommer Bewegung aus dem Sinne schlagen, so machten sie doch auf Madelainens tiefes Gemüth einen nachhaltigen Eindruck.

Nach der Confirmation wurde Madelaine zur Vollendung ihrer Bildung in eine berühmte weibliche Pensionsanstalt gebracht, und hier gelang es endlich der Beredtsamkeit ihrer Erzieherin und des erwähnten Hofpredigers, dem unschuldigen jungen Mädchen die Ueberzeugung beizubringen, daß fürstliche Personen durch Gottes Gnade so hochbevorzugte Wesen höherer Gattung sind, daß die Moral, welche auf gewöhnliche Menschenkinder paßt, auf sie keine Anwendung findet. Aus zahlreichen Bei-

spielen der Geschichte wurde ihr begreiflich gemacht, daß es die Welt als eine hohe Ehre betrachte, die erklärte Favorite eines so hohen Herrn zu sein, und daß in diesem Falle eine priesterliche Einsegnung eines solchen Bündnisses weder thunlich noch üblich sei.

Noch ein Umstand trat hinzu, ihre Mutter hatte einen gefährlichen Fall gethan und ein Bein gebrochen, und konnte ihren Erwerb als Tanzlehrerin nicht fortsetzen; dadurch aber gerieth sie in die höchste Armuth und Noth, wenn Madelaine sich noch länger weigerte, ein Verhältniß einzugehen, das ihre geliebte Mutter versorgte und glücklich machte.

Und so, unter tausend Thränen, ergab sich Madelaine in ihr von Vielen noch beneidetes Loos, sie wurde des Prinzen Geliebte.

Allein die glänzende Herrlichkeit dauerte nicht lange. Ihre Mutter starb an den Folgen des unglücklichen Beinbruchs; der Prinz, dessen Liebenswürdigkeit, trotz seiner Jahre, ihr Herz gewonnen hatte, brach auf einer Parforcejagd durch einen Sturz mit dem Pferde den Hals, und Seine Hoheit, unser regierender Fürst, bekanntlich ein Herr von untadelhafter Sittlichkeit, ernannte eine Commission zur Regulirung des Prinzlichen Schulden-

wesens, und diese bewirkte zunächst bei den Gerichten eine Annullirung aller der galanten Contracte, deren im Namen des Prinzen, der bekanntlich ein bedeutender Verehrer des schönen Geschlechts gewesen war, nicht wenige abgeschlossen waren, und das geschah auf den Grund der Gesetzstelle des römischen Rechts, welche alle ex turpi causa (aus einer unsittlichen Ursache) geschlossenen Rechtsgeschäfte für ungültig erklärte.

So wurde denn auch Madelaine schonungslos aus ihrem Palais vertrieben, ihrer Equipage und kostbaren Einrichtung beraubt, und hatte nun nichts mehr als ihre kostbaren Kleider und Schmucksachen, wovon sie noch eine Zeitlang ihr Leben fristen konnte.

Dazu befand sie sich in jenem interessanten Zustande, wie englische Zeitungsblätter sich decenter Weise ausdrücken würden, worauf das Land mit Hoffnungen blickt; hier aber war es ein Zustand zum Verzweifeln. In einer eifersüchtigen Laune hatte einmal der Prinz gegen einen vertrauten Cavalier Zweifel fallen lassen, daß er Vater des zu erwartenden Kindes sei, und das genügte schon, um, höchsten Orts angebracht, ihr jede Unterstützung für die Versorgung ihres Kindes zu entziehen.

Da wendete sich das unglückliche Mädchen an mich. Ich hatte den Contract aufgesetzt, und mich

hielt sie nun für verpflichtet, ihr in ihrer höchsten Erden-Noth als Rathgeber und letzter Rettungs-Anker zu dienen.

Nun, — juristisch streng genommen, war ich dazu nicht verpflichtet. Consilium non obligat (ein guter Rath legt noch Keinem Verpflichtungen auf) — aber mein gutes Herz . . . meine Menschenliebe . . .

Indeß es kam anders wie ich dachte und beabsichtigt hatte. Man fand eines Morgens ein neugeborenes Kind todt in ihrem Bette.

Ich übergehe die näheren Umstände, deren juristische Aufzählung das Zartgefühl der Damen dieses achtbaren Vereins verletzen könnte und erwähne nur die entsetzlichen Folgen, daß Madeleine Melusine Lalange, sobald es ihr Zustand gestattete, in Criminalarrest geführt und auf Kindesmord inquirirt wurde.

Ich übernahm ihre Defension und hatte das Glück sie trotz bedeutendere Indizien so weit durchzubringen, daß der Thatbestand für objectiv und subjectiv unerwiesen angenommen, und die Angeklagte bis auf Weiteres von der Instanz entbunden wurde. Jedoch wurde wegen der schweren Inzichten, die vorlagen, auf eine außerordentliche

Strafe von fünf Jahr Zuchthaus erkannt, die sie seit einem Jahre abgebüßt hat.

Da kehrte Madeleine zurück. Sie hatte auf der weiten Gotteswelt Niemanden, an den sie sich wenden konnte, als mich, ihren Defensor.

Wohin sie sich wendete, um einen Dienst oder Arbeit zu bekommen, wurde sie als Zuchthäuslerin und muthmaßliche Kindesmörderin mit Abscheu zurückgestoßen. Wenn sie etwa einmal unerkannt durch ihre immer noch glänzende Schönheit und persönliche Liebenswürdigkeit irgend ein menschliches Wesen gewonnen hatte, das ihr mit freundlicher Zuneigung zusprach; so flüsterte schon der Nächste: das ist die . . . und sie stand wieder allein, verlassen und gemieden wie eine Pestkranke.

Ging sie auf der Straße, so spuckten die Dienstmädchen vor ihr aus und die Kinder liefen hinter ihr her und schrieen: Das ist die, . . . seht, da geht sie, die ihr Kind umgebracht und im Zuchthause gesessen hat!

Wollte sie den Ort ihrer Schmach verlassen, um sich irgend wo anders hinüberzusiedeln, wo man ihr Geschick noch nicht kannte, so gab man ihr entweder keinen Paß, oder es stand darin: aus dem Zuchthause entlassen!

So ruhte ein dreifacher Fluch auf ihrem unglücklichen Leben, der Fluch der Schuld, der Ehrlosigkeit und Verlassenheit.

Und dieses Gefühl grub sich tief ein in ihre Seele, die von der Natur rein und sittlich, durch die Macht der Verhältnisse dem Verbrechen in die Arme geworfen war.

Wäre sie leichtsinnig oder sinnlich gewesen, so hätte sie sich der letzten Zuflucht zugewendet, welche die Gebrechen der modernen Gesittung noch einer schönen Verbrecherin gewähren, sie war noch schön genug, um aus dem Laster einen schmählichen Gewinn zu ziehen, aber sie blieb tugendhaft, unverführt durch zahlreiche Anträge und Versuchung, und ich kann sagen, daß ich durch die Geldunterstützungen, welche meine Armuth ihr von Zeit zu Zeit zufließen ließ und durch persönliche Ermahnungen, woran es nie fehlte, das Glück und die Freude hatte, sie bis jetzt sittenrein auf dem Pfade der Tugend zu erhalten.

Jetzt aber darf ich wohl gestehen, daß meine Mittel für solche milde Zwecke erschöpft sind, es giebt noch viele Unglückliche, die Anspruch haben an meine Wohlthätigkeit. Ich kann auch der armen Madeleine nicht gewähren, was sie so sehr bedarf, Arbeit und Seelentrost.

Beides aber würde ihr der schöne mildthätige Magdalenenverein, für Besserung und Beschäftigung gefallener Mädchen und entlassener Sträflinge weiblichen Geschlechtes, gewähren können.

Madeleine ist, bei der feinen Erziehung, die sie genossen hat, sehr geschickt in weiblichen Handarbeiten.

Meine Damen, geben Sie ihr Stickereien, feine Wäsche zu nähen oder zu zeichnen, und Sie werden erstaunen, mit welchem Fleiß, welcher Emsigkeit und vollendeter Sauberkeit sie solche Arbeiten liefern wird.

Ich habe ihr eine Bibel und ein Gebetbuch geschenkt; das ist aber auch alles, was ich für ihre religiösen Bedürfnisse thun konnte.

Aber ihr Herz ist mühsam und beladen, ihre Seele ist voll Kummer und Gewissensbelastung; darum möge der würdige Seelsorger Ihres schönen Vereins sich der Reumüthigen und Zerknirschten mit christlicher Liebe und Freundschaft annehmen, und möge ihr den Trost des Mittlers bringen, der für unser Aller Sünden, so auch für die ihrigen am Marterholz gestorben ist. Amen, so geschehe, wenn es Gottes Wille ist.

Sie aber, ehrbare und tugendhafte Frauen, nehmen Sie sich dieser Gefallenen mit versöh-

nender Menschenfreundlichkeit an. Bedenken Sie das Eine: vor Gott sind wir allzumal Sünder und der Herr sprach, als das Volk Juda die Ehebrecherin steinigen wollte: wer sich rein fühlet, der werfe den ersten Stein auf sie, und so hat es Niemand gewagt. Gott ist barmherzig; so sollen auch Menschen barmherzig sein, und der gefallenen Schwester sollen sie vergeben nicht siebenmal, sondern siebenzigmal siebenmal; denn der Born der göttlichen Gnade ist unerschöpflich.

Ohne Ehre, ohne menschliche Theilnahme kann kein gefallener Mensch sich wieder erheben, und darum sind die hartherzigen Menschen, jene lieblosen Pharisäer und Schriftgelehrten, die stolz vorübergehen an dem gefallenen Bruder, die wahren Mörder seiner Tugend. Die Hartherzigkeit, und Lieblosigkeit und das Mißtrauen der Menschen stürzt den entlassenen Sträfling aus einer Sünde in die andere.

Da aber Ihr wohlthätiger Frauenverein auch Armen-Krankenpflege, die Verpflegung armer Wöchnerinnen und die Bewahrung solcher Kinder, deren Eltern auf die Arbeit gehen, liebreich übernommen hat, so bietet sich damit Gelegenheit genug dar, jene schöne reuige Sünderin auch für andere

leidende Mitmenschen als Krankenpflegerin nutzbar zu beschäftigen.

Es liegt ja ohnehin die Idee vor, auch in protestantischen Ländern den Orden der barmherzigen Schwestern wieder einzuführen, damit sie durch Gebet und milden Zuspruch den Kranken und Sterbenden den Eingang in den Himmel erleichtern mögen.

Und wer wäre dazu geeigneter, dienende Schwester in einem solchen Orden zu werden, als diese Madeleine, diese schöne Büßende, die ihr ganzes Leben der Reue und Zerknirschung geweihet hat.

. . . .

Es ist unmöglich, die Aufregung zu beschreiben, welche dieser Bericht unter so vielen gebildeten und gefühlvollen, meistens aber empfindsamen Frauen hervorbrachte.

Einige griffen zu ihrem Flacon, um Anwandlungen von Ohnmacht abzuwehren, Andere bedurften des Liquors auf Zucker geträufelt, um einen krampfhaften Zustand zu beseitigen; Viele vergossen Thränen der Rührung, nur die Ministerin blieb gemessen und kalt, unterstützt von der Meinung Einiger, daß man diese Verhältnisse doch erst noch einer näheren Prüfung unterwerfen müsse.

— Es muß in dieser Angelegenheit, — sprach die Excellenz, — nach meinem Ermessen, die äußerste Discretion beobachtet werden, weil Andeutungen vorgekom-

men sind, die möglicher Weise höchsten Ortes unangenehme Sensation machen könnten. Ich hielte daher dafür, dem Herrn Justizrath diese Eingabe ohne Resolution zurückzugeben, denn zu den Acten darf sie in Anbetracht der angedeuteten Rücksichten auf keine Weise genommen werden; dagegen scheinen eben diese Rücksichten die gedachte Person der besonderen humanen Beachtung des Vereins zu empfehlen. Ich schlage daher vor, es unserm würdigen Herrn Seelsorger anheim zu geben, sich nach der Conduite dieser Sünderin genau zu erkundigen, und wenn er den erforderlichen Grad von Reue, Zerknirschung und Frömmigkeit bei derselben finden und solches attestiren würde, sie auf einen einfachen Antrag als eine zu bessernde Sträflingin zur Aufnahme im Magdalenenstift zu empfehlen. — Oder sind die Damen vielleicht anderer Meinung? — so bitte ich sich darüber zu provociren.

— Excellenz haben vollkommen recht, — der Meinung ihrer Excellenz stimmen wir immer bei.

So riefen Alle durcheinander, und sie hatten damit die Wahrheit gesagt, denn so lange dieser Frauenverein bestand, hatte noch nie eine der übrigen Mitglieder desselben eine andere Meinung gehabt, als Ihre Excellenz; ja nicht einmal gewagt, überhaupt früher irgend eine Meinung auszusprechen, ehe die Frau Ministerin sich nicht erklärt hatte.

Der Prediger Sebaldus aber gehörte zu den menschenfreundlichen Geistlichen, die um der christlichen Liebe willen gern Alles zum Besten wenden. Er erhob sich also sogleich und versicherte, daß Alles, was der Herr Justizrath Legulegus über den Charakter und die Bußfertigkeit dieser Unglücklichen gesagt habe, vollkommen der Wahrheit angemessen sei, und daß er sich daher berufen fühle, dessen Antrag zu vertreten, und die Madeleine Lalange dem achtbaren Frauenverein zur Aufnahme im Magdalenenstift bestens zu empfehlen.

Das Wahre an der Sache war, daß der würdige Geistliche diese Person nie gesehen und nie von ihr gehört hatte; aber um der christlichen Liebe willen scheuete er auch dieses Mal das gute Werk einer kleinen menschenfreundlichen Lüge nicht, und Madeleine Lalange wurde einstimmig aufgenommen. Zwei achtbare Bürgerfrauen übernahmen die specielle Commission der Curatel über diese Unglückliche und der Prediger Sebaldus verpflichtete sich, sie zu besuchen und ihre frommen Bet-, und Bußübungen zu leiten.

Der Secretair des Vereins trug den Antrag des Predigers, ohne der Eingabe des Justizraths zu erwähnen, so wie auch den Beschluß des Vereins in's Protocoll.

Jetzt erhob sich der Prediger Sebaldus noch einmal, nachdem ihm der geheime Rendant einige Worte zugeflüstert hatte und sprach:

— Im Namen Gottes und der ewigen Barmherzigkeit, verehrte Mitschwestern dieses mildherzigen Bundes in Christo, — so eben erfahre ich, daß eine achtbare Wittwe mit vier Kindern vor acht Tagen von einem Töchterlein entbunden ist. Sie wohnt auf der St. Thomasstraße Nr. 10. im vierten Stock und lebt in höchster Dürftigkeit. Es ist dieselbe, der unser würdiger Herr Secretair im Stillen Speise und Trank eigenhändig zugetragen hat, und da sie einen sehr frommen und tugendhaften Lebenswandel führt, so halte ich es für eine Pflicht der christlichen Liebe, besagte Person, welche die Wittwe Juliane Liebreich heißt, der Mildherzigkeit der wohlthätigen Pflegerinnen für arme Wöchnerinnen zu empfehlen.

Da ihre Excellenz, die Frau Ministerin, diesen Antrag unterstützte, so wurde vom Verein beschlossen: 1) daß die Mitglieder desselben der Reihe nach eine kräftige Wochensuppe mit Zubehör der Wittwe Liebreich zur Verpflegung für sich und ihre Kinder auf 6 Wochen lang schicken sollten; 2) daß eine Commission von achtbaren Frauen sich zu ihr begeben und nach ihren weitern Bedürfnissen forschen solle; 3) daß der Prediger Sebaldus sie zweimal wöchentlich besuchen und mit ihr beten solle.

Auch diesen menschenfreundlichen Beschluß trug der geheime Forst- und Domainencassen-Rendant Schwudder in sein Protocoll, dieses Mal jedoch mit zitternder Hand.

Auch diese Empfohlene kannte der würdige Prediger nicht persönlich und hatte nie von ihr gehört. Wir werden später sehen, ob und wie weit diese beiden Empfohlenen der so achtbaren Protection Ehre machten oder nicht.

Während nun die Versammlung des Frauensvereins zu der Verlesung und Besprechung des Jahresberichts schritt, welcher die Wirksamkeit des Vereins mit möglichst glänzenden Farben in einer salbungsvollen Sprache schilderte, wenden wir uns in eine andere Gegend der Stadt, wo eine uns schon bekannte Unglückliche der Gegenstand polizeilicher Fürsorge geworden war.

7.

Polizeiarrest-Stube.

Nichts auf der Welt ist so menschenfreundlich und milde als eine Polizeiarreststube, d. h. eine solche, wo die Abends auf den Straßen aufgegriffenen Trunkenbolde, Ruhestörer, Taschendiebe, Vagabonden und liederliche Dirnen aufbewahrt werden bis zum folgenden Morgen; wo man zur gewöhnlichen Büreaustunde auf dem Polizeibüreau sich die Zeit nimmt, die Eingefangenen summarisch zu verhören, zu sortiren, und Einige zur weitern Untersuchung in Untersuchungsarrest zu bringen, Andere

dagegen, den Umständen nach, mit einer Tracht Schläge freundlich zu entlassen.

In einer solchen Polizeiarreststube sieht man weder Ketten, noch Strohlager, noch hölzerne Pritsche, nichts als ein paar dreibeinige Schemel, einen Schmuzeimer und einen Krug Wasser. Die Fenster sind von außen vergittert; die Thür ist nicht verschlossen; denn der Eingang führt durch die Wachtstube der Gensdarmerie, und hier sieht man immer einige dieser würdigen, mit vielen Kriegesdenkmünzen decorirten Schnurrbärte bereit, mit einem Kreuzdonnerwetter dazwischen zu fahren, wenn es mit den rohen Witzen, Zoten und Spässen in der Polizeistube gar zu laut wird.

Eine solche Polizeistube befand sich auch in der Stadt, in welcher diese Erzählung spielt. Ueber der Eingangsthür war eine schwachbrennende Nachtlampe angebracht, die ein schauerliches Dämmerlicht auf das düstere Innere dieser polizeilichen Großkinderbewahranstalt warf.

Alles zu schildern, was wir in diesem Raume nur an diesem einen Abend hätten hören und beobachten können, würde weit den Raum eines Abschnittes in diesem Buche übersteigen.

Wir lassen also unbekümmert dort am Boden unter dem Fenster den Betrunkenen liegen, der aus einem der trefflichen Rinnsteine der Residenz mit ihrem schwarzen, übelriechenden Schlamm und grünlichem Moder her-

ausgezogen und hierher geschleppt ist. Noch hat kein Sterblicher untersucht, ob der völlig Bewußtlose noch lebt, oder ob ihn ein Schlagfluß gerührt hat, das wird sich morgen finden, wenn der Armenarzt zur Revision kommt.

Wir ignoriren auch den Mann da in Lumpen, hinter dem großen Kachelofen, der sich krümmt am Boden und durch Würgen, Stöhnen und Vomiren reichlich zu erkennen giebt, daß er ein Segler ist, welcher an der Seekrankheit leidet, übrigens morgen in die Liste der habituellen Säufer eingetragen werden wird. Wir bemerken wohl, daß dem Mann keine andere Hülfe zu Theil wird, als daß er bisweilen von dem ehrbaren Gensdarme ein Schwein genannt und zur Ruhe verwiesen wird.

Wir beachten nicht die beiden auf dem Stroh aufgefangenen weiblichen Zugvögel, die bald am Boden kauernd, bald tanzend leichtfertige Reden führen, die wir nicht wiedergeben möchten, weil es der deutschen Gemeinheit an der französischen Grazie fehlt. Es entgeht uns zwar nicht, daß sie bald versuchen, mit den Herren Gensdarmen sich in ein freundliches Verhältniß zu setzen, was indeß bei der Ehrbarkeit solcher Wächter der Polizei schwerlich gelingen dürfte, bald mit den beiden jungen Herren kokettiren, die ihnen cavalièrement die Cour machen.

Von diesen beiden Herren später; hier haben wir nur noch die Staffage dieser schönen Gegend zu vollen=

den, indem wir die Gruppe von Handwerksburschen erwähnen, die wie das liederliche Kleeblatt im Lumpaci Vagabundus, auf ihren am Boden liegenden Felleisen theils sitzen, theils liegen, der eine wachend, indem er dämisch und theilnahmlos vor sich hinstarrt und Tabak kauet, die anderen unbekümmert schlafend; denn sie haben ein ruhiges Gewissen, dem nichts fehlt, als daß sie auf dem Fechten betroffen sind, seit Monaten keine Arbeit gehabt haben und abgerissene, mit Lumpen zusammengebundene Stiefel tragen.

Sie haben höchstens zu befahren, daß sie morgen auf den Schub gebracht werden, während jene leichten Dirnen zur Belästigung der Straßenbuben morgen als Mamsells mit eleganten Kleidern unter der Zucht des Armenvoigts die Gassen kehren werden, ein treffliches Mittel, um diesen allerdings schamlosen Weibern noch die letzte Möglichkeit, jemals zu einer rechtlichen Beschäftigung zurückzukehren, zu rauben.

Zu unserm nicht geringen Schreck aber bemerken wir in jene halbdunkele Ecke gedrückt, zitternd und fröstelnd, ein zartes, junges Mädchen, von feinen, interessanten Gesichtszügen, die aber sehr leidend und blaß aussehen, wir erkennen die unglückliche Einarmige, die der wohlwollende Literat in diesem Augenblick, bei Regen und Schneegestöber, auf allen Straßen der Stadt — und selbst am

Ufer des Flusses sucht, aus Besorgniß, daß sie umkomme in diesem Wetter.

Arme Johanne — dich hatte die våterliche Polizei (in der Person eines bårtigen Gensdarmen) in die Ecke der Hausthůr des Inhabers der baierschen Bierstube gedrůckt — bemerkt; das war in der Zeit geschehen, als der menschenfreundliche junge Mann mit Madame Wollig unterhandelte wegen Aufnahme dieses unglůcklichen Kindes, und troß deiner Versicherung, daß du ein unglůckliches Kind seist, das in die Schlafstelle nicht zurůckkehren kånne, weil es dort greulich und unsittlich hergehe, daß ein Herr, der sich deiner annehmen will, dir befohlen habe hier zu warten, oder vielleicht gerade deshalb, weil dieser Umstand von der Polizei fůr verdåchtig gehalten wurde, und weil die arme Kleine sich hartnåckig weigerte, ihren Namen und ihre Schlafstelle zu nennen, aus Furcht dorthin zurůckgefůhrt zu werden, hatte die lóbliche Polizei Mißtrauen geschópft und dich als nåchtliche Herumstreicherin, troß aller Bitten und aller Thrånen, in Polizeiarrest gefůhrt.

So hatte dich kalte und herzlose Dienstpflicht gegen das noch viel kåltere und unfreundlichere Wetter geschůßt; aber gerechter Himmel, in welche Gesellschaft warst du Unglůckliche gerathen, du, welche eine gůtige Natur nicht ohne Grausamkeit mit viel Zartgefůhl fůr deine widrigen und beklagenswerthen Verhåltnisse begabt hatte.

Die arme unschuldige Kleine hatte in ihrem verkümmerten jungen Leben schon so viel erfahren, aber für eine Straßendirne war sie noch nie gehalten, gefangen gesetzt war sie noch nie, und in solcher entsetzlichen Gesellschaft noch nie eingesperrt gewesen, und in dieser Angst und Noth, in dieser inneren Empörung hatte sie nichts als ihre stillen Thränen, die ihr unaufhaltsam über die bleichen Wangen rannen. Um nun so wenig als möglich bemerkt zu werden, hatte sie sich dicht in die dunkle Ecke gedrängt; aber erschöpft von Kummer, Schrecken und Anstrengung, sank sie an derselben Stelle anfangs unbemerkt auf den Boden nieder; da saß sie nun mit dem Rücken in die Ecke gelehnt, den Kopf vorüberhängend und schloß die schönen blauen Augen, durch deren lange seidene Wimpern eine Thräne nach der anderen perlte, und so war es ungewiß, ob sie wachte und nur das rohe Tr…en um sie her nicht sehen wollte, oder ob sie wirklich schon aus Mattigkeit eingeschlummert war, und vielleicht träumend an ihren freundlichen Retter dachte — an das einzige menschlich-fühlende Herz, das sich ihrer Hülflosigkeit hatte erbarmen wollen.

. . . .

In diesem Augenblick machten sich die Beiden besonders bemerklich, die wir, den einen wenigstens, zu sehr geschmeichelt, die jungen Herren genannt hatten; denn

dieser war ein Mann vielleicht von 28 bis 30 Jahren, groß und ansehnlich von Figur und Haltung, mit einem rothbraunen Schnurr- und Kinnbart und verwildertem, röthlichem Hauptthaar, das er in Ermangelung eines Kammes oder einer Haarbürste, von Zeit zu Zeit mit den fünf Fingern seiner Hand, nicht ohne eine gewisse Koketterie zu ordnen bemüht schien. Dabei trug er einen engen, auffallend kurzen und abgetragenen Sommer-oberrock mit einer Reihe Knöpfe, der ihm auf der Brust zu eng war und verrieth, daß er keine Weste und statt der Cravatte einen wollenen Shawl trug; dabei hatte er troß der strengen Winterkälte blau uud grün-karrirte Beinkleider, eine kleine weiße Studentenkappe und Stiefel mit hohen Hacken und langem Entenschnabel, die indeß so defect waren, daß einige Zehen der Füße ohne Strümpfe blos lagen. Begreiflich hatte der Stiefel-putzer von dieser bescheidenen Fußbekleidung seit Menschen-gedenken keine Belästigung gehabt.

Von Zeit zu Zeit klemmte der, bei allen diesen Defecten noch den Elegant spielende junge Mann ein vier-ecktes, an einer schwarzen Schnur hängendes Lorgnon zwischen die Falten des Stirn- und Backenknochens und schielte damit hinüber nach den beiden jungen Damen der Prostitution, die durch ein freches Kichern und Lachen seine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen suchten.

Beide junge Männer saßen bei dem doch ziemlich ungalant gegen das schöne Geschlecht mitten im Zimmer auf den beiden einzigen Schemeln, die vorhanden waren.

— Herr Camerad, — sprach der Andere, der noch ein sehr junger blasser, hochaufgeschossener Mensch war, mit langen dunkelblonden Haaren und einem feinen Schnurrbart und Henry-quatre, indem er aufstand und in theatralischer Stellung anfing zu declamiren:

„Die Mitternacht rief Zwölf mit ehr'ner Zunge;
Zu Bett, Verliebte! bald ist's Geisterzeit.
Wir werden, fürcht' ich, in den Morgen schlafen,
So weit wir in die Nacht hineingewacht.
Dies greiflich dumme Spiel hat doch den trägen Gang
Der Nacht getäuscht. Zu Bett, geliebten Freunde!
Noch vierzehn Tage lang soll diese Festlichkeit
Sich jede Nacht erneun, mit Spiel und Lustigkeit."

— Hahaha, eine köstliche Ironie auf unseren heutigen Zustand aus Shakspeare's Sommernachtstraum, — lachte der Andere.

— Dieser Jammer und der Tod eines werthen Freundes, — fuhr der Jüngere fort, — sollte einen Menschen schon zum Trauern bringen.

— Bei meiner Seele, — entgegnete der Aeltere in demselben Passus, — ich bedauere den Mann.

— „Warum denn, o Natur, thatst du den Löwen bauen?“ Den Löwen der Polizei meine ich, Herr Camerad, wir haben Beide, wie es mich bedünken will, das Pech gehabt, unsere Freiheit einzubüßen.

— Diese Frechheit, einen Edelmann zu verhaften und gleich einem gemeinen Vagabonden zu behandeln, ha, Polizeityrann, das soll dir eine saure Gurke werden!

— Einen Edelmann? Gott segne Euere Gnaden! Im Uebrigen hielt ich Euch für so einen Schauspieler, oder wenigstens Souffleur, wie ich die Ehre habe zu sein, mindestens für ein Genie.

— Ein Genie? ja wenn Ihr wollt, ich nenne mich Literat, reise, um auf ein Werk Pränumeranten zu sammeln, das ich noch zu schreiben gedenke, versuche nebenbei mit Würfeln und Karten mein Glück; aber im Grunde doch spreche ich mit Bassanio im Kaufmann von Venedig:

„Sagt' ich Euch nicht frei, mein ganzer Reichthum rinne
In meinen Adern, ich sei Edelmann; —
Und damit sprach ich wahr.“

— O, — rief der Jüngere, der, das gehört noch zum Bilde, noch viel sommerlicher gekleidet war, indem er einst weiß gewesene Pantalons und einen schwarzen Frack mit schmalen Schößen trug:

„— O, welch' ein edler Geist ist hier zerstört!
Des Hofmanns Auge, des Gelehrten Zunge,
Des Kriegers Arm, des Staates Baum und Hoffnung,
Der Sitte Spiegel und der Bildung Muster,
Das Merkziel der Betrachter: ganz hin, ganz hin!
Weh' mir, wehe
Daß ich sah, was ich sah, und sehe, was ich sehe."

Seht, Herr, so mit Ophelia im Hamlet beklage ich aufrichtig Euer Geschick, es ist das Loos der untergegangenen Größe eines Standes, den Niemand höher achtet als er sich achtbar macht.

— Ha, Knabe Derindur, ich glaube, du spottest meiner! Bei meiner Ehre, das fordert Revange!

— Nein, glaub' nicht, daß ich schmeichle! — sprach der Jüngere mit komisch feierlichem Ernst, indem er mit Hamlet's Worten fortfuhr:

„Was für Beförderung hofft' ich wohl von dir,
Der keine Rent', als seinen muntern Geist
Um sich zu nähren und zu kleiden hat?
Weswegen doch dem Armen schmeicheln? Nein,
Die Honigzunge lecke dumme Pracht,
Es beuge sich des Knie's gelenke Angel,
Wo Kriecherei Gewinn bringt."

Hör' mich an: Wir Beide sind, gut deutsch gesprochen, arme Teufel, die sich durch's Leben schlagen, wie's eben gehen will. Es hat uns seltsam das Geschick vereint, wohlthun

werden wir, wenn wir Freunde und Brüder werden, wie wir bereits Unglücksbrüder sind.

— Freunde, das möchte sich machen lassen, aber Brüder? entschuldigen Sie, nein, es verstößt gegen mein Point d'honneur, als Edelmann mich mit Bürgerlichen zu dutzen.

— Sie müssen Schicksale gehabt haben, werther Herr, daß Sie so, mit gütiger Erlaubniß, als Edelmann auf den Hund gekommen sind.

— Ehrensachen, Dummheiten Anderer und eigne, Spiel, Trunk, Duelle, eine Liebesgeschichte mit einer hohen Frau, die ich ausgeplaudert hatte, kurz, wie das so geht, der Esprit du corps hatte sich gegen mich gewendet, das ganze Offiziercorps erklärte, mit mir nicht ferner dienen zu wollen. Ich wollte sie brüsquiren, und wurde cassirt, denken Sie sich, infam cassirt, infam, ein Edelmann, degradirt, Adelsverlust; aber wer hat die Macht, mir angeborne Rechte vernichten zu wollen, ich nenne und schreibe mich dennoch Julius, Freiherr von G*** und bin immer noch stolz auf meine hochfreiherrliche Geburt, bah! ich verlache meine Feinde! ich weise ihnen die Zähne, wenn sie mich höhnen, ich behalte meinen Stolz gegen niedrig Geborene, der Stolz allein macht in unsern Tagen den Edelmann.

— Darauf wird nichts mehr gut gethan, mein gnädiger Herr. Ein französisches Volkssprichwort sagt:

Tous les hommes sont égaux; ce n'est pas la naissance,
C'est la seule vertu, qui fait la différence.

Ueberrascht blickte der Edelmann den Bürgerlichen an.

— Sie scheinen Erziehung genossen zu haben, mein Lieber.

— Hier diese fürstliche Residenz hat das Glück und die Ehre gehabt, mich als hoffnungsvollen Gymnasiasten in Prima sitzen zu sehen.

— Hier, in Prima? und Ihre Eltern?

— Ich war meines Vaters Stolz und Freude, meiner Mutter Glück und Entzücken. Meine Lehrer nannten mich nur den Talentvollen und dennoch brachte ich immer schlechte Censuren.

— Das war Ungerechtigkeit!

— So meinte mein Vater auch, ich aber wußte es besser; denn während mein Professor Logik explicirte, las ich Romane, die Geschichte genoß ich mit Pfeffernüssen und den Horaz und Homer machte ich völlig entbehrlich, indem ich selbst nach meiner Ueberzeugung viel bessere Verse machte, als diese Classiker.

— Nun, und Sie wollten studiren?

— Student wenigstens wollte ich sein, und einen großen Wechsel haben und da ich auf der Schule schon einer der Burschikosesten war, täglich ein Dutzend Cigarren rauchte und in einer Sitzung zehn Krüge bairisch Bier vertilgte: so meldete ich mich zum Maturitätsexamen,

trotz aller Warnungen meiner Lehrer; aber mit Pauken und Trompeten fiel ich durch und durch. Nur meine Declamation von Schiller's Taucher war trefflich befunden. Halt, dachte ich, die Stimme des Berufs! und, anstatt mich todt zu schießen, singe ich:

„Ungeheure Heiterkeit ist meines Lebens Regel,“
mause meinem Papa die Börse, und gehe auf und davon in die Welt!

— Sela, abgemacht! und Ihre lieben Eltern? —

— Meiner Mutter hatte ich's gesagt, die segnete mich; denn sie zweifelte nicht, daß ich ein Garrick, Iffland, Devrient, Seidelmann oder noch zehnmal größerer Mime werden würde. Uebrigens war sie selbst unglücklich genug; von Natur sentimental und romantisch gestimmt, fühlte sie sich von meinem Vater vernachlässigt und hat im Stillen so viel Thränen vergossen, daß sie alle ihre kleinen Kinder, meine Geschwister, damit hätte waschen können, wenn überhaupt Reinlichkeit ihre Passion gewesen wäre.

— Nun, und der Vater!

— Mein Alter, ei, der war grimmig. Als ich ihm brieflich vom nächsten Stationsort einer wandernden Schauspieler-Gesellschaft meldete, daß ich dem Thespiskarren mein Glück und meine Hoffnung anvertraut habe, und um Segen nebst einliegendem Wechsel bat, schnauzte

er mich an und sandte mir in optima forma einen nicht besonders stylisirten, aber sehr solennen Vaterfluch!

— Entsetzlich!

— Tragisch groß! Ich aber, sollte ich mit Pyramus rufen:

„Komme, Thränenschaar!
Aus, Schwert! durchfahr'
Die Brust dem Pyramo! — ?"

Nein, ich war Philosoph und dachte, es ist doch nur ein Spiel; die Stimme der Natur wird sich endlich nicht verleugnen.

„Gut gebrüllt, Löwe!"

rief ich und machte Fidibus aus dem Vaterfluch!

— Und haben Sie niemals Reue gefühlt?

— Allerdings, als ich kein Geld mehr hatte und ich ausgepfiffen war auf der Bühne, da wurde ich selbst eine tragische Größe und mit dem Könige Claudius im Hamlet rief ich:

„O meine That ist faul, sie stinkt zum Himmel,
Sie trägt den ersten, ältesten der Flüche."

Ich fragte mich prüfend: Was wirst du thun? Zurückkehren als verlorner Sohn, oder bei einer andern Bühne mein Glück versuchen, wo das Publicum weniger ungerecht ist?

„Und wie ein Mann, dem zwei Geschäft' obliegen,
Steh' ich in Zweifel, was ich erst soll thun —
Und lasse Beides."

d. h. ich stieg vom Pferd auf den Esel, von der Bühne unter die Bühne, und wurde Souffleur.

— Nun aber sind Sie hier?

— Der Uebel höchstes ist die Schuld, sagt Schiller; nach andrer Lesart: das ärgste Uebel sind die Schulden; der Meinung aber bin ich nicht. Noch schrecklicher, als der Schrecken vieler Schulden, ist der Zustand, keine mehr machen zu können. Das habe ich erfahren, Freund. Liebschaften kamen dazu, Spiel, Trunk, Zänkerei, Intriguen, Veränderungslust, kurz, von einer Bühne zur andern wandernd, fehlte mir immer mehr, was vor der Welt den Menschen macht, die Kleidung! Keine Bühne, auch selbst die kleinste wollte einen zerlumpten Armus, omnia sua secum portans, d. h. einen Habenichts, der sein ganzes Vermögen in Lumpen auf dem Leibe trägt, mehr aufnehmen, kurz, ich bettelte mich zurück nach der Heimath, warf mich meinem Vater zu Füßen oder schrieb an ihn als verlorner Sohn; umsonst, er hatte sich von mir losgesagt und schickte mich in's Armenhaus. Und so erging es mir schon dreimal, denn eben so oft war ich desertirt von hier und hatte mein Wanderleben auf's Neue begonnen; jetzt aber zum vierten Male hat die Polizei die Güte gehabt, für die Kosten meiner Rückreise zu sorgen, d. h. man brachte mich auf dem Schub hierher. Doch Alles geht gut. Heute am Tage erhielt ich Erlaubniß, einen meiner frühern Lehrer, unter gütiger

Begleitung eines Herrn von der Polizei, zu besuchen, um ihn zu bitten, daß er sich für eine freundliche Aufnahme bei meinem Alten verwende; und da erhielt ich zu essen und etwas Lumpengeld, immer noch genug, um gut gemeinte Ermahnungen mit in den Kauf zu nehmen.

— So eine Reise auf dem Schub ist indeß sehr unangenehm. Ich habe es erfahren, mein Lieber.

„Ach Herr, wir wissen wohl, was wir sind, aber
nicht, was wir werden können,"

sagt Ophelia im Hamlet, und ich denke: wer weiß, ob ich nicht noch einmal so ein König im Leben werde, wie ich auf den Bretern schon gewesen bin; wenigstens wenn ich so reise durch meine Staaten (und die ganze Welt ist mein Reich), begleitet von königlichen und fürstlichen Escorten, einem Militair in Helm und Waffenrock, Donner und Doria, wer mag es mir verwehren, daß ich mich selbst für einen hohen Potentaten halte, der da Incognito reiset. Stolz bin ich auf die Maßregeln, die man überall für meine Sicherheit trifft. Man schließt mich ein und stellt eine Ehrenwache vor meine Thür, damit mich die Demagogen nicht ermorden, wie einst den armen Kotzebue; man giebt mir kein Licht und eiserne Gardinen vor den Fenstern, damit ich nicht in Feuersgefahr gerathe, und höre ich Abends im Nachtquartier Riegel und Schlösser klirren, so denke ich, wie

einst Kaiser Karl V., in meinen Staaten, wo ich auch zu übernachten geruhe, finde ich überall meine Schlösser.

— Es ist ein Glück für Sie, daß Sie Humor haben. Mich verdrießt es, daß ich Pech habe. Diesen Abend zum Beispiel hatte ich einen köstlichen Gimpel, einen Ladendiener aus der Provinz, mit dem ich knöchelte und ungeheuer gewann. Da schrie ein Andrer: seine Würfel sind falsch, und man nahm mich beim Kragen und die Würfel dazu; die Folge wird sein, daß ich für einige Zeit freie Wohnung, Kost und Logis bekomme und mich von Verhörsrichtern ennuyiren lassen muß. Bei meiner Ehre, ich bin famos verdrießlich.

— Verdrießlich, in Gesellschaft so schöner Damen? — lachte der Jüngere von Beiden, indem er auf die beiden Mädchen deutete:

„Hier kommen die Verliebten froh entzückt,
Glück, Freude, Glück! und heitre Liebestage
Nach Herzenswunsch!"

— Gut gebrüllt, Löwe, — lachte die Eine, eine schwarzäugige Brünette, — o, auch wir haben unsern Sommernachtstraum gesehen und wissen:

„Dieser Löwe ist ein rechter Fuchs an Herzhaftigkeit."

— Wahrhaftig eine Gans an Klugheit, — lachte die Blondine, denn solche Mädchen lieben das Theater,

wo sie zugleich sich amüsiren und ihre Netze ausstellen im Paradiese oder in den dritten Ranglogen.

— Potz der Tausend, diese Schönen haben Talent, bei meiner Ehre, ich bringe sie bei der Hofbühne an, jene als erste Soubrette, diese als erste Liebhaberin, ich aber mache den Liebhaber von Beiden und werde damit heute Abend schon beginnen.

Darauf näherte er sich der Blonden, und sprach:

„Komm, laß uns hier auf Blumenbetten kosen,
Beut, Holde, mir die zarte Wange dar:
Den glatten Kopf besteck' ich dir mit Rosen,
Und küsse dir dein schönes Ohrenpaar."

— Das ist ein amüsanter Narr, — lachte die Brünette und die Blonde kicherte dazu. Der Exsouffleur aber wendete sich zu der Braunen, indem er ihre Hand ergriff und parodirte aus dem Sommernachtstraum:

„Geben Sie mir die Pfote, Fräulein Senfsame, ich bitte Sie, lassen wir gegenseits die Reverenzen."

— Was befehlen Sie? fragte die Braune schnippisch.

— Nichts, liebe Mamsell, als daß Sie da den Cavalier Bohnenblüthe tragen helfen. Ich muß zum Barbier Mamsell, denn mir ist, als wär ich gewaltig haarig um's Gesicht herum, und ich bin ein so zärtlicher Esel! . . .

— Hahaha, ein Esel, — lachte die Brünette, — ein zärtlicher Esel; aber was hilft uns die Zärtlichkeit

ohne Geld? ein reicher Esel wäre uns lieber, als ein zärtlicher!

— Wißt Ihr was? — nahm jetzt der Edelmann das Wort, nachdem er Beide lange mit dem Lorgnon betrachtet hatte, — wir wären unserer gerade zwei Paar. Sind wir auch zur Zeit nicht reich, so haben wir Beide große Erbschaften zu erwarten. Wir sind Männer von Ehre und werden schon dankbar sein für Eure Gunst, wenn wir erst wieder reich sein werden. Allons, schlag ein, sei Du mein Liebchen! Wie heißest Du?

— Bertha, zu dienen.

— Und Du? rief der Schauspieler, indem er die Blonde umfaßte:

— Aglaja!

— Hui! welcher Gardeoffizier hat Dir den romantischen Namen gegeben?

— Ein Hungerleider wenigstens war er nicht, wie Du bist, mein guter Junge.

— Wenn ich ein Hungerleider bin, so leide ich Hunger nach Küssen, laß uns, Liebchen, einige Dutzend davon verfertigen; es ist ein gangbarer Artikel.

Lachend drückte er ihr einen schallenden Kuß auf die schelmischen Lippen und der gewesene Freiherr umarmte in wilder Lustigkeit die Braune, indem er rief: — Auf Ehre! es ist schade, daß ich kein Glas Rum habe, und keine Cigarre zu diesem Kuß!

— Ruhe da, zur Ordnung, in's drei Teufels Namen, — donnerte die tiefe Stimme eines Gensdarmen, der jetzt mit klirrendem Säbel in die offene Thür des Vorzimmers trat, und die Liebenden fuhren aus einander.

— Glaubt Ihr Himmelkreuztausendsacrementer, — fuhr er fort, — daß man Euch hier eingesperrt hat, um Eure schlechte Wirthschaft hier fortzusetzen? Ihr Weibsleute, da in jene Ecke, und Ihr Männer da hin, und nun Ruhe, oder es giebt Holz auf den Rücken!

Die Anordnung wurde befolgt. Da wendete sich der Exsouffleur mit geschmeidiger Höflichkeit an den ernsten schnurrbärtigen Wächter der Polizei und sprach:

— Entschuldigen Sie gütigst, Herr Gensdarm, darf man nicht wenigstens einen kleinen unschuldigen Scherz machen?

— Narrenspossen! — sprach dieser brummend und kehrte in das Innere der Wachtstube zurück. Der Schauspieler nahm das für eine stillschweigende Einwilligung und machte nun die arme kleine Johanne zum Stichblatt seiner Laune.

— „Schläfst Du, mein Kind?"

(fragte er sie mit den Worten der Thisbe)

„Steh' auf geschwind!
Wie, Täubchen, bist du todt?
O sprich, o sprich,
O rege dich!"

Johanna war erschrocken, so plötzlich der Gegenstand der Aufmerksamkeit dieser unsinnigen Menschen geworden zu sein; sie senkte den Kopf tiefer und er fuhr fort zu parodiren:

„Ach, todt ist sie! o Noth!
Dein Lilienmund,
Dein Auge rund,
Wie Schnittlauch frisch und grün;
Dein' Kirschnas',
Dein' Wangen blaß,
Wie Goldlack blüh'n,
Soll nun ein Stein
Bedecken sein?
O klopf, mein Herz, und brich.
Ihr Schwestern drei!
Kommt, kommt herbei,
Und legt Hand an mich!
Zung' nicht ein Wort!
Nun Dolch, mach' fort!
Zerreiß des Busens Sehnen.
Lebt wohl, Ihr Herrn!
Ich scheide gern
Ade, Ade, Ade!

und damit machte er die Pantomine, als drücke er einen Dolch in seine Brust und sank zu Boden, in der Lage eines Sterbenden.

Alle lachten, und die arme Johanne wollte vergehen vor Verlegenheit und Angst. In diesem Augenblick

wurde mit Geräusch die Thür des äußern Wachtzimmers aufgemacht und mehrere Personen traten ein, die man im Hintergrunde nicht sogleich erkennen konnte.

— Heda, lustig, neue Gesellschaft, — rief der Schauspieler aufspringend:

„Da kommt der Meister unsrer Lustbarkeiten,
Was giebt's für Kurzweil, ist kein Schauspiel da,
Um einer langen Stunde Qual zu lindern?"

— Will Er's Maul halten! — rief die gedämpfte Stimme des Gensdarmen dazwischen, — habt Respect, stellt Euch in Ordnung; da sind der Herr Polizeirath.

8.

Erlösung.

Mit dem erwähnten höheren Polizeibeamten trat ein junger Mann herein, den die arme Johanne in freudigem Schreck als den wohlwollenden Herrn erkannte, der sie gegen die Herzlosigkeit ihres Vormundes hatte in Schutz nehmen wollen.

Es war der Literat, Baron von Buchenau, dessen sich unsere freundlichen Leser noch aus der Weinstube des Herrn Wollig erinnern werden.

Mit dem Ausruf: da ist sie ja, die ich suche, führte er das erröthende junge Mädchen, das bei dem Eintritt

der Herren vom Boden aufgestanden war, in den Vordergrund.

— Sehen Sie, Herr Polizeirath, — sprach er, — ein Opfer der socialen Mängel unserer modernen Gesittung. Ich kenne jetzt ihre Geschichte in ihren Hauptzügen. Ihr Vater war ein wissenschaftlich gebildeter Mann. Er studirte Theologie, wurde in burschenschaftliche Verbindungen verwickelt und relegirt. Nach einem Bundestagsbeschluß verlor er dadurch das Recht für immer, auf irgend einer deutschen Universität seine Studien fortsetzen zu dürfen. Aber er war heimlich verlobt mit der Tochter eines wohlhabenden Handwerkers, die eine höhere Bildung empfangen hatte und Gouvernante gewesen war. Um sein Wort zu lösen, und frei von Vorurtheilen wie er war, ging er zu einem Schlossermeister in die Lehre und lernte das Schlosserhandwerk. Er that dies, damit sein Beispiel den Regierungen zeigen sollte: seht, so fällt Ihr den geistigen Baum des Lebens eines hoffnungsvollen Jünglings, weil ein Blatt desselben von einem schädlichen Insekt befallen war. Nach den Lehrlings- und Gesellenjahren wurde er Meister und heirathete indeß seine verwaisete Geliebte. Die Bildung beider Eltern ging auf die Kinder aus dieser Ehe über. Der eine war ein Knabe, der nach dem Tode der Eltern verschollen ist; die andere, ein kleines Mädchen, hier diese arme kleine Johanne Illger.

– Illger, Illger, — unterbrach ihn der Polizeirath, — ja, ja, ein braver Mann, aber er hatte Unglück.

— Ein grenzenloses! Zuerst wurde sein blühendes Gewerbe zerrüttet durch Concurrenz der Gewerbfreiheit und besonders der Fabriken, die alle Schlosserarbeit viel billiger lieferten; dann, um wieder Arbeit zu bekommen, ließ er sich in eine Submission ein, d. h. er übernahm eine Arbeit für einen Regierungsbau, als Mindestfordernder um 35 Procent unter dem Anschlage, und da er den Rest seines Vermögens und was er als ehrlicher Mann auf Credit hatte erhalten können, als Caution niederlegen mußte, so ging dieses verloren und er zog aus seiner geräumigen Werkstatt in ein Souterrain. War's nicht so, Johanna?

— Ach ja, gnädiger Herr, mein armer Vater ist recht unglücklich gewesen, aber auch meine Mutter! ach Gott, meine arme Mutter!

Und dabei fing sie an recht bitterlich zu weinen.

— Ja, Du armes Kind, Du hast wohl Ursache zu Thränen. Ihre Mutter war Katholikin. Der katholische Pfarrer, ihr Beichtvater, besuchte sie oft, und machte ihr die Hölle heiß, daß sie sich mit einem Ketzer verheirathet habe, darum habe sie nicht Glück und Segen in ihrer sogenannten Ehe, die nichts sei als ein Concubinat, und weil sie ihre Kinder als Ketzer erziehen lasse, so könnten auch diese nicht selig werden und wür-

den sie noch dereinst im Grabe verfluchen. Er schilderte ihr die Höllenqualen mit glühenden, gräßlichen Farben: so daß die arme Frau, da sie ihren vernünftigen Mann und ihre Kinder lieb hatte, am Ende tiefsinnig und zuletzt wahnsinnig wurde.

Selbst die umstehenden Vagabonden konnten einen Ausruf des Schreckens nicht unterdrücken.

— Das ist mir bekannt, — bemerkte der Polizeibeamte, — wie der Mann in einem nach der jetzigen leichtsinnigen Manier zu schnell gebauten Hause durch dessen Einsturz bei der Arbeit erschlagen wurde und man ihn in den dunklen Keller seiner Wohnung zurückgebracht hatte, trat ich dort ein und fand die beiden Kinder weinend und verkümmert neben der blutigen, zerschmetterten Leiche ihres Vaters sitzend und ihre Mutter zu dessen Haupte, ein Stück Holz im Arme wiegend, indem sie murmelnd sang:

O Jesu mein
Christkindelein,
Sollst meinem Herzelein
Mein Osterlämmlein
Und Freude sein.
O Jesulein
Christkindelein —

ich weiß es noch, als ob es heute sei, es war ein greulicher Anblick — diese Blödsinnige mit den blassen erloschenen Augen an der blutenden Leiche ihres Pflegers,

zu ihren Füßen die hülflosen Kinder. Ich machte sogleich meine Verfügungen, ließ die Beerdigung des Todten und die Abführung der Blödsinnigen in eine Irrenanstalt besorgen. . . .

— Aber die Kinder, die Kinder . . .

— Nun, es geschah Alles in bester Form; dem Vormundschaftsgericht und der Armendirection wurde Bericht erstattet von der Existenz zweier Waisen und was weiter daraus geworden ist, liegt außer der Competenz der Polizei. Ich weiß es nicht.

— Sehen Sie, Herr Polizeirath, — rief Adalbert in tiefster Bewegung, — dieses unglückliche kleine Wesen, mit dem einen Arm, ist ein Opfer geworden dieser amtlichen pflichtmäßigen Armenpflege.

— Wie ist das möglich? unser Pupillen-Collegium, unsre Armenanstalten. . . .

— Mögen immerhin von redlichen Männern verwaltet werden; aber es ist eine papierne Verwaltung, eine protocollirte Menschenliebe. Das Leben gewinnt selten mehr davon, als wenn Vermögen da war, eine Verminderung desselben durch die Kosten und wenn keins vorhanden war, eine Verkümmerung des Daseins durch eine Armenpflege, die entweder unzureichend oder sittenverderbend ist. In diesem Falle waren dreimal vier und zwanzig Stunden vergangen, während zwischen der Armendirection und dem Pupillen-Collegium ein lebhaftes

Hin- und Herschreiben mit der Beifügung citissime war über die Frage, ob hier Vermögen zur Erziehung der Kinder vorhanden sei oder ob sie der Armenkasse anheim fielen, geführt wurde. Die Armendirection behauptete nämlich, der Verunglückte habe noch bedeutende Gelder für Arbeit an dem Bau, dessen Einsturz ihn erschlagen habe, zu fordern und das Pupillen-Collegium entgegnete nach eingezogenem Bericht vom Magistrat, das möge wohl der Fall sein; aber jedenfalls müsse darüber erst Proceß geführt werden und der Ausgang sei sehr zweifelhaft; so kamen denn endlich beide Behörden dahin überein, daß das Pupillencollegium den Kindern einen Vormund bestellte und die Armendirection die einstweiligen Kosten ihrer Verpflegung vorschußweise übernahm. Bis es aber dahin kam, würden die armen Waisen verhungert sein, hätten nicht mildherzige Menschen sich ihrer angenommen, aber mit welchen Folgen? War's nicht so, Johanna? —

— Ach, gnädiger Herr, — sprach das junge Mädchen, mit einem Ausdruck von Bildung und feinem Gefühl, der überraschte, — es ist so schmerzlich, so tief verletzend, sich an so etwas erinnern lassen zu müssen und hier sind so Viele, die wohl kaum eine Ahnung davon haben mögen, was ich dabei leiden muß.

— Du hast Recht, Johanna, und mir selbst eine Mahnung gegeben, deren ich bedurfte; denn im Eifer der Menschenliebe hatte ich es vergessen, wo ich mich

aussprach über entsetzliche Versündigung, welche unsre heutigen socialen Zustände an Dir begangen haben. Jetzt aber sollen Deine Leiden ein Ende haben, ich werde für Dich sorgen und, zweifle nicht, Dir eine zweite Mutter und eine liebevolle Schwester zu verschaffen; komm mit mir.

— Ihr Name, Herr Baron, bürgt für Alles, die Kleine ist frei.

Nun, so komm, Johanna, fasse Muth und Vertrauen. Wenn die Noth am größten ist, so ist Gottes Hülfe am nächsten.

— Indem er dem Unglücklichen edle Menschen sendet, — sprach Johanna, und schlug dankbar, wie im stillen Gebet, den Madonnenblick empor.

Adalbert ergriff ihre eine kleine, weiße Hand und war eben im Begriff, sie fortzuführen, als Jemand ihm entgegentrat, den er anstarrte, aber erst lange nicht erkannte.

. . . .

— Adalbert, — sprach derselbe junge Mann, im schwarzen, dünnen Frack und weißen Beinkleidern, mit den verhungerten, blassen, verkümmerten Gesichtszügen, den wir als einen ehemaligen Schauspieler und Souffleur kennen gelernt hatten, — Adalbert, willst Du nichts thun, für einen unglücklichen verlornen Sohn, der einst das Glück hatte Dein Mitschüler und Freund gewesen zu sein?

Dieses sprach er mit einem gewissen Pathos, der durch die Gewohnheit, alles theatralisch zu behandeln, selbst diesem tiefen, wehmüthigen Gefühl, das eine solche Erinnerung in ihm wecken mußte, einen Ausdruck von Ueberspannung und gemachter Tragik gegeben hatte.

Der junge Literat erkannte ihn jetzt, aber wie verändert, wie heruntergekommen, dieser einst so geniale Jüngling! Gerechter Gott, wie ist das möglich? Ihm wenigstens war es unmöglich, sich in das frühere trauliche Verhältniß wieder hinein zu finden; denn dieser war ja ein sittlich Versunkener und jener ein liebenswürdiger, noch unschuldiger Jüngling gewesen. In diesem Schreck, in dieser Betroffenheit rief er aus, ohne zu wissen, wie wehe er damit that:

— Sie, Robert Schwudder? mein Gott, wie verändert, ich hätte Sie fast nicht wieder gekannt.

— Ach, entschuldigen Sie, mein gnädiger Herr von Buchenau, — sprach der Schauspieler mit ironischer Bitterkeit, — wenn ich mich versündigte, während mächtige Jugendeindrücke mich überwältigten, den gnädigen Herrn mit dem frühern traulichen Du anzureden, bitte tausendmal um Excüse.

— Entschuldige Du selbst, unglücklicher Robert, — sprach der junge Baron mit der ihm eigenen Herzensgüte, und bot dem Jugendbekannten zur Versöhnung die Hand. — Aber mich hatte Deine Erscheinung in solchen Verhältnissen so überrascht, . . . daß ich . . .

— Mich Deiner schämte, — ergänzte Robert.

— Ja, Robert, schämte, — sprach Adalbert mit mildem Ernst, — aber nicht in Deinem Sinne; sondern in Deine Seele hinein. Doch eben deswegen will ich noch versuchen, ob mächtige Jugendeindrücke es noch vermögen, Dich zu retten. Womit kann ich für den ersten Augenblick Dir gefällig sein; soll ich Deinetwegen mit Deinem Vater sprechen?

— Ja nicht, daß würde die Sache noch schlimmer machen. Mein Vater, der geheime Domainen-Rendant Schwudder, ist ungeheuer eitel auf seinen unbefleckten Ruf. Jede Erinnerung an seinen verlornen Sohn würde er für eine neue Beschimpfung nehmen, und er würde es für eine Forderung seiner Ehre halten, es entschieden auszusprechen, daß er sich gänzlich von diesem Taugenichts, mit welchem rührenden Ehrentitel er mich meint, losgesagt habe. Aber ich kenne seine schwache Seite; wenn er gegen Mitternacht etwas angetrunken nach Hause zurückkehrt, ist er oft sentimental und weinerlich gestimmt, wenn ich heute Abend losgelassen würde, bei Sanct Jajo di Compostella, ich spielte den verlornen Sohn, und mir zu Ehren würde morgen ein Kalb geschlachtet werden.

— Herr Polizeirath, — wendete sich jetzt Adalbert von Buchenau gegen den Beamten, ich garantire ihm

Subsistenzmittel, im Fall sein Vater nichts von ihm wissen wollte. Ich bitte ihn zu entlassen.

— Bei solcher Bürgschaft, Herr von Buchenau, steht begreiflich der Entlassung dieses jungen Menschen nichts entgegen; aber ich fürchte, daß Ihre Menschenliebe einen Undankbaren verpflichten wird. Was einmal liederlich und leichtsinnig ist in Blut und Ader, wie dieser Patron da, bessert sich nicht wieder.

— Man soll an keinem Menschen verzweifeln, — entgegnete Adalbert mit tiefer Bewegung, und wären selbst meine Wohlthaten an einen Unwürdigen fortgeworfen, so ist ja Gott allbarmherzig und läßt seine Sonne scheinen über Gerechte und Ungerechte, warum sollen Menschen nicht barmherzig sein gegen das Unglück, selbst wenn es ein verschuldetes wäre.

— Robert, — fuhr er fort, — Du wirst mit nach meinem Hause fahren, um Dich bei mir anständig zu kleiden; denn so, in diesem Aufzuge kannst Du unmöglich Deiner Familie vor Augen kommen.

— Gerade in diesem Aufzuge, — sprach der Schauspieler, — in diesem dünnen Frack, zitternd vor Kälte, werde ich meinen Vater im Schnee erwarten, das muß Eindruck auf ein Felsenherz machen, warum nicht auf das seinige? Aber morgen, morgen, oder lieber noch heute, mich hungert schrecklich, wenn Du mir ein kleines Darlehn machen wolltest, Adalbert? . . .

— Hier, Unglücklicher, aber mach' keinen Mißbrauch mit dem Gelde, laß den heutigen Abend den Anfang Deiner gänzlichen Sinneswandelung und moralischen Besserung sein. Adieu, auf Wiedersehn!

Damit hatte er ihm ein Goldstück in die Hand gedrückt und gleichzeitig sagte der Beamte zu ihm:

— Sie sind frei; aber nehmen Sie sich in Acht, daß Sie nicht, vielleicht heute Abend schon wieder aufgegriffen werden.

Diese Warnung überhörend, gab sich Rudolph, sobald er das Gewicht des Geldstücks gefühlt, und das süße Wort: „Freiheit“ gehört hatte, der tollsten Lustigkeit hin.

— Hui, — rief er umherspringend und tanzend: — Frei und Geld! was will der Mensch mehr, um glücklich zu sein; nun kann ich durch ein Glas Punsch mich erwärmen und Baisés dazu essen, und werde Courage haben, wie ein herausgerufener Theaterheld, hahaha.

Adalbert sah ihn mit Betrübniß an und schüttelte den Kopf, dann wendete er sich gegen den Polizeibeamten und sprach halblaut: — Ich fürchte, sie haben Recht, doch soll mich das nicht hindern, als Jugendfreund und Schulkamerad an ihm zu handeln. Komm, liebe Johanna, Du wirst meiner Fürsorge mehr Ehre machen, als dieser Verlorene.

. . . .

Eben im Begriff, sich zu entfernen, sah sich Herr von Buchenau durch eine ihm neue Erscheinung angeredet und aufgehalten.

— Monsieur le Baron! — sprach der rothbärtige adelige Vagabond im legeren und süffisanten Ton eines Cavaliers, und mit vornehmer nachlässiger Haltung, und im leichten und fließenden Französisch fuhr er fort: — Sie sehen hier einen unglücklichen Edelmann, der, in eine Ehrensache verwickelt, landesflüchtig werden mußte und ohne Mittel ist. Da ich in Ihnen einen Standesgenossen erkenne, so glaube ich auf Ihre gütige Verwendung für meine Freilassung rechnen zu dürfen. Geschenke, d. h. Almosen anzunehmen, ist begreiflich unter meiner Würde; wenn Sie aber mir mit einem Darlehn von 10 Ldr. zu Hülfe kommen wollten, so verspreche ich Rückzahlung binnen wenigen Tagen, wo ich meine Wechsel erwarte, Parole d'honneur!

— Weshalb ist der Herr da arretirt? — fragte Adalbert den Polizeibeamten, nachdem er den Vagabonden von oben bis unten mit Blicken der Verachtung gemessen hatte.

— Wegen Hazardspiels, falscher Würfel und Vagabondirens.

— Aber mein Herr, — sprach der Rothbärtige beleidigt, — man scheint zu vergessen, daß ich von

Familie bin, und einen Namen trage, der zum ältesten Adel Deutschlands gehört. Ich heiße von S***

— Desto schlimmer, mein Herr, — entgegnete Adalbert trocken. — Der Adel in unsern Tagen hat nur alsdann Bedeutung, wenn der Träger eines berühmten Namens sich dessen würdig beträgt, und sich auszeichnet durch Bildung, Humanität und Ehrenhaftigkeit. Doppelt verächtlich aber ist ein Edelmann, wenn er vergißt, was er seinen edlen Vorfahren schuldig war; denn mit der Höhe der Bildung steigern sich auch die Ansprüche an sein Betragen.

Mit diesen Worten wendete er ihm den Rücken und verließ das Zimmer, indem er Johanna hinausführte. Der Schauspieler und der Polizeibeamte folgten ihm.

9.

Geschichte der Einarmigen.

Nun saß die kleine Johanna an seiner Seite im Wagen. Sie bemerkte es kaum, daß es kein elendes Miethfuhrwerk war; sondern eine glänzende eigne Equipage, mit einem Livreebedienten, der den Wagenschlag öffnete.

Es war eine weich und üppig gepolsterte, auf elastischen Federn sich wiegende Fensterkutsche, in welche kein Luftzug drang, aber Adalbert hatte doch dem jungen Mädchen an seiner Seite, das zitterte, theils weil sie von Frost und Kälte durchschauert war, theils in leicht erklärlicher Nervenaufregung, aus Fürsorge seinen griechischen Mantel umgehängt.

Nach einer kurzen höflichen Abwehr dankte ihm das junge Mädchen mit einem Blick aus ihren in der That schönen Augen, der ihn seltsam durchschauerte. Es hatte so eben im Vorbeifahren eine Straßenlaterne ihr Streiflicht auf ihre feinen blassen Gesichtszüge geworfen, und diese kamen ihm noch einmal so interessant vor, da sie früher durch ihre ärmliche hülflose Lage, wenn auch nicht entstellt, doch unbedeutend erschienen waren.

Kurz vor dem Einsteigen hatte er dem Bedienten leise einige Worte gesagt, und jetzt fuhr die mit zwei feurigen Yorkshirer lichtbraunen Kutschpferden bespannte Carosse Schritt vor Schritt.

Nach einem kurzen Schweigen wendete sich Adalbert an seine junge Nachbarin.

— Nun, armes Kind, — sprach er im achtungsvollen Ton mit seiner gewinnenden Herzensgüte, — fassen Sie Muth und Vertrauen. Ich hoffe, Ihre Leiden sollen nun ein Ende haben, wenigstens so weit menschliche Theilnahme es vermag.

Er dachte dabei an den unersetzlichen Verlust ihres Armes und warf einen mitleidigen Blick auf die Unglückliche; dann fuhr er fort:

— Ich lasse absichtlich langsam fahren, denn so gern ich auch Ihren Schmerz schonen möchte, so nothwendig ist es doch, daß ich genau von Allem unterrichtet bin, was Einfluß hatte auf Ihr Geschick, es ist nothwendig, um die Theilnahme guter Menschen, die vielleicht in gewissen Dingen etwas zu bedenklich sein möchten, für Sie zu gewinnen.

— Ach, Sie guter Herr, — sprach Johanna, in den weichsten seelenvollen Tönen eines nun mit kindlichem Vertrauen sich hingebenden Dankgefühls, indem sie rasch seine Hand ergriff und küßte, — wie wohlthuend ist Ihre Güte; für eine Unglückliche, — fügte sie leise und weinend hinzu, — die seit dem Wahnsinn ihrer Mutter und dem schrecklichen Tode ihres Vaters an Gott und Menschen hätte verzweifeln müssen, wenn sie nicht beten gelernt hätte.

— Du scheinst eine gute Erziehung genossen zu haben, nach der Art, womit Du Dich ausdrückst, zu schließen.

— Bis gegen mein zehntes Jahr genoß ich den Unterricht einer sehr gebildeten Mutter und eines kenntnißreichen Vaters, die Beide kein größeres Glück kannten, als in ihrer Armuth wenigstens ihre Kinder zu bilden.

— Du hattest noch einen Bruder? wie alt war der? und wo ist er jetzt?

— Ach, der liebe gute Johannes, mit den klugen, treuen, oft so schwärmerischen Augen, was ist aus ihm geworden? ich weiß es nicht, er war zwei Jahre älter als ich.

— Als Dein Vater todt war, Deine Mutter wahnsinnig, wie erging es Euch da?

— Da kam der katholische Pfarrer von hier, ich weiß nicht, wie er heißt, aber es war derselbe, der meine arme Mutter immer als Beichtvater so oft besucht hatte, und sagte zu Johannes: Siehst du, mein Sohn, das ist der Fluch der Abtrünnigkeit, daß deine rechtgläubige Mutter ihre Brut hat in der ketzerischen Lehre erziehen lassen. Siehe, da hat sie der Zorn des Herrn mit Wahnsinn geschlagen und deinen Vater hat die Strafe Gottes zerschmettert. Groß ist der Herr Zebaoth und seine Macht ist Herrlichkeit, in Ewigkeit. Amen!

— Johannes war zu tief vom Schmerz bewegt, um nicht durch diese Rede auf das Tiefste erschüttert zu werden. Ich erinnere mich noch ganz genau, daß, so oft mein Vater abwesend war, entweder meine Mutter oder der Priester ihm vorsprachen von dem alleinselig-machenden Glauben, und ihm die Lehre desselben ein-prägten. Offenbar, wie ich jetzt begreife, war es darauf abgesehen, ihn zum Katholicismus zu bekehren und selbst

meine Mutter sagte ihm oft, daß sie ihn um seines Seelenheils willen beschwöre, sobald er selbstständig sein würde, in den Schooß der alleinseligmachenden Kirche zurückzukehren. Seinem Vater möge er aber davon nichts sagen, weil dieser noch von seinen Irrlehren so verblendet sei, daß er darüber Kummer haben werde.

— So gehörte denn nicht viel Ueberredungsgabe dazu, — fuhr sie fort, — diesen so wißbegierigen und für sein Alter schon kenntnißreichen Knaben, mit der weichen, schwärmerischen Seele, den seine Mutter schon einige Male heimlich mit in die katholische Messe genommen hatte, zu bewegen, dem katholischen Pfarrer zu folgen, als dieser versprach, für seine fernere Erziehung, für sein leibliches und sein Seelenheil zu sorgen, ehe eine ketzerische Vormundschaft ihn dem Armenhause und demnächst allen Höllenqualen der von Gott Verdammten überliefern würde.

— Ha, diese Römlinge, die unter jesuitischen Einflüssen so viel Unfrieden in Familien und Unheil über die Welt verbreiten!

— Ach, ich habe ihn nicht wieder gesehen, meinen lieben, lieben Johannes! Er wollte nicht fort, ehe ich nicht versorgt sei; da sprach der Priester zu einer Frau, die sich, wie es schien aus Mitleid bisweilen meiner armen Mutter angenommen hatte: Nehmen Sie nur die Kleine zu sich; dann haben Sie die erste Hand

daran, wenn das Kind von Seiten der Armendirection ausgethan werden soll; da nahm mich die Frau, die ich schon kannte, bei der Hand und sagte: Hier kannst du nicht bleiben, Hannchen; sieh, deinen Vater werden sie begraben, deine Mutter in eine Heilanstalt bringen, was willst du hier noch sitzen und weinen? helfen kannst du ihnen doch nicht.

— Der Pfarrer war noch einmal fortgegangen mit dem Versprechen, bald wieder zu kommen und Johannes abzuholen; da kam die Polizei, nahm Protocolle auf, brachte meine Mutter in einen Wagen, in welchem sie von einem Gensdarmen begleitet wurde, und besorgte, daß mein Vater in einen platten Sarg gelegt wurde, der aus rauhen, unangestrichenen Dielen bestand und zugenagelt wurde. Es war das schrecklichste Gefühl meines Lebens, jeder Hammerschlag zerschmetterte mein Herz.

— Du arme Seele, und was wurde weiter aus Dir?

— Die Frau nahm mich mit auf ihr Zimmer, das war eine zu demselben Hause gehörige Hofwohnung in einem alten Hintergebäude, zu welcher drei sehr schmale, steile und gebrechliche Treppen hinaufführten. Die Stube selbst war ziemlich geräumig und reinlich gehalten. Ein Theil derselben bildete gleichsam die Schlafkammer, obgleich sie durch keine Wand abgeschlossen war, denn es war ein Raum zwischen dem Schornstein und dem schrägen Dache. In diesem Dache war ein kleines

Fenster, dessen Licht auf einen alten schwarzen Kachelofen fiel, der vor dem noch dazu vorspringenden Schornstein stand. In dem dadurch gebildeten Winkel standen ein größeres Bett und drei kleine. Der Eingangsthür gegenüber öffnete sich das Zimmer nach einem schmalen kleinen Giebelfenster. An der dadurch gebildeten geraden Wand stand ein sogenanntes Schlafsopha und vor demselben lag ein Fußteppich. Auf kaum begreifliche Weise hatten noch eine Commode, ein Kleidersecretair, einige Stühle und eine schmale Bank mit Kochgeschirr hier Platz gefunden; denn der Ofen mit einer großen Thür zum Heizen von Innen diente zugleich zum Kochofen. Aber entschuldigen Sie, mein guter Herr, — unterbrach Johanna lächelnd sich selbst, — daß ich so ausführlich jede Kleinigkeit schildere; indeß, meine ich, das gehört mit zum Bilde.

— Ganz recht, — entgegnete er, — ich denke mir ganz lebhaft das seltsame und doch übrigens trauliche Stübchen, in welches die neue kleine Bewohnerin eingeführt wurde.

— Ach, dieser erste freundliche Eindruck war aber auch der letzte. So unbekannt mit der Welt und unverständig ich auch noch war, so erfüllte es mich doch schon mit einem Grauen seltsamer Art, als ich drei kleine Kinder auf niedrigen Fußbänkchen sitzen sah, die mit Charpiezupfen beschäftigt waren, und es darin, wahr-

scheinlich mit Hülfe der Ruthe, die vor ihnen auf dem kleinen niedrigen Kindertische lag, schon zu einer nicht geringen Fertigkeit gebracht hatten. Das aber war es nicht, was mich mit Grauen erfüllte, sondern das bleiche, bleifarbene, verkümmerte Aussehen der Kinder, mit den starren tiefliegenden Augen und den großen kranken Vorköpfen; es fuhr mir eine Ahnung von schlechter Behandlung derselben durch die Seele, die mich selbst sehr ängstlich machte.

— Und so war es auch. Die Frau lebte von s. g. Haltekindern, also von solchen unglücklichen Wesen, für die vielleicht ein gutes Kostgeld gezahlt wurde, deren Kost aber aus Nichts als etwas Brod in schwarzen Kaffee gebröckelt, oder dicker grauer Mehlsuppe ohne Fett bestand, denn von der Noth dieser armen Würmer wollte diese Frau leben.

— Lieber Gott und Dir erging es nicht besser?

— Ach, wäre es nur das gewesen, diese elende Kost! aber täglich rückte sie mir vor, daß sie mich nur um Gotteswillen hingenommen habe, daß sie keinen Pfennig Kostgeld für mich erhielt, obgleich einst, als sie nicht zu Hause war, der Armenvoigt kam, und mir auftrug ihr zu sagen, sie solle kommen und aus der Armencasse das Kostgeld für mich abholen; auf ihre Klagen, daß sie nicht damit auskommen könne, sei es verdoppelt.

— Als ich ihr das schüchtern sagte, entgegnete sie heftig: „Bilde dir nichts ein, Racker, das ist nicht für dich, das ist für diese kleinen Panzen da (so nannte sie die armen Kinder mit den ungesund aufgetriebenen Leibern); dann fuhr sie fort: „Du mußt wenigstens dein Brod verdienen, komm, ich werde dich in eine Fabrik bringen.

— Aber gehe ich denn nicht in die Schule? — fragte ich schüchtern; — ich war es so gewohnt von früher her.

— Das fehlte auch noch, daß man solche Bettelranzen, die man aus purer christlicher Liebe aufgenommen hat, noch die schöne Zeit auf den Schulbänken verderben läßt. Kleidung kostet auch Geld. Deine Schuhe und Strümpfe können wir noch verkaufen; Holzpantoffeln und bloße Füße sind gut genug. So mußte ich zum ersten Male in meinem Leben barfüßig in Holzpantoffeln auf die Fabrik gehen und wie gekleidet? zwar reinlich, aber so ärmlich wie nie zuvor. Bei aller Armuth hielten doch meine Eltern auf ein anständiges Aeußere.

— Wohnte sonst Niemand dort?

— Ein Schlafbursche, ein Schuhmachergesell, der aber spät Abends kam und gleich Morgens wieder fort ging. Die weit ältere, aber rüstige Frau sagte einst zu mir, indem sie die Betten machte: „Das ist mein Liebster, Hannchen, wir werden uns nächstens zusammen

geben lassen und deshalb brauchst du nichts Arges dabei zu denken, daß unsere Betten so nahe zusammen stehen.

— Ich dachte auch nichts Arges dabei, — sprach sie unschuldig.

— Und die Fabrik, da hattest Du das Unglück?

— Ach, lieber Herr! — rief sie zusammenschauernd, — daran darf ich nicht mehr denken, o diese Maschinen, die kein Herz, kein menschliches Gefühl haben, diese gierigen, riesenstarken Walzen und Räder, diese grimmigen Zähne, Zacken und Hebel, die der Dampf treibt mit seiner unsichtbaren Macht. Hu! . . .

Schaudernd schmiegte sie sich an seine Seite, und er sagte beruhigend:

— Nun, nun, das ist vorüber! denke nicht weiter daran, wie lange ist es her, das Unglück?

— Gerade an meinem elften Geburtstage, und jetzt bin ich funfzehn ein halb Jahr alt, also war es vor vier Jahren und sechs Monaten, als mir im Krankenhause der Arm abgenommen wurde, ein Glied, das nie wieder wächst, lieber Herr, weil der Mensch kein Krebs ist.

Das Letztere hatte sie lächelnd gesprochen, mit der Ironie des Unglücks, in dem Ton des Scherzes, welcher das Grausen, das sie empfand und auch ihrem Freunde zu erregen fürchten mußte, mildern sollte.

— Und nachher? — fuhr Adalbert nach einem kurzen, aber wehmüthigen Schweigen fort.

— Als ich verstümmelt und wieder geheilt war, brachte mich ein Krankenwärter mit einem Entlassungsschein zu meinem Vormund, von dem ich damals zum ersten Male in meinem Leben etwas erfuhr.

— Das war der Justizrath Legulegus?

— Ja, derselbe, an den ich mich heute Abend wendete, als Sie die Güte hatten . . .

— Ein widerwärtiger, hartherziger Mensch!

— Einen unvergeßlichen Eindruck von Furcht und Abscheu machte er wenigstens vom ersten Augenblick an auf mich. O, diese Scene . . .! ein herzloser Geschäftsmann ist doch kälter, wie das Grab, und schauerlich, wie ein Eisgebirge!

— Erzähle weiter!

— Nachdem ich lange unter Schreibern, die keine Notiz von mir nahmen, im Vorzimmer gestanden hatte, mußte ich eintreten in das Kabinet des Herrn.

— Dieser schrieb fort, ohne aufzusehen. Erst nach einer Weile war die Schrift vollendet, woran er arbeitete; er streuete Sand darauf und faltete den Bogen zusammen; dann warf er einen langen, forschenden Blick auf mich, der mich in grenzenlose Verlegenheit brachte.

Darauf fragte er barsch:

— Johanne Illger?

— Ja!

Dann klingelte er und befahl die Illgerschen Vormundschaftsacten zu bringen.

Während dem schrieb er einen Zettel und sprach dazwischen in abgebrochenen Sätzen zu mir:

— Unvorsichtig gewesen! Dummheiten! mußt nun dafür leiden, was soll aus dir werden? Brod kannst du dir nicht mehr verdienen. Frau Wäsche will dich nicht wieder haben. Die Armencasse zahlt nur Alimente bis zum vierzehnten Jahre; du bist jetzt gerade 11 Jahre 3 Monate alt; es wird also bald bei der Armendirection nichts mehr zu fischen sein. He, was soll's nun werden?

— Wenn das der Herr Vormund nicht wissen . . .

— Ja, ja, schon gut, da soll der Vormund helfen. Da soll der Vormund Rath schaffen, wo nichts zu holen ist; so, das ist schon lange gut, aber man hat nur Müh' und Plage von solchem Bettelvolk! Na, weine nur nicht; es war so böse nicht gemeint und damit du siehst, was du für einen guten, trefflichen, klugen und vorsorglichen Vormund hast, so wisse, ich habe deinem Fabrikherrn einen Proceß an den Hals geworfen und allein meinem Eifer und meiner Geschicklichkeit hast du es zu danken, daß Grau und Compagnie condemnirt sind, dir auf Lebenszeit monatlich nothdürftige Alimente zu zahlen; na, das ist doch aller Ehren werth.

— Ich stammelte einen schüchternen Dank und nun ermahnte er mich, wenn ich groß und hübsch werden

würde, wie er sich ausdrückte, mich nicht auf die liederliche Seite zu legen und nicht zu betteln, sonst würde er mich in eine Straf- und Besserungsanstalt schicken.

Indeß waren die Acten ihm übergeben und nachdem er diese aufgeschlagen hatte, fuhr er fort:

— Uebrigens kann ich dir noch sagen, daß ich auch die rückständigen Buchschulden und Bauforderungen deines verunglückten Vaters eingeklagt habe, und davon ist ein Capital gebildet, das sich jetzt auf 675 Rthlr. beläuft, welches ich mit Genehmigung des Pupillen-Collegii zu 3½ Procent zinsbar belegt habe. Die Hälfte davon gehört deinem Bruder, für die andere Hälfte der Zinsen kann dir Kleidung angeschafft werden. . . .

— Mein Bruder Johannes, lebt er noch? — unterbrach ich ihn lebhaft.

— Ja, so viel ich weiß; wenigstens hat man mir noch nicht seinen Tod gemeldet. Uebrigens ist er in guten Händen, nach den Acten aber ist er verschollen und ich lasse es dabei, aus guten Gründen. Mag er später für todt erklärt werden oder wieder erscheinen, so wird das Capital durch Zinsen auf Zinsen noch bedeutend anwachsen, wer weiß, wozu es gut ist. Nun aber geh, ich habe mehr zu thun!

— Aber wohin, Herr Vormund?

— Ha, so, bald hätte ich es vergessen; also deine vorige Pflegemutter will dich nicht wieder haben, weil

du ihr nicht mehr wöchentlich zwanzig Groschen verdienen kannst. Hier aber hast du eine Adresse und ein Schreiben an eine brave Frau, eine Wäscherin, Pfittigstraße Nr. 17, es ist die Wittwe Wickler. Mit der ist ein Contract abgeschlossen, die wird dich aufnehmen.

. . . .

Wir können unmöglich uns entschließen, die arme Johanna erzählen zu lassen, was so sehr ihr sittliches Gefühl verletzte, daß sie ohne Erröthen und öfteres Stocken auch nicht die leiseste Andeutung davon geben konnte. Doch dem Leser gegenüber fühlen wir uns schon zu etwas bestimmtern Erklärungen verpflichtet, da es eine getreue Sittenschilderung ist, die wir aus dem Leben gegriffen haben, um durch Offenlegung der mancherlei Schäden und Gebrechen unserer Civilisation zu deren Heilung ein Scherflein mindestens mit beizutragen: so wird man uns einer Vorliebe für solche Mysterien der Unsittlichkeit nicht beschuldigen können, wenn wir den Schleier des Geheimnisses, so weit es der Anstand erlaubt, davon lüften.

Madame Wickler, wie sie sich nennen ließ, trieb außer dem erlaubten Gewerbe einer Feinwäscherin für Herren und des Haltens von Schlafstellen für ledige Frauenzimmer, noch ein eben so unerlaubtes, als ehrloses Gewerbe, das man hier, wo privilegirte Häuser

der Unsittlichkeit gesetzlich unerlaubt waren, selbst von Seiten der Polizei, als ein nothwendiges Uebel ignorirte.

Madame Wickler hatte nämlich die ganze obere Etage des Hauses Nr. 17 in der Pfittigstraße und in der untern einige Läden gemiethet. Es war eine wenig lebhafte Gegend; dem Hause gegenüber sah man nur die Stadtmauer. Durch das Haus führte ein s. g. öffentlicher Durchgang in eine andere Straße, so daß es nicht leicht bemerkt werden konnte, wenn Männer auch von äußerlich gutem Rufe diese Feinwäscherin besuchten.

Um der Sache noch mehr einen unschuldigen Anstrich zu geben, hatte Frau Wickler über einem Fenster der untern Etage eine große Tafel angebracht, worauf geschrieben stand:

„Herrnhemden-Fabrik von Marie Wickler."

Am Fenster hingen einige vergelbte Herren-Hemden ausgehängt, die schon lange dort Parade gemacht haben mochten. Die hübschen Mädchen, die bei ihr in s. g. Schlafstelle lagen, und von den Leuten gewöhnlich „Schlafmamsells" genannt wurden, waren bei der Polizei als Gehülfinnen und Fabrikarbeiterinnen eingeschrieben, und so war Alles in gehöriger Ordnung. Frau Wickler bezahlte pünktlich ihre Classen- und Gewerbesteuer, ging fleißig zur Kirche und spendete Almosen und war Mitglied des wohlthätigen Frauenvereins, kurz, sie

wußte sich so zu benehmen, daß ihr Ruf im höheren und rechtlichen Publicum wenigstens ohne Tadel war, die Libertins und der Pöbel freilich wußte wohl, was von ihr zu halten war. Die Polizei aber drückte ein Auge zu. Wo eine zahlreiche Garnison liegt, und späte Beförderung im Staatsdienst die Zahl der Ehelosen unglaublich vermehrt, wo es junge und alte Hagestolze in Menge giebt, die zum Theil reich oder gut besoldet ein üppiges Garçonleben führen, da lassen sich unsittliche Neigungen durch Polizeiverbote nicht ausrotten, und diese werden oft gerade für den gebildeteren Theil, der nie ein öffentliches Haus der Prostitution betreten würde, um so verlockender und gefährlicher, je mehr sich die Sünde mit dem Schleier des Geheimnisses und dem Reiz einer, wenigstens scheinbaren, Romantik zu verhüllen weiß.

So war es auch hier der Fall.

Anfangs hatte Johanna, die in diesem neuen Aufenthalt übrigens wenig beachtet und, um sie nur los zu werden, in die Schule geschickt wurde, kein Arges daraus, daß die Mädchen, welche dort in Schlafstelle lagen, am Tage bis gegen Mittag in ihren Betten ruhten, dann sich zu Tische setzten, Kaffee tranken, Possen trieben und den ganzen Tag kaum halb angekleidet, oft schmuzig und zerlumpt, mit eingetretenen Schuhen, ungemachten Haaren und großen Löchern in den Strümpfen im Innern einer höchst unordentlichen Wirthschaft

sich müßig umhertrieben, ohne nur einen Nadelstich zu thun, daß also ihre Beschäftigung als Fabrikarbeiterinnen nur Vorwand war, und ebenso unbeachtet blieb es von ihr, daß Madame Wickler ihre Hemden, die im Laden lagen, in anderen Fabriken aufkaufte und übertriebene Preise dafür forderte, um die Käufer wegzugewöhnen und sich die Last eines solchen Scheingeschäfts zu erleichtern; daß sie selbst die Leibwäsche ihrer Kunden im Waschhause durch Waschfrauen reinigen, trocknen und platten ließ, ohne deshalb von ihrem Lehnsessel aufzustehen; daß auch wohl am Sonnabend die Hübschesten und Jüngsten dieser Schlafmamsells sich nett und sauber ankleiden mußten, um in feingeflochtenen Weidenkörbchen diesem oder jenem einzeln lebenden „feinen Herrn", um die Zeit, wo derselbe im Sammtschlafrock aus dem Bett gestiegen war und aus einer türkischen Pfeife rauchend den Kaffee trank, auf die Stube zu bringen.

Auch war es dem unschuldigen Kinde nicht aufgefallen, daß gegen Abend diese Schlafmamsells ihre elegante Toilette machten und selbst, die am Tage welk und abgelebt aussahen, alsdann aufzublühen schienen, wie die Tulpen, wenn nicht jeder Vergleich mit Blumen noch viel zu edel wäre. Und dann in der Abenddämmerung gingen diese Mädchen aus, auf den Strich, wie sie es selbst nannten. Andre wieder blieben zu Hause, als Reserve, wie Madame sich ausdrückte; dann dauerte

es selten lange, so hörte man draußen, auf dem verschlossenen Vorsaal die Klingel ziehen. Eine von der Reserve mußte gewöhnlich öffnen. Dann kam entweder diese selbst wieder und holte ein Licht, oder es war ein anderes der auf den Strich geschickten Mädchen, oder selbst ganz Fremde, die wenigstens nicht dort schliefen, denen einer der Leuchter von gelbem Blech mit einer halb niedergebrannten Kerze zugereicht wurde, womit sie dann verschwand.

Wenn sie nach einer Viertel- oder halben Stunde zurückkam, lag in der Regel Geld auf dem vertieften Fuß des Leuchters, worein sich Madame Wickler und das Mädchen, nach einem wahrscheinlich verabredeten Tarifsatz, zu theilen pflegten.

Johanna war um diese Zeit entweder schon in den Alkoven hinter der Wohnstube geschickt, wo sie bei Madame ihr Bett stehen hatte; oder sie erhielt ihren Platz hinter dem Ofen angewiesen und jede Neugier war so streng verpönt, daß Monate darüber hingingen, ehe sie nun, aus dem Geräusch draußen, aus dem Gespräch, Lachen, Poltern, Sporen- oder Säbelgeklirr und den verblümten Reden den Schluß zog, daß es Herren waren, die zum Besuch der Mädchen kamen und gingen.

Noch aber dachte sie in ihrer Unschuld nichts Arges dabei, selbst nicht als einige solcher Libertins ungestüm in die Stube kamen, die Madame: Tante oder Herzens-

Mutter nannten, mit den Mädchen schäkerten und darauf mit einer von ihnen verschwanden.

In der Regel war Madame streng darauf bedacht, wenigstens ihr Wohnzimmer, worin es meistens unordentlich aussah, vor solchen Besuchen rein zu halten; indeß reiche Herren, oder alte Stammgäste dieses Hauses, die allenfalls für eine Bowle Glühwein einen Louisd'or auf den Tisch warfen, hatten aus begreiflichen Gründen ein großes Privilegium.

Einige Mal sogar am Tage kam es vor, daß feine, oft selbst ältliche Damen tiefverschleiert in einer Droschke vorgefahren kamen und schüchtern, höflich und freundlich um den Schlüssel zu Nr. 2, 3 oder 5 baten, im Fall ihr Cousin noch nicht hier sein sollte, der sie zu sprechen wünschte; und dann früher oder später erschien dieser Cousin, höchst fein gekleidet, meistens im Sackpaletot mit carrirten Hosen und großem Bart, und begab sich auf dieselbe Nummer. Die Miethe für ein Stündchen eines solchen Rendezvous für zärtliche Verhältnisse bei äußern Hindernissen wurde der Madame mindestens mit einem Thaler, nicht selten mit einem Fünfthalerschein bezahlt.

Man sieht, sie wußte sich zu nähren, sie war auch äußerlich eine ältliche Dame von einem repräsentablen Embonpoint, die in ihrer Jugend einmal schön

gewesen sein mußte, man wollte wissen, sie sei einst die Favorite eines hohen Herrn gewesen. Jetzt schien es ihr übrigens ganz wohl zu ergehen. Ihr Aeußeres, wie ihre ganzen Umgebungen verriethen Wohlhabenheit und eine gewisse behagliche Existenz; ihre Kleidung war selbst im Hause von Seide, noch in Folge früherer Gewohnheit; dabei hatte sie ohne Zweifel etwas Roth aufgelegt, denn ihr volles Gesicht zeigte noch viel Frische; selbst der blonde, gut gearbeitete Scheitel unter der eleganten Haube trug dazu bei, ihr Aeußeres zu verjüngen. Uebrigens hielt sie in ihren nächsten Umgebungen viel auf äußere Wohlanständigkeit; nie duldete sie von ihren Schlafmamsells unzüchtige Reden oder gar indiscrete Erzählungen über die bei ihnen gewesenen Besuche, und so erklärt es sich wohl, daß Jahre vergehen konnten, ehe die arme Johanna nur die leiseste Ahnung davon hatte, in welchem gefährlichen Hause sie sich befand.

Unter solchen Umständen würde auch ihre äußere Bildung ganz vernachlässigt gewesen sein, hätte nicht ein sehr gebildetes Frauenzimmer von großer Schönheit, das in demselben Hause ganz allein eine kleine Parterrewohnung, gerade dem Laden der Madame Wickler gegenüber, bewohnte, sich ihrer freundlich angenommen und durch wohlwollenden Unterricht für die Ausbildung des dafür so empfänglichen jungen Mädchens freundlich gesorgt.

Wir werden später diese Wohlthäterin Johanna's, die selbst eine Unglückliche war, näher kennen lernen. Sie nannte sich Madeleine Lalange.

Wir haben schon öfter erwähnt, daß Johanna sich zu einer wunderbaren Schönheit herausgebildet hatte. Trotz ihres verlorenen Armes war sie ein reizendes junges Mädchen, dem noch die Lieblichkeit der Unschuld und die Naivetät des Kindes aus den großen blauen Augen, voll schwärmerischer Innigkeit blickte.

Madame Wickler schien auch den hohen Werth dieser noch so reinen jungfräulichen Perle gar wohl begriffen zu haben. Sie hatte sicher zum Voraus berechnet, welcher hohe Gewinn sich daraus für ihre verabscheuungswürdige Erwerbsquelle ziehen lasse. Sie behandelte daher Johanna allmälig mit einer Güte, die dieser fast ungewohnt und befremdend vorkam und sorgte durch gute Nahrung und Reinlichkeit dafür, daß sich ihr jugendliches Embonpoint immer mehr ausbildete; aber Johanna stand noch auf dem Wachsthum, die Folgen früherer Verkümmerung hatten ihr einige Anlage zur Bleichsucht zugezogen, wenigstens wollte die frische Blüthenfarbe auf ihren Wangen noch immer nicht erscheinen; gleichwohl wurde sie sorgfältig gekleidet und auf das Aeußerste behütet, daß sie nicht zufällig von einem jener Libertins gesehen wurde, die das Haus der Madame Wickler besuchten. Jedes Mal, wenn Einer derselben sich

erlaubt hatte, die Wohnstube der Tante, dieses Asyl der Göttin Vesta, zu betreten, mußte sie sich in den früher erwähnten, durch grüne wollene Gardinen vom Hauptgemach getrennten Alkoven zurückziehen.

Eines Abends jedoch wurde sie durch den Eintritt eines jovialen alten Herrn überrascht, der der Entfliehenden folgte und sie unter triumphirendem Lachen in das allgemeine Zimmer zurückführte und sie allerliebst, reizend, interessant, und trotz ihres Widerstrebens, oder vielleicht eben deshalb, liebenswürdig fand.

Johanna wurde sogleich fortgeschickt und ging auch mehr als zu gern, und zwar in ein entfernter liegendes Zimmer, worin Madame Wickler sie einschloß, damit sie nicht etwa zurückkehre und lausche.

Wir wollen das Zartgefühl unserer Leser nicht damit verletzen, daß wir ihnen die Unterhandlungen mittheilen, die jetzt zwischen der frommen Kupplerin und dem reichen Rentier gepflogen wurden. Endlich legte dieser eine Rolle mit Goldstücken auf den Tisch und fragte: — Ist es so genug?

— Man muß zufrieden sein, wenn uns der Herr nicht bessern Segen bescheert, als diesen Spottpreis für eine Perle von erster Qualität, übrigens, und das bitte ich mir aus, muß die Sache mit dem äußersten Anstand und einer gewissen Delicatesse behandelt werden.

— Ei, versteht sich, Tante, ich bin ja ein Mann von Erziehung; aber Sie stehen ein dafür, daß sie einwilligt.

— Wir sind ja alle Eva's Töchter, — entgegnete die wohlbeleibte Dame in ihrem Fauteuil, indem sie behaglich vor sich hin lächelte, — der Apfelbiß unserer Urgroßmutter hat uns Alle zum Fall gebracht.

Noch wurde Manches verabredet und der alte Herr mit dem weißen Haar und den verliebten Blicken zog sich zurück.

Am folgenden Tage sollte Johanna, die nichts davon wußte, zum ersten Mal die reine Leibwäsche zu einem Herrn tragen, der ihr genannt wurde. Sie erhielt zu diesem Gange eine neue allerliebste Kleidung, mit einem schwarz-seidenen Schürzchen und einem schwarzen Spenzer von Sammt, in der Art wie sie die Pariser Grisetten trugen. Madame hatte sie selbst mit angekleidet und dafür gesorgt, daß selbst der Defect eines Arms durch einen ausgestopften Arm im leeren Aermel ersetzt war, überhaupt, daß ihr der ganze Anzug kokett genug stand. Dabei fehlte es auch nicht an Ermahnungen, daß sie ja höflich und artig gegen ihre Kunden sein möge, und vor allem müsse sie lernen Spaß vertragen, und sich nicht zieren und ungeberdig anstellen, und wenn ihr auch einmal ein alter Herr einen väterlich wohlgemeinten Kuß geben wolle.

Als Johanna bei dieser Bemerkung erröthete, wie eine Purpurrose, lachte Madame überlaut:

— Ei, sei kein Närrchen, ein Küßchen in Ehren kann man Niemand wehren. Nun, mach fort!

Es ist nicht zu beschreiben, mit welcher unbestimmten, namenlosen Angst Johanna diesen Gang ging. Noch größer aber war ihr Schreck, als der Bediente sie mit einem spöttischen Lächeln in ein Cabinett führte, worin ihr mit lustiger Bewillkommnung ein alter Herr entgegentrat und sie nun in diesem Herrn denselben alten Rentier Herrn Moritz erkannte, von dessen Zudringlichkeit sie schon einmal zu leiden gehabt hatte.

Noch war die Thür nicht hinter ihr zugemacht, als sie von kindischer Furchtsamkeit ergriffen sich wieder zurückzog, und da er ihr dann scherzend folgte und sie einlud näher zu kommen, so bot sie ihm mit weit vorgestrecktem Arm das Körbchen mit der reinen Leibwäsche, indem sie auf dem Sprunge stand zu entfliehen.

Der Banquier lachte laut auf.

— Aber, Täubchen, — rief er, — bist Du denn ganz närrisch geworden? Mir ein Körbchen zu präsentiren? Du kannst denn doch wohl näher kommen, von einem Küßchen wirst Du nicht gleich sterben!

Und damit haschte er nach der Hand, die sie zurückzog, indem sie das Körbchen fallen ließ.

— Wetterkind! — rief er, — wart' nur, wart', ich werde Dich haschen, und Amor soll die Strafe dictiren.

Johanna hatte sich zur Flucht gewendet; aber die Thür des Vorzimmers war so schnell nicht zu öffnen.

Der alte Herr war geschwind gewesen, er ergriff einen ihrer Arme und sie riß sich aufschreiend los, da behielt er den Arm mit dem ausgerissenen Aermel in der Hand. Es war begreiflich der ausgestopfte Arm, aber der Schreck des alten Herrn war kein geringer; denn diesen Defect hatte er früher nicht bemerkt gehabt. So, in der Betroffenheit starr und sprachlos, ließ er ihr Zeit, das Freie zu gewinnen und nach ihrer Schlafmutter, so nannte sie ihre Pflegerin, zurückzukehren.

Diese überhäufte sie mit Vorwürfen; aber Johanna hatte das tiefverletzte Gefühl einen Muth gegeben, der allen ihren Drohungen und Verhöhnungen trotzte.

Johanna erklärte mit der Bestimmtheit eines Kindes, das seinen Willen haben will unter allen Umständen:

— Aber ich werde niemals wieder Wäsche austragen, und wenn Sie den alten Herrn nicht zurückweisen, wenn er mich ein einziges Mal wieder angreift, oder sonst wer, so schwöre ich Ihnen, Madame, so laufe ich fort und klage es meinem Vormunde, was hier für eine Wirthschaft ist (denn jetzt war ihr darüber ein Licht aufgegangen), daß er mich fortnimmt; denn ich weiß

recht gut, daß Kostgeld für mich bezahlt wird, und dafür finde ich überall ein Unterkommen.

— Du bist eine Undankbare, — polterte Madame, glaubst Du denn, daß man für die paar Bettelpfennige, die mir Dein Herr Justizrath auszahlt, ein junges Frauenzimmer ernähren kann, das alle Tage größer und dicker wird? Du bist jetzt alt und groß genug, um Dir selbst Dein Brod, und mir wenigstens einen Zuschuß für Deine Verpflegung verdienen zu können.

— Ich mit dem einen Arm? — rief Johanna in Thränen ausbrechend.

— Ja, und mit dem hübschen Lärvchen, das verkauft sich schon.

— O, pfui! Madame.

— Was ist dabei? wozu hat uns der liebe Herr Gott das Bischen Reiz und Schönheit gegeben, als um reiche Gimpel einzufangen und sie auszuziehen und sich ihre Leckerei zu Nutz zu machen?

— Madame! ich kann nicht bei Ihnen bleiben, — rief sie in tiefster Entrüstung, — Sie lästern Gott und sind ein wahres Ungeheuer an Unsittlichkeit. Jetzt gleich gehe ich.

— Nicht einen Schritt oder ich trete Dich todt, marsch fort, pack Dich in Deine Kammer und laß Dich nicht eher wieder sehen, als bis Du vernünftig geworden bist.

Wer war unglücklicher, als Johanna? Verzweiflungsvoll schluchzend warf sie sich auf ihr Bettchen und überließ sich dem grenzenlosesten Schmerz; dann, vielleicht nach einer Stunde, sammelte sie sich und überlegte; voll Charakter und Entschlossenheit, wie alle in ihrer Jugend gemißhandelte und auf sich selbst angewiesene Kinder, hatte sie ihren Entschluß gefaßt.

Sie wollte morgenden Tages, sobald sie, ohne daß es auffallen würde, ausgehen könne, zuerst ihre im Hause wohnende wohlwollende ältere Freundin, Madeleine Lalange, deren Verhältnisse sie nicht kannte, in Rath nehmen; sie wollte diese bitten, sie gegen das Kostgeld, das Madame Wickler für sie empfing, zu sich zu nehmen, und dann hoffte sie das schöne Mädchen zu bewegen, mit ihr zu dem finstern, herzlosen Vormund zu gehen, um diesen zu bitten, in den Tausch zu willigen.

An diesen Plan knüpfte sie die angenehmsten Hoffnungen und Luftschlösser. Madeleine war so gut, und gab ihr so schöne, sittlich-reine Lehren; sie hatte so viel Geist und Kenntnisse und würde gewiß, da sie sich jetzt schon ihrer Bildung mit so vielem Erfolg angenommen hatte, geradezu verstehen, sie weiter auszubilden, so daß sie vielleicht einmal als Erzieherin oder Gesellschafterin ihr Brod erwerben könne.

Das waren ihre Hoffnungen, ihre Luftschlösser, und wurde ihr rosiger Traum, als sie endlich vor Ermattung eingeschlummert war.

Plötzlich erwachte sie durch das Geräusch von flüsternden Stimmen ganz in ihrer Nähe. Da wurde der Vorhang weggezogen und ein blendender Lichtstrahl fiel auf ihre Augen, die sie vor Schreck und Entsetzen, einer Ohnmacht nahe, wieder schloß.

Sie hatte die Stimme des alten Sünders erkannt.

— Süperb, — wisperte dieser, — sie schläft schön, wie eine schlummernde Psyche. Mit Wilhelm Tell möchte ich rufen: „Der Augenblick ist günstig, jetzt vollbringe ich's."

— Keine Gewaltthat in meinem Hause, keinen Eclat, — flüsterte Madame Wickler, und ließ den Vorhang wieder fallen. — Aber man hat ja sanftere Mittel, ihre kleinen Capricen zu überwinden, ein Schlaftrunk.

— Gut, aber heute Abend noch; jetzt muß ich zu einem Souper beim ***schen Gesandten, aber dann, um Mitternacht. . . .

— Verlassen Sie sich darauf, dann wird sie schlafen wie eine Todte. . . .

Der verabscheuungswürdige Alte rieb sich vergnügt die Hände.

— Schön, schön, um ein Uhr Nachts, spätestens halb zwei Uhr komme ich wieder vorgefahren.

— So nehmen Sie den Hausschlüssel mit, Herr Moritz, damit sie nicht zu warten brauchen.

Madame begleitete ihn hinaus und ließ so lange die Stubenthür offen. Johanna fühlte mit der schnellen Geistesgegenwart, worin das Unglück sie nur zu sehr geübt hatte, daß jetzt der Augenblick der Rettung gekommen sei oder nie. Sie stand schnell und leise auf, hing sich noch ein Tuch um den Kopf und schlüpfte leise und behende hinaus in das Vorzimmer. Da sie hier hörte, daß Madame den Herrn, redselig wie immer, über die Vorflur und die Treppe hinunter begleitet hatte, schlüpfte sie hinaus, verbarg sich in einen Kamin, dessen Thür sie hinter sich zuzog und wartete, bis Madame Wickler wieder heraufgegangen war.

Noch als diese auf der Vorflur war, hatte sie einen furchtbaren Schreck. Madame sprach vor sich hin:

— Wart' nur, wart', die kleine Katze soll schon d'ran, und einmal besiegt, wird sie schon zahm werden. Doch halt, — und bei diesen Worten blieb sie stehen, — will doch mal nachsehen, ob die Käthe, das Thier, die Asche weggefegt hat aus dem Kamin.

Hätte sie ihren Vorsatz ausgeführt, so würde sie die arme Flüchtige entdeckt haben, und dann würden die furchtbarsten Mißhandlungen ihr Loos gewesen sein. Zum Glück kam in diesem Augenblick eine der Schlafmamsells die Treppe herauf und ein Herr dicht in einen

Mantel mit hohem Kragen gehüllt, folgte ihr einige Schritte. Madame Wickler vergaß darüber ihren Vorsatz, und ging mit der Mamsell in die Stube, um ihr Licht zu geben, und bald kam diese wieder heraus und begab sich mit dem Herrn in eins der kleinen Zimmer, wo man sogleich den Riegel vorschieben hörte.

Jetzt konnte Johanna darauf rechnen, daß Madame Wickler in ihrem Lehnsessel sitze, die Füße auf die Fußbank gesetzt, und die schnurrende Katze auf den Schooß nehmend und streichelnd, und jetzt war sie sicher von der Bequemlichkeitsliebe dieser ehrbaren Dame auf keine Weise Störung besorgen zu dürfen.

So schlüpfte denn das arme Mädchen leise aus ihrem Versteck hervor, öffnete eben so leise die Gitterthür des Vorsaals und eilte die dunkle Treppe hinab.

Vor der stets verschlossen gehaltenen Stubenthür ihrer älteren Freundin Madeleine zog sie die Klingel. Niemand öffnete. Sie klingelte zum zweiten Male, ebenso vergebens. Es war daher anzunehmen, daß ihre Freundin nicht zu Hause war. Was sollte sie nun beginnen? Wieder hinaufgehen? um keinen Preis! Allein zu ihrem Vormund gehen? es war entsetzlich; aber was wollte sie machen? Die Furcht, überrascht und wieder zurückgebracht zu werden, trieb sie von hinnen. Diese Gefahr gab ihr Muth, eine andre zu bestehen. Nach wenigen Augenblicken befand sie sich auf der Straße.

Dort aber war es ein gräßliches Wetter und Johanna war so zart, wie hülflos.

Wir wissen, wie sie ihren herzlosen Vormund in seinem Hause nicht getroffen hatte, wie sie ihn dann vor dem Hause der Wolligschen Weinstube erwartete, und wie er sie dort so hart angelassen hatte; wie Adalbert sich ihrer angenommen und wie es ihr weiter ergangen war.

Ihr allerdings mangelhafter Bericht war beendigt, aber Adalbert wußte genug, um auf das Tiefste bewegt zu sein.

. . . .

Jetzt hielt der Wagen vor einem durch zwei Kugel-Laternen erleuchteten Portal eines großen und glänzenden Hotels. In demselben Augenblick war der Bediente von seinem Sitz herabgesprungen und hatte die Thür geöffnet.

Der Sohn des Ministers sprang hinaus und half dem ärmlich gekleideten jungen Mädchen aussteigen.

Dann ergriff er ihre Hand, sprach ihr mit freundlichen, gewinnenden Worten Muth ein, und führte sie auf der mit Teppichen belegten Treppe hinauf. Nie hatte Johanna eine ähnliche Pracht gesehen. Marmorstatüen in den Nischen, Orangerien auf den Podosten, Candelaber mit Gaslichtflammen auf den Pfeilern des broncenen, ziemlich gewundenen Treppengeländers, die

zahlreiche Dienerschaft in reichen, altmodigen Livreen, das Alles kam ihr so wunderbar, so feenhaft vor, daß sie kaum wußte, ob sie träumte, oder ob es ein Mährchen sei, das sie wachend erlebte.

Die Dienerschaft war schon zu sehr an manche Sonderbarkeiten des jungen Herrn gewöhnt, überhaupt zu respectvoll und kannte ihn zu gut als ein Muster von Sittlichkeit, um nur mit einem Blick Spottlust oder Erstaunen zu verrathen.

— Meine Schwester ist doch zu Hause? — fragte er einen ältlichen, schwarzgekleideten Herrn, der der Kammerdiener seiner Mutter war.

— Zu Befehl, Ihre Gnaden, Baroneß Cäcilie befindet sich in diesem Augenblick bei Excellenz, der gnädigen Frau, im Conferenzzimmer des Damenvereins.

— Sagen Sie ihr, ich lasse sie bitten, sich einen Augenblick in das Zimmer ihrer Kammerfrau zu bemühen, ich wünschte sie zu sprechen, aber sogleich!

Dann wendete er sich gegen Johanna und sprach zu dieser:

— Ich wollte Sie anfänglich zu einer Bürgerfrau führen, liebe Johanna; aber man kennt die Denkungsart solcher Leute, es würde nur Gerede daraus entstehen, das meiner, wie Ihrer Ehre gleich nachtheilig sein dürfte;

deshalb habe ich beschlossen, Sie sogleich meiner Familie zu übergeben; Cäcilie, meine Schwester, hat ein treffliches Herz, und meine Mutter ist wohlthätig. Fassen Sie Muth, es wird alles gut gehen!

10.

Die Familie des Ministers.

Auf der ganzen weiten Gotteswelt giebt es nichts Lieblicheres, als ein junges Mädchen in der ersten sich entfaltenden Blüthenzeit eines durch Bildung und Herzensgüte verschönerten Daseins.

So war Cäcilie, damals kaum 15 Jahre alt, die Tochter des Ministers von Buchenau, der Liebling ihrer Eltern, das Idol ihres Bruders und der Abgott des ganzen Hauses.

Cäcilie war schlank aufgewachsen, größer als Johanna, und noch viel feiner an Taille. Die natürlichen Locken ihres reichen dunkelbraunen Haares hingen ihr noch kindlich auf den Nacken herab, der weiß und wollig wie Schwanengefieder, stolz und frei aus den Schultern herausgewachsen war, wie der Nacken einer Juno. Der Eindruck dieser ganzen lieblichen Erscheinung war so unendlich Herzen gewinnend, daß man dieses liebenswürdige

junge Mädchen erst öfter gesehen haben mußte, wenn man gleichsam als Portraitmaler ihre hohe reine Stirn, mit den feinen dunklen Brauen, ihre glänzend-dunklen Augen, von langen seidenen Wimpern beschattet, die feine, gerade Nase, wie vom Meißel eines Phidias dargestellt, den kleinen Mund mit den frischen Blüthenlippen, das weich gerundete Kinn, die Farbe der Gesundheit auf dem feinen Teint, der ihre anmuthigen Züge belebte und alles eingerahmt in ein reines Oval der Gesichtsform, hätte beschreiben wollen.

Cäcilie war damals noch nicht confirmirt oder eingesegnet, wie man es dort nannte, daher auch in die große Welt noch nicht eingeführt. Eben dieser Umstand hatte ihr aber auch jene Anmuth einer natürlichen Kindlichkeit erhalten, die bei der jungen Salondame nur zu leicht verloren geht. Ihre Erziehung galt noch nicht als vollendet, denn sie genoß noch Unterricht in allen Künsten und Wissenschaften, die man bei den hochgebildeten jungen Damen unserer eleganten Welt für unentbehrlich hält. Uud dennoch hatte sie auf keine Weise jene krankhafte Verfeinerung, jene überspannte Vorbildung empfangen, wodurch in unsern Tagen so manches von der Natur reich begabte schöne Gemüth zu Grunde geht.

Das war aber nicht das Verdienst ihrer Mutter, die wir von einer ganz andern Seite kennen gelernt haben; sondern einer würdigen und trefflichen Gouvernante,

der Madame La Roche, die ihr diese ausgezeichnete Geistes- und Herzensbildung gegeben hatte.

War etwas an Cäcilien zu tadeln, und welcher Mensch wäre wohl ganz vollkommen, so möchten wir dahin einen kleinen Eigensinn rechnen, der zwar nie bösartig war, aber auch durch nichts zu beugen war, wenn sie einmal ihr Köpfchen darauf gesetzt hatte, diesen oder jenen unschuldigen Wunsch durchzusetzen.

Daran aber waren ihre Eltern selbst schuld; bei manchen Charakterzügen, die sie als Menschen nicht tadelfrei erscheinen ließen, und bei einer großen Verschiedenheit in Neigungen und Gesinnungen, stimmten sie in dem Punkt einer fast abgöttischen Liebe für ihre beiden Kinder überein; sonst starr und unbeugsam, hatten sie in diesem einen Punkte die große Schwäche gehabt, sowohl ihrem Sohne, wie ihrer Tochter, fast von der Wiege auf, wo möglich allen Willen zu lassen. Begreiflich stimmten die Hausgenossen in diesen Ton der Nachgiebigkeit ihrer fast zu zärtlichen Eltern in den Willen ihrer Kinder ein, und schon der kleine Junker Adalbert, noch mehr aber die reizende kleine Cäcilie tyrannisirten fast das ganze Haus, vom ersten Minister des Staats bis zum untersten Küchenjungen oder Ofenheizer.

Es gehörte daher die ganze Klugheit und die tiefe Grundlage an Verständigkeit und Herzensgüte der Gouvernante dazu, womit auch später der Hofmeister des

jungen Herrn übereinstimmte, um den nachtheiligen Einflüssen einer solchen Verziehung der Kinder von Seiten ihrer Eltern entgegen zu wirken, ohne selbst in Ungnade zu fallen. Zum Glück kam ihnen dabei das herrliche Naturell beider Kinder zu statten, und so wurden beide Kinder, als sie heranwuchsen, reich begabt an Herzensgüte und Menschenliebe; doch so eigenwillig und selbstständig, daß sie beide, ohne das Mindeste von den unnatürlichen modernen Emancipationsideen zu wissen, doch sich gleichsam selbst emancipirt hatten und es jetzt zu spät gewesen wäre, noch die elterliche Autorität geltend zu machen, um sie von irgend einer aufgefaßten Lieblingsidee abzubringen.

Doch diese Andeutungen über ihren Bildungsgang führen uns dahin, eine kurze Charakteristik der ganzen Familie zu geben.

Sonst ist es nicht unsere Art, unsre Leser mit solchen allgemeinen Charakterschilderungen zu ermüden, die selten einen bleibenden Eindruck machen; allein hier wird es uns dadurch möglich werden, die Handlung selbst später um so rascher vorüberzuführen.

. . . .

Der Fürstlich ***sche erste Minister, Franz, Freiherr von Buchenau, war ein ausgezeichneter Staatsmann von großem Ruf; er war daher die Seele

der Regierung, um welche sich der übrigens persönlich wohlwollende Fürst wenig bekümmerte.

Seine hohe Stellung, die Gunst des Fürsten, die Unterwürfigkeit und der Gehorsam, den er überall fand, hatten ihm jenen ungemessenen Stolz gegeben, der durch eine imponirende Persönlichkeit sich überall Bedeutung zu verschaffen wußte, nur nicht in seinem eigenen Hause, wo er einigermaßen unter dem Pantoffel seiner Gemahlin stand, so wie diese fast zu unbedingt nachgiebig war gegen den Willen ihrer Tochter und ihres Sohnes.

Und dennoch war zwischen jenen Eltern und diesen Kindern eine ungeheure Kluft der Charakterverschiedenheit.

Der Minister war noch ein Staatsmann aus der alten Schule; sein Sohn dagegen hatte sich in der neuern ausgebildet. Jener, im Herzen Reactionair, war nur geneigt, den Forderungen der Zeit einige halbe Concessionen zu machen, wo sich diese dem Volke nicht mehr länger versagen ließen; dieser dagegen war im Herzen ein Radicaler; nur sein Verstand und seine Achtung vor jedem gesetzlichen Zustande hatte ihn zum Mann des besonnenen Fortschritts gemacht; so war er bei allem Feuer der Jugend seiner politischen Gesinnung nach ein gemäßigter Liberaler.

Noch mehr; während sein Vater als ein gediegener und tüchtiger Geschäftsmann keine andere Art von Thätig=

keit gelten lassen wollte, als im geregelten Staatsdienst, liebte der Sohn die Freiheit und Unabhängigkeit einer mehr geistvollen Beschäftigung mit der Literatur. Er hatte anonym, aus Schonung der Stellung seines Vaters, mehrere freisinnige politische Broschüren geschrieben, die in gewissen Regionen, auch bei seinem Vater, der den Verfasser nicht ahnete, unangenehme Sensation gemacht hatte. Am schroffsten aber standen sich Vater und Sohn einander gegenüber in Hinsicht auf den Adel.

Der Minister hatte noch ganz die veralteten Ideen, wonach er den blasirten Adel für vorzugsweise berechtigt hielt, die ersten Stellen am Hofe, im Staatsdienst und in der Gesellschaft einzunehmen; wogegen Adalbert den Adel nach den Ideen des Zeitgeistes für nichts gelten lassen wollte, als für eine höhere Verpflichtung, sich jene Bildung und Ehrenhaftigkeit der Gesinnung anzueignen, wodurch allein der Mensch sich der Achtung seiner Mitmenschen und einer angesehenen Stellung in der Gesellschaft würdig machte. So erkannte der Sohn keine andere Berechtigung, als die der Verdienste; der Vater keine andere als die der Geburt an.

Bei solchen Contrasten konnte wohl einige Spannung und Verstimmung zwischen Vater und Sohn nicht ausbleiben. So sehr auch feine Sitte und gegenseitige Liebe es bis jetzt noch zu umgehen gewußt hatten, daß es deshalb zu einem offnen Bruch kam, so war dieser

doch kaum noch lange zu vermeiden; denn eben so fest, wie der Minister verlangte, daß sein Sohn, nachdem er längst seine Studien absolvirt und seit drei Jahren unter dem Vorwande, auf Reisen sich weiter auszubilden, theils in Leipzig, theils in Paris und der Schweiz freisinnige Ideen eingesogen und sich eine mehr literarische als practische Bildung angeeignet hatte, endlich in den Staatsdienst oder in eine diplomatische Carriere eintrete: eben so fest weigerte sich Adalbert, wie er sich ausdrückte, seinen Pegasus in's Joch spannen zu lassen.

Vater und Sohn hatten darüber schon eine ernste Unterredung gehabt. Vergebens hatte Excellenz gesucht, den Ehrgeiz des jungen Mannes durch Vorspiegelung einer glänzenden Laufbahn aufzuregen.

— Mein Ehrgeiz, — hatte Adelbert entgegnet, — ist der, mir selbst zu genügen. Bin ich mit mir zufrieden, so kümmert mich das Urtheil der Welt nicht.

— Aber das Urtheil der Welt hat auch einen Werth; denn es bringt die Ehre.

— In diesem Falle haben Sie Recht, mein Vater, — entgegnete Adalbert freimüthig, — und dennoch stimmen wir, fürchte ich, darin nicht überein: welches Urtheil der Welt wahrhaft Ehre bringt. Nach Ihren Ansichten ist es die feinere Gesellschaft, die sich durch Glanz, Ansehen und Macht imponiren läßt, oder es ist auch die Volksmasse, die vor dem angesehenen Mann respectvoll den Hut zieht,

es sind die Subalternbeamten, die vor dem hohen Gönner im Staube kriechen; es ist endlich die Zahl der eingehenden Neujahrsvisitenkarten, was gleichsam als Thermometer für den jedesmaligen Stand der Ehre gilt, nicht wahr mein Vater?

— Allerdings; von dieser Seite habe ich mir die Sache noch nicht angesehen; aber es liegt etwas Wahres und Richtiges darin.

— Ich dagegen möchte mir erlauben, zu erklären, daß ich keinen Satz für unwahrer und unrichtiger halte.

— Du bist immer vom Geist des Widerspruchs besessen.

— Alexander von Humboldt sagt: Man muß vor allen Dingen den Muth besitzen, eine Meinung zu haben.

— Was ein solcher Mann sagt, hat Gewicht, wohlan, mein Sohn — was ist Deine Meinung? rede!

— Mein Vater — ich halte nur das Urtheil solcher Personen für Ehre bringend, die selbst rein und ehrenhaft dastehen an Sittlichkeit und Gesinnung — und unter ehrenwerth verstehe ich nicht Rang und Stand, nicht glänzende Verhältnisse, nicht Orden und hohe Stellung, nicht Adel oder Reichthum — sondern Rechtlichkeit, Biederkeit, Herzensgüte, Sittlichkeit und Menschenliebe, auch Verstand genug, um nicht in äußeren Zufälligkeiten des Glücks und der Geburt das Ehrenhafte zu

finden, sondern in der Förderung dessen, was unsere Mitmenschen glücklich machen kann.

— Mitmenschen glücklich machen — he Patron — da haben wir ihn — Dein eigner gesunder Verstand wird denn doch zugeben müssen, daß Du in einem solchen Staatsamte tausendmal mehr Gelegenheit hättest, Deine Mitmenschen zu beglücken, als in der unbedeutenden Stellung eines Privatmannes, — eines — — nimm mir das Wort nicht übel, aber es drängt mich endlich es auszusprechen, was mir schon lange auf dem Herzen gelegen hat — — — eines — erbärmlichen — vorlauten und jedenfalls unberufenen — — sogenannten — Literaten.

Das letzte Wort sprach er mit einem unverkennbaren Ausdruck von Indignation und Verachtung — ein Beweis, wie sehr in gewissen Regionen die Freimüthigkeit der Presse für unbequem gehalten wird. —

Adalbert lächelte, ohne sich verletzt zu fühlen.

— Erbärmliche und vorlaute Literaten, — entgegnete er, verdienen diesen Ausdruck von Verachtung im vollen Maße und sie sind es, die ich mit Ihnen — unberufene — nenne. Wäre es möglich, daß Censoren und Polizeigewalt über den Werth oder Unwerth einer Schrift ein völlig vorurtheilsfreies und richtiges Urtheil fällen könnten: so wäre kein Verlust, nur Gewinn dabei, wenn über Dreiviertel der in jeder Ostermesse erscheinenden — also alle schlechten und mittelmäßigen — Schriften confiscirt

und eingestampft würden; aber da das nicht möglich ist und so das gute mit dem schlechten vernichtet werden könnte, da eine jede präventive Beschränkung der natürlichen Freiheit zu reden und schreiben und drucken zu lassen, was nicht gegen Gesetze und gute Sitte verstößt, zum Mißbrauch der Gewalt, zu einer geistigen Tyrannei führen kann: so bin ich gegen alle Censur — wie gegen jede Beschränkung der Presse durch Polizeigewalt — — —

— Dann wäre es unmöglich zu regieren.

— Sie lenken ab, mein Vater, uud da das Thema von der Preßfreiheit viel zu reich und vielseitig ist, um hier erschöpfend abgehandelt werden zu können, so erlauben Sie, daß ich ganz darüber weggehe, und nur bemerke, daß das Publicum auf der Höhe seiner heutigen Bildung selbst ein strenger Richter ist, und die seichten, werthlosen Schriften unberufener Schriftsteller völlig außer Beachtung läßt. Diese kehren dann als sogenannte Krebse zu ihren Verlegern zurück und warnen sie, künftig so schwache Producte der Presse wieder in die Welt zu fördern. — So ergeht es der Literatur wie dem Weinmost — wenn man beide in Ruhe läßt, so reinigen sie sich selbst durch den Gährungsprozeß zu einem edlen Getränk und der Geschmack des Publicums unterscheidet dann leicht das Gute vom Schlechten. —

— Ich will Dir sagen, — nahm der Minister das Wort, — weshalb auch die guten und geistreichen Schrif-

ten, die nur irgend in Politik einschlagen, in der Wurzel nichts taugen und nicht zu dulden sind, wenn nur der Monarch und die verfassungsmäßigen Behörden das Recht haben, öffentliche Angelegenheiten des Staats, nach den Gesetzen und Instructionen zu behandeln — nicht aber ein jeder grüne Junge mit großem Barte und einer Brille vor den blöden Augen.— Das ist es eben, was mich empört, wie jeden Beamten, daß solche Leute, die nichts haben und nichts sind, die den Staat nur aus Büchern kennen, indem sie nie im Staatsdienst gewesen sind, sich zum Richter der öffentlichen Meinung und selbst als Lehrer verständiger Staatsmänner, selbst des Regenten, aufwerfen wollen.

— Nicht als Richter der öffentlichen Meinung, — entgegnete Adalbert bescheiden und fest, — sondern als Organe derselben. Man sollte nur bedenken, daß jeder Tagesschriftsteller und wäre er auch in seinem Privatleben gesinnungslos, selbst den Fall angenommen, daß er durch eine Person oder ein Aemtchen käuflich wäre, also selbst der verächtlichste Tagesscribent, wenn er will, daß seine Schriften mit Beifall gelesen werden sollen, sich der Meinung der Mehrzahl im Publicum anschließen und gleichsam der Führer der öffentlichen Meinung werden muß. Daher sollten unsere Regierungen nicht von vorn herein solche Stimmen verdammen, weil vielleicht der Schriftsteller, der

das Wort dafür nimmt, keinen amtlichen Beruf dazu hat; sondern sie sollten so urtheilen: Es muß doch wohl eine große Partei im Volke geben, die das als gut, nützlich und wünschenswerth anerkennt, was jener Unberufene ausgespochen hat, — sehen Sie, mein Vater, so bildet, berichtigt und concentrirt sich am Ende die öffentliche Meinung, daß die Verständigsten im Volke, sei es mündlich oder schriftlich, sich über diesen oder jenen Wunsch der Verbesserung öffentlicher Zustände mit einander besprechen und somit zu einer klaren Einsicht und Ansicht dessen kommen, was sie wollen und wünschen, und wenn auf diese Weise eine Meinung Vieler gleichsam Gemeingut der größern Volksmenge geworden ist; so wird die öffentliche Meinung allerdings eine geistige Macht, der am Ende weder eine beschränkte noch eine absolute Regierung ungestraft auf die Dauer widerstreben kann. Sehen Sie, mein Vater, und als Führer und Feldherr dieser Macht, die allerdings ein Wort mitzureden hat im Staate, ist der geistvolle Literat weder ein unberufener, noch ein unbedeutender Wortführer. Es ist die Stimme der concentrirten Nationalintelligenz, die er führt und Regierungen, welche die Bewegungen der Literatur fördern und achten, bemächtigen sich damit der einsichtsvollsten Köpfe für ihre Zwecke. In Frankreich hat man das erkannt und deshalb auch der Literatur in ihren äußern Verhältnissen eine würdige Stellung angewiesen; in Deutschland

aber wird die Literatur von den Regierenden mit einem gewissen Beamtenhochmuth entweder ignorirt oder unterdrückt; aber sein Sie überzeugt, je mehr jugendlich-strebende Elemente in das Staatsleben eindringen und je mehr die Literatur sich ihrer Stellung und Würde bewußt sein wird, je mehr überhaupt im Volke die allgemeine Bildung alle Standesunterschiede ausgleicht und für die Ideen des Fortschritts die großen Massen empfänglich macht: um so mehr wird auch die Literatur selbst in ihrer politischen Richtung ihre hohe Stellung und Anerkennung zu erringen wissen. Das ist meine Meinung, das der innere Grund, weshalb ich in mir selbst den Beruf und die höhere Pflicht fühle, mich nicht in den geistigen Schnürstiefel des Staatsdienstes einzwängen zu lassen, um der Welt nützlich zu werden, sondern im freien, geistigen Verkehr der Presse die Entwickelung der Menschheit, sei es in allgemeiner Gesittung, oder in den engern Grenzen des Staats, nach Kräften zu fördern. Und das ist wahrlich ein schöner Beruf und dazu helfe mir Gott! —

— Du bist ein Phantast, mein Sohn, — lächelte der Minister, — ein Philanthrop und Weltverbesserer, ein unschuldiger Narr, würde ich sagen, wenn nicht eben diese Philanthropen und Weltverbesserer am Ende nur zu leicht vom Wort zur That griffen und aus unschuldigen Literaten Demagogen, Revolutionaire und Weltumstürzer würden.

— Mein Vater . . . . !

— Ja, davon wollen die jungen Herrn nichts hören, aber eben deshalb müssen wir verständigen Lenker des Staats sie durch Censur, Criminalprozesse und Kerkerhaft zu hindern, abschrecken oder zu strafen wissen.

— Was hilft das? — rief Adalbert lebhaft, — ich frage Jeden, der die Bewegung der öffentlichen Meinung kennt; hat das Verfahren gegen Weidig und Jordan nicht der Sache des geheimen Gerichtsverfahrens, der politischen Verfolgung, der Rückschritte und selbst der Ehrerbietung der Regierungen mehr geschadet als genützt? ist nicht dadurch im Volke selbst die Achtung vor dem Richterstande des geheimen Verfahrens bis auf den Grund erschüttert? —

— Mein lieber Sohn, — lächelte der Minister, — Du hast mich da in politische Discussionen hineingezogen, die sich weder mit meiner amtlichen Stellung, noch mit meiner Autorität als Vater vereinigen lassen. Brechen wir also davon ab, und beantworte mir ganz einfach die praktische Frage: wovon willst Du leben?

— Mein Vater, — rief Adalbert entrüstet, — ich muß gestehen, gerade diese Frage hätte ich von Ihnen am wenigsten erwartet.

— Warum nicht?

— Nun, unsere Güter, meine ich, sind ansehnlich genug, um auch ohne Amt anständig leben zu können.

— Hm, hm, weißt Du, wie viel Hypothekschulden auf den Gütern haften, die nach Ablösung der Lehnbarkeit Allodium meines Hauses sind? weißt Du, daß nur meine hohe amtliche Stellung bis jetzt den Sequester, oder den Verkauf derselben abgewendet hat; auch, daß die bedeutendsten Güter meiner Herrschaft Majorat sind, welche also selbst nach meinem Tode nicht an Dich, sondern an einen ältern Lehnsvetter fallen würden.

— Mein Vater, — Sie setzen mich in Erstaunen, aber nicht in Schreck. Der Philosoph für das Leben muß sich in jedes Verhältniß zu finden wissen. Es ist wahr, die Schriftstellerei in Deutschland, besonders die politische, wirft nur geringen Ertrag ab; aber ich weiß mich einzuschränken und selbst langjährigen Gewohnheiten zu entsagen, wenn es sein müßte. Mit völliger Ruhe würde ich aus meinen eleganten Appartements im zweiten Stock — in ein Mansardenstübchen ziehen und statt sechs Schüsseln mit einer zufrieden sein. Dagegen leidet die Literatur selbst darunter, wenn der Schriftsteller nicht so unabhängig steht, daß er um Lohn arbeiten muß; und deshalb, um der guten Sache willen, nicht wegen meiner unbedeutenden Person, rechne ich ferner auf Ihre Liebe und Güte; wenn auch unsere Güter keinen Ueberschuß geben, so ist doch Ihr Gehalt als Minister nebst den übrigen einträglichen Sinecuren und sonstige Einnahmen . . . .

— Sechs bis acht Tausend Thaler jährlich — was will das sagen bei der Repräsentation, wozu mich meine Stellung zwingt, und dann liebt Deine Mutter den Luxus und die Wohlthätigkeit, und ich kann und will sie darin nicht beschränken. Du siehst, mein Sohn, daß ich eben nicht in finanzieller Hinsicht auf Rosen gebettet bin. Ich hege daher das Vertrauen zu Dir, daß Du schon von Deiner Thorheit zurückkommen wirst, wenn Du nur erst die Hörner Dir abgelaufen hast. Unsere Jugend schwärmt in Idealen und Theorien; aber der Verstand kommt mit den Jahren. Ich werde Dich noch eine Zeitlang gewähren lassen und hoffe, daß ein zweites Gespräch dieser Art nicht wieder nöthig werden wird. Adieu!

. . . .

Man entschuldige diese Abschweifung, die aber doch zur Sache gehört. —

Wir haben indeß noch eines Umstandes zu erwähnen und zwar eines Umstandes, der bedeutende ernste Folgen hatte in den Bewegungen der Zeit: der Minister war Protestant, seine Gemahlin Katholikin. Die Kinder waren in der Religion des Vaters erzogen.

Auch der Landesherr lebte in gemischter Ehe. Seine Gemahlin war dem römisch-katholischen Glauben zugethan, während alle Prinzen und Prinzessinen evangelisch waren.

Daß es unter solchen Umständen unter der Bevölke-

rung der Residenz, die etwa ein Zehntel der Einwohner aus Katholiken bestand, an ultramontanen Umtrieben nicht fehlte, läßt sich wohl erwarten.

Wir werden sehen, wohin diese, auf so mannichfache Weise verschobenen Verhältnisse führen werden.

11.

Die Stunde der Prüfung.

In einem freundlichen, mit Blumen geschmückten Zimmer, das sich im s. g. Entresol, d. h. in der obern halben Etage der getheilten Unteren, der palastartigen Fronte des großen Hotels des Ministers von Buchenau befand, sah es recht anmuthig und wohnlich aus. Eine ältliche Frau, von kleiner zierlicher Figur und einfach, aber sehr reinlich gekleidet, saß nahe am niedrigen Fenster mit einer feinen Näherei beschäftigt.

Sobald die Thür rasch und ohne Anklopfen geöffnet wurde, sah sie den jungen Herrn vom Hause eintreten, wie er ein reinlich gekleidetes junges Mädchen von zarter Schönheit einführte, dessen Verstümmelung sie wegen des Umschlagetuchs, das sie trug, auf den ersten Blick nicht erkennen konnte.

Nicht ohne einige Ueberraschung stand sie auf.

— Gute Frau Boden, — redete Adalbert sie an — ich bringe Ihnen hier eine Unglückliche, die ich Ihrer Fürsorge empfehlen will, denn ich hoffe meine Schwester und Mutter dafür zu gewinnen. Ich weiß es, Sie sind die Almosenspenderin meiner guten Mutter und in Sachen der Menschenliebe darf man immer auf Sie rechnen, also bitte, unterstützen Sie mich für die Rettung dieses armen Kindes.

Die Kammerfrau warf auf das junge Mädchen einen forschenden Blick und schüttelte bedenklich den Kopf.

— Na, na — sprach sie halblaut — wenn nur nicht da einmal wieder dem jungen gnädigen Herrn das Herz mit dem Kopfe davon gelaufen ist.

— O gewiß nicht, Madame, — entgegnete Johanna mit einem Ausdruck des Gefühls und einer so klagenden Weichheit der Stimme, daß die vom Herzen gute und redliche Frau sich davon seltsam durchschauert fühlte. — O, wenn Sie mein Schicksal kennten und mein Herz! Die Barmherzigkeit des gnädigen Herrn ist so groß, aber gewiß, Madame, ich bin ihrer nicht unwürdig.

— Liebe Boden, — nahm nun Adalbert lebhaft das Wort, es giebt ein Gefühl in der menschlichen Brust, das richtiger leitet, als alle Professoren der Psychologie und selbst Lavater's Physiognomik. Dieser innere Tact sagt mir, hier bringe jede rettende Hülfe Gottessegen!

— Ach, lieber Gott, ja, will's ja gerne glauben, —

sprach die Frau, — aber wie naß das arme Kind geworden ist, laß Dir das Tuch abnehmen, arme Kleine, und setz Dich an den warmen Ofen — bist ja ganz durchgefroren, armes Kind!

Damit nahm ihr die Frau Boden dienstfertig das ganz durchnäßte Umschlagetuch ab und mit einem Ausruf des Schreckens und des Mitleids ließ sie das Tuch fallen und trat einen Schritt zurück.

— Herr Gott, was ist denn das da? Das Kind hat ja einen Arm verloren!

Johanna konnte sich nie an ihr Unglück erinnern lassen, ohne daß Thränen in ihren langen Wimpern zitterten.

Sie sagte kein Wort, setzte sich auf den ihr angewiesenen, mit Leder überzogenen Stuhl neben den Ofen und weinte still vor sich hin.

— Beruhige Dich, arme Kleine, — sprach Frau Boden, — der Herr hat's genommen, der Herr hat's aber auch gegeben; der Herr nahm Dir ein Glied Deines Leibes, wendete Dir aber dafür die Herzen aller guten Menschen zu und siehe, so ist der Gewinn doch immer noch größer, als der Verlust.

— Ach, gute Madame, — entgegnete Johanna, — Ihre Güte und die dieses Herrn hat mir zum ersten Male in meinem Leben diesen rührenden Trost zugeführt; bisher habe ich nur Hartherzige gefunden, die entweder meines

Unglückes spotteten, oder mich deshalb nur um so lieblo=
ser behandelten.

— Ha, es ist empörend, — rief Adalbert — wie
Menschen, die kein menschliches Herz haben, mit dieser
Unglücklichen so grausam verfahren sind; doch da ist
Cäcilie. . . .

. . . .

Es hatte sich eine Seitenthür aufgethan, die zu ei=
nem kleinen Cabinet führte, in welchem eine enge Treppe
die Verbindung mit dem Ankleidezimmer der jungen Ba=
ronesse vermittelte.

Durch diese Thür war Cäcilie eingetreten mit aller
Raschheit einer jugendlichen Lebendigkeit.

Welche Erscheinung, welche himmlische Erscheinung! —
hätte Johanna rufen mögen; wenn sie sich des Eindrucks
derselben klar bewußt gewesen wäre, so war es ein Gefühl
in ihrer Brust, das ihr sagte: dieser Engel wird Dich
retten.

Sie war aufgestanden und Cäcilie, die sie im er=
sten Augenblick nicht bemerkte, wendete sich gegen ihren
Bruder:

— Nun, — fragte sie mit reizendem Lachen, — was
befiehlt mein Herr und Gebieter, weshalb hat er seine
ergebene Dienerin hierher citirt? Fehlen etwa wieder Mo=
neten und Propheten und ich soll bei dem Papa wieder

ein Röllchen goldner Gesichter erschmeicheln, damit Du Geld bekommst für Deine Armen zum verschwenderischen Wohlthun?

— Es wäre zu wünschen, liebe Cäcilie, aber für heute sind meine Wünsche noch bescheiden; sieh hier, — und damit führte er die arme Johanna ihr entgegen, — eine Unglückliche, die ich Deinem guten Herzen übergeben wollte.

— Aber was ist das? das ist ja entsetzlich! — rief Cäcilie, indem sie den Blick mit dem Ausdruck von Schreck und Mitleid auf die Verstümmelung des jungen Mädchens warf. —

— Ja, sieh, liebes Schwesterchen, — sprach Adalbert mit dem Ausdruck des tiefsten Gefühls, — während Deine Kindheit die Genien der Liebe bewachten und das Füllhorn des Reichthums mit allen Annehmlichkeiten des vornehmen Lebens überschüttet hat; während eine sorgfältige Erziehung Deinen Geist wie Dein Herz gebildet und mütterliche Liebe, so wie eine treffliche Gouvernante Deine Jugend gegen jeden Hauch einer schädlichen Einwirkung auf die Gesundheit bewahrt hat, so daß Du blühest und glühest wie eine junge Rose, hat dieses unglückliche Wesen, das aus der Hand des gütigen Schöpfers mit gleicher Berechtigung an eine glückliche Zukunft in's Leben getreten ist, Alles entbehren müssen, was das menschliche Dasein nur erträglich macht. Ihre gebildeten Eltern waren durch ein hartes Geschick in die Lage der ärmsten Handwerker herabgedrückt, ihr Vater wurde von

einem einstürzenden Gebäude erschlagen, worin er arbeitete; ihre Mutter durch die römische Propaganda wahnsinnig gemacht; eine papierne Verwaltung und ein Vormund ohne Herz überließen das hülflose Kind einer habgierigen Frau, die von dem Hunger und Elend ihrer Ziehkinder einen schmuzigen Gelderwerb macht; diese aber, um die noch schwache Kraft ihres kleinen Pfleglings auszubeuten, schickte sie auf eine Fabrik, deren Maschinen ihr den Arm zerquetschten, so schrecklich, daß er, wie Du da siehst, abgenommen werden mußte.

— O Gott, entsetzlich! —

— Noch mehr, wieder derselbe herzlose Vormund brachte die Verstümmelte in ein Haus, wo ihr letztes kostbares Gut, ihre Tugend und Sittlichkeit in Gefahr gerieth. Um diese zu retten, entfloh sie heute Abend in Schnee und Regen, flehte sie ihren kaltherzigen Vormund, als dieser in seinen bequemen Droschken-Schlitten stieg, auf der Straße an, ihr ein anderes Unterkommen zu gewähren. Der Lieblose verwies sie auf Morgen. Aber morgen wäre sie entweder zu Grunde gerichtet oder todt gewesen. Ein Zufall hatte mich zum Zeugen dieser Scene gemacht; während ich eine Bürgerfrau zu bewegen suche, sich der Verlassenen anzunehmen, hatte ein roher Hausknecht sie aus dem Hause geworfen, ein Gensd'arm sie arretirt, in der Polizeihaft unter verruchten Weibern, Betrunkenen, Handwerksburschen und liederlichen Vagabonden

fand ich sie wieder. Meine Verwendung allein verschaffte ihr die Freiheit und hier brachte ich sie her; überzeugt daß ich dieses hülflose Wesen in keine bessern Hände geben kann, als in die Deinigen — mache ich Deinem Herzen ein Geschenk mit diesem Gegenstand des Wohlthuns.

Es ereignen sich Dinge unter Himmel und Erde, die man nicht oft genug wiederholen kann, um menschliche Theilnahme dafür zu gewinnen; es giebt Ereignisse, die so laut zum Himmel schreien, daß der menschliche Schrei der Entrüstung mit hineintönen muß, um auch auf Erden gehört zu werden, und deshalb wollen unsere Leser entschuldigen, wenn wir, anstatt mit trockenen Worten zu sagen: er erzählte ihr Johanna's Geschichte, hier das schon Bekannte noch einmal kurz zusammenstellen; — doch weiter!

Was das gebildete und gefühlvolle junge Mädchen empfand bei dieser Schilderung menschlichen Elends und entsetzlicher Verwahrlosung, wie es hier zum ersten Male in ihrem jungen Leben so schroff ihrem eigenen glänzenden und heitern Dasein gegenübergestellt war, läßt sich mit Worten nicht beschreiben. Nie war ihr die Noth der Armen mit dieser Wahrheit entgegengetreten, denn was sie in den Sitzungen des Frauenvereins, denen sie bisweilen beiwohnen durfte, um ihr Herz für den Wohlthätigkeitssinn zu bilden, oder auch was sie von ihrer

Mutter an salbungsreichen Ermahnungen zum Wohlthun gehört hatte, das Alles war doch immer nur kalt, leer und so gesucht gewesen, daß es unmöglich ihr Gefühl erregen, ihr Herz erwärmen konnte; aber hier.....

Sie hatte während der Erzählung ihres Bruders von Zeit zu Zeit einen Blick der Beobachtung auf die feinen Gesichtszüge der Unglücklichen geworfen, die mit gesenktem Kopf und niedergeschlagenen Augen, bisweilen zusammenschauernd wie von einem Fieberfrost geschüttelt, noch einmal alle den Schmerz einer grausamen Verganheit wieder durchzufühlen schien. Aber immer länger mußte sie dieses elende Wesen ansehen, das so edle, leidende Züge hatte, deren Unschuld und Kindlichkeit und feine liebliche Figur, so anmuthig in diesem wohlkleidenden Sammtspenzer, mit dem weißen Rock und dem schwarzen Schürzchen ihre Theilnahme noch erhöhte.

Als Adalbert geendigt hatte, waren auch Cäciliens Augen mit Thränen gefüllt. Mit einem unaussprechlichen Ausdruck von Liebe reichte sie dem armen Wesen die Hand und sagte mit einer Stimme, welche die Herzensgüte nur noch weicher, milder und inniger machte:

— Sei mir willkommen, Du arme Leidende, ich werde Deine Pflegerin sein mit der Fürsorge einer Mutter und der Liebe einer Schwester. Aber wirst Du mir auch Liebe mit Liebe vergelten?

— O mein Gott, mein allgütiger Gott, — rief Johanna aus, indem sie auf ihre Kniee niedersank und die ihr dargereichte kleine Hand ihrer jungen Wohlthäterin an ihre Lippen zog, — in meiner höchsten Erdennoth, sendest Du mir einen Deiner lieblichsten Engel zu meiner Hülfe und Rettung, und ich sollte diesen Engel nicht lieben, verehren und anbeten?

Cäcilie war überrascht von der Sprache des Herzens, die zugleich Spuren einer Bildung verrieth, wie sie sich selten finden mag in diesem Stande, unter so gedrückten Verhältnissen und in einer so ärmlichen Kleidung. Voll Güte und Wohlwollen hob sie die Unglückliche auf und küßte sie auf die Stirn. Johanna war ganz aufgelöst in Wehmuth und Dankbarkeit. —

Welche Gruppe, welch ein ideales Bild von Menschenliebe und Dankbarkeit — wie die Tochter des Ministers so strahlend im Glanz der Schönheit und Bildung, so reich und doch einfach gekleidet, mit dem kostbaren Halsschmuck von Perlen, mit einer Brosche, Ohrgehängen und Armspangen von Amethyst — dieses arme verstümmelte, verkümmerte junge Mädchen umarmt hielt und der Kopf der jungen Unglücklichen am Herzen der eben so jungen Menschenfreundin ruhte — und die Verlorene nun fühlte, daß sie wieder eine Heimath auf Erden, daß sie zum ersten Male ihren Schutzengel gefunden habe.

Da schienen die Wellen der Dankbarkeit und Liebe

in den beiden reinen jungfräulichen Seelen alle Unebenheiten der Standesverhältnisse zu überfluthen, und man hörte nur leise Ausrufungen des Wohlwollens, der Liebe und Innigkeit.

Man halte es nicht für unwahrscheinlich, daß unter solchen, scheinbar widerstrebenden Verhältnissen ein inniges Wohlwollen und zwar so schnell unter den beiden jungen Mädchen von einem so großen Standesunterschiede entstehen konnte.

Solche reine jugendliche Gemüther, in der Periode der ersten Entwickelung des jungfräulichen Lebens sind ungemein empfänglich für Liebe und Freundschaft. Cäcilie war durch die Sorgfalt ihrer so aufgeklärten Gouvernante völlig ohne Standesvorurtheil erzogen; ihre Herzensgüte und Bescheidenheit machten es ihr unmöglich, sich über Andere zu erheben und Hülfsbedürftige ohne Mitleid und Wohlwollen zu empfangen. Cäcilie war zudem eine jugendliche Schwärmerin — sie selbst so rein und edel von Gesinnung, so fern gehalten von jedem Erkennen, ja selbst von der Ahnung der Laster der Welt, hielt auch jeden Menschen für edel und tugendhaft. Sie schwärmte gern in Idealen und erträumte es sich als das höchste Glück, Andere glücklich zu machen. — Wohlthun und Wohlwollen aber gehen eines aus dem Andern hervor und erwecken wieder Wohlwollen und Dankbarkeit.

* * * * * * * * * * * * * * * *

So saßen denn jetzt Cäcilie und Johanna Hand in Hand. Während Adalbert auf sein Zimmer sich begeben hatte, um die feuchte Kleidung abzulegen und auf's Neue Toilette zu machen für den Thee bei seiner Mutter, überlegte die Tochter des Ministers, wie sie ihrem jungen Schützling am besten helfen könne.

— Das ist mein schwerster Kummer,— hatte Johanna mit tiefster Wehmuth gesagt, -- daß ich nicht zwei Hände mehr habe, um mir dadurch mein Brod verdienen zu können.

— Dazu bedarf es nicht immer der Hände, liebe Johanna; es giebt ja viele Menschen, die mit dem Kopfe ihr Brod verdienen.

Bei dieser Bemerkung sah Johanna ihre blühende, junge Wohlthäterin an mit Blicken, die eben so viel Ueberraschung als Erstaunen verriethen.

— Wie wäre das möglich? — fragte sie.

— Nun, z. B. wenn Du Dich zur Gouvernante ausbilden ließest.

Dieser Vorschlag war dem armen verstümmelten Mädchen so überraschend aus der Seele gesprochen, es lag darin die Erfüllung ihrer träumerischen Luftschlösser, ihrer Lieblingspläne und Wünsche, die sie für unmöglich gehalten hatte — und nun erschien ihr die Möglichkeit einer Erfüllung im ersten Augenblick so beglückend, daß eine Röthe der Freude über ihre Wangen flog, während sie ausrief:

— O Gott, wie wollte ich fleißig sein, wie wollte ich lernen; aber, — fuhr sie dann zögernd und erblassend fort, wäre auch dann wohl mein höchster Wunsch, ein nützliches Mitglied in der menschlichen Gesellschaft zu werden, erreichbar? würde ich nicht zum Kinderspott werden mit meinem Gebrechen; ach, ich habe es schon in der Schule erleben müssen, wo sie mich nur die Einarmige nannten.

Die letzten Worte hatte sie mit einem unendlich schmerzlichen Seitenblicke auf den Defect ihres Armes gesprochen, und Cäcilie wurde dadurch so bewegt, daß sie auf's Neue ihren jungen Schützling in die Arme schloß und mit dem Ausdruck von Zärtlichkeit sagte: — O glaube doch nicht, daß sich in den höhern Ständen, unter Kindern gebildeter Eltern, jene Rohheit findet, die sich solche Abscheulichkeiten gegen eine Unglückliche erlauben könnte. O gewiß — im Gegentheil — die Kinder, die Deiner Bildung einst anvertraut werden könnten, würden eben wegen dieses Unglücks eine heilige Scheu vor Dir haben und fürchten, schon durch einen Blick Dich zu kränken, deshalb fasse Muth! ich halte es für eine glückliche Idee, Dich zur Erzieherin auszubilden und werde gern dazu mitwirken, indem ich es selbst übernehme, Dich zu unterrichten.

— Eine glückliche Idee, — rief Adalbert, der unbemerkt während dieser Rede seiner Schwester eingetreten war,

— auch ich werde mitwirken, und wenn Du es erlaubst, liebe Schwester, einen Theil ihres Unterrichts selbst übernehmen.

— Das ist brav von Dir, Adalbert, Du bist weit besser dazu geeignet, als ich, ihr die höhere wissenschaftliche und ästhetische Bildung zu geben. In dieser Beziehung würdest Du mein Hülfslehrer sein; ich aber, lieber Bruder, bleibe ihre Erzieherin, nicht wahr, Frau Boden? Madame La Roche hat mich gelehrt, wohl erzogen zu sein und ich werde die Freude haben, ihrer Schule Ehre zu machen.

— Wenn Excellenz Ihre Frau Mutter nichts dagegen haben, — entgegnete die Kammerfrau mit einiger Bedenklichkeit.

— Ach Mama — sie ist ja Präsidentin eines Wohlthätigkeitsvereins und wird sich freuen, wenn die Tochter dem Beispiel einer tugendhaften Mutter folgt.

— Wer weiß, — entgegnete die Zofe, — es ist eine andere Sache mit dieser Vereinsthätigkeit, als mit der Privatwohlthätigkeit. Na, wir werden ja sehen.

Cäcilie stutzte, und Adalbert wurde unruhig. Beiden fiel es schwer auf's Herz, daß sie auch noch nicht einen Zug von Menschenliebe und wahrer Wohlthätigkeit von ihrer Mutter gesehen hatten, deren zurückhaltende Förmlichkeit ohnehin jedes innige Anschließen fast unmöglich machte.

In diesem Augenblick trat ein Bedienter ihrer Mutter ein und meldete, Excellenz habe den Damenverein entlassen, die adligen Beisitzerinnen aber zum Thee eingeladen, der im rothen Salon servirt sei; Excellenz habe bereits nach Baronesse Cäcilie und dem jungen Herrn Baron gefragt.

Bei diesen Worten sahen die beiden trefflichen Geschwister einander auf's Neue bedenklich an. Beide schienen in Verlegenheit zu sein, wie sie ihrer Mutter den menschenfreundlichen Entschluß, wozu sie sich durch ihre guten Herzen hatten verleiten lassen, am besten ankündigen sollten; doch sagten sie darüber kein Wort, um nicht Johannens Zartgefühl zu verletzen. Auf einmal schien Cäcilie zu einem Entschluß gekommen zu sein.

Sie klopfte vergnügt in die Hände und rief: — Ja so wird es gehen! Du, liebe Boden, sorgst dafür, daß mein kleiner Pflegling anständig, reinlich und einfach gekleidet werde, ich will nicht, daß sie mit einem Gefühl von Beschämung in den Kreis dieser Damen tritt; und dann führst Du sie in das an den rothen Salon anstoßende Toiletten-Kabinet, wo sie warten muß, bis ich sie abhole. Du, Adalbert, — fuhr sie gegen diesen gewendet fort, — kannst etwas später zum Thee kommen, das fällt nicht auf, da der Vater heute Abhaltung hat; diese Zwischenzeit aber benutze, um meine Gouvernante,

unsre gute Madame La Roche, für unser Project zu gewinnen, damit sie es der Mutter, als ein treffliches Mittel für die Bildung meines Herzens vorstellt, und darauf geht sie ganz gewiß ein.

. . . .

Wir hätten nun Gelegenheit, zwei oder drei Scenen zu schildern, die, wenn sie auch weiter kein Interesse gewähren, doch dazu beitragen würden, uns die Persönlichkeiten und Charaktere der Gouvernante und der Ministerin näher vor Augen zu rücken. Indeß fürchten wir, unsere Leser aus der heutigen Welt, die eine rasche Folge der Handlung lieben, zu ermüden, wenn wir uns in behaglicher Breite der englischen Romanschriftsteller gehen ließen.

Möge also der gütige Leser es sich selbst denken, mit welcher Wärme Adalbert seinen liebenswürdigen Schützling der guten, trefflichen, aber etwas förmlichen Madame La Roche empfohlen hatte und wie diese respectable Person von feiner Gesichtsbildung und würdevoller Haltung sich aus ihrem Lehnsessel, der mit braunem Plüsch beschlagen war, erhob und dann über die kleine Treppe im Innern in das Entresol hinabstieg, während Adalbert seiner früher schon zum Thee gegangenen Schwester folgte.

Mit der Besonnenheit des Alters und gereifter Lebenserfahrung hatte sie zu der schönen Exaltation der

beiden jungen Leute anfangs den Kopf geschüttelt; dann aber mit ihrer freundlichen Milde versichert, daß sie erst den kleinen Schützling selbst sehen und kennen lernen wolle, ehe sie sich darüber entscheide, ob derselbe einer solchen Protection würdig sei oder nicht.

Wir können aber nicht verschweigen, daß schon der erste Eindruck, den Johanna's liebliche, rührende Erscheinung auf diese erfahrene Menschenfreundin machte, ein äußerst günstiger war. Mit einem wahrhaft mütterlichen Wohlwollen wußte sie sich bald das kindliche Vertrauen des jungen Mädchens zu gewinnen und wenige Züge in einem kurzen Gespräch reichten hin, um die tiefblickende Kennerin des weiblichen Herzens zu überzeugen, daß hier die Wohlthat einer Erziehung und sogar die Ausbildung zu dem mühevollen Amte einer Erzieherin gute Früchte bringen werde. Sie erkannte zugleich darin, wie Cäcilie mit richtigem Tact vorausgesehen hatte, ein treffliches Hülfsmittel, um auf die Geistes- und Herzensbildung ihres geliebten Zöglings zu wirken.

Es ist unbeschreiblich, welchen wohlthätigen Eindruck der Zuspruch und das ganze würdevolle mütterliche Wesen dieser trefflichen, so hochgebildeten Frau auf die arme verwahrloste Johanna machte. Es war das erste Mal in ihrem jungen Leben, daß sie eine Ahnung jenes Bewußtseins von eigener Menschenwürde empfing, ohne welches jedes Unglück uns doppelt schwer niederdrückt,

weil es uns jeden Lebensmuth nimmt und uns ein Gefühl der Erniedrigung giebt, das an Gott und Menschen verzweifeln läßt. Die Gouvernante versprach der armen Johanna, die ihre Hand mit Thränen küßte, Mutter zu sein im vollsten Sinne des Worts und ihre Erziehung und Bildung zu leiten und zu überwachen.

— Was Dir auch, — schloß sie, — in Deiner nächsten oder fernen Zukunft, an Leid oder Freude, das Herz bewegen möge, sei immer offen und wahr gegen Deine mütterliche Freundin und es wird Dir wohl ergehen, denn ich habe in einer Welt gelebt, die Dich nun aufnehmen wird und worin Du noch ein Fremdling bist. Liebe Gott, handle recht und scheue Niemand; das ist die Summa, die Lebensregel, die ich Dir mitgeben kann, und wenn Du diese befolgst, so wird es Dir wohlergehen, wenn auch vielleicht nicht auf Erden, doch im lichten Jenseits, wo die ewige Gerechtigkeit Gottes den Sünder bestraft und den Tugendhaften belohnt.

Johanna küßte dankbar die Hand der trefflichen Frau und diese übergab sie nun der Kammerfrau, die ihre durch das böse Wetter derangirte Toilette ordnete, und den zerrissenen Aermel zunähete, damit aber das junge Mädchen in den Stand setzte, ohne Beschämung ihren vornehmen Gönnerinnen vorgestellt zu werden.

12.

Die hohe Protection.

Wie gesagt, im rothen Salon war der elegante Theetisch der Frau Ministerin servirt.

Man kennt den Glanz aller der zahllosen überflüssigen Nothwendigkeiten an Geräth von den wunderlichsten Formen aus der Renaissancezeit in Gold und Silber, Krystall, Porzellan und Vermeil, die auf einem solchen Theetisch als Batterie aufgefahren sind, welche die Dame vom Hause mit der strategischen Kenntniß eines Generals commandirt und mit der Anmuth der Grazien bedient.

Auch hier, wie überall in gesellschaftlichen Kreisen, präsidirte Excellenz die Frau Ministerin und bereitete mit eigenen hohen Händen den Thee, wobei ihr Fräulein von Tresse, eine arme Adlige, als Gesellschafterin assistirte. Ein Kammerdiener und ein Lakai standen hinter ihrem ganz vergoldeten Lehnsessel, wovon jener den Kuchen und dieser den Thee zu präsentiren hatte.

Denken wir uns noch dazu einen Kreis von sechs Damen vom pure crême der Gesellschaft, die Dame vom Hause von bedeutendem Embonpoint, mit Rouge aufgelegt, ein stets verbindliches Lächeln, womit die trefflich gearbeiteten perlenweißen Zähne glänzten — die Gesellschafterin, eine hübsche Figur, nur etwas zu stark,

welche ziemlich kokett mit dem glänzenden Augen spielte, deren Büste von blendender Weiße und üppiger Fülle, mit den nackten Schultern fast hervorquoll aus dem die Taille einpressenden Leibchen einer hellblauen seidenen Robe, deren Rock so weit und bauschig wie ein Gewölk den untern Theil der Figur umgab, und so ähnlich, nur mit mehr oder weniger Fülle oder Magerkeit der Figur, älter oder jünger, waren auch die Uebrigen, — und so hätten wir ungefähr die Umrisse des Bildes einer Damengesellschaft vom ersten Range am Theetisch, in einer Stadt, wo noch der steife und prätentiöse Ton aus der Rococcozeit herrscht, oder wo ihn eine tonangebende Persönlichkeit, wie die Frau Ministerin, wieder in Mode gebracht hat.

Wir müssen wenigstens bekennen, daß wir nicht selten in den höchsten Kreisen gerade das Gegentheil, die leichteste und ungezwungenste und doch anmuthige Bewegung getroffen haben aber auch zu bemerken, Gelegenheit gehabt haben daß in der Regel Residenzen zweiten und dritten Ranges, in Hinsicht des Kastengeistes, Adelstolzes und einer gewissen steifen Etiquette, die Hauptstädte und Residenzen ersten Ranges weit überragen. In diesen ist es die Höhe der Bildung, in jenen Geburt, Rang und Reichthum, welche in der Gesellschaft die Stellung geben.

Sollen wir nun noch, um gegen den hier eingeführten Le-

ser die Honneurs zu machen, die übrigen sechs Damen vorstellen, so haben wir die Ehre, dort die mit Spitzen und Blonden und Rosabandschleifen, goldenen Ketten und Diamantenschmuck fast bedeckte ältliche Dame, von noch bedeutenderem Umfang wie die Frau Ministerin, als eine der Hauptkoryphäen des Wohlthätigkeitsvereins, die Generalin von Knall, dort die danebensitzende Dame mit der fingerdünnen Taille, mager wie ein Scelett, mit einer Nase, die noch bequemer wie ein Kameel durch ein Nadelöhr gehen könnte, als das Stiftsfräulein von Kiekebusch; da die kleine kugelrunde Dame, die immer lacht, weil sie noch jung ist und eigne, naturwüchsige hübsche Zähne trägt, als die Tochter des Präsidenten von Legewald; da diese jüdische Rebekkaphysiognomie, mit den klugen, geistreichen Augen, als die Gräfin von Sprecher, von der die böse Welt in den höchsten Kreisen munkelt, daß sie die Tochter eines millionenreichen jüdischen Banquiers in *** sei, die er geheirathet habe, um die drückendsten Gläubiger befriedigen und auf glänzendem Fuß fortleben zu können. — Rechnen wir noch die Hofmarschallin von Kalb, da jene feine blasse Dame, im grauseidenen Kleide, mit dem Crucifix am Collier und den vom vielen Beten müde und mattgewordenen Augen und muntern, lebenslustigen Baronin von Penelopeya hinzu, diese beneidete, leidlich-hübsche junge Wittwe, mit einer halben Million Vermögen, welche sie das Glück

gehabt hat, nach einer kurzen Ehe mit ihrem Gemahl, dem alten, gichtbrüchigen Baron von Penelopeya, zu erben, weshalb sie von Anbetern und Freiern umschwärmt wird, ohne sich entschließen zu können, die goldne Freiheit so leichten Kaufs hinzugeben: so wäre damit die Gruppirung dieses, vom hellsten Kerzenlicht umstrahlten, Bildes vollendet.

Die Atmosphäre war voll der feinsten Wohlgerüche, die theils aus silbernen kleinen Räucherpfannen aufstiegen, theils von den prächtigen Hyazinthen herrührten, die auf einem zierlichen Blumentisch von Vermeil auf das Anmuthigste gruppirt waren.

In diesen Kreis, der sich schon einige Zeit mit Theetrinken und Gesprächen, die bald den Hof, bald die Armen betrafen, beschäftigt hatte, trat jetzt mit anmuthig schwebendem Gange, unhörbar auf dem reichen englischen Teppich heranschwebend, eine der lieblichsten Erscheinungen, die man nur sehen kann.

Es war Cäcilie.

Aller Augen hatten sich auf sie gewendet, doch da das bildschöne Mädchen schon früher in der Gesellschaft gewesen war, so bestand ihre Begrüßung nur in einem freundlichen Blick und einem einnehmenden Lächeln; dann küßte sie ihrer Mutter die Hand und setzte sich, fast zu ihren Füßen, auf ein niedriges Tabouret, das schon seit ihrer Kindheit ihr Sitz gewesen war.

So erschien sie noch ganz als ein liebliches Kind, schüttelte mit zurückgeworfenem Kopf die braunen glänzenden Locken von der freien Stirn und sah ihre Mutter mit einer fast flehenden Zärtlichkeit an.

Nachdem diese den Hahn der silbernen Theemaschine, wodurch sie eben einer Dame, der der Thee zu stark war, etwas Wasser in die halbgefüllte Tasse hatte laufen lassen, zugedreht hatte, wendete sie sich gegen ihre Tochter und sah diese mit einer zärtlichen Freundlichkeit an; doch ihr stolzer, zufriedener Blick, womit sie bei Cäciliens Eintreten den Damenkreis zu fragen schien: bin ich nicht die glückliche Mutter einer wunderschönen Tochter, ging plötzlich in den Ausdruck des Schreckens über.

— Mon Dieu, rief sie aus, Cécile, indem sie den Namen, wie immer, französisch aussprach, was fehlt Dir? — Du glühst ja wie eine Rose, fi donc — wie ein Bauermädchen.

— Ach, Mama, o meine Mutter! meine liebe, gute, fromme, wohlthätige Mutter, — rief Cäcilie und küßte auf's Neue mit noch größerer Lebhaftigkeit die Hand derselben, — o, wenn Du wüßtest, wenn Du wüßtest . . . .

Mit diesen Worten füllten sich die großen schönen Augen des jungen Mädchens mit Thränen, wie sehr sie sich auch Mühe gab, ihren Affect zu verbergen, wie es sich

gebührt in feiner Gesellschaft, so war doch das in diesem Augenblick nicht möglich.

— Mein Gott, was ist Dir, Cäcilie, Du bist so aufgeregt, hast Du Fieber, soll ich nach dem Geheimen Medicinalrath schicken?

Da es hier eine Scene geben zu wollen schien, so hatten sich die Diener mit feinem Tact in den Hintergrund gezogen, die Damen aber, da sie sich unbemerkt sahen, warfen einander bedenkliche Blicke zu.

— Ach, Mama, — rief das reizende junge Mädchen, im Ton des innigsten Gefühls, — Du hast mich gelehrt, durch Dein eigenes, schönes Beispiel, daß Wohlthätigkeit die schönste und erhabenste Tugend ist; auch diese Damen üben Wohlthätigkeit. Meine Gefühle, geliebtes Mütterchen, sind ja nur ein Abglanz der Deinigen. O erlaube mir, daß auch ich Wohlthäterin einer Unglücklichen werde.

— Nun ja, Närrchen, — entgegnete die Ministerin lächelnd, — aber warum so exaltirt, so außer sich? siehst Du wohl dergleichen an diesen Damen oder an mir?

— Ach, Mama, es ist aber auch ein ganz außerordentlicher Fall!

— Nun, das ist merveilleux, laß hören!

Da schilderte Cäcilie das Unglück des jungen Mädchens und dessen entsetzliche Verstümmelung mit so wah-

ren und glühenden Farben, daß einige der Damen zu den Riechfläschchen griffen, andere halblaut ihr Erstaunen oder Mitleid ausdrückten, und die Hofmarschallin von Kalb erklärte, es müsse sich der Frauenverein es zur besondern Pflicht machen, diese Unglückliche zu unterstützen, und sie werde Ihre Hoheit, die Fürstin, noch ganz besonders auf diese Calamität aufmerksam machen, in welchem Falle eine Unterstützung aus dem Wohlthätigkeitsfond Ihrer Hoheit nicht zu bezweifeln sei.

— Da hörst Du es nun, meine gute Cäcilie, — wendete sich die Ministerin an ihre Tochter, — bei solchen Protectionen ist Dein kleiner Wohlthätigkeitssinn hier sehr überflüssig.

— Ach, Mama, alle jene Gaben aber sind nur Geld, nicht Herz; ich habe dieser Unglücklichen mein Herz geschenkt, ich will sie lieben wie meine Schwester, und erziehen und bilden, als wäre sie mein Kind, — sagte sie, so reizend naiv, daß einige Damen lächelten, aber selbst ihre Mutter dem unschuldigen Wesen nicht ungnädig werden konnte.

— Ei, welche Thorheit, Du selbst noch ein Kind, — entgegnete sie lachend, — man muß nichts übertreiben. Ich werde Dein Taschengeld verdoppeln, Du kannst Alles an unsre Hausarmen vertheilen, ich freue mich Deiner Wohlthätigkeit; aber, Herz . . . lieben . . . Schwester . . . und bilden wie ein Kind, welche Ueberspannung!

– Hier aber, liebe Mama, das fühle ich heraus, muß mit dem Herzen geholfen werden. Ich werde sie Dir selbst vorstellen, wenn Du es gütigst erlaubst, und Du wirst mir zugeben, daß diese arme Verwahrlos'te eine Engelsseele hat, deren Nähe mich selbst nur beglücken, erheben und bessern würde.

— Immer doch überschwenglich!

— Nicht überschwenglich, aber entschlossen, — rief Cäcilie nun rasch aufstehend; — Du weißt, liebe Mutter, ich bin gewiß ein gutes und gehorsames Kind, aber was ich einmal für recht und gut erkannt habe . . .

— Nur keine Scene — keine Scene! — rief die Ministerin besorgt, welche die Lebhaftigkeit und Entschlossenheit ihres Kindes in solchen Fällen kannte.

— Eine Scene ist Lüge, hier aber ist Wahrheit; ich führe sie her!

— Johanna, — rief sie, indem sie die Tapetenthür öffnete und diese einführte, — da sitzt meine Mutter; hier Mutter, ist meine Unglückliche, die ich entschlossen bin, unter meinen Augen und meiner Mitwirkung ausbilden zu lassen. Das heißt, Mütterchen, — setzte sie kindlich schmeichelnd hinzu, — wenn Du es mir gütigst erlaubst; denn ich bin Dein gehorsames Töchterchen; aber sei fest überzeugt, dieses junge Mädchen wirst Du nicht aus dem Hause schicken, ohne mich selbst hinaus zu treiben.

Bei der Entschiedenheit dieser Worte, die wenig nach Gehorsam klangen, war die an Nachgiebigkeit gewöhnte Mutter schon halb und halb überwunden.

— Komm nur einmal heran, Kleine, sprach sie mit Güte zu der Unglücklichen, daß man Dich einmal näher ansehen kann; man muß dem Trotzköpfchen am Ende wohl seinen Willen thun.

Johanna, von Cäcilien näher geführt, kniete nieder zu den Füßen der Excellenz und bat mit einfachen aber Herz gewinnenden Worten, voll Ehrerbietung, um ihre Gnade und ihren Schutz.

Es lag ein wunderbarer Zauber in den feinen leidenden Zügen und in den flehenden Blicken dieses jungen Mädchens von einer, man möchte sagen, ätherischen Schönheit! Und dieser Zauber wirkte mächtig gewinnend auf alle Gemüther.

Ich wünschte, unsere schönen Leserinnen hätten nur einen Blick auf dieses junge Mädchen werfen können, und sie würden mit mir fühlen, daß unsere Sprache viel zu arm ist, um jenes unnennbare Etwas in ihrem Wesen zu schildern, das selbst auf diese sonst so kalten und ruhigen, wenn auch im Uebrigen menschenfreundlichen Frauenseelen aus der vornehmen Welt einen Eindruck machte, wie noch nie eine Unglückliche gemacht hatte.

— Was sagen Sie dazu, liebe La Roche? denn

ich sehe wohl, Sie sind im Complott der Wohlthätigkeit mit meiner Tochter?

Mit diesen Worten wendete sich die Ministerin gütig gegen die Gouvernante, welche, ihrem kleinen Schützlinge folgend, ebenfalls eingetreten war.

— Wenn Excellenz befehlen, daß ich meine bescheidene Meinung aussprechen soll, so wäre es die, daß dieses junge Mädchen, welches ich genau geprüft habe, ein reines Herz und viel Verstand zu besitzen scheint, auch nicht ohne Eindrücke einer in ihrer Kindheit genossenen guten Erziehung geblieben ist. Ich bin des unvorgreiflichen Dafürhaltens, daß die kleinen Sorgen für ihre Ausbildung das trefflichste Mittel sind, Cäciliens eigne Erziehung zu vollenden. Es wird damit Herz und Geist die letzte Politur der höhern Bildung empfangen; es wird das Juwel der reinen Weiblichkeit alsdann in höchster Vollendung strahlen.

— Und Sie, meine Damen? . . .

— Lassen Sie ihr diese Puppe, — entgegnete die Generalin; wenn sie des Spielwerks müde wird, kann man ja immer noch etwas für diese Kleine thun.

— Ach, Mutter, — klagte Cäcilie halblaut, — wie grausam, so etwas von mir zu denken.

— Das Stiftsfräulein von Kiekebusch hatte die

arme Johanna lange durch das doppelte Lorgnon betrachtet; dann sprach sie:

— Ich glaube, aus diesem Ton ließe sich eine Psyche bilden, könnte man ihr Schmetterlingsflügel ansetzen, und diesen Torso restauriren, — fügte sie wispernd gegen ihre Nachbarin hinzu.

Sie hatte damit gesprochen, aber noch keine Meinung geäußert. Alle sahen mit gespannter Erwartung auf die Hofmarschallin, die gewohnt war, zuletzt zu reden, weil es ihr schmeichelhaft war, fast immer mit ihrem Votum den Ausschlag zu geben.

— Ich wäre, — sprach sie nach einem frommen Augenaufschlag und einem tiefen beweglichen Seufzer, der Meinung, daß diese sonderbare Vorliebe der Baronesse Cäcilie für dieses junge Mädchen ein Fingerzeig Gottes ist, und dem soll der Mensch in Demuth sich fügen. Ich werde übrigens Ihrer Hoheit den Wohlthätigkeitssinn der verehrten Präsidentin unsers Frauenvereins zu rühmen wissen und zweifle nicht, daß die Fürstin diese hoffnungsvolle junge Wohlthäterin am Tage ihrer Einsegnung eigenhändig mit der Schleife des Samariterordens schmücken werde Das heißt, wenn es Gottes Wille ist; der Name des Herrn sei gebenedeiet, in Ewigkeit. Amen.

Noch eine Frage lag der Ministerin auf dem Herzen.

— In welchem Glauben bist Du erzogen, mein Kind?

— Im evangelischen!

— Es ist gut, — sprach sie, ohne sich weiter darüber auszulassen, gerade wie meine Tochter; aber ich betrachte dieses Kind wie einen guten Acker, auf welchem jede gute Saat, die da eingestreut werden wird, auch gute Früchte bringen kann. Nun dann, wie ist Dein Name, Kind?

— Johanna.

— Jeannette werde ich Dich nennen. So sei denn aufgenommen mit Gott in meinem Hause, Jeannette, und betrage Dich gut, auf daß Gott und Menschen Freude an Dir haben.

Damit reichte sir ihr abermals die Hand zum Kuß und sagte dann freundlich zu ihrer Tochter:

— Da, kleines Trotzköpfchen, da schenke ich Dir diese Arme, um Dich im Wohlthun zu üben. Sie aber, liebe La Roche, nehmen die Erziehung dieser Kleinen unter Ihre specielle Aufsicht, und wenn sie Anlagen zeigt, so habe ich nichts dagegen, daß sie zur Erzieherin ausgebildet werde.

— Herzlichen Dank, tausend, tausend Dank, liebe Mutter, — jubelte Cäcilie, und wollte mit ihrem jungen Pflegling sich entfernen; da meinte die Mutter: — Du wirst doch zum Thee bleiben?

— Wie Sie befehlen, Mama, aber nicht ohne meine junge Freundin.

— Aber Cäcilie. . . .

— Gewiß nicht, Mama, ich schwöre, keinen Tropfen Thee zu trinken, wenn nicht Johanna an meiner Seite sitzt.

— O, bitte, ich bin ja noch zu ungeschickt, mit einer Hand! — damit deutete sie auf ihren fehlenden Arm.

— Um desto weniger darf ich Dich allein lassen; ich werde Dir helfen, werde Dir die Tasse halten.

— Wenn es die Damen erlauben? — fragte die Ministerin.

Diese gaben schweigend ernst, theils aus Höflichkeit, theils aus Neugier, ihre Zustimmung.

Und die Diener schoben ihr nun ein Tabouret hin, worauf sich die gerettete junge Unglückliche niedersetzen mußte. Cäcilie, die Ministertochter, hielt der Bettlerin die Tasse, als sie trank.

Welch ein Anblick für Götter!

Als Adalbert in diesem Augenblick eintrat, blieb er stehen wie versteinert. Was er fühlte, beschreibt keine Feder!

Welch ein Gegensatz im Geschick dieses Kindes! Vor wenigen Stunden Flüchtling, hoffnungslos, im Schnee und Regen stehend, Polizeigefangene und jetzt im Salon einer Excellenz, im Kreise des höchsten Adels,

von der Tochter eines Ministers bedient und — was mehr als Alles galt — geliebt.

Und Adalbert . . . . ?

Er hat uns noch nicht zum Vertrauten seiner Gefühle gemacht.

13.

Der Jesuit im Minister-Cabinet.

Schon öfter hat man das Leben in der großen Welt mit dem Agiren auf einer Schaubühne verglichen. Dieser Vergleich aber ist um so treffender, je höher die Person steht, auf welche er angewendet wird. Der Fürst, der Minister, ein großer Staatsmann oder Feldherr, auf denen das Auge von Millionen haftet, was sind sie anders, als die ersten Acteurs auf dieser unermeßlichen Schaubühne der großen Welt.

Ihr öffentliches Leben liegt der Welt vor Augen; selbst ihr Privatleben vermögen sie nie ganz den Blicken einer neugierigen Menge zu entziehen, und doch giebt es auch selbst in diesen höchsten Regionen noch Coulissengeheimnisse, bei denen wir mit Shakespeare ausrufen möchten:

„Unter Himmel und Erde ereignen sich Dinge, von denen sich Eure Philosophie nichts träumen läßt!“

So auch hier, an demselben Abend, im Privat-Cabinet Sr. Excellenz des Herrn Ministers von Buchenau.

. . . .

Es war ein schmuckloses Cabinet, mit braunboisirten Wänden, ein schmales, hohes und düsteres Zimmer, welches am Tage nur durch ein einziges gothisch-geformtes Fenster schwach erhellt wurde. Das adlige Wappen derer von Buchenau erschien im farbigen Glase in der Mitte dieses Fensters ausgelegt und warf ein Farbenspiel von Streiflichtern auf den großen Schreibtisch, dessen kunstreich in Eichenholz geschnitzte Thüren früher einem Altarbilde in einem der säcularisirten Mönchsklöster angehört hatten.

Die Meubeln, ein Sopha, ein Sessel und ein paar Tabourets waren in demselben Barockgeschmack von altem, zum Theil wurmstichigem, aber mit vielem wunderlichen Schnörkelwerk geschmückt, gleichwohl mit dem üppigsten Polsterwerk belegt. Die Vorhänge, von dunkelrothem Wollstoff, wallten im großen einfachen Faltenwurf nieder bis auf den Boden, den ein zolldikker, dunkler, schmuckloser Teppich bedeckte.

Das war das Privatcabinet des Ministers. Im

Sommer und am Tage gewährte noch ein Blick durch die kleinen klösterlichen Fensterscheiben, in den schönen englischen Garten und darüber hinaus auf den Fluß und ein blaues Gebirge, einige freundliche, das Herz erfrischende Momente; jetzt aber, im Winter, wo Alles sich mit Schnee und Eis bedeckt hatte, oder am Abend, wo die Wollvorhänge zugezogen waren und die zwei Wachslichter auf silbernen Leuchtern, die auf dem Schreibtisch standen, die Höhe und Tiefe des dunklen Raums nicht zu erhellen vermochten, trug dieses Gemach den Charakter einer melancholischen Einsamkeit.

Und in der That war dasselbe in einem Ausbau des Hotels nach der Gartenseite, wo man der Fronte den Charakter der englisch-gothischen Bauart gegeben hatte, so einsam angelegt, daß erst eine lange Reihe von Zimmern durchwandert werden mußte, um aus den bewohnten Theilen oder nur aus den Vorgemächern, in welchen die Dienerschaft weilte, dorthin zu gelangen.

Da saß nun jetzt der Minister in einem Schlafpelz von schwarzem Sammt mit Hermelin verbrämt, ganz allein am Schreibtisch. Vor ihm lag ein ziemlich großes Contobuch aufgeschlagen, das aber nicht mit kaufmännischer Hand, sondern mit flüchtig gekritzelten Zügen ziemlich unleserlich und so unordentlich geschrieben war, als wäre es von einem Stubengelehrten geführt, der plötzlich Buchhalter geworden war.

Der Minister schien zu rechnen und dabei unzufrieden mit sich selbst zu werden, sei es nun über die unangenehme Arbeit einer ungewohnten Calculatur, die er wohl Niemandem hatte anvertrauen mögen, oder über das Ergebniß der Berechnung selbst, das ihn nicht wenig zu beunruhigen schien.

Neben seinem Sessel auf einem Tabouret stand ein Carton mit Papieren, von denen er eins nach dem andern durchsah, dann den Kopf schüttelte und das Papier verstimmt wieder in den Kasten zurückwarf.

Solche Papiere sind freilich nicht so angenehm, wie die jetzt so beliebten Eisenbahnpapiere, — es waren unquittirte Rechnungen, — zum Theil schon einige Jahre alt, und bescheidene aber dringende Mahnbriefe.

So sehr dieses unzweifelhafte Bemühen des Ministers, einen ungefähren Ueberschlag eines beträchtlichen Schuldenetats zu entwerfen, wohl geeignet war, die ganze Aufmerksamkeit eines bedrängten Mannes in Anspruch zu nehmen, so ließ sich doch nicht verkennnen, daß eine gewisse Zerstreutheit der Gedanken ihm diese Arbeit sichtlich erschwerte. Von Zeit zu Zeit horchte er auf, als ob er eine Störung fürchte oder Jemanden erwarte, mit dem er eine wichtige Angelegenheit im Geheimen zu verhandeln habe. War dann Alles still, so fuhr er fort zu schreiben und das Kritzeln der Feder oder das Picken

der sogenannten Todtenuhr*), im braunen Getäfel der Wände, klang harmonisch genug zu einer Stimmung des Gemüths, die um eine noble Sache auch eben so nobel auszudrücken, zum Todtschießen war.

Da endlich öffnete sich mit leisem Knarren eine kleine in das Getäfel so dicht eingefugte Thür, daß man deren Existenz nicht einmal vermuthen konnte, und ein kleiner, ältlicher, magerer Mann, mit scharfgezeichneten, verschmitzten Gesichtszügen, der über einem schwarzen Frack einen Sackpaletot trug, trat ein mit dem Ausdruck von Unterwürfigkeit

— Ist er da? — fragte der Minister rasch, indem er nach einem leichten Schreck sich umwendete.

— Zu Befehl, Excellenz!

— Hat lange gedauert, — einführen — sogleich!

Der Kammerdiener verschwand sogleich wieder und bald darauf hörte man von einer verborgenen engen Steintreppe, die sich in der Dicke des Gemäuers aus dem Garten heraufzog, das klappernde Geräusch eines gelähmten Mannes, der mit einiger Mühe und mit Hülfe eines Krückenstocks schwerfällig heraufgestiegen kam.

Bald erschien er, gefolgt vom Kammerdiener, der

---

*) Das tactmäßige Nagen eines kleinen Holzwurms, dem der Volsaberglaube die Bedeutung eines Vorzeichens vom nahen Tode beilegt.

ihm den Mantel abnahm und verneigte sich tief und respectvoll.

Er war schwarz gekleidet, im Frack, mit weißer Halsbinde, — früher haben wir ihn in Grau gesehen, — aber Krückstock und Pferdefuß, das graue Haar und die Todtenfarbe seines erdfahlen Gesichts machten ihn unverkennbar.

Es war der Rechtsconsulent, Justizrath Legulegus.

. . . .

Der Minister war aufgestanden, ob in der Aufregung seiner Stimmung oder um den Eingetretenen höflich zu empfangen, wagen wir nicht zu entscheiden.

Er erwiederte dessen Begrüßung mit einem leichten Kopfneigen, indem er mit der Hand auf das Sopha deutete, wo der Rechtsconsulent die Ehre selbst haben sollte, sich niederzulassen; ein Vorzeichen vielleicht, daß der Minister einen wichtigen Dienst von ihm verlangen wollte. Denn in solchen Fällen ist die Herablassung der Großen dieser Erde in der Regel mit jener verbindlichen Höflichkeit verbunden, die darauf berechnet ist, auf servile Gemüther einen gewinnenden Eindruck zu machen.

Der Minister, Freiherr von Buchenau, war eine imponirende Figur von bedeutender Größe und von jener wohlkleidenden Fülle des Körpers, die Männer von ruhiger Gemüthsart, welche stets an ein gewisses Wohl=

leben gewöhnt sind, in gewissen Jahren zu erlangen pflegen. Seine Gesichtszüge waren immer noch schön und regelmäßig. Nur die fast auffallende Blässe derselben verrieth jene Kränklichkeit, die so leicht von der Gewohnheit anstrengender Geistesarbeiten, oder auch wohl von nagenden Sorgen entsteht.

Dabei war seine Haltung und sein ganzes Benehmen von der Art, daß man ihn nicht betrachten konnte, ohne Shakespeare's:

„Jeder Zoll ein König"

auf ihn anzuwenden.

Hier war jeder Zoll ein Edelmann.

Aber der Rechtsconsulent war auch ein Mann, der wußte, was er wollte und der jetzt gerade dem Minister gegenüber seine Bedeutung fühlte.

Daher war dessen unterwürfiges Benehmen mehr äußere Form, im Innern war er um desto entschiedener und besonnener in der Verfolgung seiner Pläne.

. . . .

— Nun, mein lieber Leguleгus, — sprach der Minister, nachdem der Kammerdiener sich entfernt hatte, mit der höflichsten Herablassung. — Zuvörderst sein Sie mir willkommen und, — dabei reichte er ihm die Hand, indem er sich neben ihm auf das Sopha setzte, — und dann bitte ich um Entschuldigung, daß ich Sie, als meinen Privatfinanzminister, nicht öffentlich empfange,

sondern so par derrière; indeß, ich muß gestehen, daß ich in Privatangelegenheiten den Leuten nicht gern etwas zu reden gebe. Nun, Sie sind mir nicht böse?

— Im Gegentheil, Excellenz, höchst dankbar für das mir stets erwiesene Vertrauen, und da ich mich völlig frei von Eitelkeit weiß, so kann es mir nur angenehm sein, Angelegenheiten, die zu zarter Natur sind, um durch Publicität entweiht werden zu dürfen, in ein gewisses mysteriöses Dunkel gehüllt zu sehen.

— Sie haben sich stets bei der Besorgung meiner kleinen Geldangelegenheiten so klug und discret benommen, daß ich in der That nicht wüßte, in welche besseren Hände ich dieselben legen könnte.

— Ew. Excellenz sind sehr gütig . . .

— Nein, nein, im Ernst, Sie könnten mich nicht glücklicher machen, als wenn Sie mir Gelegenheit geben wollten, Ihnen beim Fürsten einen großen Dienst zu leisten. Sie haben noch keinen Orden, das finde ich unverantwortlich, ein Mann von Ihrem Verdienst . . . oder wünschen Sie einen höhern Titel? eine einträgliche Sinecure — — selbst, unter Umständen den Adelsbrief . . . Reden Sie frei und offen, betrachten Sie mich als Ihren besten Freund, der nur Ihr Glück will.

— Excellenz, womit hätte ich solche Gnade verdient? Erlauben Sie mir indeß, jede Auszeichnung die-

ser Art auf das Bestimmteste, doch mit schuldiger Ehrerbietung, abzulehnen. In meinem bescheidenen Wirkungskreise lebe ich friedlich und still und wie ich hoffe, ohne Feinde. Für meine einfachen Bedürfnisse genügt der redliche Ertrag meiner Praxis. Jede Auszeichnung über die glückliche Sphäre des Mittelstandes hinaus würde mir nur Feinde und Neider erwecken. Ew. Excellenz bitte ich, überzeugt zu sein, daß ich Ihnen stets ohne Eigennutz diene. Ich bin gewohnt in allen Geschäften, die ich verwalte, nur die gesetzlichen Gebühren zu berechnen. Was darüber, ist vom Uebel; nie und unter keinen Umständen werde ich mich bewegen lassen, Geschenke oder Verheißungen anzunehmen, wo diese möglicher Weise mit irgend einer meiner Pflichterfüllungen nur in die leiseste Collision gerathen könnten.

— Brav, sehr brav von Ihnen, — entgegnete der Minister, aber in einem Ton, der es fast durchhören ließ, daß eben diese Uneigennützigkeit einen nicht unbedeutenden Strich durch seine Rechnung gemacht hatte; — ja, ja, Ihre unbestechliche Redlichkeit, lieber Legulegus, ist in hiesiger Residenz fast sprichwörtlich geworden; und deshalb muß ich Sie dringend bitten, nicht zu glauben, daß meine Anerbietungen die Absicht zu bestechen gehabt haben.

— Davon bin ich überzeugt, indeß glaubte ich mich ein für alle Mal dagegen verwahren zu müssen.

— Sondern, — fuhr der Minister fort, — daß es nur die Sprache der Dankbarkeit war; denn in der That, mein lieber Legulegus, ich fühle mich zu sehr verpflichtet für Ihre bisherigen Dienste und wünschte nichts mehr, als . . . .

— Schuldigkeit von meiner Seite, nichts als Schuldigkeit, und wenn ich ferner dienen könnte, dürfen Excellenz stets auf meine ergebenste Bereitwilligkeit zählen.

— Von etwas Andrem denn, lieber Freund! Nun, wie steht's um die große Erbschaft aus Batavia? Ist der Testaments-Executor noch nicht hier gewesen?

— Nach seinem letzten Briefe aus Amsterdam darf ich ihn an jedem Tage erwarten.

— Schön, schön, geben Sie mir einen Wink davon. Einem Mann, dessen freie und unbeschränkte Wahl an die nach seinem Urtheil würdigsten von den zerstreuten Seitenverwandten des Erblassers Millionen zu vertheilen hat, muß man doch wohl einige Aufmerksamkeiten erweisen. Ich denke ihm mein Landhaus vor der Stadt, eine meiner Equipagen, meine Loge im Theater zur Verfügung zu stellen, und ein diplomatisches Diner zu geben, worin er nur die Elite der Gesellschaft treffen wird; bei meiner Stellung glaube ich es wohl verantworten zu können, einmal ausnahmsweise einen Kaufmann, — und das Wort sprach er mit aufgewor-

fenen Lippen, — zumal wenn er ein reicher Mann ist, in solche Kreise einzuführen; meinen Sie nicht, daß das den kleinen Eitelkeiten eines solchen Menschen ohne Rang und Namen schmeicheln wird?

Der Justizrath zuckte die Achseln.

— Ich habe noch nicht, — entgegnete er, — die Ehre gehabt, Herrn James Baffing, Plantagenbesitzer in Batavia, persönlich kennen zu lernen, — indeß glaube ich schwerlich, daß der selige Herr Friedrich August Schäfer diesem seinem vieljährigen Freunde eine so wichtige Entscheidung anvertraut haben würde, wenn er nicht fest von der unerschütterlichen, durch nichts zu gewinnenden Redlichkeit desselben überzeugt gewesen wäre.

— Hm, ja, nun das ist gut, ich wüßte auch in der That nicht, wer mit mir, oder eigentlich meiner Frau, denn diese stammt in directer Linie von einer Schwester des Großvaters jenes Erblassers ab, concurriren könnte.

— Es haben sich sehr viele Mitbewerber gemeldet.

— Schön, schön, aber wer könnte würdiger sein? meine Frau hat sich nicht ohne kluge Voraussicht an die Spitze aller hiesigen Wohlthätigkeitsvereine gestellt; sie ist zwar Katholikin, aber auf die Confession wird ja doch nichts ankommen.

— Durchaus nicht, da es sich hier nur um eine Humanitätsfrage handelt.

— Nun wohl, ihr Beichtvater und selbst der evangelische Prediger, der fromme Sebaldus, geben ihr die besten Zeugnisse. Was will man mehr? Die Erbschaft ist mir so gewiß, daß es lächerlich wäre, daran zu zweifeln; gut also, unter solchen Umständen wird es für Sie ein Leichtes sein, mir gegen Anweisung auf meine Erbansprüche, oder nöthigenfalls Cession derselben, ein Capital von 100,000 Rhlrn., damit ich mich mit meinen Gläubigern arrangiren kann, zu negociiren.

— Gnädiger Herr, es thut mir in der Seele weh, Ew. Excellenz ein für alle Mal bitten zu müssen, solchen immer noch chimairischen Hoffnungen nicht allzu sehr Raum zu geben. Was von dem Willen und der Entscheidung eines Ihnen ganz fremden Menschen abhängt, steht immer noch im Blauen.

— Indeß der Mann ist fern von hier. Er kennt hier weder Personen noch Verhältnisse anders als durch die Brille, die Sie ihm vorhalten werden, durch Ihre Berichte, Ihre Darstellung. Nun und ich hoffte doch, lieber Legulegus, daß Sie unser Freund sind.

— Stets ergeben; indeß bei dem Charakter der strengsten Rechtschaffenheit, den mir selbst meine Feinde nicht werden streitig machen können, was vermag ich weiter, als daß ich jede Thatsache, die auf die Entscheidung der Ansprüche irgend eines der Miterben einen Einfluß haben könnte, gewissenhaft und unparteiisch in

mein Protokollbuch eintrage, und mich jedes unmaßgeblichen Gutachtens über den Charakter einer jeden Person, so wie auch einer jeden Empfehlung enthalte. Unter solchen Umständen werden Excellenz ermessen, daß ich auch nicht den leisesten Schritt thun kann, um zu versuchen, auf eine so prekaire Hoffnung ein Darlehn zu negociiren. Ich zweifle auch sehr, daß irgend ein Kapitalist darauf eingehen würde.

— Mein Gott dann steht der Sequester meiner Güter gar nicht mehr aufzuhalten, und selbst mein Portefeuille steht auf dem Spiele.

— Ich erkühne mich nicht, Ew. Excellenz stets einsichtsvolle Meinung zu bestreiten; indeß dürfte in diesem Falle Ihre Bescheidenheit die großen Verdienste, welche hochdieselben sich um den Staat und den Fürsten erworben haben, viel zu gering in Anschlag bringen. Ich für meinen Theil bin fest überzeugt, daß es nur der leisesten Andeutung bedürfte und Seine Hoheit, unser regierender Herr, würde nur glauben eine Schuld abzutragen, indem er mit einem Handbillet an seinen Hofbanquier allen den kleinen finanziellen Verlegenheiten seines ersten Ministers ein Ende machte.

— Der Fürst hat schon zweimal die Gnade gehabt, meine Schulden zu bezahlen, wie dürfte ich es wagen...?

— Hm, hm, Excellenz, Noth kennt kein Gebot,

sagt ein Volkssprichwort, das hier Anwendung finden dürfte.

— Und wenn ich es wagte, wenn der Fürst nur ahnete, daß ich in einem solchen Derangement steckte, so bin ich fest überzeugt, daß Ungnade die Folge davon sein würde. Erinnern Sie sich an die auf eignen Antrieb Sr. Hoheit erlassenen Verordnung, welche allen Aspiranten zum Staatsdienst, bei Vermeidung unbefördert zu bleiben, alles Schuldenmachen untersagt; allen Beamten aber ist es bei Strafe der Cassation verboten, sich in Geldverlegenheiten zu verwickeln, die nicht binnen zwei Jahren beseitigt werden können.

— Ich kenne das Gesetz.

— Nun, also werden Sie begreifen, mit welchen Gefühlen ich eine solche Verordnung, deren strenge Anwendung mich selbst zuerst vernichten würde, auf höchsten Specialbefehl entwerfen und contrasigniren mußte.

— Ei, ei, Excellenz sollten doch die Welt genauer kennen, um sich zu überzeugen, daß Gesetze nur für geringe Leute gegeben werden. Mächtige und einflußreichen Personen wissen sich ihnen immer zu entziehen.

— Das mag mitunter der Fall sein.

— Eben so treffen alle finanziellen Ersparungen, die von oben herab gemacht werden, nur die Kleinen, nie die Großen. Die Pfennige, die dem armen Schreiber an seinen Copialien abgezogen werden, müssen die

Tausende an Repräsentationsgehalt und Tafelgeldern dek-
ken, welche den höchsten und höheren Staatsbeamten
mit verschwenderischer Hand zugelegt werden. Ich will
nicht gerade behaupten, daß dem hier im Lande so sei,
aber doch in manchem, selbst constitutionellen Staate.

— Hm! wer das Kreuz hat, segnet sich; ja, ja, das
ist der Lauf der Welt!

— Also würde es Ew. Excellenz ein Leichtes sein,
irgend eine einträgliche Sinecure entweder selbst zu er-
langen, um den Ertrag zur Deckung der dringendsten
Ansprüche zu verwenden, oder einem Andern zuzuwenden,
der dagegen die Verpflichtung übernimmt, durch ein zins-
freies Darlehn . . . .

— Schweigen Sie mir von solchen nichtswürdigen
Anträgen einer . . . — rief der Minister, indem er eben
so sehr verletzt, als beunruhigt, rasch aufstand und einen
Gang durch das lange Zimmer machte.

— Nur um mich selbst wegen dieses Vorschlages
zu rechtfertigen, glaube ich darauf hindeuten zu dürfen,
daß nach der höheren Moral es in Hinsicht der Sünd-
haftigkeit einer Handlung darauf ankomme, in welcher
Absicht solche geschieht. Ist es wahrscheinlich, daß Je-
mand eine per se unerlaubte Handlung in löblicher Ab-
sicht begangen hat, so ist diese Handlung, um ihres guten
Zwecks willen, keine verdammliche, sondern eine löbliche.
Im Fall also Ew. Excellenz zu solchen, an sich un-

erlaubten Mitteln greifen würden, in der löblichen Absicht, dem Staate seinen ersten, nützlichsten und unentbehrlichsten Diener zu erhalten, so würde die strengste Moralphilosophie einen solchen Fall nicht verdammungswürdig finden.

— Herr, das ist ja das leibhafte Probabilitätssystem der Jesuiten; das ist ja die Anwendung der verruchten Jesuitenmoral, die da sagt: der Zweck heiligt die Mittel!

— Was ich sagte, Excellenz, ist allerdings die Frucht der Lehren und Jugendeindrücke, die ich durch meine Erziehung und Bildung im Jesuitenconvictorium in Freiburg empfangen habe; indeß jetzt, nachdem ich längst in profane Verhältnisse eingetreten bin und den Ruf der Rechtschaffenheit erlangt habe, noch jetzt muß ich alle Milde und Humanität meines Charakters den weisen und menschenfreundlichen Lehren der frommen und gelehrten Väter der Gesellschaft Jesu zuschreiben.

— Wie, mein Herr, Sie vertheidigen diese Jesuiten, welche die Welt längst und ganz entschieden verurtheilt hat?

— Gnädiger Herr, ich könnte mit den Worten eines unserer größesten Dichter antworten:

„Es liebt die Welt das Glänzende zu schwärzen,
Erhabenes in den Staub zu ziehen!

So stand auch die Gesellschaft Jesu zu allen Zeiten

zu groß und erhaben da, die ganze Menschheit zur grö=
ßern Ehre Gottes überwachend, um nicht ihre Neider
und Feinde, selbst ehrgeizige Verräther und Abtrünnige
in ihrem eigenen Schooße zu finden; und somit erklärt
es sich, daß alle Schriften, die seit Jahrhunderten gegen
die Jesuiten und ihre höhere Moralphilosophie erschie=
nen sind, entweder von Neidern und Feinden, oder von
Verräthern und Abtrünnigen geschrieben sind. Noch
mehr, die verruchten Grundsätze und Lehren, welche ei=
nige der casuistischen Schriften gelehrter Jesuiten enthal=
ten und die ihnen Haß, Verfolgung und Verdammung
zugezogen haben, sind nichts als die Ausgeburt hirn=
verbrannter Fanatiker, welche die edlern Väter der Ge=
sellschaft Jesu selbst verdammen.

— Sie nehmen sehr warm die Partei dieses, bei
alledem doch sehr übel verrufenen Ordens.

— Noch lange nicht warm genug nach Würde und
Verdienst derselben. Als Jesus Christus, unser Herr,
sprach: ist mein Reich von dieser Welt, so wird es un=
tergehen, ist es aber von jener Welt, so wird es bestehen:
da war das ein heiliges Wort, das noch bis auf
den heutigen Tag Zeugniß giebt, daß das Reich der
Jesuiten nicht von dieser Welt, sondern von jener ist.
Nachdem sich die Gesellschaft Jesu über die ganze Erde
verbreitet hatte, nachdem es im Rath der Monarchen und
Königreiche regierte, in Südamerika ein Königreich ge=

schaffen hatte, alles zur größern Ehre Gottes, war der böse Feind des Neides und der Mißgunst über sie gekommen, und nachdem die frommen Väter nach und nach aus allen Reichen der Erde vertrieben waren, so sprach endlich der Papst Clemens XIV. in seiner berüchtigten Bulle: Dominus ac redemtor noster im Jahre 1773 die völlige Aufhebung der Gesellschaft Jesu in allen Staaten der Christenheit aus.

— Nun also, war ihr Reich von dieser Welt ...

— Wenn es untergegangen wäre; aber es ist wieder auferstanden, weil es ein Reich Gottes ist, denn es lehrt die Geschichte der Jesuiten, daß sie, obwohl gesetzlich nirgends mehr mit ihrem Ordenskleide geduldet, im Stillen fortzuleben und sich aus den unter ihrer Leitung gebliebenen katholischen Schulanstalten, in Schlesien, Oesterreich, Polen, Rußland und besonders Italien zu recrutiren wußten, so daß, als der Papst Pius VII. die Gesellschaft Jesu im Jahre 1814 durch die bekannte Bulle, die nach ihren Anfangsworten: „Sollicitudo omnium" genannt wird, wieder herstellte, die Gesellschaft Jesu zum Heil der Menschheit und der Jugendbildung wieder auflebte; und so ist es denn buchstäblich in Erfüllung gegangen, was schon der dritte General dieses Ordens, Franz Borgia, im 16ten Jahrhundert vorausgesagt hatte: „Wie Lämmer haben wir uns eingeschlichen, als Wölfe regieren wir, wie Hunde wird

man uns vertreiben, aber wie Adler werden wir uns wieder verjüngen." — Nun frage ich, giebt es einen stärkern Beweis für die wahrhaft göttliche Mission dieser verehrungswürdigen Gesellschaft, als ihr Fortbestehen durch Jahrhunderte des Kampfes und ihrer Verjüngung nach so schmählicher Unterdrückung?

— Ich will nicht leugnen, — sprach der Minister nach einigem Nachdenken, — daß die Gesellschaft Jesu in jener finstern Zeit der Unwissenheit durch Verbreitung von Gelehrsamkeit und Wissenschaft viel Gutes geweckt haben mögen, aber das Böse, was sie gewirkt haben, diese politischen Ränke und Händel, war überwiegend.

— Eben deshalb ist die heutige repristinatio, wie der Papst selbst die völlige Wiederherstellung der Jesuiten in alle ihre ältern Vorrechte nennt, nur zum Heil der Menschheit und zur größern Ehre Gottes geschehen, weil sie nirgends mehr sich in Regierungsangelegenheiten einmischen können, daher ihnen nur geblieben ist, was trefflich und lobenswerth an ihnen war, die Herstellung eines Schulwesens, welches dem Staate kein Geld kostet.

— So etwas ließe sich allenfalls hören. Finanzielle Ersparungen haben immer einiges Gewicht in der heutigen Staatsverwaltung gehabt.

— Historische Beispiele reden dafür. Friedrich der Große, der gewiß überall die Aufklärung för=

derte, wollte doch seinen katholischen Schlesiern die freien Jesuitenschulen nicht entziehen; die Jesuiten durften daher nach Aufhebung ihrer Verfassung und Ablegung ihres Ordenskleides unter dem Namen „der Priester des Königlichen Schulinstituts“ in den preußischen Staaten bleiben und überall Schulen anlegen, die dem Könige nichts kosteten; aus gleichen Gründen behielt sie Katharina II. in Rußland und die Nützlichkeit ihrer Schulanstalten wurde damals anerkannt.

— Aber aus Preußen vertrieb sie Friedrich Wilhelm II. wieder, aus Rußland Alexander I.

— Allerdings nur in Folge von Verläumdungen und durch feindselige Rathgeber verblendet, noch in neuester Zeit hat in mehreren Staaten eine wohlverstandene Politik den Jesuiten die Jugendbildung überlassen. So besitzen die Jesuiten noch bis auf den heutigen Tag in Piemont, in Ferrara, in Frankreich, in England und Nordamerika, so wie in Freiburg in der Schweiz ihre Erziehungshäuser, die trefflich gedeihen und Tausende von Zöglingen bilden, die bei unserm revolutionairen Zeitgeist geeignet sind, die Stütze der Throne und die stärksten Pfeiler der Stabilität zu werden. Jesuitenzöglinge werden nie Revolutionaire.

— Aber Jesuiten, das lehrt die neueste Geschichte von Belgien, wo Jesuiten und Liberale sich vereinigten, um die Regierung zu stürzen.

— Eine ketzerische Regierung in ihren Augen, eben weil diese die Freiheit des Unterrichts beschränken, d. h. den Jesuiten und dem Klerus nicht erlauben wollen, Schulen ohne Mitwirkung des Staats anzulegen. Es ist eine historische Thatsache, daß, wo den Jesuiten die Jugendbildung überlassen ist, jede liberale Bewegung im Keime erstickt wird.

— Sie reden mit Beziehungen, mein Herr, — sprach der Minister pikirt, — ich aber habe Sie nicht rufen lassen, um mir Lehren der Staatsweisheit zu geben, sondern, um Sie zu ersuchen, mir die benöthigten Geldsummen zu negociiren.

— Excellenz, ich habe nur mein Unglück zu beklagen, mich nicht so deutlich ausgedrückt zu haben, um verstanden zu sein. Fern bleibe von mir jede unberufene Einmischung in die Politik dieses Staates, da aber einmal eine zufällige Wendung das Gespräch auf Jesuiten gebracht hat, so glaube ich, Ew. Excellenz bitten zu dürfen, es als einen Beweis meines Diensteifers betrachten zu wollen, wenn ich mir die Erklärung erlaube, daß ich unter allen denkbaren Fällen nur einen einzigen kenne, der mir die Möglichkeit, ja die Gewißheit gewähren dürfte, durch ein Darlehn von 100,000 Rhlrn. Ihre Wünsche zu erfüllen . . . .

— Und dieser Fall wäre . . . .?

— Ich bitte nochmals um Entschuldigung, wenn

ich freimüthig rede, aber die Wichtigkeit des Auftrages, womit Ew. Excellenz mich beehrt haben, gestattet keine Zurückhaltung.

— Weiter, weiter, ohne Umschweif!

— Es wäre der Fall, wenn das Gerücht zur Wahrheit würde, daß Se. Hoheit, unter den steten Einflüssen seiner frommen, römisch-katholischen Gemahlin und des glaubenseifrigen Beichtvaters derselben, auf der bevorstehenden Reise nach Paris zum römisch-katholischen Glauben übertreten würde.

— Leider dürfte das nicht zu den Unmöglichkeiten gehören.

— Und wenn in diesem Falle, sei es auch in einer mildern und verdeckenden Form, den frommen und gelehrten Vätern aus Freiburg das Gymnasium und die Elementarschulen übergeben würden. Denn nur in diesem Fall würde ich durch meine Connexionen und mancherlei Geschäftsverbindungen mit den Jesuiten in Freiburg Einfluß genug haben, ein solches Darlehn, das nie zurückgefordert wird, aus deren Vermögen zu vermitteln.

— Herr, Sie sind Jesuit?

— Nicht einmal Katholik.

— Dann wundere ich mich, wie Sie sich erfrechen konnten, mir einen Vorschlag zu machen, der so sehr nach Spitzbüberei schmeckt.

— Herr Minister, — sprach der Rechtsconsulent be-

leidigt, indem er sich erhob, — als Mann von Ehre muß ich Sie höflich aber ernstlich ersuchen, eine solche Injurie augenblicklich zurückzunehmen, denn ich habe Ihr Geschick in meiner Hand, mehrere Ihrer Wechsel angekauft und von den bedeutendsten Ihrer Gläubiger bin ich Mandatar.

Es ist nicht zu beschreiben, wie sehr diese Andeutung den Stolz und den Muth des hochgestellten Mannes niederschlug. Er fühlte sich in diesem Augenblick gedrückt, wie unter der Macht eines grausamen Verhängnisses, unter der Last seiner Schulden. Alle geistige Freiheit, alles Selbstbewußtsein der Stellung geht unter in solchem Abgrunde. Mit einem vernichtenden Gefühle brach seine stolze Haltung zusammen, und kleinlaut sprach er:

— Nun, nun, mein Guter, es war so schlimm nicht gemeint, ich nehme Alles zurück; indeß erklären Sie mir, wie kann ein Mann von Ihrem Verstande, Ihrer Stellung und Ihrer Confession zu einer so unbegreiflich verblendeten Begünstigung des Jesuitenthums kommen?

— Ganz einfach, Excellenz; ich wurde, wie ich schon die Ehre gehabt habe, zu bemerken, im römisch-katholischen Glauben, im Jesuitenconvict in Freiburg erzogen. Hier lernte ich die frommen Väter mit ihren trefflichen Eigenschaften kennen; ich erkannte aus eigner

Erfahrung, daß diese würdigen Jugendlehrer, welche der Papst Clemens XIII. in einer Bulle von 1764 als die frömmsten und gemeinnützigsten Religiösen empfahl, dieses Lob in vollem Maße verdienten. Ich mußte mich durch eigene Erfahrung überzeugen, daß sie gerade zur Jugendbildung einen entschiedenen Beruf haben. Nichts ist so eindringlich, als die Unterrichtsmethode dieser Scholastiker und Coadjutoren, die auf das Bedürfniß und die Fassungskraft der Jugend so wohl berechnet ist und sich durch auffallende Erfolge bewährte. Durch sie kam in die Schulen und Erziehungsanstalten ein freierer Geist bei unablässiger Aufsicht, eine freundliche Herablassung zu den Schülern und eine weise Sorgfalt für die Bewachung ihrer Unschuld; Liebe und Vertrauen regieren in diesen Jesuitenschulen; was nur den Wetteifer beleben kann: Redeübungen, Preisvertheilungen, Ehrentitel werden angewendet, um den Fleiß anzuspornen; für die Körperbildung giebt es gymnastische Uebungen und die allgemeine Weltbildung wird durch lateinische theatralische Darstellungen erzielt.

— Gewiß sehr unglücklich! Z. B. diese Captivi des Plautus in lateinischer Sprache von Schülern aufführen zu lassen, scheint mir eine verunglückte Idee in mancher Beziehung zu sein.

— Ich will nicht darüber streiten; indeß alles, was ich bin, verdanke ich einer Jesuitenschule.

— Auch Ihren protestantischen Glauben? — fragte der Minister ironisch.

— Wenigstens, — entgegnete der Justizrath mit vorsichtiger Zurückhaltung, — ist kein Glaubenswechsel mächtig genug gewesen, in meiner Seele die Gefühle der Dankbarkeit für meine Erziehung und die Ueberzeugung von der Trefflichkeit ihrer Unterrichtsmethode zu verlöschen. Ew. Excellenz mögen also daraus erkennen, daß es gewiß die edelsten und tugendhaftesten Beweggründe sind, die mich veranlaßten, Ihnen die zu meinem Bedauern so mißfällig aufgenommenen Andeutungen zu machen, abgesehen von dem Wunsch, meinem hohen Gönner in Betreff der Geldnegoce zu dienen, von dem ich wohl eine günstigere Aufnahme hätte erwarten dürfen.

— Verzeihen Sie meine Heftigkeit, lieber Herr und Freund, es war in der That nichts, als das letzte Aufbäumen eines unter der Last der Verhältnisse fast erdrückten Rechtlichkeitsgefühls. Uebrigens, wenn ich die Lage der Sache so recht überdenke, so werde ich's doch nicht hindern können, wenn unser Landesherr zur römischen Kirche übertritt; ja, ich weiß nicht, wozu mich selbst in diesem Falle meine dienstliche Stellung nöthigen würde; nichts ist gewisser, daß der Hof und die höhere Dienerschaft nur zu sehr geneigt ist, dem Beispiel der Herrschaft zu folgen. Wird unser Monarch römisch=

katholisch, so würde das ein großer Schritt sein zur allgemeinen Ausbreitung dieser Kirche in hiesigen Landen, in welchen bis jetzt der Protestantismus vorherrschend ist. Die katholischen Schulen würden dann vermehrt werden müssen, der Staat aber, dessen halbe Brutto-Einnahme bei einer dreißigjährigen Friedensdauer noch immer auf den Militair-Etat verwendet werden muß, hat keine Mittel mehr in Händen, auf Kirchen und Schulen noch ein Bedeutendes zu verwenden. Unter solchen Umständen könnte es sogar Pflicht eines Staatsmannes sein, zu der Berufung jener Corporation mitzuwirken, die schon dadurch in meinen Augen bedeutend gewonnen hat, daß Sie als Protestant ihr ein so schönes Zeugniß gaben. Ich bin demnach in der That geneigt zu glauben, daß die Jesuiten gereinigt und veredelt wieder auferstanden sind, indem sie vergessen haben, was einst ihr General Lorenz Ricci, als von ihm die Abstellung der schreiendsten Mißbräuche des Jesuiten-Ordens verlangt wurde, erklärte: Sint ut sunt aut non sint! (Sie bleiben entweder wie sie sind, oder sie hören auf zu sein.)

— Wir werden sehen, was sich machen läßt, — schloß er, — denken Sie an Ihr Versprechen!

Mit einem Druck der Hand und einer ganz eigenen freundlich und gemessen höflicher Handbewegung wurde der Justizrath entlassen. Der Kammerdiener

führte ihn auf demselben Wege zurück durch eine Gartenthür zu dem draußen harrenden Wagen.

. . . .

So war denn der Rechtsconsulent ungemein zufrieden mit den Erfolgen seiner gewandt genug geführten Unterhandlung.

Vielleicht ein ganz andres Ereigniß würde dieselbe gehabt haben, hätte er so ganz aufrichtig sein wollen.

Alsdann hätte er die letzte ironische Frage des Ministers, ob er auch den Lehren der Jesuiten den Uebergang zur protestantischen Confession verdanke, mit einem gewiß seltsam genug klingenden Ja beantworten müssen.

Er hätte erzählen müssen:

— Als ich mich aus Neigung den Rechtsstudien zuwendete und mich Familienverhältnisse veranlaßten, mich hier in einem Lande niederzulassen, in welchem der protestantische Glaube der vorherrschende ist, beunruhigten mich Gewissensscrupel, ob ich nicht dadurch Schaden an meinem Seelenheil nehmen könne; ich wendete mich daher an meinen Beichtvater, den würdigen Vater Cyrillus, und stellte diesem die Frage, was ich zu thun habe, um in einem protestantischen Lande als Rechtsconsulent zu leben, ohne entweder mein rechtgläubiges Gewissen zu beschweren oder durch meinen römisch-katholischen Glauben Anstoß im Publicum zu geben, so

es mir schwer werden würde, als Katholik eine ausgebreitete Praxis zu erhalten.

Pater Cyrillus schien nicht zu wissen, daß man in protestantischen Ländern weit duldsamer gegen Katholiken ist, als umgekehrt in katholischen Staaten gegen Protestanten, und so bedurfte er einiger Augenblicke des Nachdenkens, ehe er seinem in den scholastischen Grundsätzen der Jesuiten wohl eingeschulten Zöglinge folgende Fragen stellte:

— Mein Sohn in Christo, wirst Du jemals vergessen können, was Du der Gesellschaft Jesu, die Deine Tugend bewahrt und gebildet hat, schuldig geworden bist?

— Niemals, mein Vater!

— Wirst Du dankbar sein?

— Ewig, mein Vater!

— Wirst Du in jedem Lande, in jedem Verhältnisse, wohin auch Dich das Schicksal werfen sollte, und welcher Confession Du auch angehören möchtest, nie aufhören, Dich als einen Affiliirten der Gesellschaft Jesu zu betrachten, und deren Interessen nach den Geboten Deiner Obern aufrichtig wahrzunehmen und auf allen Wegen der Klugheit und Ergebenheit zu vertheidigen?

— Ja, mein Vater, ich schwöre darauf einen heiligen körperlichen Eid.

— Hast Du bei diesem Eide, — forschte er vorsichtig weiter, — auch keinen Vorbehalt im Sinne (reser-

vatio mentalis), sondern die Absicht gehabt, diesen Eid zu halten; denn auf die Absicht kommt Alles an, die Worte gelten nichts.

— Ich beschwöre es, — rief der junge Jesuitenzögling, indem er niederkniete, — bei der heiligsten unbefleckten Empfängniß der Jungfrau Maria.

— Dann bist Du gebunden, das ist ein Eid über alle Eide, den selbst ein Jesuit zu halten verpflichtet ist, wohl verstanden, wenn er ihn einem Mitbruder der Gesellschaft Jesu schwört; und als solcher nehme ich ihn hier an, und Du bist und bleibst für die Dauer Deines Lebens ein weltlicher Coadjutor unsres heiligen Ordens der Gesellschaft Jesu.

Von einem unnennbaren Gefühle des Grauens durchschauert, verneigte sich demüthig der junge Mitarbeiter am Werke des Herrn, und legte zum Zeichen der Versicherung drei Finger seiner Rechten auf seine Brust.

Pater Cyrillus führte darauf den jungen Zögling zu dem gelehrten Rector des Convicts. Dieser aber stellte an ihn dieselben Fragen, und nachdem er dieselben Antworten erhalten hatte, sprach er feierlich zu dem zu entlassenden Zögling:

— Nun, so vernimm, was ich Dir rathen und befehlen werde, als ein Gesalbter des Herrn, als ein geweihter Profeß und Dein nächster Vorgesetzter der Gesellschaft Jesu: werde Protestant!

— Ich! Protestant?

— Ja, in majorem Dei gloriam, denn es sagt einer unserer gelehrtesten Casuisten, der Jesuit Molina, in seinem berühmten Werke: „Wenn es in der Absicht, der Gesellschaft Jesu im Lande der Heiden und Ketzer um so besser zu nützen, geschieht, daß ein Zögling dieses heiligen Ordens eine andere Confession annimmt, so soll dieses als ein gutes Werk betrachtet werden und keinesweges seiner Seele Seligkeit Schaden bringen; denn es ist wahrscheinlicher, daß er solches zur größern Ehre Gottes und zum Nutzen der Gesellschaft thut, als daß er im Geiste dem wahren Glauben der allein selig machenden Kirche abtrünnig werde.“

— Sieh, mein Sohn! — so schloß der treffliche Jesuitenlehrer, — da Du nun in einem protestantischen Lande dem Orden mehr nützen kannst, wenn Du Dich öffentlich zu der dort herrschenden Kirche bekennst, so rathe ich Dir und fordere sogar von Dir, daß Du unsern Glauben abschwörest, versteht sich mit der nöthigen Mental-Reservation, daß Du Protestant werdest, um als Jesuit vom kurzen Rocke in jenen Ländern dem Orden bessere Dienste leisten zu können. So wird sich Dein eigener Vortheil mit dem unserer heiligen Gesellschaft Jesu vereinigen lassen. Halleluja, Amen!

. . . .

Daß in Folge der damit übernommenen Verpflich-

tung der Protestant und heimliche Katholik und Jesuit, Legulegus, noch in fortwährender Verbindung mit einem Orden stand, der sicher die Hinneigung des Hofes zum Katholicismus zu benutzen dachte, um im protestantischen Deutschland Fuß zu fassen, dürfen wir nicht bezweifeln.

Wohin aber wird das führen?

14.
Boudoirscene.

Es war an demselben Abend 9½ Uhr.

In einem reizenden Boudoir saß ein bildschönes weibliches Wesen, von dem es auf den ersten Blick unentschieden blieb, ob Frau oder Jungfrau.

Sie war höchstens fünf und zwanzig Jahre alt, und hatte von beiden Eigenschaften etwas in ihrem Aeußern; jedoch für eine Verheirathete zu viel mädchenhafte Munterkeit, für eine Unvermählte zu viel fraulichen Ernst.

In dieser Mischung beider Stimmungen und Eigenschaften lag aber ein ganz eigenthümlicher, höchst pikanter Reiz, der dieses gebildete und anmuthige, dabei entzückend schöne Geschöpf zu einer der interessantesten Erscheinungen machte.

Man wird diese Andeutungen verstehen, wenn wir verrathen, es war Madeleine Lalange, in deren Boudoir

wir unsern schönen Leserinnen einen Blick zu werfen erlauben.

Sie werden sich erinnern, welche fast zu warme Schilderung der sonst so trockene Rechtsconsulent von dieser Unglücklichen gemacht hatte, in seinem Bericht an den wohlthätigen Frauenverein; aber in einer Hinsicht hatte er sicher nicht ohne Absicht die Unwahrheit gesagt.

Madeleine war nichts weniger als eine reuige zerknirschte Büßerin, wie er sie dargestellt hatte.

Alles an ihr verrieth das lebenslustige Weltkind: dieses schalkhafte Lächeln, diese muthwillige Laune, womit sie die glänzend schwarze Lockenfülle von der blendend weißen Stirn zurückschüttelte, dieser neckische, ein wenig kokette Blick, selbst das reiche Negligé, eine Casavaika von violettem Sammt, mit Schwandaunen besetzt, die sich schmeichelnd anschloß an die feinen und doch schwellenden Formen ihrer reizenden Büste — und dabei die Umgebungen von hundert kleinen niedlichen Ueberflüssigkeiten des vornehmen Lebens, an Nippssachen, Consolen mit Statuetten und Blumentöpfchen, Blumenampeln, Goldfischchen, Inseparables, vergoldeten Barockrahmen, schwellenden Divans und gedrechselten Meubels — das Alles gab ein ganz anderes Bild, als wir uns nach der Schilderung des Rechtsgelehrten von einer Unglücklichen gedacht haben, die in ihrer Jugend so schändlich

verführt, dann verlassen, in's Elend verstoßen, der Verzweiflung zum Raube, eines entsetzlichen Verbrechens angeklagt, im Zuchthause gesessen und seit einem Jahre entlassen als eine Ehrlose und Ausgestoßene von der Welt ein Dasein führte, das bei einiger Gemüthstiefe kaum anders als mit Wahnsinn enden konnte.

Aber das Leben der Frauen hat Geheimnisse, wie selten das Leben der Männer, das uns meistens offener vorliegt in der Welt.

Madeleine lebte eigentlich nur zwischen zwei ungeheuern Extremen.

Um dem Wahnsinn zu entgehen, mußte sie sich dem Leichtsinn ergeben.

In der gesunden Lebenskraft der Jugend liegt ein mächtiges Heilmittel gegen alle Schwermuth, die sich durch unglückselige Verhältnisse aufdringt, das ist die Lebenslust.

Madeleine war noch zu jung und schön, um schon eine Betschwester zu werden.

Ihre Erinnerungen waren zu schrecklich, um sie nicht um jeden Preis zu meiden, und welches andere Mittel hatte sie, den Schrecknissen der Vergangenheit zu entfliehen, als das Vergnügen?

Madeleine hatte von jeher den Putz geliebt und ihr Spiegel hatte ihr von ihrer reizenden Kindheit auf nur Angenehmes gesagt. Dem Putz und der Schönheit

hatte sie ihre glänzendsten Erfolge zu danken gehabt, und nun waren schreckliche Jahre dahingegangen, in welchen sie keinen Spiegel gesehen, kein anderes Kleid als die baumwollene Züchtlingsjacke getragen hatte — so gräßlich —! — und nun war sie wieder frei und — reich.

Wenigstens reichlich unterstützt durch ihren bejahrten Freund, den Justizrath Legulegus.

Und wir fürchten damit einen neuen Vorwurf andeuten zu müssen, der sie noch mehr in unsern Augen erniedrigen würde als jedes ihrer früheren Verhältnisse.

Dieses gebildete, blühende, bildschöne Mädchen, mit diesem interessanten Wesen und unbeschreiblichen Liebreiz, die Buhlerin eines so alten, kalten und selbstsüchtigen, schroffen, unschönen und verkrüppelten Mannes?

O Pfui, das wäre ja nicht möglich!

Nein, es ist auch nicht der Fall! Das Verhältniß dieser Unglücklichen zu dem Rechtsconsulenten war ein allerdings geheimnißvolles und räthselhaftes, aber von so eigenthümlicher Art und Weise, wie es vielleicht zum zweiten Male nicht wieder vorkommt.

Vor Allem zur Beruhigung sei es hier gesagt, es war von ihrer Seite wenigstens kein unsittliches.

Wir wollen weniger darauf geben, daß der Mann, von dem hier die Rede ist, als ein Weiberfeind galt. Man weiß, was oft dahinter steckt, besonders bei einem

solchen ältlichen Ehelosen, der in mancher Hinsicht ein Lebemann war.

Solche Menschen haben oft nur mit den verächtlichsten Creaturen des andern Geschlechtes in Verbindung gestanden und daher nie ein edleres Weib kennen gelernt; so haben sie denn ein Geschlecht verachtet, von dem sie nur die Schlechtesten kannten. Sie haben anständigen Umgang mit gebildeten Frauen und Mädchen gemieden, wohl fühlend, daß sie bei solchen kein Glück machen würden. Legulegus wußte wohl, daß er um seiner selbst willen nie geliebt werden würde, und deshalb rächte er sich an dem ganzen Geschlecht, indem er seinen Stolz darin suchte, für einen Weiberhasser zu gelten.

Aber darum eben — diese — die allein von seiner Gnade, seiner Freigebigkeit abhing; die nichts war, wenn er seine Hand zurückzog, — sollte nie der Gedanke eines Mißbrauchs ihrer Abhängigkeit in ihr aufgestiegen sein? Seine Jesuitenmoral konnte kein Hinderniß entgegenstellen, sein Edelmuth eben so wenig; denn davon wußte er sich frei, und dazu war er reich und angesehen, gab auch wohl jährlich zweimal ausgesucht feine Diners für Herren seiner Bekanntschaft bei einem unter den Gourmands der Residenz rühmlich bekannten Restaurant; aber im Allgemeinen, besonders bei Kleinigkeiten, galt er für einen Geizigen, der es bis zur Knauserei trieb.

So viel wenigstens war gewiß, daß ein Mann, wie Legulegus nichts ohne Absicht, ohne kluge Berechnung that.

Selbst die nicht unbedeutenden Summen, die er Madeleinens luxuriösen Neigungen zur Verfügung stellte, sollte sie nicht als Geschenk von ihm betrachten. Er brachte ihr keine Apfelsine oder Ananas, keine Düte mit Bonbons, keine Flasche Champagner oder ein Porzellanpüppchen auf ihren Nippstisch, ohne ihr genau zu sagen, so und so viel kostet das; und sie durfte sich immer darauf verlassen, diesen Ankauf für ihre Rechnung am nächsten Sonnabend in dem Contobuch angeschrieben zu sehen, das er gewissenhaft über jeden Thaler und Groschen führte, welchen er für Madeleine aufwendete. Selbst die Miethe, die er für ihr Logis zahlte und die Rechnungen des Speisewirths und der Modehandlungen, die er ohne die geringste Ermahnung, sich einzuschränken, berichtigte, fanden sich dort angeschrieben; Madeleine quittirte ihm dann den Betrag des Empfangenen und alle Monate mußte sie ihm nach einem Formulare eine Schuldverschreibung darüber ausstellen.

Diese pünktliche geschäftliche Vorsicht in solchen geheimnißvollen Verhältnissen hat in der That etwas Grauenerweckendes. Während von der einen Seite mit unbegrenztem Vertrauen solche Gaben empfangen werden, waffnet sich der andere Theil mit vorausberechnender

Klugheit, vielleicht zum gräulichsten Mißbrauch eben dieses Vertrauens.

Auf Madeleine dagegen hatte dieses Verfahren des Rechtsconsulenten einen äußerst wohlthuenden Eindruck gemacht. Sie hätte vielleicht mit Abscheu seine Geschenke zurückgewiesen, wenn sie dafür ihm nur die geringste Gunstbezeugung hätte gewähren sollen. So aber hielt sie es für Zartgefühl von seiner Seite, was nichts war, als schlaue Berechnung. Sie wußte es ihm Dank, daß er selbst den Schein vermeiden wollte, ihr die geringste Verpflichtung aufzuerlegen, und rechnete ihm dieses um so höher an, da sie sich keinen andern Beweggrund für seine Wohlthaten denken konnte, als menschenfreundliches Mitleid mit ihrer unglücklichen Lage; denn unbekannt, so meinte sie, konnte es ihm unmöglich sein, daß sie nie Hoffnung hatte, ihre täglich wachsende Schuld jemals wieder abzutragen. Ihr eigenes Zartgefühl würde sich dagegen gesträubt haben, unter solchen Umständen Wohlthaten von ihm anzunehmen, wenn nicht ihr Leichtsinn noch größer gewesen wär. Bei dieser Gesinnung aber machte sie Gebrauch von seiner Freigebigkeit, ohne weiter daran zu denken.

Und dennoch kann ein von Herzen gutmüthiges Wesen, wie im Grunde Madeleine war, solche Wohlthaten nicht genießen, ohne sich dafür dankbar verpflichtet zu fühlen. Auf diese Weise war zwischen Beiden ein

eigenthümliches Verhältniß entstanden. Madeleine betrachtete ihn als ihren Vorgesetzten und Vormund, dessen Wesen aber ihr mehr Furcht und Grauen, als Liebe und Ehrerbietung, einflößte; und er fühlte sich zu ihr hingezogen, ohne sie zu lieben. Er übte auf ihren Willen eine fast despotische Macht, und sie tyrannisirte ihn nicht selten mit ihren kleinen Launen, die ihr so reizend standen, daß er ihr nichts versagen zu können schien.

Madeleine hatte indeß auch ein Herz, das für Liebe zu schlagen weiß und in ihrer hülflosen vereinsamten Lage war sie der Liebe doppelt bedürftig; aber sie hatte noch reines Naturgefühl, noch ächte Weiblichkeit genug, um ihre Zuneigung wohl zu verschenken, doch nicht zu verkaufen.

Madeleine, wie gewiß jedes lebensfrische junge Mädchen in einer so abhängigen Lage von der oft widerwärtigen Laune eines alten Herrn, hatte außer diesem noch einen jüngeren Freund.

Und diesen Freund sehen wir in diesem Augenblicke an ihrer Seite auf dem schwellenden Sopha sitzen.

. . . .

Es giebt auch in deutschen Residenzen und Hauptstädten eine Sorte geschäftsloser, oft nicht mehr so ganz junger Männer, zu deren Bezeichnung wir kein passenderes Wort zu finden wüßten, als das bekannte, französische: „Flaneur.“

Das deutsche: „Tagedieb" klingt schon zu hart für das oft unschuldige Umhertreiben ohne andern Zweck, als um sich die lange Weile zu vertändeln, wozu eine innere Leerheit sie verdammt zu haben scheint.

Hat ein solcher Flaneur Geld, so lebt er davon, ohne sich Sorgen zu machen, wie lange es anhält; hat er keines, so borgt er, so lange es gehen will, ohne daran zu denken, jemals seine Schulden zu tilgen oder nur sich einzuschränken oder irgendwie einem ehrlichen Erwerbe sich zuzuwenden.

Meistens hält ein Flaneur auf eine elegante, doch etwas nachlässige Toilette und weiß sich ein vornehmes Ansehen zu geben.

Die nothwendigsten Attribute seines ganzen Daseins bestehen jedoch aus Bart und Brille.

Der Bart eines Flaneurs ist ihm Gegenstand der sorgfältigsten Pflege. Hat der Himmel einen solchen Flaneur so hoch begünstigt, ihm einen dichten, naturwüchsigen Urwald in das volle Antlitz zu pflanzen, so steht Todesstrafe darauf, ihm nur ein Härchen davon zu entwenden. Keine Seife und Scheermesser darf einen solchen Sohn der Wildniß berühren, dagegen wird dem großen Bart die sorgfältigste Erziehung geweiht, die dem Inhaber desselben in der Regel fehlt. Der große Bart ist einem solchen Flaneur der Gott, den er anbetet, der Heilige, bei dem er schwört, der Gegenstand seiner schwärmeri=

schen Zärtlichkeit, das Traumbild seiner Poesien. Er trägt ihn so auffallend wie möglich, um doch irgendwie ein angesehener Mann zu sein.

Madeleinens Freund war nicht so glücklich, einen so vollwüchsigen Urwald im Antlitz zu tragen.

Es war ihm ein anderes Geschick beschieden, ein weniger beneidenswerthes.

Wie anders, wenn ein zu früh genossenes Leben den Bart eines Flaneurs dünne und fadenscheinig aus der welken, gelben Gesichtshaut hervorsprießen ließ? Dann will er doch auch gern ein angesehener Mann sein. Er trägt darum den Schnurrbart, wie ein knurrender Kater; den Kinnbart, wie eine sterbende Ziege, und sieht höchst unglücklich aus. Ueberall spielt er den Gelangweilten. Bei dem schönen Geschlechte sucht er sich interessant zu machen, wo möglich als unglücklicher Dichter, als ein dem Tode geweihter Schwindsüchtiger; aber bei nächtlichen Orgien ist er der stärkste Trinker, bei Tanzpartien der unverwüstlichste Polkatänzer. Ist er Literat, so spielt er gern, und nicht ohne Glück, den Geistreichen.

Und ein solcher Flaneur war Madeleinens Freund.

Seine Figur war nicht groß, aber dünnleibig und schlank. Seine Gesichtszüge waren regelmäßig, die Nase gebogen, die Augen jedoch klein, grau und blinzelnd hinter ovale Brillengläser versteckt, das Gesicht gelb=

häutig, welk, mit etwas vorstehenden Backenknochen, dessen Zierde ein dünner, fast borstiger Schnurrbart, in weit abstehende Spitzen gedreht, der Bart aber, von hellbrauner, fast röthlich schimmernder Farbe, so schwach und dünn er auch am Kinn gekeimt war, so auffallend lang, bis auf die Brust reichend und unten viereckig verschnitten, so trug er den Kinnbart bei übrigens glatt rasirten Wangen.

Etwas schmuzige Glacehandschuhe und Manschetten, eine blau und weiß carrirte seidene Schlips-Cravatte ohne Hemdkragen, und ein Ueberzieher über dem breitschößigen Phantasiefrack, das dünne, dunkelblonde Haar lang und straff bis auf den Nacken niederhängend — das Alles gehörte mit zu dem äußern Bilde dieses Lebemannes, der die Bekanntschaft des schönen Mädchens in einer halbdunkeln Theaterloge des dritten Ranges gemacht hatte, wo er, um von unten nicht bemerkt zu werden, im Hintergrunde saß.

Man weiß, wie leicht sich dort solche Bekanntschaften anknüpfen lassen; ein geborgter und höflich zurückgegebener Theaterzettel, eine hingeworfene und freundlich entgegnete Bemerkung, dergleichen leitet in der Regel, so auch hier, intimere Bekanntschaften ein.

Der Flaneur war übrigens nicht der Mann darnach, um das bildschöne Mädchen, das so ganz ohne Begleitung, in einer weiten bauschigen Robe von schwerem,

gestreiftem Seidenstoff, mit einer Mantille von Sammt und einem Sammthut mit Federn, im dritten Range saß, für etwas Höheres zu halten, als allenfalls für die Courtisane irgend eines reichen Banquiers, und wäre er selbst im Stande gewesen, diesen ihren muthmaßlichen Liebhaber an kostbaren Geschenken zu überbieten, so würde er eine ganz andere Sprache geführt haben; jetzt aber hatte der arme Teufel, der so gern den Cavalier spielte, nichts, als seine Liebenswürdigkeit, und diese bot er denn auch im vollen Maße auf, um sich bei dem schönen Kinde zu insinuiren.

Er wußte zudem aus mancher Erfahrung, daß solche unterhaltene Mädchen, wofür er Madeleine hielt, außer dem Gegenstande ihrer officiellen Gunst noch für das Herz einer Flamme, und für den Tanzboden eines Tänzers bedürfen; er wußte ferner, daß die in der Regel verschwenderisch beschenkten Schönen, auch gegen den stillen Freund ihrer Neigung nicht zu knausern pflegen, und gerade eines solchen Verhältnisses bedurfte er eben in einer Periode, wo er lange kein Geschäft in seiner Weise gemacht hatte; er bedurfte dessen, um sich — ohne Geld — zu amüsiren.

Es gelang ihm, die Erlaubniß zu erhalten, sie nach ihrer Wohnung führen zu dürfen.

. . . .

Diese war für Geheimnisse solcher Art ganz günstig

belegen, wie wir schon wissen, in der Psittichstraße Nr. 17, gerade der Stadtmauer gegenüber. Es war dasselbe Haus mit dem Durchgange nach einer belebteren Straße, in welchem Madame Wickler ihr verdächtiges Geschäft trieb. Auf diesem Hause hatte der Justizrath Legulegus eine Hypothek stehen, fast bis zum Werth des Hauses. Das war die Veranlassung, wodurch er auch die Hauptmietherin der obern Gelegenheit und der untern Ladenstube, Madame Wickler, kannte. Wir dürfen aber nicht annehmen, daß er über ihr eigentliches Geschäft im Zweifel war, denn er warnte Madeleine wiederholt vor jedem Umgang mit dieser Frau und ihren Fabrik-Mamsells.

Es geht uns damit ein Licht auf. Wir können kaum glauben, daß er die arme Johanna in einer andern Absicht, als um sie sittlich zu Grunde zu richten, dorthin in Kost gegeben hatte; weshalb? wird uns vielleicht später klar werden.

Der Wirth dieses Hauses war ein armer Schuhmacher. Er wohnte im Hinterhause. Solche Leute aber bekümmern sich nicht darum, was ihre Miether treiben, wenn sie nur eine möglichst hohe Miethe zahlen, und je unrechtlicher der Erwerb des Miethers ist, desto sicherer steigert sich der Miethzins, den sie zahlen, damit man nur zu rechter Zeit ein Auge zudrücke.

Madeleinens Wohnung bestand aus einem Entrée-

zimmer, einer Wohnstube, die ihr Geschmack in ein reizendes Boudoir umgewandelt hatte und einem Schlafzimmer nach hinten hinaus, dessen Ausgang durch die Küche auf den hintern Theil der Hausflur führte, während der vordere Eingang, stets verschlossen, durch das erwähnte Vorzimmer führte.

Wir werden sehen, wie nützlich diese Einrichtung für die Erhaltung eines geheimen Verständnisses mit ihrem Freunde war, ohne daß der Justizrath Legulegus nur die geringste Ahnung davon hatte.

Doch kehren wir zu jenem zurück, um seine nähere Bekanntschaft zu machen.

Er nannte sich Dr. Krokodilus, Poet und Literat, Publicist und Journalist.

. . . . / . . . .

Also dieser Dr. Krokodilus war ein Flaneur.

Es ist betrübend, daß es solche Tagediebe auch unter den Literaten unserer Zeit giebt.

Wer ohne alles Talent und selbst ohne Kenntnisse sich der Literatur zuwendet, um in Ermangelung eines andern Erwerbszweiges sein Brod davon zu gewinnen, ist mehr zu bemitleiden, als zu verfolgen; er geht unter in seiner Nichtigkeit, und empfängt damit die Strafe seiner Vermessenheit.

Wer aber, mit Talent und einigen Kenntnissen begabt, ohne Fleiß und Beharrlichkeit ist, um sich auf

redlichem Wege eine bescheidene Existenz zu erwerben; wer den schäumenden Becher des sinnlichen Lebens täglich bis zur Neige leert, ohne besonders gewissenhaft und ehrliebend zu sein in der Wahl der Mittel, sich Geld genug für seine verschwenderischen Neigungen zu verschaffen; wer die wissenschaftliche Bildung und das Ansehen der Literatur mißbraucht, um als fahrender Glücksritter durch Lüge und Schwindelei sich entweder von hoher Hand eine Gratification zu erschmeicheln, oder vielleicht unter dem Vorgeben, ein Werk zu schreiben, wozu er nie eine Feder ansetzen wird, mit unverschämter Zudringlichkeit Pränumeranten sammelt, oder sich ein Darlehen zu erschwindeln weiß; wer dann durch den Anschein eines vornehmen Lebens sich Credit zu erschleichen versteht, bis ihm endlich die Schulden über dem Kopf zusammenschlagen, und er bei Nacht und Nebel davongeht, um an einem andern Orte sein Anleihe-Geschäft wieder mit neuen Pratiken fortzusetzen: auf einen solchen Literatus Vagabundus sollten alle rechtlichen Schriftsteller mit Keulen schlagen, denn solch ein Subject trägt dazu bei, daß ihr Stand, der so wichtig ist, weil er die Presse beherrscht und damit der öffentlichen Meinung als Organ dient, der in Frankreich so hoch steht, bei der deutschen Beamten- und Philister-Welt immer tiefer sinkt im Ansehen, und von der Regierung und Polizei immer mehr mit Mißtrauen verfolgt wird.

Ein solcher Literatus Vagabundus, in etwas höherer Potenz, als der falsche Spieler Herr v. G * * *, den wir im Polizeigewahrsam gesehen haben, war aber Madeleinens Freund.

Wir zittern vor dem Augenblick, worin sie erkennen wird, wie ungeheuer sie sich in ihm geirrt hatte. Ihr Erwachen aus diesem Täuschungstraume muß fürchterlich sein, denn mit voller Seele hing das schöne Mädchen an dem Unwürdigen. Sein Geist gab dem ihrigen die Anregung, und bei dem drückenden Bewußtsein, von der ganzen Welt verachtet zu sein, war ihr die Achtung und Liebe eines solchen Mannes, der in ihren Augen so geistig hoch stand, ein erhebendes Gefühl; sie war stolz auf die höhern Gaben ihres Geliebten, und das Bewußtsein, die Liebe eines solchen wissenschaftlich gebildeten Mannes, eines Dichters, gewonnen zu haben, hatte ihr jenes Selbstgefühl wiedergegeben, ohne welches sie sich unter dem Druck der Verhältnisse völlig vernichtet gefühlt haben würde.

Dr. Krokodilus nannte sich Schriftsteller, aber der Buchhandel kannte nur ein einziges Bändchen kleiner pikanter, gesammelter Aufsätze aus seiner Feder; er nannte sich Publicist und Mitarbeiter an den bedeutendsten politischen Organen Deutschlands, aber wenn wir einige Schmähartikel und forcirt-radicale Lügencorrespondenzen ausnehmen, so kannten die Zeitungs-Redactoren den

Namen Krokodilus kaum weiter, als aus Bettelbriefen um vorschußweise Honorarzahlung.

Dr. Krokodilus spielte ein wenig Klavier und Guitarre, und sang dazu mit einer schwachen, aber nicht unangenehmen Baritonstimme; er hatte das Talent vorzulesen, und wußte zu reden; da er alle Raritäten des Buchhandels verschlang und ein gutes Gedächtniß besaß, so wußte er sich den Anschein von Geist zu geben, indem er Reminiscenzen für Eigenes gab.

Auch nannte er sich Dichter, aber es fehlte ihm an Gemüth, Reinheit der Gesinnung und Tiefe. Seine politischen Lieder hatten weder Klarheit noch Pointe, und seine Liebesgedichte waren voll weichlicher Sentimentalität ohne inneres Leben.

Er rühmte sich ein Freund von Börne, Heine, Freiligrath und Hoffmann zu sein, aber diese wußten nichts von ihm.

Mit solchen Gaben wurde es ihm nicht schwer, sich in gebildeten Familien einzuführen, wo man ihn noch nicht kannte, und selbst zarte Verhältnisse anzuknüpfen, die zu ganz andern Hoffnungen berechtigten; aber wenn man dann über kurz oder lang dahinter kam, was an ihm war, und sich von ihm zurückzog, so rächte er sich durch Pasquille und Verläumdungen, stiftete Unfrieden in harmlosen Familien, oder schrieb pikante Artikel über

häusliche Verhältnisse von Personen, von welchen er Wohlwollen genossen hatte.

Also auch das Herz war schlecht, — das Herz, welches diese Unglückliche liebte.

Arme Madeleine!

. . . .

Der Dichter begann so eben die Vorlesung einer kleinen Dichtung, zu welcher ihn, wie er sagte, ein schwerer Traum, eine böse Ahnung begeistert hatte.

Krokodilus sah in diesem Augenblicke sehr unglücklich aus. Es war das Gesicht, das zu den Empfindungen passen sollte, die er im Begriff war auszusprechen.

Er putzte seine Brillengläser mit dem seidenen Foulard und las:

Sängers Heimkehr.

Romanze.

— Der Sänger mit der Laute
Kehrt' aus der Fremde heim;
Er sang an seine Traute
Gar süßen Liebesreim.

— Da kam ein Bub' gegangen,
Der ihm befreundet war:
„Wohin steht dein Verlangen?
Der Liebsten bist du baar.“

— Wohin willst du noch wandern,
Du Sänger hold und treu?
Dein Lieb' hat einen Andern,
Mit dir ist es vorbei.

— Einen Andern, das ist Verläumdung, — unterbrach ihn Madeleine.

Er lächelte wehmüthig vor sich hin, zuckte die Achseln und fuhr fort zu lesen:

— Er geht und hört das Läuten
Vom Kloster, hart am See;
Was soll mir das bedeuten,
Was will mein ahnend Weh?

— **Wie Du mich ängstigen kannst, Eduard; doch lies nur weiter.**

Und er las mit steigendem Pathos:

— Er kniet am hohen Chore,
Wo Nonnensang ertönt;
Er lauscht mit frommem Ohre
Und ist mit Gott versöhnt.

— Empor blickt er und siehet,
Sein Lieb als Himmelsbraut;
Er wendet sich und ziehet
Heim — sterbend ohne Laut.

— O wie köstlich sentimental, mein lieber Siegwart oder Werther, — rief sie aus im Ton einer ironischen Bewunderung.

— Aber im vollen Ernst, es war mein Traum;

giebt er nicht rührendes Zeugniß davon, wie ich Dich liebe bis zum Tode.

— Hu, schauerlich, rührend. Soll ich Dir den bösen Traum auslegen, lieber Eduard?

— Nun?

— Träume sind Schäume, und wenn Du träumtest, so war es der Schaum vom Bierkruge, mit welchem Du Dich noch spät vor Schlafengehen beschäftigt haben wirst.

— O wie trivial, wie prosaisch, wenn es noch Champagnerträume wären!

— Auch damit könnte man dienen. Der gute Onkel hat mir erst zwei Flaschen Champagner geschenkt, d. h. für mein Conto, denn er versäumt nicht, mir den Werth in Rechnung zu bringen.

— Ha, köstlich, auf ewigen Pump! das ließe ich mir auch gefallen.

— Nun und ich gebe sie heute Abend noch zum Besten; aber Du mußt mir bei Deinem langen, dünnen Barte schwören . . . . . .

— Doch nicht meine Schulden zu bezahlen?

— Nein, Unmöglichkeiten verlange ich nicht, aber meine Auslegung Deines Traums buchstäblich in Erfüllung zu bringen.

— Ich bin Dein Sclave, Madeleine — gebiete! — ich werde gehorchen.

— Bei Deinem Barte?

— Bei meinem Barte!

— Gut, dann höre. Heute haben wir Freitag; am nächsten Sonntag also werden wir im Paradiese eine große Maskerade haben. Ich werde dorthin gehen als Nonne und Du als Troubadour — dann ist der Traum erfüllt.

— Welche Idee?

— Sie ist so übel nicht. Um 12 Uhr wird demaskirt. Ich hülle mich in meinen Nonnenschleier und bleibe unerkannt bis zum hellen Morgen; Dir aber, Freund Werther, möchte ich denn doch wohlmeinend rathen, Dich nicht todt zu trinken, denn in diesem Falle stehe ich für meine Treue nicht; ohne Tänzer kann ich einmal nicht leben, wie Du weißt und ein Tänzer auf solchen Maskenbällen hat ein großes Recht bei seiner Schönen.

— Ach liebe, theuere, süße Madeleine, ich bin in Verzweiflung diese schönen Illusionen zerstören zu müssen.

— Du erschreckst mich, was hast Du? —

— Ich fürchte im Ernst, daß etwas dazwischen kommt. Es ist etwas im Werke, was Dich betrifft, liebe Madeleine —

— O, mein Gott, ängstige mich nicht!

Die Unglückliche, die Jahre lang unter den Hän-

den der Gerichte gewesen war, zitterte schon bei dem Gedanken an die Möglichkeit irgend eines unerwarteten Ereignisses.

— Nun, es würde Dir nicht an Leben und Freiheit gehen, aber so unglaublich es auch klingen mag; ich habe Ursache zu glauben, daß man so eine Art barmherziger Schwestern, also im Ernst eine Nonne von der strengsten Regel, aus Dir machen will.

— Hahaha, ich eine Nonne, eine barmherzige Schwester; sieh mich doch nur einmal darauf an, lieber Junge, habe ich denn wohl etwas Nonnenhaftes? Ich glaube im Ernst, daß ich durchaus keinen Beruf habe für die drei Klostergelübde. Doch, ehe wir über Chimairen lachen, sage mir lieber ganz ernsthaft und aufrichtig, lieber Eduard, was ist Wahres und was ist Scherz an dieser Geschichte?

— Höre mich an. Ich habe einen Freund, oder wenigstens guten Bekannten, der ist erster Secretair auf dem Büreau des Justizrathes Legulegus. Es ist sonst ein kluger und verschwiegener Mann; aber ich habe denn so eine gewisse Art und Weise, selbst die geheimnißvollsten Personen auszuforschen und zum Reden zu bringen, ohne daß sie es wissen und merken.

— Ja, das weiß der Himmel, — seufzte Madeleine mit komischer Schalkhaftigkeit. — Ich selbst habe immer mein Herz auf der Zunge, wenn Du mich in's Gebet nimmst, so daß ich Dir gegenüber, mein lieber Eduard,

kein Geheimniß, und wäre es das kleinste, auf dem Herzen behalten könnte?

—Wirklich, Madeleine? — fragte er mit einem warmen, so seltsam forschenden Blick, daß diese tief erglühend und dann wieder blaß werdend die Augen niederschlug.

— Du wirst es Dir wohl denken können, meine liebe süße Freundin; es betraf Deine Vergangenheit, die mir bis dahin noch völlig fremd war —

— O das ist entsetzlich, ja, der Verräther!

— Mach' Dir deshalb keine Sorge, liebes Herz. Jeder Mensch hat seine Geschichte, die ihm gerade nicht vor der Stirn geschrieben steht; auch ich habe die meinige. Mir, wie jedem wahrhaft Gebildeten und Aufgeklärten, gilt der Mensch nur das, was er ist, nicht was er war; Du aber bist meines Herzens Königin, mögest du früher Prinzessin gewesen sein oder unfreiwillige Spinnerin, das gilt mir gleich.

— O Pfui, Eduard! welche entsetzliche Andeutungen! Du bist sehr gütig, sehr nachsichtig, sehr liebevoll; aber mich friert bei jedem Deiner Worte.

— So hole Champagner, daß wir uns dabei erwärmen. Es läßt sich überhaupt bei einem Poculum hilaritatis besser philosophiren.

Madeleine war froh, auf solchem Wege einer folternden Erinnerung zu entgehen; sie erhob sich mit dem Ausdruck der Heiterkeit, zündete eine Wachskerze an und

begab sich durch ihr Schlafzimmer und die Küche in den kleinen Keller, aus welchem sie mit zwei Flaschen Champagner zurückkehrte.

— So, — rief sie, — hier bringe ich den Leidenstrost; entkorke diesen veritablen Sillerie, ich singe Dir dabei ein Liedchen zur Guitarre, gleich aus dem Stegreif eins, und dann später wollen wir über die närrische Geschichte mit der Nonnenschaft weiter reden.

Während er mit kunstfertiger Hand, doch mit sichtlichem Behagen das Entkorken der silberhalsigen Flasche besorgte, hatte sie in neckischer Munterkeit die Guitarre ergriffen und nach einem kurzen Präludiren sang sie zu den Accorden und Triolen ihres Saitenspiels mit einer angenehmen gebildeten Stimme ein improvisirtes Champagnerliedchen:

— Champagnerwein und Liebe,
Die haben viel gemein;
Der Liebe süße Triebe
Berauschen wie der Wein.

— Champagnerrausch und Liebe
Sind flüchtig nur und leicht;
Die Liebe mit dem Triebe
Oft wie ein Rausch entweicht.

— Champagnerschaum und Liebe
Sind wie ein Götterduft;
Doch wie der Liebe Triebe
Zerfließt der Schaum in Luft.

— Champagner gleicht der Liebe,
Auch wenn der Schaum verflog;
Denn wie der Liebe Triebe
Ward schal der Wein und — trog.

— Bei den Göttern, — rief Krokodilus, nachdem er die Lilienkelche der zarten Gläser vollgeschenkt und mit dem Ausdruck von Heiterkeit, die das bärtige Antlitz überstrahlte, herabgeschlürft hatte, — es ist doch ein prächtiger alter Herr Dein Bonifacius, und was er Dir weiter sein mag als Wohlthäter, das soll mich nicht kümmern.

— Beleidige mich nicht!

— Nun, nun, Heilige sind wir Alle nicht, Dein Alter aber ist es am wenigsten, übrigens aber doch ein prächtiger Kerl, wenn er so freigebig ist. Ich möchte wohl seine Bekanntschaft machen.

— Dir, Eduard, würde er auch nicht einen Thaler schenken oder borgen. In gewissen Dingen ist er unbeschreiblich schroff und unzugänglich.

— Hm, das käme darauf an. Jeder Mensch hat seine schwache Seite, seine Lieblingsneigungen; welche ist die seinige.

— Das will ich Dir sagen, Freund, seine Lieblingsneigung ist, unangenehm zu werden, besonders gegen Literaten, die er haßt und verachtet.

— Eine schöne Gegend, so ein Stockjurist.

— Das ist seine Passion, er hat aber auch seine Antipathien; so unter Andern verspottet er die großen Bärte, die jetzt Mode sind, verfolgt unerbittlich alle Schuldner und behandelt schnöde alle Leute, die Geld borgen wollen, ohne pupillarische Sicherheit darzubieten.

— Ha, bange machen gilt nicht, Vivat, er soll leben! — rief Krokodilus lustig, indem er das auf's Neue vollgeschenkte schäumende Glas hoch hielt und in einem Zuge austrank, — ich habe schon ganz andere Knauser freigebig gemacht. Es kommt nur darauf an, wie man es anfängt. Er soll, wie man sagt, Reactionair sein?

— Was ist das?

— Nun das sind die Leute, welche unsere Zeit mit den Forderungen und Ansprüchen einer fortschreitenden Bildung durchaus nicht zu begreifen vermögen; die noch immer mit ihren Ideen und Meinungen im Mittelalter leben; die da glauben, das Rad der Zeit lasse sich zurückstellen; die, wenn sie nicht selbst Jesuiten oder deren Affiliirte sind, doch den Jesuiten das Wort reden; die den Finsterlingen unserer Zeit, den Pietisten und Römlingen helfen Dummheit und Aberglauben im Volke zu verbreiten, um desto besser im Trüben fischen zu können. Und ein solcher Mann ist nach allen Zügen, die ich von ihm gehört habe, Dein hochbelobter Herr Justizrath Legulequs.

— Du kannst recht haben, Eduard, es liegt wenigstens etwas Unheimliches in seinem Wesen, ich weiß es mir

nicht zu erklären; denn ich verstehe mich auf diese Zeitfragen nicht.

— Nun also, wie mache ich seine Bekanntschaft? Stelle Du mich ihm vor als einen Jugendfreund —

— Um sein Mißtrauen zu reizen? —

— Oder als einen Cousin, oder Bruder, wenn Du willst.

— Er kennt meine Familienverhältnisse besser, als ich selbst.

— Unangenehm das. — Aber wo geht er hin? an welchen öffentlichen Orten läßt er sich sehen?

— Nun, so viel ich weiß, besucht er von Zeit zu Zeit die Wolligsche Weinstube. Jeden Abend 7 Uhr aber ist er im hintern Cabinet der Postillionischen Conditorei zu finden, wo er die Zeitungen liest.

— Ha schön, ich werde seine Antipathien überwinden, seine Sympathien zu erwecken wissen. Ich werde ihn überzeugen, daß ich Reactionair, Serviler, Römling und selbst ein Affiliirter oder Jesuit bin.

— Aber ich erschrecke, Eduard, dann bist Du ja ein Heuchler, ein furchtbarer Heuchler! Dann müßte ich Dich ja verabscheuen.

— Sei kein Närrchen, mein Liebchen. Ich betrachte die Welt und das menschliche Leben als eine große Maskerade, Jeder, der darin etwas vorstellen will, nimmt nach Belieben eine Maske vor, bald diese, bald jene. So bin auch ich bald Radicaler, bald Reactionair, bald

liberal, bald servil, wie man es eben nöthig hat, um sich durch das Wogen der Menge zu drängen und seinen Platz am Kredenztisch der Lebenslust zu gewinnen. Was nun aber Deine zu erwartende Nonnenschaft betrifft . .

— Horch, was ist das? das schwache Geklingel eines Droschkenschlittens in dieser einsamen Straße.

— Der Schlitten hält vor dem Hause; still, horch, ich erkenne seine Stimme. Er ist es, fort, fort, durch mein Schlafzimmer und die Hinterthür.

— Mit Erlaubniß, — sprach er aufstehend, indem er aus einer offen dastehenden Cassette ein neues Zweithalerstück nahm, ich werde Dir diesen Champagnerthaler morgen wiederbringen.

— Das sagst Du immer, indeß nur zu, es ist gar kein Gegenstand, so lange ich selbst noch offene Casse habe, steht Dir die meinige immer zu Gebot.

— Es wurde heftig an der Klingel des Vorzimmers geschellt.

— Da ist er schon — Gott, mach, daß Du fortkommst!

— Du bist ein Engel!

Mit diesem Ausruf umarmte er sie, nahm die volle und die halbleere Champagnerflasche mit und eilte davon auf dem bezeichneten Wege.

Madeleine stellte die Gläser fort, war bemüht, jede

Spur seiner Anwesenheit zu vertilgen; dann eilte sie in das Vorzimmer, um zu öffnen.

Man hörte den polternden Gang seines Klumpfußes und Krückstocks und eine unfreundliche, scharfe Stimme, die über Verzögerung klagte; dann trat Madeleine bleich und verstört wieder ein, gefolgt von dem Justizrath LeguleguS.

15.

Der Bußprediger.

Madeleine hatte sich ihm gegenüber gesetzt. Dieses reizende Wesen im veilchenblauen Sammtüberwurf, dessen weißer Besatz von Schwanflaum sich so üppig an ihre schönen Formen anschmiegte, saß jetzt auf einem von künstlicher Korbmacherarbeit geflochtenen kleinen Lehnsessel, der auf dem mit einem Velourteppich belegten Fenstertritt in einer von großblätterigem Epheu gebildeten Nische stand. Vor ihr sah man ein fein gedrechseltes Arbeitstischchen aus Polisanderholz mit allerliebsten kleinen Figuren aus Porzellan besetzt. In der andern Ecke der Fensterwand stand ein mit blühenden Hyazinthen und wohlriechenden Tulpen geschmücktes Blumentischchen. An der Wand über dem schwellenden Sopha hing ein großer Querspiegel im breiten vergoldeten Rococco-Rahmen. Von der Decke und zwischen den gestickten Fenstervor-

hängen hingen vergoldete Blumenampeln mit Epheuranken herab. Eine Stutzuhr im chinesischen Geschmack stand gegenüber auf einem zierlichen Damensecretair. Eine Spiegelservante mit Silber- und Krystallsachen sah man neben der Thür, die in das Schlafzimmer führte. Im Fenster stand eine kleine Volière mit einem Pärchen Inseparables, daneben ein Ballon mit Goldfischchen; der Boden war mit den weichsten Teppichen belegt, im Windofen flackerte ein Feuer und eine behagliche Wärme nebst feinen Wohlgerüchen bildeten die Atmosphäre eines Boudoirs, das man sich behaglicher und anmuthiger kaum denken kann, und dazu diese reizende Sultanin, ihrem Beherrscher gegenüber, der nichts weniger als reizend, oder auch nur leidlich war.

Der Justizrath musterte diese ganze elegante Einrichtung mit so seltsamen, räthselhaften Blicken, die anfingen Madeleinen zu beunruhigen.

— Das Alles, alle diese hübschen Sachen, — sprach sie, um die beängstigende Pause zu unterbrechen, – verdanke ich Ihrer Güte.

— Ich weiß das, Madeleine, — entgegnete er ernsthaft und streng; — aber eben deshalb glaube ich ein entschiedenes Recht zu haben, zu verlangen, daß das hier anders werde, und zwar morgen am Tage, denn morgen Abend möchte es vielleicht schon zu spät sein.

— Wie meinen Sie das? — rief sie erschrocken, — sind Sie mit dieser Wohnung nicht zufrieden?

— Mit dieser Wohnung wohl, aber nicht mit ihrer Einrichtung, nicht mit dieser eleganten Kleidung.

— Aber mein Himmel, es ist ja das Alles Ihr Werk; noch gestern fanden Sie das Alles reizend, besonders dieser Ueberwurf von Sammt gefiel Ihnen so sehr, daß Sie mir sogar Complimente über meine Formen sagten.

— Wissen Sie, Madeleine, was an die Stelle dieser allerdings reizenden Kleidungsstücke treten soll?

— Nun?

— Ein graues Kleid von Bombassin, bis an den Hals herauf reichend, eine Schürze von weißem Leinen, eben solches Halstuch und eine Mütze von weißem Pické mit einem tief in die Stirn hereingehenden Schneppchen, welches alles Haar verbirgt.

— Welcher Einfall! wollen Sie mich etwa selbst im Costüme einer soeur grise auf eine Maskerade führen?

— Nein, in ein Hospital zur Pflege der Kranken.

— Madeleine sah ihn an mit Blicken, die Zweifel daran verriethen, daß er im Ernst rede, und doch zugleich auch Furcht, die sie durch eine erzwungene Lustigkeit zu überwinden suchte. Plötzlich lachte sie laut auf, sprang empor und küßte mit der Munterkeit eines Kindes seine Hand; dieser aber schüttelte sie von sich ab und bemüht,

seinen erdfahlen Gesichtszügen eine grämliche Ernsthaftigkeit zu geben, sprach er:

— Keine Possen heute, damit muß es überhaupt vorbei sein. Ich habe so Ernstes mit Ihnen zu reden; nicht ohne Grund kam ich noch gegen meine Gewohnheit um zehn Uhr Abends, also hören Sie mich an, aber ohne Unterbrechung bis ich ausgeredet habe.

Madeleine ging zurück auf ihren Sessel und dort saß sie ganz still. Ihr Herz klopfte und ihr Gewissen sagte ihr: woher diese Veränderung? hat er doch trotz aller Vorsicht mein Verhältniß zu Eduard erfahren? das wäre entsetzlich, es handelte sich um meine Existenz. Mein Freund hat nichts, und ich habe nichts.

— Auch aller dieser glänzende Tand, diese kostbaren Ueberflüssigkeiten müssen verschwinden, — sprach er weiter mit möglichster Kälte im Aeußern, doch nicht ohne innere Aufregung. — Hören Sie, Madelaine, an die Stelle dieser Meubels müssen drei hölzerne Schemel und ein Tischchen von Tannenholz kommen. Statt jener Consolen mit Bronce-Statuetten werde ich Ihnen ein Crucifix senden, das möge in jener Ecke, auf einem einfachen Tischchen stehen, dessen Schublade Ihr Nähzeug enthalten wird. Ihr Betpult, mit einem weißen Laken bedeckt, wird eine aufgeschlagene Bibel vom größesten Format enthalten. Diese pariser Tapeten werde ich überweißen lassen, die Teppiche wandern zum nächsten

Juden und an die Stelle des Divans komme eine Schlafbank mit einer Strohmatratze und ein Kopfpolster mit Seegras ausgestopft. Eine braune, grobe Decke von Kuhhaaren, dergleichen wie Sie einst selbst an einem gewissen unfreiwilligen Aufenthaltsorte gesponnen haben, bedecke das einfache Lager. Sie erinnern sich doch an solche Decken, unter welchen Sie selbst fünf Jahre lang geschlafen haben; — nun, eine solche Decke wird auch jetzt der Büßenden genügen.

Bei dieser Erinnerung war Madeleine bleich und roth geworden; diese grausame Mahnung schnitt ihr, wie mit der Schärfe eines Messers, durch's Herz; sie zuckte zusammen wie eine geknickte Lilie, es war damit auf einmal der Spott und Trotz gebrochen, den sie einer nach ihrer Meinung so unsinnigen Anforderung entgegen zu setzen gedachte.

— Mit einem Worte, — sprach er ernst und nachdrücklich, — Sie werden aus einer schönen Sünderin eine büßende Magdalene werden, aus einem Weltkinde eine Betschwester.

— Unmöglich, mein sonst so gütiger Herr, — rief sie in Thränen ausbrechend, — o mein Gott, Sie wollen mich nur ängstigen, zur Verzweiflung treiben.

Sie begleitete diese Klage mit einer so flehenden Geberde, mit einem so rührenden Blick, daß jedes an=

dere menschliche Herz davon bewegt worden wäre, nur nicht das seinige.

Kalt und freundlich, wie der Arzt, der an der Zahl der Pulsschläge seines Kranken die Wirkung einer ihm eingegebenen narkotischen Medicin beobachtet, nickte er zufrieden mit dem Kopf und sagte:

— Sein Sie mir nicht böse, Madeleine, über den Schreck, den ich Ihnen so plötzlich einflößte; aber es war nothwendig, durch starke Contraste auf Ihr Seelenheil einzuwirken; denn Sie sind so versunken im Weltleben, daß leise Uebergänge völlig ohne Einwirkung auf Ihr Gemüth geblieben wären.

— Was wollen Sie von mir? Haben Sie nicht elbst durch Ihre Freigebigkeit mir wieder Liebe zum Leben eingeflößt. Haben Sie mich darum alle Herrlichkeiten der Welt sehen lassen, um sie mir wieder zu entziehen?

— Ja, Madeleine, Alles geschah zur größern Ehre Gottes und um Ihres eigenen Seelenheils willen. Nie würde jene innere Zerknirschung, die nothwendig ist, um der göttlichen Gnadenwirkung theilhaftig zu werden, Ihr Gemüth durchdrungen haben, wenn Sie aus den Entbehrungen des Gefängnisses sogleich in die Entbehrungen eines ascetischen Lebens hätten übergehen sollen, und immer würde dann die leidige Weltlust wieder zum Durch-

bruch gekommen sein und hätte dann das heilige Gnadenwerk für immer vernichtet.

— Aber ich verstehe, ich begreife Sie nicht, Herr Justizrath. Was geht Sie mein Seelenheil an? Mit welchem Rechte werfen Sie sich als mein Seelsorger, als mein Vormund, — mein Tyrann auf?

— Mit dem Rechte eines Wohlthäters. Wenn ich meine Hand von Ihnen zurückziehe, was werden Sie dann beginnen?

— Wenn Sie grausam genug wären, mich erst zur Weltlust zu verführen, um mich dann in Noth und Verzweiflung zu stürzen, so werfen Sie mich damit der Sünde, dem Laster, dem verächtlichsten jeder Erwerbsart in die Arme. Denn glauben Sie nicht, daß ich mich entschließen werde, nach so langen schrecklichen Entbehrungen noch in der Blüthe der Jugend und Schönheit schon der Welt zu entsagen. Und dann wüßte ich auch nicht, was mich zu einer so tiefen Reue und Zerknirschung veranlassen könnte. War ich einst zum Fall gekommen, so war es die Macht der Umstände und die Ueberredung heuchlerischer Pfaffen, die mich mit fortriß. Es waren die unerbittlichen, grausamen Schicksalsmächte, die ich anzuklagen habe, nicht mich selbst. Blieb mein Wandel auch nicht rein, meine Vergangenheit auch nicht vorwurfsfrei, so habe ich dafür schrecklich gebüßt. Und dieses Grausen der Erinnerung an eine ent-

setzliche, wahrlich unverdiente Strafe verfolgt mich mit der Wuth der Furien; — aber das ist nicht Gewissen — das sind Schreckgestalten, die mich wahnsinnig machen, wenn ich ihnen nicht entfliehe, indem ich Zerstreuung und Weltlust suche mit der Seelenangst einer Schiffbrüchigen, die ein schwimmendes Bret ergreift, um sich zu retten aus den Wogen der Verzweiflung und des Wahnsinns.

— Um dann unterzugehen für Zeit und Ewigkeit. O Madeleine, ich beschwöre Dich bei den fünf Wundenmahlen Jesu Christi, der für die Sünden der Welt gestorben ist, halte Dich nicht an irdische Dinge, die so gebrechlich und vergänglich sind, wie der menschliche Leib, sondern trachte nach dem, was droben ist, nicht nach dem, was auf Erden ist.

— Sparen Sie Ihre Predigten, Herr Justizrath, — entgegnete Madeleine nicht ohne Spott und Trotz, — Sie sehen, an mir ist Hopfen und Malz verloren. Ich bin und bleibe ein Weltkind, so lange ich noch jung und schön bin. Bin ich erst einmal alt und lebensmüde, dann möge man versuchen, mich zu bekehren; aber selbst dann werde ich nur von einem wahrhaft frommen und tugendhaften Manne mich über religiöse Angelegenheiten belehren lassen, nie aber einem Pharisäer und Scheinheiligen Rede stehen. Mein Entschluß ist gefaßt. Leben will ich einmal und gut leben; wenn

Sie mich verlassen, so werde ich mir selbst zu helfen suchen, und auf Ihr Haupt komme dann meine Schuld und meine — — Schande . . . . .

Einen Augenlick war der Rechtsconsulent betroffen durch diese entschlossene Sprache, worauf er nicht gerechnet hatte. Sein klarer Verstand erkannte, daß er auf diesem Weg nicht zum Ziel kam.

— Sie haben Recht, Madeleine, — sprach er im veränderten Ton, — Sie sind allerdings noch zu jung und schön, vor Allem aber zu leichtsinnig, um erwarten zu lassen, daß Sie schon reif sind, aus Gewissensdrange der Welt und ihren Freuden zu entsagen. Mich aber möge der Himmel bewahren, daß ich Sie noch tiefer hineinstürzen sollte in den Pfuhl der Sünde, aus dem ich Sie so gern erretten möchte. So möge denn Lebensklugheit und Ueberlegung Sie dahin führen, die Mittel und Wege einzuschlagen, die zugleich Ihr zeitliches Wohl mit Ihrem ewigen dauernd begründen würden.

— Ich verstehe Sie nicht, Herr Justizrath.

— Sehr begreiflich, denn ich habe bis jetzt ein Geheimniß gemacht aus einer glänzenden Zukunft, die Ihnen bevorsteht, wenn Sie noch eine kurze Prüfungszeit bestanden haben werden.

— Wie meinen Sie das?

— Hören Sie mich an ohne Unterbrechung. Ich

werde von diesem Augenblick an als Geschäftsführer in einer großen wichtigen Angelegenheit zu Ihnen reden. Ich referire gleichsam aus den Acten.

Der Justizrath Legulegus setzte sich an den Tisch, nahm einige Papiere aus der Brusttasche seines Ueberziehers und legte sie vor sich; dann sprach er mit der Ruhe eines Referenten.

. . . .

Im Jahre 17 . . ging ein junger Mensch, Namens Johann Julius Schäfer, in die weite Welt. Er hatte die Handlung erlernt, auf einem Comptoir gearbeitet, galt für geschickt, redlich und fleißig, und hatte die besten Zeugnisse von seinem Principal. Sein Vater war ein kleiner Krämer in einer kleinen Stadt. Noch existiren alte Familienbriefe, die der gute Sohn an seine Eltern geschrieben hatte, um ihre Einwilligung zu erlangen, daß er sein Glück in Westindien versuche. Die ängstlichen Eltern in ihrer kleinstädtischen Beschränktheit scheinen ihm stets davon abgerathen zu haben; allein der innere Thatendrang des jungen Mannes ließ sich nicht unterdrücken. Er folgte einer innern Stimme und ging mit einer geringen Summe Geldes, die er erspart hatte, nach Westindien.

Einige Jahre später starben seine Eltern, mit Hinterlassung eines geringen Vermögens, das nun an ihn und seine fünf Schwestern gefallen wäre. Für den Ab=

wesenden wurde ein Curator bestellt und nachdem die gesetzliche Zeit verflossen war, wurde der Verschollene, von dem nicht die geringste Nachricht einlief, für todt erklärt.

Die Schwestern verheiratheten sich sämmtlich an Männer aus verschiedenen Ständen; sie bekamen Kinder, diese wuchsen heran, hatten wieder Kinder und so weiter von einer Generation zur andern, bis in allen den verschiedenen Familien, die natürlich auch verschiedene Namen führten, selbst die leiseste Erinnerung an das Verschwinden eines Uroheims erloschen war. Mehrere dieser Familien lebten in den verschiedensten Verhältnissen in einer Stadt zusammen, ohne sich gegenseitig zu kennen, oder ihre gemeinschaftliche Abstammung und Verwandtschaft auch nur zu ahnen.

Da erhielt ich vor einigen Jahren über Amsterdam diesen Brief aus Batavia.

Er las ihn vor. Der Brief lautete, wie folgt:

— Mein Herr Justizrath!

— Durch Handelsfreunde in Hamburg sind Sie mir als einer der achtbarsten Rechtsconsulenten empfohlen, der im Ruf der unbestechlichsten Rechtlichkeit steht. —

— Sie sehen, Madeleine, — unterbrach sich der Vorleser selbst, — in welchem Rufe und welcher Achtung ich auf beiden Hemisphären stehe. Welcher Advocat hat jemals

schon solchen Ruf gehabt, der gleichsam eine Reise um die Welt gemacht hat?

Mit einem triumphirenden Lächeln sah er Madeleine an, indem er ein Wort des Beifalls zu erwarten schien. Sie aber fragte trocken:

— Nun und was steht weiter in dem Briefe?

— Das ist der Beweggrund, — fuhr er fort zu lesen, — weshalb ich Sie ersuche, eines der wichtigsten, und folgenreichsten Geschäfte zur pflichtmäßigen Besorgung und Begutachtung zu übernehmen.

— Es starb am 3. Nov. d. M. hier mein ehrenwerther Freund Friedrich August Schäfer, Plantagenbesitzer und Handelsherr hierselbst, ohne Leibeserben oder nahe Seitenverwandte, mit Hinterlassung eines Vermögens von circa acht Millionen Dollars.

— Acht Millionen Dollars! rief Madeleine mit Erstaunen.

— Weiter:

— Der genannte Erblasser ist einziger Urenkel des im Jahre 17 . . aus Deutschland ausgewanderten damaligen Handlungsbeflissenen Johann Julius Schäfer. Dieser wurde durch Fleiß und Redlichkeit Associé eines reichen Handelsherrn, heirathete dessen Tochter und kam dadurch in den Besitz eines bedeutenden Stammvermögens, das unter seiner und seiner Nachkommen vom

Glück begünstigten Thätigkeit bis zu der angegebenen Bedeutung sich vermehrte.

— Der Erblasser war ein redlicher, wohlthätiger Mann. Nachdem er die milden Stiftungen von Batavia, wo er lebte, bedacht und seinen 500 Sclaven in seinem Testamente die Freiheit eund twas Land zum fernern Unterhalt zugesichert hatte, erklärte er, daß seine sämmtlichen Besitzungen verkauft und was nach jenen Legaten noch übrig bleiben würde, nach Europa geschickt werden und dem Würdigsten von seinen noch zu ermittelnden Seitenverwandten zufallen sollte. Mich aber, seinen ältesten und treuesten Freund, ernannte er zum Testamentsexecutor.

— In dieser Eigenschaft beauftrage ich Sie daher, wo möglich die Nachkommen der Schwestern seines Urgroßvaters und ihre Lebensverhältnisse zu ermitteln, sowohl durch Edictalcitation als auch durch sonstige Erkundigungen.

— Um diese zu erleichtern, füge ich zugleich Familiennotizen bei, welche, von Generation zu Generation fortgesetzt, auf dem Grund von Handelscorrespondenzen auf die Spur derselben leiten werden.

Ihr ergebener

Jacob van der Baffing.

— Und so ist es mir denn gelungen, — fuhr der Rechtsconsulent fort zu reden, — so ziemlich die ganze ausgebreitete Verwandtschaft jenes Erblassers zu

ermitteln. Sie aber, Madeleine, sind eine der glücklichen Miterbinnen, denn durch Ihre Mutter stammen Sie in gerader Linie von der jüngsten der fünf Schwestern des verschollenen Johann Julius Schäfer ab.

— Wäre es möglich? — ich Miterbin eines Antheils an acht Millionen? — Das klingt ja wie ein Mährchen der Scheherazade.

— Es wird nur auf Sie ankommen, Madeleine, und Sie werden alleinige Besitzerin von dieser ganzen, nicht unbedeutenden Erbschaft werden.

— O wenn ich nur den kleinsten Theil davon hätte, nur so viel, um davon leben zu können, ohne mich wegwerfen zu müssen an Personen, die ich nur hassen und verachten könnte, weil sie mich sittlich zu Grunde richten, oder mich tyrannisiren wollen.

— Reden wir nicht mehr davon. Wo so große Interessen auf dem Spiele stehen, müssen alle kleine Privatleidenschaften schweigen. Die Angelegenheiten aber stehen so: Sie erhalten entweder das Ganze oder — gar nichts!

— Unbegreiflich!

— Hören Sie diese Clausel im Testamente.

Er las:

— Ich will, daß mein ganzes nachbleibendes Vermögen zu guten, das Wohl meiner Mitmenschen fördernden Zwecken verwendet werde, und zwar im Vater=

lande meines Großvaters. Ich will, daß es als ein Fideicommiß, welches ich der leidenden Menschheit weihe, in die Hände eines oder nur weniger meiner entferntern Seitenverwandten gelegt werde, dessen oder deren Lebenswandel und Gesinnung dafür Bürgschaft gewähren, daß sie nicht, um der thörichten Eitelkeit der Welt zu fröhnen, sondern um mit diesen großen Mitteln das Wohl ihrer Mitmenschen zu heben und dauernd zu begründen, in den Besitz so großer Reichthümer kommen würden. Da ich nun keinen Einzigen meiner noch zu ermittelnden Seitenverwandten persönlich kenne, so ernenne ich denjenigen oder diejenigen derselben, welche mein vieljähriger Freund Jacob van der Bassing, Plantagenbesitzer und Handelsherr hierselbst, nach einer mehrjährigen Beobachtung und Prüfung dazu, für den Würdigsten erachten und erklären wird, zu meinem alleinigen Universalerben und zwar mit Ausschließung aller derer, die durch einen lasterhaften oder sittenlosen Lebenswandel, durch unchristliche oder inhumane Gesinnungen sich einer solchen Erbschaft für humane Zwecke unwürdig gemacht haben werden. Auch darüber soll ganz allein und ohne Appellation Herrn Bassing's Meinung entscheiden. Sollte dieser damit zum Testamentsexecutor ernannte Freund, vor der Erledigung seines Auftrages, mit Tode abgehen: so soll derjenige an seine Stelle treten, den er in seinem Testamente oder Codicill damit beauftragen wird.

— Nach diesen Bestimmungen, — fuhr Leguleguss fort, — wird also in Folge einer mehrjährigen Prüfung unter den zahlreichen Seitenverwandten der Tugendhafteste die Erbschaft erhalten.

— Dann habe ich keine Hoffnung, — entgegnete Madeleine mit dem Ausdruck von Reue und Schmerz.

— Wohl haben Sie Hoffnung, Madeleine, mehr als irgend ein Anderer von allen Mitbewerbern, wenn Sie sich nur darnach zu benehmen wissen, das heißt unbedingt sich meiner Leitung unterwerfen.

— Wie wäre das möglich, die Verbrecherin, großer Gott, die Züchtlingin, die jetzt noch ehrlos und verachtet vor der Welt steht?

— Auch gegen solche Bedenken habe ich Trost und Beruhigung. In dieser Hinsicht kommt in Betracht, daß der Testamentsexecutor ausdrücklich schrieb: Lassen Sie sich nicht abschrecken, wenn irgend Einer oder Eine der Mitbewerber etwa aus menschlicher Schwachheit sich einer Sünde oder selbst eines Verbrechens schuldig gemacht hätte. Gott verdammt nicht unbedingt alle diejenigen, die jemals gefallen sind, sondern nur diejenigen, die beharren im Unrecht und darin untergehen. Wer aber bereut und sich bessert, ist oft tugendhafter und redlicher, jedenfalls humaner an Gesinnung, als es Viele von denjenigen sind, die vielleicht nie in Versuchung gerathen waren und nie gegen irgend ein Strafgesetz verstoßen haben.

— Dieser Ansicht, — heißt es weiter in dem Briefe meines Vollmachtgebers, — war der verewigte Erblasser in seiner frommen, ächt christlichen Menschenfreundlichkeit. Und ich bin derselben Meinung. Als ein guter Christ habe ich täglich jeden Abend ein Capitel aus der Bibel gelesen, ohne dadurch zum Frömmler geworden zu sein, aber ich habe manche treffliche Lehre für das Leben daraus genommen und habe mit dem Psalmisten gebetet: „Herr, geh' nicht in's Gericht mit Deinem Knechte, denn vor Dir ist kein Lebendiger gerecht!" Und was lehrt die schöne Parabel vom verlornen Sohn? Ich werde nicht verdammen, was Gott vergeben hat. Aber Du, unser Gott, heißt es in der Schrift, bist freundlich, treu und geduldig und regierest Alles mit Barmherzigkeit. Wenn wir gleich sündigen, sind wir doch Dein und kennen Deine Macht. Daher schlagen Sie den Muth derer nicht nieder, die einst gefallen waren und zerschlagenen Gemüths sind. Ist ihre Reue und Besserung aufrichtig gemeint und nicht um des irdischen Vortheils willen geschehen, so können sie doch noch zu der Erbschaft gelangen, wie schwer auch immer ihre frühere Schuld gewesen sei.

Es ist unbeschreiblich, welchen Eindruck diese milde, versöhnende, so ächt christlich menschenfreundliche Meinung auf das zerrissene Gemüth dieses so tief gesunkenen Mädchens machte. Zum ersten Male in ihrem Leben trat

ihr damit die Möglichkeit vor Augen, den Frieden Gottes und die Achtung der Welt wieder zu gewinnen. In diesem Augenblick war ihr erregbares Gemüth der edelsten Entschließungen fähig. Die Erbschaft selbst hatte für sie in dieser erhöhten Stimmung, in welcher alle Eitelkeiten der Welt von ihr abgefallen waren, nur den Werth, andere Hülfsbedürftige beglücken zu können. Madeleine hatte, wie so Viele, die aus Leichtsinn straucheln und fallen, ein treffliches Herz, sie war mitleidig und menschenfreundlich gegen Arme. Keinen Bettter entließ sie unbeschenkt, und so erklärte sie denn in einer wahrhaft schönen Begeisterung:

— Ja, bei Gott dem Allerbarmer, ich werde ein neues Leben beginnen, ich werde für immer der Sünde entsagen, werde mich daran gewöhnen, über mich selbst nachzudenken, meine Vergangenheit prüfen und schmerzlich bereuen, was ich mir vorzuwerfen habe.

— So ist es recht meine Tochter in Christo, — sprach Legulegus mit priesterlicher Weihe in Erinnerung früherer Zeiten. Sie werden also eine Büßende sein und als solcher geziemt sich für Sie das Gewand und die Lebensweise einer barmherzigen Schwester! geziemt sich beten und psalmiren, Kirchen und Betstunden besuchen, Kranke, Preßhafte pflegen, den Kopf hängen und die Augen niederschlagen.

— Ich meine, — entgegnete sie, — die wahre Reue

und Besserung ist lediglich Sache des Herzens, sie sei möglich im Palaste des Reichen, wie in der Hütte des Armen, im eleganten Boudoir, wie auf dem Betschemel einer Nonne.

— Meine Tochter, es genügt nicht, um die Erbschaft zu erlangen, daß Sie sich im Innern bessern; es muß auch die Welt Ihre Besserung erkennen, und um Ihnen die Erbschaft zuzuwenden, bedarf ich der Zeugnisse Ihres frommen bußfertigen Wandels; und deshalb habe ich Sie bei einem hiesigen wohlthätigen Frauenverein angemeldet, daß dieser Sie als Büßende, in ihren Magdalenen-Verein für die Besserung sittlich versunkener Mädchen aufnehme. Deshalb allein ist die verlangte Kleidung und die einfache ärmliche Umgebung nothwendig, damit die frommen Frauen und die Priester, die Sie mit ihrem christlichen Zuspruch besuchen werden erkenne, daß Sie alle Freuden der Welt von sich abgethan haben; und darum müssen Sie Kirchen, Betstunden und Hospitäler besuchen und das Buch der Bücher auf Ihrem Pult stets aufgeschlagen liegen haben, darum den Kopf hängen lassen, seufzen und beten und die Augen verdrehen, damit man Sie als eine bußfertige Sünderin preise und rühme, und solches bezeuge.

Madeleine war bei dieser Rede todtenblaß geworden.

— Also darum, — sprach sie, — soll ich Reue und

Besserung zur Schau tragen, um mir damit Ansprüche auf die Erbschaft zu erschleichen, deren ich im Innern mich nicht würdig fühlen kann?

— Darauf kommt in dieser Angelegenheit nichts an, liebe Tochter. Im Innern können Sie glauben und denken, was Sie wollen, im Geheim Ihren weltlichen Neigungen nachhängen, wenn nur der äußere Schein einer frommen Werkheiligkeit für Sie spricht.

— Aber das wäre ja eine ganz ungeheuere Heuchelei, zu der ich mich nie entschließen werde.

— Bedenken Sie noch Eins, Madeleine, ehe Sie mich durch Ihren kindischen Eigensinn zu Maßregeln zwingen, die, einmal ausgesprochen, Sie unwiderruflich und unbedingt zur Sclavin meines Willens machen werden.

— Ha, was ist das? was kann das sein? Ich verlache Ihre Drohung. Es hängt ja nur von mir ab und ich bin frei von Ihrer Tyrannei.

— Lachen Sie nicht zu früh, Madeleine. Vernehmen Sie noch zuvor ein Wort der Versöhnung. Es ist das Letzte, womit ich appellire an Ihre eigene Vernunft. Wer die Zwecke will, der muß auch die Mittel wollen, die dahin führen. Sie wünschen ein glänzendes, vornehmes Leben? wohlan, Sie werden es haben. Es kommt ja im Grunde nur darauf an, daß Sie ein oder zwei Jahre lang die Rolle einer Büßenden auf einer Maskerade übernehmen.

— Auf einer Maskerade? aber warum sagten Sie das nicht gleich und ich habe mich so geängstigt.

— So meine ich es nicht. Ich habe Ihnen nicht ohne Absicht die Mittel gegeben, bis jetzt alle Annehmlichkeiten eines reichen und vornehmen Lebens, wie Sie es früher gewohnt waren, wieder lieb zu gewinnen. Aber Eins mußten Sie fühlen, daß Ihnen das wesentliche Erforderniß fehlte, um im Weltleben glücklich zu sein, die Ehre und die Anerkennung der Welt.

— Ja, das ist wahr, — seufzte Madeleine.

— Und gerade darum, — fuhr der Rechtsconsulent fort, — habe ich mit voller Besonnenheit Ihnen die Contraste glänzender, reicher Umgebungen und der Infamie in den Augen der Welt so nahe gerückt, daß in Ihnen der Wunsch aufsteigen sollte, nicht allein reich zu sein, sondern auch geachtet und geehrt.

— Diese grausame Absicht haben Sie erreicht.

— Nicht grausam, sondern menschenfreundlich, wenn ich das Heilmittel Ihnen biete.

— Und dieses wäre?

— Wie ich schon oft gesagt habe —

— Heuchelei?

— Eine kurze vorübergehende Verstellung, und Sie werden unermeßliche Reichthümer erhalten und — damit

Sie, nach Wiederherstellung Ihres Rufs, auch eine geehrte und geachtete Stellung in der Gesellschaft gewinnen, müssen Sie heirathen.

— Einen Mann meiner Wahl?

— Sofern Ihre Wahl vernünftig genug auf einen Mann fällt, der selbst schon in der Welt seine geachtete Stellung gesichert hat; denn Frauen haben keine andere Stellung im socialen Leben als die ihres Gatten.

— Wer selbst hoch steht in der öffentlichen Achtung, wird keiner Gefallenen seine Hand bieten.

— Gewiß; denn er hebt die Gefallene zu sich empor. Sein Ruf reinigt den Ihrigen.

— Nun, und die weitern Bedingungen?

— Es wird ein ältlicher Mann sein, damit die Verbindung nur eine formelle bleibe. Die Ehe wird dann kinderlos bleiben. Beide Ehegatten werden einen gegenseitigen Erbvertrag machen, der einseitig nicht wieder aufgehoben werden kann. Sie werden sich darin Einer den Andern zum Erben einsetzen. So lange sie leben oder Einer derselben, werden sie in allen Genüssen des Reichthums schwelgen können, so viel sie dazu Neigung haben; doch wenn die Frau die Ueberlebende ist, so wird sie sich einer Curatel unterwerfen müssen, damit nach dem Tode des Letzten von Beiden der Capitalstamm unverkürzt einer frommen christlichen Gesellschaft als Fidei-

commiß für ewige Zeiten überwiesen werden kann, Alles zum Heil der Menschheit und zur größern Ehre Gottes.

— Darf man nicht erfahren, — sprach Madeleine mit bitterer Ironie, wer diesen Plan so schlau und klug zugleich für sich selbst wie zu Gunsten der Jesuiten, denen er angehört, ausgeheckt hat?

Der Justizrath erstaunte, sie in Hinsicht dieses Ordens unterrichtet zu sehen, da er nie mit ihr darüber gesprochen hatte. Doch bald faßte er sich und entgegnete:

— Die Gesellschaft Jesu ist allerdings eine solche achtbare, vielfältig verläumdete Gesellschaft; da sie aber noch zur Zeit im hiesigen Lande nicht geduldet ist, so würde das Vermächtniß auf den Namen eines in Freiburg wohnenden Freundes von mir übertragen werden müssen. Der Mann aber, der auf beiden Hemisphären einen geachteten Namen führt, der Ihnen aus reiner Menschenfreundlichkeit die Hand zum Ehebunde bieten wird, das ist derselbe, ohne dessen Hülfe Sie nie weder jene Erbschaft, noch die Wiederherstellung Ihrer Ehre erlangen würden — dieser Menschenfreund bin ich.

Damit wollte er ihr die Hand reichen, doch mit einem Aufschrei stieß sie ihn von sich.

— Hebe dich weg von mir, Satanas, — schrie sie, — und berühre mich nicht. Lieber betteln vor den Thüren, als die Gattin eines solchen hinterlistigen Heuchlers werden!

— Es wird aber die einzige Bedingung sein, — unterbrach sie Legulegus mit unerschütterlicher Ruhe, doch nicht ohne Betroffenheit über ihre unbeugsame Halsstarrigkeit.

— Meine Freiheit um jeden Preis, — schrie Madeleine, indem sie rasend aufsprang und anfing, alle Kostbarkeiten um sich her zu zertrümmern; — so will ich denn selbst zuerst diese Geschenke Ihrer schlau berechneten Freigebigkeit vernichten — und damit warf sie ihm eine kostbare Tasse vor die Füße — und augenblicklich heben Sie sich fort von hier oder ich zerschlage Sie, wie diesen Spiegel.

Die Größe des Werths und der Anblick ihres eigenen zürnenden Bildes, das sie im Spiegel sah, schienen jedoch ihre Wuth zu entwaffnen. Einen Augenblick stand sie zögernd da, dann warf sie sich laut weinend auf das Sopha.

Mit kluger Berechnung überließ Legulegus die Unglückliche einige Minuten hindurch ihrem eigenen Nachdenken. Madeleine, als ihr Jähzorn sich legte, erkannte, daß sie zu weit gegangen war und in der Hoffnung, durch scheinbare Nachgiebigkeit noch Manches von dem zu erschmeicheln, was er ihr früher so freigebig verwilligt hatte, bat sie mit weicher bebender Stimme um Vergebung, zugleich aber auch erklärte sie nochmals, daß sie

nie und unter keinen Umständen darein willigen würde, die Büßende zu heucheln oder sich ihm zu vermählen.

— Warum auch, — schloß sie, — sollte ich mich in dieses Sclavenjoch fügen, da es nur von mir abhängt, frei zu sein von dem Zwange, den Ihre Tyrannei mir auferlegen will.

— Im Gegentheil, — entgegnete er mit frostiger Kaltblütigkeit, — wird es nur von mir abhängen, schöne Madeleine, Sie in ewige Kerkernacht oder gar auf das Schaffot zu bringen.

— Sind Sie wahnsinnig? — schrie sie auf.

— Im Gegentheil, ich bin klüger und umsichtiger gewesen, als Sie es sich denken mögen. Sie werden sich aus der Verlesung Ihres Urthels erinnern, daß Sie bei dem dringenden Verdacht des Kindermordes . . .

— Bei Gott, ich war unschuldig — meine Unerfahrenheit — meine Furcht vor Schande . . . . .

— Das ist die alte Litanei, wir kennen das; indeß bitte ich, mich aufmerksam anzuhören. Es betrifft Ihr eigenes Wohl und Weh; ich würde darüber kein Wort geäußert haben, hätten Sie mich nicht durch Ihren wahrhaft unverständigen Eigensinn gezwungen, von dem letzten Mittel Gebrauch zu machen, das in meinen Händen liegt, um Sie zu Ihrem eigenen Wohl zu zwingen, in meine Pläne einzugehen.

— Sie sind grausam!

— Sagen Sie menschenfreundlich! In den Acten liegen alle Beweise eines gewaltsamen Todes Ihres Kindes vor. Der Hauptbeweis bestand in einem Protocolle und gerichtsärztlichen Gutachten, welches ich als Ihr Defensor, bei der mir gewährten Acteneinsicht Gelegenheit hatte, von den Acten heimlich zu entfernen. Das war freilich pflichtwidrig gehandelt von mir; aber es geschah aus reiner Menschenliebe, um Sie zu retten. Und Sie sind gerettet; denn dieser nun fehlende Beweis konnte auf keine Weise wieder rechtsgültig ersetzt werden, weil sowohl der Gerichtsarzt, wie der Protocollführer seitdem, während der mehrjährigen Dauer der Untersuchung, gestorben waren. Da also das Corpus delicti unerwiesen blieb, mußten Sie in Hinsicht der peinlichen Hauptanklage von der Instanz entbunden werden. Nur wegen Verdacht kamen Sie mit einer gelinden Strafe davon.

— Die auch schon schrecklich genug war. O Gott, o Gott! —

— Aber noch nichts gegen lebenslängliche einsame Kerkerhaft, was mindestens Ihr Loos gewesen wäre, hätte dieses Protocoll noch bei den Acten gelegen, während der Richter das Urtheil verfaßte.

— Ich bin Ihnen dankbar dafür, wie ungerecht auch eine solche Verdammung gewesen sein würde.

— Sehen Sie, — Madeleine hier ist das Protocoll nebst Gutachten, welches das Todesloos oder ewige

Kerkerhaft für Sie enthält; ich habe es sorgfältig aufbewahrt.

Damit hielt er ihr einige Bogen vergelbter Schriften vor Augen, bei deren Anblick ihr, wie man sagt, der Tod über's Grab lief, so grieselte ihr die Haut.

Es war ein entsetzlicher Zustand, worin sie sich befand, sie erkannte die gräßliche Gefahr und zweifelte nicht an seiner Bosheit.

— Sie werden doch nicht Mißbrauch damit machen, Herr Justizrath? — preßte sie mit einer vor Angst fast versagenden Stimme heraus.

— Wenn ich, — entgegnete er mit einer an sich schon Grausen erweckenden Strenge und Kälte, — dieses Protocoll mit einer Entschuldigung, daß es unter meinen Papieren verlegt gewesen sei, dem Criminalgericht übergebe, so werden keine zwei Stunden vergehen und Sie, Madeleine, sitzen wieder im einsamsten, halbdunkeln, mit Eisen vergitterten Kerker, der sich Ihnen nie wieder öffnen wird, als entweder um Ihre Leiche herauszuschaffen oder Sie auf das Schaffot zu führen.

— Ha gräßlich — gräßlich! —

— Und die Anwendung des Pennsylvanischen Abschließungssystems, — fuhr er mit grausamer Schadenfreude fort, um ihre Qualen zu verlängern, — wird die Strafe einer lebenslänglichen Kerkerhaft noch erschweren. In einer kleinen Zelle, mit geweißten Wänden, wird Ihnen

ein vor dem acht Fuß vom Boden befindlichen kleinen Fenster angebrachter Schalter den Anblick der Erde mit ihren Freuden gänzlich entziehen. Sie werden selbst vom Himmel, zu dem Sie in stündlicher Todesangst beten, nur ein drei Finger breites Streifchen sehen. Keines Menschen Antlitz werden Sie zu sehen bekommen, als höchstens das eines finstern schweigsamen Wärters. Das Essen und jedes Bedürfniß wird Ihnen durch eine eiserne Drehscheibe zugeschoben werden. Alle zwei Tage werden Sie eine halbe Stunde lang ganz allein spazieren gehen können im tiefen Sande eines kleinen und schmalen Hofraumes, der von zwanzig Fuß hohen, glatten Mauern umgeben ist; selbst den Prediger und die Gemeinde (Ihre Mitgefangenen) werden Sie nicht sehen, während Sie den Prediger hören durch ein, mit einem Tuche verhangenes, Schallloch Ihrer Kerkerthür; übrigens versteht es sich von selbst, daß man Ihnen die Haare abscheert, eine baumwollene Mütze aufsetzt, eine halb graue, halb gelbe Züchtlingskleidung anzieht und Sie mit verbundenen Augen schweigend dahin führt, wo Sie nichts hören, als das Klirren von Schlössern und Riegeln? Sie werden kein Licht, keine Lectüre, keine Schreibmaterialien, keine Nachricht aus der Welt erhalten. Selbst Ihr Name wird verschwinden; denn Sie werden nur die Nummer Ihres Kerkers, statt des Namens, führen. — Das sind die Annehmlichkeiten der Humanität, welche die neuesten

Ergebnisse der Civilisation einem Strafgefangenen darbieten.

— Und das, Madeleine, – – schloß er, — wird ganz bestimmt auch Ihr Loos werden, wenn Sie sich nicht entschließen, unter viel mildern Umständen eine Büßende zu werden. Indem ich Sie leiblich rettete, habe ich gegen Gott die Verpflichtung übernommen, auch Ihr Seelenheil zu retten. Nun wählen Sie selbst, entweder im ewigen Kerker, ohne Hoffnung auf Erlösung als durch den Tod, oder in der Freiheit unter geistlichem und menschenfreundlichem Zuspruch, nur auf zwei Jahre höchstens, worauf Reichthum und glänzende Weltlust Ihr Loos sein wird.

— Wählen Sie, morgen bis 9 Uhr erwarte ich Ihre Entscheidung, und um 10 Uhr gehe ich auf's Gericht.

Madeleine hatte jedes seiner Worte wie zweischneidige Dolchstiche empfangen.

Sie hatte keine Antwort dagegen und war unfähig, einen Entschluß zu fassen.

Kaum vernahm sie noch sein letztes Wort, so sank sie ohnmächtig zurück gegen die Rücklehne des Sopha.

Tu l'as voulu Dandin, — sprach er höhnend, indem er sich erhob und die Niederlage betrachtete, die er angerichtet hatte. — Gelindere Mittel wollen bei ihr nicht

anschlagen. Die Erbschaft aber soll und muß um jeden Preis gewonnen werden.

— Ich meine, — schloß er, indem er sich an seinem Krückstock zurückzog, — die büßende Magdalena, ist fertig. —

Ende des ersten Bandes.

Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Die
Erbschaft aus Batavia.

Volksroman

von

H. E. R. Belani.

Zweiter Theil.

Leipzig,
Verlag von C. L. Fritzsche.
1846.



16.

Schwudders Abendsegen.

— Hier bringe ich Euch den Abendsegen, — sprach die große elephantenförmige, schwammige Menschenfigur, die uns bereits bekannt ist als der geheime Forst- und Domainen-Cassenrendant Schwudder.

Es war so eben 10 Uhr, an demselben Abend, an welchem wir ihn schon in zwei ganz verschiedenen Functionen, als Stammgast in der baierischen Bierstube und als Secretair eines wohlthätigen Frauenvereins im Ministerhotel, kennen gelernt haben.

Wo er jetzt eintrat, schien er in der letztgedachten Eigenschaft die Pflichten eines barmherzigen Samariters üben zu wollen, denn hier herrschte in der That unbeschreiblich viel Misère.

Auf einem ärmlichen Bette, in halb sitzender Stellung, lag ein schönes blasses, junges Weib, das einen Säugling an der Brust liegen hatte und nährte.

—Da kommt der Vater, Mimi,—sagte sie zu einem etwa fünfjährigen kleinen Mädchen, das mit ihr in demselben dürftigen Bette zu ihren Füßen schlief und aufgewacht war. Das eben so blasse Kind hatte die großen blauen, tiefliegenden Augen seiner Mutter, womit sie den eintretenden Mann, dessen Kopf bis fast an die Balken der niedrigen Zimmerdecke stieß, halb freundlich, halb schüchtern anblickte.

Da in einer alten Wiege lag noch ein kleines Wesen, und auf einem halb zerbrochenen Schlafsopha, mit zerrissenen Ueberzügen, sah man noch zwei Kinder von verschiedenem Alter liegen, die jedoch nur mit Kleidungsstücken und einer schadhaften Wolldecke zugedeckt waren; aber es waren hübsche feine Gesichterchen, welche der gesunde Schlaf in diesem Augenblick geröthet hatte.

Und wenn man einen Blick umherwarf, so sah man wohl an den Wänden einige Kupferstiche mit vergoldeten Rahmen, Spuren ehemaligen Wohlstandes, sonst aber Alles ärmlich, verweset und Mangel am Nöthigsten.

Das war die arme Wöchnerin, Wittwe Juliane Liebreich, die im 4ten Stock, eigentlich unter dem Dache des Hauses Nr. 16. in der St. Thomasstraße wohnte.

Mit dem Wittwentitel der feinen blassen Frau hatte es seine eigene Bewandtniß, wie in großen Städten wohl öfter vorkommen mag. Sie war in einer kleinen Landstadt geboren, eine arme hülflose Waise, die Tochter ei-

ner Französin, die als Putzmacherin dort ein nothdürftiges Unterkommen gefunden hatte; man sah es dem feinen und zart gebauten jungen Mädchen, mit den blassen, interessanten Gesichtszügen wohl an, daß sie durch ihre gebildete Mutter eine feinere Erziehung, über ihren Stand hinaus, genossen hatte; aber eben deshalb konnte sie in der kleinen Landstadt, wo nur Ackerbau betrieben wurde, kein Unterkommen finden, und da der ganze geringe Nachlaß ihrer verstorbenen Mutter in Begräbniß- und Gerichtskosten aufgegangen war, so war der ihr bestellte Vormund in nicht geringer Verlegenheit, wie er das feine Kind, das viel zu schwach war für ländliche Hausarbeiten, unterbringen sollte.

Da nahm sich eine ehrbare Matrone des hülflosen Kindes an und schrieb in die Residenz an ihren Neffen, den geheimen Ober- Forst- und Domainen-Rendant Schwudder, ob er nicht diesem, ihrem jungen Schützlinge ein Unterkommen in einem guten ehrbaren Hause verschaffen könne, wo sie vielleicht als Bonne bei Kindern gute Dienste leisten würde; vor Allem aber sei gute und schonende Behandlung einem großen Lohn vorzuziehen, auch müsse die Tugend und Unschuld dieser armen Waise heilig gehalten werden.

Da sprach Schwudder mit seiner Frau, und weil es damals viel Kinder im Hause gab und von Lohn kaum die Rede war, so wurde beschlossen, die arme kleine Ju-

liane als Kindermädchen aufzunehmen in Schwudder's Hause.

Das arme Wesen hatte dort schwere und schlimme Tage; aber mit himmlischer Geduld und demüthiger Ergebung ertrug sie Alles, was man ihr aufbürdete. In einer so abhängigen, gedrückten Lage wuchs sie heran und wurde schlank und schön. Aber nie in ihrem verkümmerten Leben hatte sie die Kraft und Selbstständigkeit erlangen können, um nur das Geringste ihrer Herrschaft, die sie noch dazu für ihre Wohlthäter hielt, abzuschlagen; und so war es denn gekommen, daß sie, aus lauter Respect und Schwachheit im Widerstreben der Verführung des ruchlosen Mannes erlag, der es übernommen hatte, der Beschützer ihrer unerfahrenen Jugend und der Wächter ihrer Unschuld zu sein.

Und als sich die Folgen seiner verbrecherischen Neigung nicht mehr verbergen ließen, da jagte die Madame sie aus dem Hause und machte von ihrem Zustande der Polizei Anzeige; Schwudder aber vermittelte für einige Zeit ein Unterkommen für die Verführte bei einer Frau, die mit solcher Gelegenheitmacherei Geschäfte trieb, und die Polizei war zufrieden gestellt.

Dann aber war Madame Schwudder dahinter gekommen, daß ihr Mann dorthin seine heimlichen Gänge machte, und sie bestürmte mit Bitten und Thränen so lange

den Polizeidirector, bis dieser die Ausweisung der Fremden aus der Stadt befahl.

Aber Schwudder wußte Rath dagegen. Ein dem Trunk ergebener Stubenmaler erhielt ein Stück Geld und ließ sich mit der Verführten trauen, ohne ihr freilich nahe kommen zu dürfen. Dadurch erhielt Julie das Domicil ihres Mannes und durfte nicht mehr fortgewiesen werden. Der liederliche Patron aber stürzte in der Trunkenheit von einem Baugerüste herunter und brach den Hals.

So hatte Julie mit seinem Namen Liebreich den Frauentitel erhalten, obgleich sie nie die Gattin des Vaters ihrer fünf Kinder, die sie nach und nach als Wittwe gebar, gewesen war.

Juliane war eine jener zarten, schwachen Naturen, die, einmal gefallen, sich nie wieder erheben, und daher aus einem Fehltritt in den andern sinken. Obwohl sie mehr als genügend Grund gehabt hätte, ihren Verführer zu hassen und zu meiden, so war es doch vielleicht gerade ein Zug von Weiblichkeit an ihr, der in gesetzlicher Verbindung so schön und beglückend gewesen wäre, daß sie mit der zärtlichsten Liebe, Hingebung und Treue an dem unwürdigen Vater ihrer Kinder hing.

Obgleich ihr der gewissenlose, überall in Schulden stekkende Mann nur einen höchst nothdürftigen, unregelmäßigen Unterhalt gab, so war doch die genügsame Ge-

fallene immer zufrieden und immer ergeben. Sie darbte es sich lieber vom Munde ab, um nur ihre armen Kleinen nicht Noth leiden zu lassen, und belästigte ihren Freund, den Vater ihrer Kinder, niemals mit klagenden Vorwürfen.

Und Schwudder selbst, der aus eigner Schuld eine höchst unglückliche Ehe führte und in seinem Hause ein so liebloser Familienvater war, schien hier erst, gleichsam als Erholung von seinen täglichen Biergelagen, wieder menschliche, warme Familienfreuden zu empfinden. Er war ein liebevoller Vater in diesem Kreise und die kleinen Sprößlinge seiner ungesetzlichen Liebe entzückten ihn durch ihre kindischen Liebkosungen.

. . . .

Es ist entsetzlich, daß dergleichen nur vorkommen kann im Leben, und doch ist diese ganze Scene, das ganze Verhältniß, wahr aus dem Leben gegriffen. Man erlaube uns eine Betrachtung, die sich dem Menschenfreunde hierbei aufdringt.

Was soll, was kann die Gesetzgebung, was die Gesellschaft oder die Kirche dagegen thun?

Es fehlt nicht an Gesetzen gegen das Concubinat; aber sie werden nicht vollzogen. Es giebt Gesetze gegen den Ehebruch; aber sie sind veraltet und außer Gebrauch gekommen.

Gegen Arme wendet man das Verbot des Concubi-

nats nicht an, weil man es nicht der Mühe werth hält, sich um ihr Privatleben zu bekümmern; auch wohl mit aus Gründen der Armenpflege, denn sobald man die Concubine mit ihren Kindern von ihrem Ernährer trennt, so verfällt sie der Armencasse, während jetzt Beide gemeinschaftlich sich durchbringen, indem sie auf Tagelohn arbeiten.

Bei Reichen und Angesehenen aber drückt man ein Auge zu, um nicht — Scandal zu machen.

Und Beamte in solchen Verhältnissen, wenn sie nur übrigens tüchtig, oder höhern Orts protegirt sind, werden so lange geschont wie möglich, höchstens verwarnt, wenn dadurch ein öffentliches Aergerniß entsteht.

Die Polizei wagt eben so wenig in solchen Fällen durchzugreifen. Die Polizei wagt Alles, wo es gilt, politische Bedenken zu beseitigen, aber nichts, wo es sich darum handelt, in das Privatleben einzugreifen, und wir wissen nicht, ob es nicht besser sei, in diesem Falle zu wenig die bürgerliche Freiheit zu beschränken, als zu viel; denn nichts ist verabscheuungswürdiger, als das Eindringen irgend einer Staatsgewalt in das Innerste des Familienlebens.

Und dennoch . . . .

Die Polizei kennt ein Verbot, wonach unverehelichte Frauenzimmer nicht allein wohnen dürfen; aber wie leicht läßt sich das umgehen? und dann, sind sie einmal da,

haben sie Kinder, was soll daraus werden? Sind sie aus einer andern Gemeinde, sollen sie fortgeschickt werden? sollen die armen hülflosen Kinder der Sünde ihres Ernährers beraubt werden?

Ach, es ist dabei so viel zu bedenken! Der Moralist fordert Strenge, der Menschenfreund Milde, die Behörden haben Rücksichten zu nehmen, die Gesetzgebung ist unzulänglich!

In der That, wir wüßten kaum einen andern Rath dagegen, als einen Sittenrath, doch nur für diesen besondern Fall der Ausrottung des Concubinats.

Es ist nur eine Idee, die wir zur beliebigen Prüfung hinstellen, deren Bedenklichkeit jedoch in besorgten Ueberschreitungen liegt, wenn wir eine solche Sittenüberwachung empfehlen möchten.

Wie, wenn der Staat in jeder bedeutenden Stadt eine Commission niedersetzte, die aus verständigen humanen Männern: einem städtischen Beamten, einem Polizeibeamten und einem Geistlichen bestehen müßte. Diese hätten dann jeden einzelnen Fall zur Untersuchung zu ziehen, und dann den Umständen nach entweder die Trennung solcher ungesetzlichen Verhältnisse, oder die Legitimation durch die Ehe zu vermitteln, überall aber, bei würdevollem Ernst, Härte und öffentliches Aergerniß zu vermeiden.

Man würde alsdann erkennen, daß jeder Fall ein anderer ist und anders behandelt werden will.

Hier ist es eine für beide Theile unglückliche Ehe, die doch keinen Segen bringt, welche der kirchlichen Weihe des ungesetzlichen Verhältnisses entgegensteht; nun wohl, man erleichtere für solche Fälle die Ehescheidung, und die gesetzliche Verbindung der im Concubinate Lebenden. Man macht drei Unglückliche, weniger.

Dort sind es die Stolgebühren der Geistlichen für die Trauung, welche die von Nahrungssorgen bedrängte, im Concubinat lebende Familie aufzuwenden sich scheuet; nun gut, man ertheile ihnen den Segen der Kirche umsonst, und man wird Unsegen in Segen verwandeln.

Hier ist es eine Fremde, noch kinderlose Person, die von einem reichen Sünder unterhalten wird; man schicke sie fort ohne Nachsicht auf den Grund der Heimathsgesetze, und nehme keine Bürgschaft an für ihre Subsistenz, keine Protection für ihren Schutz.

Und hat eine solche Fremde Kinder eines wohlhabenden Mannes, so vermittele man ihnen Alimente, die für den Fall der Trennung nicht versagt werden können.

In andern Fällen wird schon eine Ermahnung, die Furcht vor Schande helfen.

Kurz, eine so zusammengesetzte humane Behörde, die nöthigen Falls auch Kraft und Strenge anzuwenden ermächtigt sein muß, könnte in vielen Fällen Wunder

wirken, um die Gesittung von einem ihrer schwersten Gebrechen zu heilen.

Die wahre Sittenreinigung aber liegt viel tiefer, sie müßte von der Gesellschaft selbst ausgehen.

Wo es noch für Schande gilt, im Concubinat zu leben, wie in kleinen Städten und in den Mittelständen, wird sich ein solches Verhältniß weniger finden, als in Residenzen und Hauptstädten, wo man darüber viel nachsichtiger urtheilt, und sich weniger um das Privatleben seiner Mitbürger bekümmert, wo ihre Fehltritte leichter der öffentlichen Aufmerksamkeit entgehen.

Da muß denn darauf hingewirkt werden, daß allgemein die Achtung vor der Sittlichkeit sich erhöhe, und die Unsittlichkeit zum Abscheu werde. Und das geschieht durch gutes Beispiel von oben, und dadurch, daß die Schulen wie die Kirche, anstatt Werkheiligkeit durch Beten und unverstandenes Bibellesen zu fördern, einen Religionsunterricht ertheilen, der Sittlichkeit und Glauben mit einander in Einklang bringt, etwa in der Weise, wie es in Zschocke's trefflichen "Stunden der Andacht" geschehen ist.

Dieses treffliche Buch, das beste Volksbuch, das jemals geschrieben worden ist zur Förderung einer sittlichen und religiösen Veredlung der Menschheit; ein Buch, das jedem Herzen, in jeder Lage und Bedrängniß des Lebens der wärmste, treueste und reinste Beichtvater sein

könnte, sollte in den Schulen, wie von der Kanzel Allen empfohlen werden, denen das Heil ihrer Seelen am Herzen liegt; statt dessen wird Bibellesen befördert, das ohne erklärende Leitung, Unklarheit und religiöse Schwärmerei verbreitet. Es sollten Vereine sich bilden, jenes herrliche Buch im Volke unentgeltlich zu verbreiten; diese würden mehr Gutes wirken, als alle Bibel- und Missions-Gesellschaften der Welt.

Vor Allem aber sollte jede mystische und pietistische Richtung ausgerottet werden, jener starre römische Papismus, wodurch nur Scheinheiligkeit und Aberglauben verbreitet wird, während jede unsittliche Neigung im Stillen dadurch ihren Vorschub findet, daß in den Gemüthern die Idee sich festsetzt: nicht Besserung des Lebenswandels sei nöthig, sondern der Glaube allein mache selig, und Beten und gute Werke, Almosen und Gaben an Kirchen und milde Stiftungen genügen, um Sündenvergebung zu erlangen.

Wahrlich die Verkehrtheiten im kirchlichen Leben, in pietistischer Werkheiligkeit und ein, das Herz und die Sittlichkeit über der Verstandesbildung, versäumender Schulunterricht tragen viele Schuld mit vom Versinken des sittlichen Elements in unserm Volksleben.

Aber auch andere Ursachen wirken mit, und wahrlich, ehe nicht das gesammte Volksleben wieder eine hö-

here sittliche Richtung nimmt, wird es vergebens sein, gegen einzelne Erscheinungen der Unsittlichkeit anzukämpfen.

Und doch sollte man den Kampf nicht scheuen, und würden auch nur einige solcher, alle Bande der Familie und damit die erste Grundlage des Staats zerstörenden unsittlichen Verhältnisse beseitigt werden, es wäre schon großer Gewinn.

Ehe wir diese Reflexionen schließen, müssen wir noch einmal zurückkommen auf eine Verkehrtheit der Mittel, Unsittlichkeit auszurotten durch geistliche Strenge und Intoleranz, wie sie in der neuesten Zeit an's Licht getreten ist, aber gerade das Gegentheil von dem bewirkt, was sie veranlaßte.

In Berlin giebt es einen evangelischen Prediger . . . wozu Namen nennen? die Zeitungen verkündigen ihn ja, der es sich zur Gewissensaufgabe gemacht hat, solche Ehen nicht einzusegnen, die seiner Meinung nach auf einem unsittlichen Princip beruhen; deshalb keine Ehe einer geschiedenen Person, auch keine Ehe einer Gefallenen, oder von, im Concubinat lebenden Personen.

Andere Geistliche, die im Gerüchte der Frömmigkeit ihre Größe suchen, die Hengstenberg und die evangelische Kirchenzeitung als ihren Papst betrachten, folgen diesem Beispiel.

Eine Allerhöchste Cabinetsordre will dem Gewissen solcher Geistlichen keinen Zwang anthun, und gestattet

in solchen Fällen andern Predigern, Ehen dieser Art ein-zusegnen. Wie aber, wenn nun auch diese andern Geist-lichen sich daran stoßen, indem sie nicht minder fromm, als der versagende Priester erscheinen wollen; oder wenn sie es wider ihr Gewissen halten, in einer fremden Diö-cese eine kirchliche Handlung vorzunehmen, welche der Pfarrer derselben für unsittlich hält?

Was würde alsdann die Folge sein von dieser Ent-bindung des vom Staate angestellten Geistlichen von den bürgerlichen Pflichten seines Amtes, in Vollziehung der Gesetze?

Es würden Personen unverehelicht bleiben müssen, die gesetzlich das Recht haben, sich zu verehelichen, oder sie würden subjective Ehehindernisse im Gewissen eines Geistlichen, der doch auch Staatsdiener ist, finden, wo das Gesetz keine anerkennt.

Ja noch mehr, sie würden im Concubinat leben, und der Unsittlichkeit anheimfallen, weil der Wächter der Sitte, der Geistliche, es gegen sein Gewissen hält, das unsittliche Verhältniß in ein sittliches zu verwandeln.

Es würde das Concubinat, eine Verletzung der Ge-setze, fortbestehen, weil der Staat seine Diener von der beschworenen Verpflichtung, ihr Amt gesetzlich zu er-füllen, in dieser Hinsicht dispensirt hat.

Fern sei es von uns, das edle Motiv der Gewis-sensfreiheit einem Tadel zu unterwerfen, im Gegentheil

ist es Preußens Aegide für die freie geistige Entwickelung seiner intelligenten Nation; es ist diese so vielfach gesetzlich ausgesprochene Gewissensfreiheit auch der Schutz und Hort für die neueren Bewegungen der Deutsch-Katholiken und der Lichtfreunde auf religiösem Gebiet, und dieses Princip wird und muß endlich in seiner Consequenz auch diese Bewegungen zur Anerkennung führen.

Aber wie will man am Ende herauskommen aus jenen Wirren, in Beziehung auf die mit den Gesetzen in Widerstreit gerathende, die Unsittlichkeit und gesetzwidrige Zustände fördernde, subjective Versagung der Einsegnung von mißfälligen Ehen?

Wie anders, als daß man (wie in den Rhein-Provinzen) streng sondert, das kirchliche Element der Ehe von dem bürgerlichen und contractlichen und auch in den altpreußischen Landen die Civilehen, welche vor einem bürgerlichen Beamten contractlich geschlossen werden, einführt? Dann möge immerhin der Geistliche, seinem Gewissen folgend, die kirchliche Einsegnung versagen, so werden doch die Gesetze nicht dadurch verletzt und wird die Sittlichkeit nicht durch Frömmelei gefährdet.

Doch es wird Zeit sein, zu unserer Erzählung zurückzukehren.

. . . .

Bei den Worten: — Hier bringe ich den Abendsegen,

stellte und legte Vater Schwudder zweierlei Gegenstände auf den Tisch, die von ganz verschiedener Art waren.

Und doch könnte man darin ähnliche Beziehungen finden wollen. Beides sollte Nahrung geben, das Eine für den Leib, das Andere für die Seele. Jenes war ein Gericht Bierfische, dieses eine Bibel.

— Sieh, meine liebe Julie, was ich hier habe, — sprach er, schon etwas angetrunken und mit schwerer Zunge, hier bringe ich Dir ein Gericht Bierfische, köstlichen Karpfen, auf Seele und Seligkeit; Madame Wollig weiß dergleichen magnific zu bereiten, Du wirst Hunger haben mit den Kindern. Leider habe ich es noch nicht machen können, Dir Dein Monatsgeld zu geben, aber ich habe Credit bei Wolligs, prächtige Leute, auf Ehre.

Dabei rückte er geschäftig den kleinen, roh gezimmerten Tisch vor das Bett der Wöchnerin, zog aus der Schublade halb zerbrochene Messer und Gabeln und legte ein Paar Milchbrödchen dazu; dann nahm er der Mutter das noch ganz kleine Wesen ab, küßte es mit unverkennbarer Vaterliebe und legte es in die Wiege; die Kleine wurde wach; Mutter Juliane machte die zartesten und von Gräten ziemlich freien Weichtheile vom Fische los, und nachdem sie sorgfältig jedes Fäserchen daraus entfernt hatte, gab sie einem Kinde nach dem

andern ein Häppchen Fisch auf einem Stückchen Milchbrod, ehe sie selbst davon aß.

Indeß entkorkte Schwudder eine Flasche Weißbier, die er ebenfalls mitgebracht hatte, und schenkte davon einen Krug voll, dessen Henkel abgebrochen war.

Dabei sprach er weiter:

— Sieh, meine Julie, wie uns das Glück günstig ist und welchen inventiösen Kopf Dein Freund hat. Du weißt, ich bin nicht ohne Grund Secretair des wohlthätigen Frauenvereins geworden, sieh! da hat mir mein Eifer und mein submisses Wesen schon diesen Orden eingebracht.

Er zeigte die empfangene Decoration.

— Doch, — fuhr er fort, — ich bin über die Eitelkeit hinweg, darauf irgend Werth zu legen; seitdem die Orden so in Masse vertheilt werden, daß schon die Empfehlung eines höher gestellten Beamten hinreicht, um einen Orden zu erhalten, kann es nicht fehlen, daß sie auch mitunter in weniger würdige Hände kommen; damit hat eine solche Decoration, welche nur die hervorragendste Ehrenhaftigkeit der Gesinnung bezeichnen sollte, in der öffentlichen Meinung schon viel von ihrer früheren Bedeutung verloren. Und doch ist es mir lieb als ein Zeugniß, das mit dazu beitragen wird, mir den Weg zur Theilnahme an der unermeßlichen Erbschaft aus Batavia zu bah-

nen. Dann aber, wenn ich erst Millionair sein werde, sollst Du sehen, wie prächtig ich Dich und unsere Kinder halten werde. Hui, das wird einmal Leckereien und Mousseline de laine-Kleider regnen, und ein elegant meublirtes Quartier in der bel étage wirst Du erhalten, ein Abonnement im Theater, und eine Miethkutsche zur täglichen Verfügung, und Schmucksachen, — hei! — Diamanten, Rubinen; Pots Velten! meine Juliette soll dann mein Schmuckkästchen werden, meine Puppe.

— Ach, was hilft das Alles ohne Ehre und Gewissensruhe.

— Versteht sich, von meiner Alten lasse ich mich scheiden, das geht nur jetzt noch nicht, weil ich ihr das Eingebrachte nicht herausgeben kann; aber dann werfe ich ihr eine Pension an den Hals und bin frei, und hui — heirathe ich mein Liebchen.

— Ach das sind ja doch nur Luftschlösser, lieber Herr!

— Wenigstens, — entgegnete er betroffen, — steht es noch etwas im weiten Felde damit, und deshalb habe ich darauf gedacht, einstweilen Deine Lage zu verbessern. Auf meine Veranlassung hat der Prediger Sebaldus bei dem Frauenverein für Unterstützung armer Wöchnerinnen darauf angetragen, daß Dir als einer unbescholtenen armen Wittwe, und als eine solche habe ich Dich empfohlen, mein Mäuschen, täglich eine kräf-

tige Suppe nebst Gemüse und Braten und Wein geschickt werden, genug für Dich und unsere Kinder; und diese Pflege, deren sich die Vereins-Damen der Reihe nach unterziehen werden, wird sechs Wochen dauern. Hui sechs Wochen gut und prächtig leben, was will der Mensch mehr, um glücklich zu sein!

— Aber lieber Herr, diese Wohlthaten werden mich ja beschämen, ich verdiene ja solche Mildherzigkeit nicht.

— Ei was, Du bist und bleibst ein Engel, wenn auch ein gefallener; und diese Kinder, — mit denen er eben kosete, — sind ja reine unschuldige Engel. Ihnen zu Liebe mußt Du schon diese Wohlthaten annehmen, auch Dich etwas geniren, was nicht zu vermeiden ist.

— Geniren, wie meinen Sie das?

— Täglich werden Dich zwei achtbare Frauen aus dem Verein besuchen und Deine Pflege übernehmen.

— Mein Gott, wie sieht es hier aus, wie dürftig meine und der Kinder Kleidung, und meine Umgebungen.

— Laß das nur gut sein, das ist eben recht, um Mitleid zu erwecken. Später, wenn ich nur erst selbst aus der Klemme bin, worin ich jetzt stecke, werde ich schon für Dich sorgen. Uebrigens wird auch der Prediger Sebaldus Dich zweimal in der Woche besuchen und mit Dir beten.

— Ach das wird mein bedrängtes Herz erleichtern.

— Sei nur nicht zu offenherzig gegen ihn, nichts von unserm Verhältnisse, es bleibt dabei, daß Du die Wittwe eines Malers bist, der sich dem Trunke ergeben und den Hals gebrochen hat. Das ist ja wahr und kannst Du beschwören.

Aber das ist schon lange her, er war ja doch nicht eigentlich mein Mann, und wenn ich diese Kinder die Seinigen nennen wollte, das wären ja heillose Lügen!

— Um desto dreister müssen sie vorgebracht werden, und um Dir dabei ein frommes Ansehen zu geben, habe ich Dir hier eine Bibel mitgebracht, die nimmst Du vor die Nase, wenn Du hörst, daß Jemand die steile enge, knarrende Treppe herauf kommt.

— Ach, eine Bibel! — rief sie in Thränen ausbrechend, ich werde immer und viel darin lesen, denn ich bedarf des Trostes der heiligen Schrift bei den Gewissensqualen, die mich so oft beunruhigen. Ach, mein guter Herr, wie fühle ich mich doch gar zu unglücklich!

— Du bist ein Närrchen mit Deiner Selbstquälerei. Freilich, freilich, wenn man kein Geld hat, sollte man auf desperate Gedanken kommen.

— Ach, das meine ich nicht.

— Nun, nun, laß es nur gut sein, es werden schon bessere Zeiten kommen, meine Alte ist bald hin, ihr Bischen Leben hängt nur noch wie am seidenen Faden und dann . . . . . .

— O Pfui! reden Sie nicht davon, nicht so herzlos, lieber Herr! Ach, wenn Sie doch endlich einmal ein ordentlicher redlicher Mensch würden und diese entsetzliche Bierstube vermieden, die Sie noch ruiniren wird. O sein Sie doch häuslich und freundlich mit den Ihrigen, ich will ja gern zurückstehen, lieber Freund, ich habe ja auch kein Recht dazu, Ihnen näher zu stehen, als die Ihnen von Gott anvertraute Gattin. Und wenn Sie nur Alimente für die Kinder zahlten, so will ich gerne einsam und ohne meinen gütigen Herrn mein Leben vertrauern. Ich selbst bin ja nichts als eine Verworfene, und um der Kinder willen würde ich mich schon ernähren durch den Ertrag meiner Nadel, und dann hätte ich doch ein ruhiges Gewissen und dereinst ein friedliches Sterbekissen.

— Ach was, Phantasterei, Du liebst mich nicht mehr und daher alle jene Scrupel und Bedenklichkeiten, von denen Du früher nichts wußtest. Und so wird es denn gut sein, wenn ich in diesen sechs Wochen Dich wenig oder gar nicht besuche, weil doch leicht mein Ruf darunter leiden könnte, wenn es der Prediger oder jene ehrbaren Frauen, die Dich besuchen werden, erführen; jetzt aber hat es 11 Uhr geschlagen und es wird Zeit sein, daß ein ordentlicher Mensch nach Hause und zu Bette geht.

Und er ging; aber es that ihm Noth, nur noch einen Schlaftrunk zu sich zu nehmen, und er trat noch einmal in die Wollig'sche Bierstube, worin noch einige unverwüstliche Nachtschwärmer saßen.

— Louis! — rief er, — eine Stange! aber gut!

17.

Der verlorene Sohn.

Mitternacht war vorüber und ein regniges Thauwetter eingetreten.

Die Laternen brannten nicht mehr, obgleich es dunkel war, denn in N * * * hatte man die Ersparung an den Kosten der Straßenerleuchtung bis zur Begünstigung der Spitzbuben und der Unsittlichkeiten auf den Straßen getrieben.

Da, in einer breiten Straße, durch welche eine doppelte Baumallee sich zieht, würden wir in dieser Geisterstunde vor einem der großen und schönen Häuser, die in schnurgerader Linie sich dort an einander reihen, ein gespenstisches Wesen hin und her sich bewegend gesehen haben. Der untere Theil desselben schimmerte weiß, der obere hatte die Farbe der Nacht, so daß es kaum zu erkennen war, ob es ein Mensch war oder ein Schemen.

Erst wenn sich das Auge an die Dunkelheit gewöhnt

hätte, würde man zu der Ueberzeugung gekommen sein, daß es nichts war, als ein schlanker, blasser, hohlwangiger junger Mensch, der einen kleinen schwarzen Frack mit schmalen Schößen, einen grauen verwitterten Felbelhut und weiße Beinkleider trug, welche der klatschende Regen um die magern Beine anlegte. Diese ganze unglückselige Menschenfigur fror in diesem Nordwetter, so daß man von Zeit zu Zeit ein leises Klappern mit den Zähnen hörte, oder auch einen leise heulenden Ton. Bisweilen suchte dieses menschliche Wesen einigen Schutz gegen den naßkalten Westwind in der Vertiefung einer Hausthür, aber dann schien es die innere Unruhe eines höchst aufgeregten Seelenzustandes zu sein, welche ihn daraus wieder vertrieb. Und nun begann er auf's Neue seine trippelnde Promenade vor dem großen Hause auf und nieder.

Von Zeit zu Zeit horchte er auf sich nahende Schritte. Er kannte auf's Haar das schwere Getrampel der Nachtwächter und das Aufstoßen ihrer mit Eisen beschlagenen Stäbe auf das vom Schnee immer mehr sich entblößende Straßenpflaster. Auch schien er genau zu achten auf das Knarren oder Pfeifen, wodurch diese schwerfälligen Wächter der Stadt den Dieben zeitig genug anzeigen: wir sind da, nun macht, daß ihr fortkommt; sobald wir vorüber sind, habt ihr wieder eine Stunde Zeit, um ungestört einzubrechen oder einzusteigen nach Belieben.

Der nächtliche Wanderer, von dem hier die Rede ist, versäumte dann nicht, sich hinter einen der dicken Baumstämme zu verbergen, um dort, im tiefsten Schatten der Nacht versteckt, den schwerfälligen Wächter der öffentlichen Sicherheit vorübertrappen zu lassen.

Um sich die Ungeduld der langen Weile zu vertreiben, machte er in diesem Augenblicke Reflexionen über das Nachtwächterwesen; denn es ist kein moderner Lump so jämmerlich, daß nicht ein Stück Weltverbesserer in ihm steckt.

— Wenn ich, — sprach er zu sich selbst, — so eine respectable Magistratsperson wäre, so würde ich so reden zu den Vätern der Stadt:

— Meine werthgeschätzten Herren Commilitonen und Mitbürger! So wir nicht das ganze heutige Nachtwächterwesen mit Stumpf und Stiel ausrotten und dafür ein verbessertes Institut setzen, werden wir den Dieben ein leichtes Spiel machen; denn die Controlle ihres Wachseins, das Anrufen oder Anpfeifen der Stunden, ist nicht allein ungenügend, sondern auch nachtheilig für die öffentliche Sicherheit. Abgesehen davon, daß die Nachtwächter sich auf den gesunden Schlaf der Bewohner unserer guten Stadt verlassen, und die Rufzeit verschlafen, so müßten es sehr dumme Diebe sein, welche nicht die Zwischenzeit zwischen den Ruf-Stunden oder halben Stunden mit aller Ruhe benutzten, um ihr lichtscheues

Werk auszuführen. Ueberrascht oder gefangen durch die Nachtwächter wird nie ein Gauner werden, weil er stets früh genug vor ihrer Annäherung gewarnt wird. Daraus folgt, daß nächtliche Sicherheit einer Stadt nicht anders zu erreichen steht, als wenn die Nachtwächter, militairisch organisirt, eine nächtliche Polizeiwache bilden, welche nach Zeit und Umständen in aller Stille ihre nächtlichen Patrouillen machen. Sie müssen zu dem Ende in graue Mäntel gekleidet sein, und unter den Füßen bei trockenem Wetter Filzsocken, bei nassem Gummischuhe tragen, und dürfen nie mit den Stäben ein nutzloses renommirendes Geklapper auf dem Straßenpflaster machen. Von ihren Pfeifen müssen sie keinen andern Gebrauch machen dürfen, als um einander Signale zu geben.

— Ja, ja, — schloß er, — das sind die Wächter, zu denen ein Caliban, in Shakespeare's Sturm, nicht zu sagen brauchte:

„Ich bitt' Euch, tretet sacht! der blinde
Maulwurf hör' unsern Fuß nicht fallen."

— Horch! da nahet Jemand mit schwerfälligen Tritten; aber es ist kein Nachtwächter. Ich höre einen heiseren Husten aus einer rauhen Bierkehle, — ha! bei den Göttern, das ist er.

Ganz im Stillen, und wie von einer inneren Angst getrieben, fing er an den Monolog von Hamlet zu declamiren:

„Sein oder Nichtsein, das ist hier die Frage: Ob's edler im Gemüth, die Pfeil' und Schleudern des wüthenden Geschicks erdulden, oder sich waffnend gegen einen See von Plagen, durch Widerstand sie enden. — Sterben — schlafen — nichts weiter!" —

— Halt! — unterbrach er sich, da die trappelnde Figur immer näher kam, parodirte er:

. . . . „Still! Das ist meines Vaters Geist, verdammt, auf eine Zeit lang Nachts zu wandern."

Mit diesen Worten tauchte er leise und behende aus dem Schatten der dicken Linde, hinter der er stand, hervor, und ging rasch auf die Thür des gegenüberliegenden Hauses zu, der sich so eben mit schwankendem Gange eine große schwammige Menschenfigur näherte.

— Hoho! verdammte Glätte, — grollte der Ankommende und glitt aus, stolperte und fiel mitten in den mit Wasser vom aufgelösten Schnee gefüllten Rinnstein.

— Verdammte Polizei, — brummte er und wälzte sich um und um im Wasser, — hier gerade einen Wasserpfuhl zu dulden, hier, vor einem Hause und noch dazu Nachts, wo keine Laternen brennen. O Polizeidirector, o Ungeheuer, ich werde Dich denunciren — daß mir der Kopf zu schwer und die Beine zu schwach geworden sind. He, he, zu Hülfe, Leute, zu Hülfe!

Während dieses Monologs bemühte sich der große

dicke Herr vergebens, sich aus dem schlüpfrigen Grunde zu erheben. Der Leichtgekleidete trat heran.

— „Nymphe, schließ
In dein Gebet all' meine Sünden ein!" —

so rief er und strengte alle seine Kraft an, dem Gefallenen auf die Beine zu helfen, und nach einiger Anstrengung war es ihm gelungen.

— Ich danke, Nachtwächter, — entgegnete der Gerettete schwankend und mit stammelnder Zunge, — es ist denn doch bei Gott eine erzverfluchte Polizei in hiesiger Residenz; das machen die infamen Glitschbahnen und das Aufhauen der Gossen und die schändliche Bierverfälschung mit narkotischen Zusätzen, das ist, hol's der Teufel, eine Weltschande, so einen Fürstlich N***'schen Geheimen Forst- und Domainen-Cassen-Rendanten, der erst heute mit dem heiligen Samariterorden decorirt ist — ja, was wollte ich denn sagen — ei, zur Schwerenoth, lieber Nachtwächter, das kam auf die blanke Haut — zum Geier auch, naß, wie ein begossener Pudel ....

Indeß hatte der Fremde schweigend, mit großer Dienstfertigkeit, den Hausschlüssel aus der Rocktasche des angetrunkenen Mannes genommen, indem er mit der Localität genau bekannt zu sein schien, und öffnete die Hausthür.

— So recht, lieber Nachtwächter, — aber nun kommt mit herauf, daß ich nicht falle auf der Treppe, und

hilft mir aus den nassen Kleidern, es setzt auch, hol's der Henker, ein Biergeld.

Auf diese Weise wurde der Rendant Schwudder glücklich die Treppe hinaufgeführt. Oben aber stand seine Frau, ein kleines verkrümmtes Mütterchen, mit einem brennenden Lichte und in der offenen Stubenthür seine erwachsene Tochter. Beide waren noch wachend geblieben, wohl wissend, daß der heimkehrende Stammgast aus der Bierstube um diese Zeit ihrer Hülfe am meisten bedürfte.

— So, so, schon gut, lieber Nachtwächter; aber was thut Ihr Beide da denn noch auf? He, könnt Ihr Euch nicht auf's Ohr legen um 10 Uhr, wie es fein bürgerlich ist? Aber nein, da wollen sie es erst ausspioniren, wann der Vater nach Hause kommt, um's morgen zu trätschen und zu klatschen an Nachbarinnen und Waschweiber; aber wartet nur, ich werde Euch 'mal die Klatschmäuler dick klopfen, wartet nur. — He, Nachtwächter, guter Nachtwächter, hilf mir den Rock ausziehen . . .

— Aber, lieber Vater . . .

— Mein guter Mann, wir wollen ja gern helfen.

— Ei, was zum Teufel, Ihr seid falsche Katzen, schert Euch zu Bette! — Nachtwächter, he, guter Nachtwächter, blast 'mal Feuerlärm, daß ich diese Brut da los werde vom Halse!

— Vater, — redete die weiche, flehende Stimme des noch im tiefen Schatten stehenden jungen Mannes ihn an, — lieber Vater, sei nicht so hart gegen Deine Kinder und unsre Mutter.

— Robert, lieber Robert, — rief zuerst das junge Mädchen, indem es ihn in die Arme schloß. Und: — Robert, verlorner Sohn, — schrie die Mutter auf, indem sie ohnmächtig zu Boden sank.

Dieser aber stürzte nieder auf seine Kniee, umklammerte weinend die zärtlich geliebte Mutter, hob sie auf und trug sie auf das Sopha.

Der alte Schwudder stand da wie erstarrt und vernichtet.

Die Erscheinung des von ihm verfluchten Sohnes, den er oft entsetzlich herzlos aus dem Hause gestoßen, hatte ihn furchtbar nüchtern gemacht.

— Was ist das? Der Ungerathene, wie kann er es wagen . . . . . .?

— Vater, vergieb ihm, — flehte Louise weinend, indem sie auf ihre Kniee sank und seine Hand küßte, die sie mit ihren Thränen befeuchtete, — vergieb ihm, wie Gott Dir vergeben wird und uns Allen.

— Ich kann mich noch nicht fassen; wie kommt dieser Unglückssohn hierher?

— Abgerissen, frierend, hungernd, von Gott und Menschen verlassen, — sprach dieser tief bewegt.

— Mann, vergieb ihm, — flehte die sanfte, klagende Stimme seiner Mutter, — wir sind ja allzumal Sünder und vor Gott ist kein Lebender gerecht.

— Vater, lieber Vater, — bat Robert, indem er ihn umschlang, — sei doch nachsichtsvoll mit Deinem unglücklichen Sohn, ich will auch meinen Leichtsinn ablegen und ein fleißiger, ordentlicher Mensch werden, erbarme Dich nur meiner ein Mal noch, und stoß mich nicht hinaus in dieses entsetzliche Wetter; sieh mich an, in dieser dünnen Sommerkleidung, ohne Weste, ohne Hemde, — und er riß sich dabei den zugeknöpften Frack auf und zeigte die bloße magere Brust, — habe ich funfzig Meilen laufen müssen, um in's Vaterhaus zurückzukehren.

— Warum warst Du entlaufen, Bube, — sprach der Mann mit schon weicher werdender, bebender Stimme, — Du warst ja versorgt!

— Ja, im Armenhause, in schimpflicher Züchtlingskleidung, sollte ich bei schwerer Kost, ohne Fett und Fleisch, bei ungenießbaren Speisen für den verwöhnten Magen, Holz hacken und schwere Handarbeiten verrichten, die über meine Kräfte gingen.

— Aber, Taugenichts, was soll aus Dir werden? Du bist nicht ohne Kenntniß und Geschick, aber nirgends hast Du Ausdauer, überall machst Du mir Schande.

— Gewiß, ich schwöre, ich will mich bessern!

— Gebe Gott, daß es geschehe; aber wie? was soll aus Dir werden?

— Lieber Vater, ich habe mich zu meinem Vergnügen geübt, meine Handschrift zu verschönern. Ich schreibe das Vater Unser deutlich und leserlich auf den Raum eines Dreiers und bin ein guter Rechner.

— Ja, ja, Bube, an Talent und Geschick fehlt es Dir nicht . . . .

— In einer Stelle als Schreibgehülfe auf dem Lande, — vielleicht bei einem Oberförster in einem einsamen Walde . . . . . .

— Halt, mir fällt etwas ein. Doch das will überlegt sein. Geht zu Bette und morgen früh weckt mich bei Zeiten.

. . . .

Am andern Morgen erwachte Schwudder ungewöhnlich früh und rief seinen Sohn vor sein Bette, der des Vaters alten, zerrissenen Schlafrock über seine Blöße geworfen hatte.

— Höre, Robert, — sprach er zu ihm mit ungewöhnlicher Güte, Dein Vorschlag von gestern Abend war so übel nicht. Da ist der Oberförster Grunau im Regenwald, der ist ein wenig confuß und schwach von Gedanken; gestern war er bei mir auf der Casse und klagte mir seine liebe Noth, daß die Forstbeamten so viel am Schreibtisch zu thun hätten, daß er oft in vierzehn

Tagen nicht hinauskomme in den Wald, und doch könne er nicht fertig werden mit dem Abschluß seiner zahllosen Forstrechnungen. Leider habe er seinen tüchtigsten Schreibgehülfen verloren und mich, als seinen besten Freund, müsse er bitten, ihm einen andern zu verschaffen. Da möchte ich denn allenfalls Dich wohl vorschlagen . . . ich würde Dich zuvor anständig kleiden . . . wenn ich nur wüßte . . . .

— O mein Vater, ich will gewiß gut thun und Deiner Empfehlung Ehre machen.

— Ja, das ist noch die Frage und mein Bedenken. Deshalb, um für alle Fälle sicher zu gehen, wäre es am Ende das Vernünftigste, ich empföhle Dich als einen ganz Fremden, etwa unter dem Namen: August Müller.

— Namensveränderungen bin ich schon gewohnt, ich reise gewöhnlich Incognito.

— Nun gut, merke auf, was ich von Dir verlange und wozu ich meine guten Gründe habe: Gestern war dieser alte Freund bei mir auf dem Büreau, als gerade der Controleur nicht anwesend war. Er sagte mir, nachdem das Capitel von den Verlegenheiten wegen des Rechnungswesens abgesprochen war, daß er eigentlich komme, um den Betrag der letzten Hauung mit 950 Rthlrn. abzuliefern. Er habe diesen Betrag in Cassenanweisungen zu sich gesteckt und wolle ihn nun

jetzt auszahlen; da aber der Controleur schon weggegangen sei und er sich nicht länger aufhalten könne, so möge ich ihm nur vorläufig eine Interimsquittung schreiben, die ja später gegen eine officielle Quittung, von allen Cassenbeamten unterschrieben, eingewechselt werden könne.

Während ich schrieb durchsuchte er in steigender Verlegenheit alle Taschen.

— Schwere Noth,—rief endlich der Confusionarius,—da habe ich denn doch bei Gott und wahrhaftig die Brieftasche mit den Cassenscheinen zu Hause auf meinem Schreibtisch liegen gelassen; das thut aber noch nichts, ich werde das Geld hier sogleich bei einem mir befreundeten Kaufmann aufnehmen, wenn Sie nur, lieber Freund, mir das Vertrauen schenken wollen, mir die Interimsquittung nur auf eine Viertelstunde mitzugeben, um meinen Freund zu überzeugen, wozu ich das Geld bedarf.— Und da der alte Grunau eine grundehrliche Seele ist, so trug ich natürlich kein Bedenken, seinen Wünschen zu willfahren; ich gab ihm die Interimsquittung und noch heute soll er mir das Geld bringen.

— Nicht möglich! der Alte wäre ein Spitzbube?

— Gott bewahre, er ist ehrlich wie ein Pudel, aber er mag es vergessen haben, und meinen, er hätte mir das Geld schon bezahlt.

— Nun, dann hätte es sich noch auf seinem Schreibtisch zu Hause finden müssen . . . .

— Wenn es ihm nicht gestohlen ist, wie ich vermuthe.

— Aber was könnte ich dabei thun, lieber Vater? Soll ich den alten Herrn an alle diese Umstände erinnern?

— Das würde nichts helfen und das Ende vom Liede wäre, daß er mir auf den Grund der Interimsquittung die Zahlung berechnete, daß ich erstatten müßte, was ich nicht erhalten habe und am Ende noch cassirt würde dafür, daß ich diese vermeintliche Hebung im Journal nicht vereinnahmt habe.

— Das wäre freilich schrecklich.

— Nun, Du könntest mich retten. Der Oberförster würde Dir die Aufmachung der Forstrechnungen anvertrauen; es würden die Belege in Deine Hände kommen . . . .

— Und dann . . . . .?

— Robert, gieb mir 'mal die Rumflasche her und schenke mir eine Tasse schwarzen Kaffee ein.

— Lieber Vater, wie Du zitterst . . .

— Das kommt von meiner verdammten Schwäche, ich habe kaum Athem, zu reden.

Nach diesen Worten trank er rasch eine große Tasse

schwarzen Kaffee, wozu mehr als die Hälfte Rum gegossen war; darauf fuhr er fort:

— Dann wirst Du diese Quittung unbemerkt zu Dir stecken und sie mir einhändigen.

— Aber Vater, das hieße ja stehlen! Ich bin wohl leichtsinnig gewesen, aber nie ein Dieb.

— Du bist ein Narr mit Deinen Scrupeln. Der Mann ist es, der mich bestohlen hat, wenn auch in der Zerstreuung, aber doch immer bestohlen, und ich thue nichts, als daß ich, in Ermangelung eines jeden vor Gericht geltenden Beweises, mein Eigenthum zurücknehmen lasse und zwar durch meinen eigenen Sohn, der aus meiner Seele handelt.

— Ja, das ginge wohl, aber es kommt mir doch so vor . . . .

— Wie? — —

— Als wäre etwas Spitzbüberei dabei.

— Du bist nicht gescheidt. Die von mir geschriebene Quittung bleibt mein Eigenthum so lange, bis ich das Geld darauf empfangen habe.

— Ja, das wohl, aber . . . .

— Kein Aber, kein Bedenken! Vernimm mein letztes Wort und grüble nicht weiter darüber. Die That, wenn sie eine unrechte wäre, käme ja doch auf meine Seele, nicht auf die Deinige. Aber sie kann keine unrechte sein, weil ich ein ehrlicher Mann bin, der zur

Anerkennung seiner Ehrenhaftigkeit erst gestern vom Fürsten mit einem Orden begnadigt ist. Du aber hast die Wahl, entweder Armenhaus, oder Vollziehung des Auftrages.

— Aber was sollte dann aus mir werden? Sie würden mich als Dieb festnehmen und in's Zuchthaus bringen, wie Bruder Christoph!

— Dummheiten! ich lasse Dir in Zeiten einen Paß ausfertigen, gebe Dir meinen Segen und zehn Louisd'or Reisegeld, nebst Empfehlung an meinen Freund, den Theatersecretair Schreivogel in Wien, der wird Dich schon anbringen.

— Vater, ich schlage ein. Vivat, die Spitzbüberei! will's mit der Ehrlichkeit nicht, so möge die Unehrlichkeit mich durchbringen; will Gott nicht helfen, so helfe der Teufel!

— Ei, Robert, Robert, das sind verruchte Grundsätze!

— Vater, bin ich einmal verflucht, so will ich auch werden verrucht!

— Immer doch exaltirt! Mensch, so sei doch ruhig und vernünftig und vor allen Dingen benimm Dich klug, schlau und vorsichtig! Nun geh, und kleide Dich an.

— Meine nassen Lumpen?

— Nun, auf wenige Minuten; ich werde Dir

Geld geben, um nebenan in der Kleiderhandlung Dir einen vollständigen Winteranzug und ein Paar Hemden zu kaufen.

— Einen Phantasiefrack, einen Paletot und einen Sack und carrirte Buckskinhosen, recht bunt und groß-carrirt; nicht wahr, Vater?

— Nach Belieben.

— Hui, nun werde ich ein prächtiger Kerl werden! Mit guten Straßenkleidern versehen, übernehme ich doch wieder erste Liebhaberrollen! Wetter, was werden die Soubretten nach mir blinzeln, und beim Förster esse ich mir erst wieder Fleisch auf den Leib.

Mit diesen Worten machte er vor Lustigkeit Capriolen, die sich in seinem zerlumpten Schlafrock wunderlich genug ausnahmen.

Der Geheime Rendant aber stand auf und öffnete sein Schreibpult.

— Ein wahres Glück ist es, — sprach er vor sich hin, daß ich diesen Posten noch nicht gebucht habe, und der leichtsinnige Bursche wird mich auch nicht im Stiche lassen.

Dabei hatte er eine Brieftasche von grünem Maroquin aus dem verborgensten Schubfach seines Schreibbüreau genommen und zögerte, sie zu öffnen.

— Schwudder, Schwudder — sprach er vor sich hin

und wurde von Secunde zu Secunde blässer, — Du begehst da ein Verbrechen, das erste in Deinem Leben — und Verrath am Vertrauen eines Freundes. Pfui, schäme Dich! bedenke dein Ende; aber wenn man in der Noth steckt. Die Drohungen des Justizraths gestern; jetzt könnte ich mich retten! aber der arme Grunau! Teufel, ich kann ihm nicht helfen. Der Mensch ist sich selbst der Nächste; soll einer von uns infam cassirt werden und in's Zuchthaus wandern, so ist es besser, er ist es, als ich bin's!

Er öffnete mit diesen Worten die Brieftasche.

— Schurke, der du bist, — sprach er weiter vor sich hin; — aber mein Sohn hat keine Kleider, es ist Winter und unmenschlich, ihn so leicht und sommerlich gekleidet ziehen zu lassen. Nun gut, diese eins, zwei, drei.... sechs Fünfthalerscheine, also dreißig Thaler werden genügen, ihn neu herauszustaffiren und dann bin ich ihn von der Tasche los.

Er nahm die Cassenscheine und legte sie auf den Schreibtisch.

— Und dann, — fuhr er fort, — habe ich Durst und kein Geld, keinen Credit mehr, der Erste ist noch fern. Gut also, das Gewissen muß ersäuft werden, bis es sich am Ende selbst zur Ruhe begiebt. Diese zehn Thaler werden auf einige Tage ausreichen.

— Und meine Julie, und die Kinder. — Hm, fünf

Thaler vorerst werden hinreichen; sie werden ja vom wohlthätigen Frauenverein versorgt werden.

An seine Frau und seine legitimen Kinder dachte er nicht; als ihn jene um Wirthschaftsgeld bat, fuhr er sie an, daß sie nicht Haus zu halten verstehe. Jetzt aber, nachdem er die Cassenscheine aus der Brieftasche genommen hatte, warf er dieselbe mit noch einigen Briefen, die darin steckten, in die Flammen des Windofens.

Dann athmete er leichter auf. Das Verbrechen war vollbracht. Er rief den Sohn und übergab ihm die dreißig Thaler, um sich neu zu kleiden. Louise, ein hübsches, freundliches Mädchen von achtzehn Jahren, begleitete den jetzt so glücklichen Bruder mit freudiger Theilnahme, um den Handel zu machen, wie sie sagte, da er nicht mit Geld umzugehen wisse.

Der Rendant Schwudder aber kleidete sich an, steckte die Werthpapiere, wobei funfzig Thalerscheine waren, in die Brusttasche seines Rockes, trank noch eine Tasse Kaffee mit Rum und schrieb dann den Brief an seinen alten Freund Grunau, worin er ihm seinen Sohn unter dem Namen August Müller als Schreibgehülfen empfahl.

— Um Mittag, — sprach er zu Robert, — wirst Du mit diesem Briefe abgehen; benimm Dich klug, laß

Dich hier in der Stadt nicht sehen und hast Du die Quittung, dann komm wieder. Adieu! . . .

. . . .

Nach einer halben Stunde kam dieser decorirte Spitzbube aus der Wollig'schen Bierstube, wo er einen Magentrunk zu sich genommen hatte und ging auf das Büreau des Justizcommissair Legulegus.

Diesem zahlte er seine Schuld mit den Kosten bei Heller und Pfennig.

Der Rechtsconsulent sah ihn durchdringend an und sagte: — Ich wußte wohl, mein lieber Herr Rendant, daß Sie Rath schaffen würden und freue mich, damit einer unangenehmen Pflicht überhoben zu sein.

— Sie sehen also, Herr Justizrath, daß ich ein ehrlicher Mann bin und ein volles Recht habe, mich um den Tugendpreis der Erbschaft aus Batavia zu bewerben.

— Hm, hm!

18.

Im Geschäftszimmer des Rechtsconsulenten.

Es war halb neun Uhr Morgens des folgenden Tages, da waren in den Geschäftszimmern eines Rechtsconsulenten alle Federn in Bewegung.

Wenn man die Treppe der Bel-Etage eines großen steinernen Hauses hinaufkam, so sah man links an einer Seitenthür ein großes Placat angeschlagen, worauf zu lesen war: Geschäftslocal des Rechtsconsulenten Justizrath Leguleguს.

Darunter stand mit kleinerer, aber fetter Schrift gedruckt: Sprechstunde von 7 bis 11 Uhr. Durch eine Hand war darauf hingewiesen. Ein anderer Anschlag enthielt die Weisung: Man bittet die Thür zu öffnen ohne anzuklopfen.

Diese Anschläge las mit großer Bedachtsamkeit, wie es schien, ein Mann, den jeder Eingeborene auf den ersten Blick für einen Fremden erkannt haben würde.

Der Mann war groß und vollkommen gewachsen von Figur, hatte glänzend schwarzes Haar, das, zum Theil von hinten nach vorn gekämmt, bestimmt zu sein schien, eine beginnende Glatze zu bedecken. Sein volles Gesicht war so tief gebräunt, daß man ihn für einen Mulatten hätte halten mögen, wäre das Braun seiner Gesichtsfarbe nicht tiefer und kräftiger gewesen, als es bei den farbigen Leuten in Amerika der Fall zu sein pflegt. Auch an der Stirn, wenn er den breitgeränderten Reisestrohhut abnahm, erschien ein weißer Strich, da diese Stelle gegen den Sonnenbrand geschützt gewesen war. Trotz dieser im Winter allerdings auffallenden Kopf=

bedeckung, welche unter diesen Umständen ein tropische Heimath verrieth, schien er doch dem nordischen Klima schon einige Concession gemacht zu haben, wenigstens trug er über einem bemerkbaren Anzug, der aus einer Jacke und weiten Hosen von Nanking bestand, einen weiten, wattirten englischen Ueberzieherock, welcher bis fast auf die Füße niederreichte und jetzt aufgeknöpft war.

Ein Lohnlakei, der ihn hierher geführt hatte, öffnete die Thür, die einen einzigen Glockenschlag hören ließ und sagte zu dem im Vorzimmer harrenden Büreaudiener: Myn Heer Jahn van der Baffing aus Batavia.

Es waren noch mehr Leute im Vorzimmer, die auf Audienz harrten.

— Belieben zu warten, — sprach der Diener der Gerechtigkeit, — der Herr Justizrath sind derweile occumpirt.

Der Testamentsexecutor aus Batavia warf einen Blick auf die Actenschränke, die alle Wände bedeckten, wovon einige offen standen. Er las die Rubriken auf den großen Actenschwänzen, die vor jedem Fascikel heraushingen und deutete auf die Rubrik: Schäfersche Erbschaftssache aus Batavia. Dann sprach er zu dem Diener: — Diese Acten tragen Sie augenblicklich hinein und melden Jahn van Baffing aus Batavia.

Der Diener war betroffen über diese entschiedene Sprache und das determinirte Wesen des Mannes und zögerte noch unentschlossen.

Was besinnt sich der Dummkopf noch? — fragte der Fremde, — wenn er nicht sogleich geht, so werde ich gehen und seinem Herrn sagen, daß er einen solchen Esel von Diener zu allen Teufeln jage.

— Hui, — dachte dieser, — der Herr ist ja sackgrob, er muß also reich sein, und wer reich ist, ist dem Herrn angenehm.

Schweigend nahm er daher das Actenconvolut aus dem Schranke, schloß diesen und die übrigen Actenschränke zu, um fernere Neugier zu verhindern und ging sodann durch die Schreiberstube in das Cabinet des Herrn.

Dieser saß auf seinem ledernen Schreibstuhl an einem mit einer hölzernen Barrière umgebenen Schreibtisch, und außerhalb des Gitters stand ein Mann von großer, schwammiger Gestalt, der so eben eine Summe Geldes in Cassenscheinen ausgezahlt hatte und nun die Quittung in Empfang nahm.

Das war das Ende der Scene, die wir im vorigen Abschnitt nur flüchtig angedeutet haben.

. . . .

Eben hatte der Geheime Cassenrendant Schwudder seine Schlußbemerkung gemacht: — Sie sehen also, Herr Justizrath, daß ich ein ehrlicher Mann bin und ein volles Recht habe, mich um den Tugendpreis der Erbschaft aus Batavia zu bewerben, — und der Justizrath hatte

nichts geantwortet, als ein bedenkliches: Hm, hm! — da trat der Diener herein, legte die Schäfer'schen Erbschaftsacten auf die Barrière und sprach trocken: — Myn Heer Jahn van der Baffing aus Batavia.

— Ist angekommen?

— Wie Herr Justizrath befehlen, sehr grob, also reich, stehen im Vorzimmer und sind ungeduldig, wie der Groß-Türke.

— Baffing, der Testaments-Executor? — rief Schwudder.

— Sie sehen, mein Herr Rendant, daß Geschäfte der dringendsten Art . . . .

— Wollten Sie nicht die Güte haben, mich Herrn Baffing vorzustellen?

— Ich glaube, daß es in Ihrem eignen Interesse liegt, wenn er Sie nicht persönlich kennen lernt, um nicht Veranlassung zu haben, nähere Erkundigungen über Sie einzuziehen.

— Herr Justizrath . . . . . .

— Ersparen Sie sich jede Bemerkung, mein Herr Geheimer Rendant, und seien Sie überzeugt, daß sich erfahrene Menschenkenner nicht so leicht blenden lassen, wie gewisse hohe Damen, deren Protection Sie das Bändchen im Knopfloch zu verdanken haben.

— Ich werde Herrn Baffing die Atteste meines

Wohlverhaltens einreichen und hoffe bei ihm mehr Gerechtigkeit zu finden, als bei seinem Mandatar.

— Herr Baffing möge eintreten, — sprach Leguleyus zu dem harrenden Diener und Schwudder empfahl sich.

— Der Justizrath, — dachte er, — will dich chikaniren, aber Selbst ist der Mann.

Mit diesem Gedanken trat er noch vor dem Diener in das Vorzimmer.

— Mein Herr Baffing, — sprach er mit einer tiefen Verneigung, — ich habe die Ehre, mein Compliment zu machen, ich heiße Schwudder.

Der Batavier sah ihn befremdet an und in einem etwas holländischen Dialekt sprach er trocken:

— Myn Heer, ich habe nicht die Ehre, Sie zu kennen.

— Ich bin einer der Mitbewerber an der Erbschaft aus Batavia und werde die Ehre haben, Ihnen die Atteste der Behörden über mein Wohlverhalten und meine tugendhaften und loyalen Gesinnungen vorzulegen. Diesen Orden erhielt ich gestern als einen hohen Beweis meiner Verdienste; ich bin Geheimer Forst- und Domainen-Cassen-Rendant.

— Myn Heer, auf Rang, Titel und Orden geben wir nichts, wie Andere, und Atteste der Behörden sind nicht selten durch ein serviles Wesen bei innerer Fäulniß und Schlechtigkeit zu erschleichen. Es giebt andere Merk-

male, um in das Innere eines Menschen einzudringen. Wir werden ja sehen!

Damit verneigte er sich leicht und kalt und betrat das Geschäftszimmrr des Rechtsconsulenten.

— Der ist ein Satan, der ...., — murmelte Schwudder zwischen den Zähnen und ging.

. . . .

Nach der ersten Begrüßung und den Einleitungsworten, die von den beiden Geschäftsmännern ziemlich leicht abgemacht wurden, fragte der Batavier:

— Nun, wie weit sind Sie mit der Ermittelung der Erben?

— Ich glaube, mein Verzeichniß wird ziemlich vollständig sein. In Folge der vor drei Jahren erlassenen und später wiederholten Edictalladung haben sich Erbprätendenten in Menge gemeldet. Ich habe indeß nur diejenigen in mein Verzeichniß aufgenommen, die im Stande gewesen sind, hre Abstammung von einer der Schwestern des Ahnherrn des Erblassers unzweifelhaft festzustellen.

— Ganz meiner Absicht gemäß.

— Auch habe ich einige vorläufige Notizen über die Ergebnisse meiner bisherigen Beobachtung ihres Charakters beigefügt.

— Es ist gut als Fingerzeig; indeß ich werde selbst sehen und beobachten.

Der Justizrath schlug ein Actenstück auf und las:

Tabellarisches Verzeichniß der angemeldeten und nach anliegenden Acten legitimirten Nachkommen der Schwester des im Jahre 17 .... ausgewanderten damaligen Handlungsdieners ...... Schäfer aus N * *.

1) Ihre Excellenz, Gemahlin des Herrn Ministers von Buchenau, gebornen Freiin von Hohmann, in directer Linie abstammend von der ältesten Schwester des Stammhalters, Juliane Marie Schäfer, verehelicht an den damaligen Hofkriegsrath Hohmann, dessen Descendenz in den Adelstand erhoben ist.

(Menschenfreundin, Wohlthäterin der Armen, Vorsteherin eines wohlthätigen Frauenvereins, um die Mode mitzumachen, stolz, kalt, herzlos und ränkevoll.)

(Ihr Gemahl, der Minister, Freiherr von Buchenau, ist Aristokrat, Egoist, stolz, verschuldet und wäre im Stande, für Geld die heiligsten Interessen seines Vaterlandes zu verrathen.)

2) Deren Sohn, Adalbert, Baron von Buchenau, (Communist, Radicaler, Phantast, Revolutionair, ist für die Festung reif.)

— Machen wir einen Röthelstrich bei diesem Namen.

Es geschah, und der Justizrath las weiter:

3) Cäcilie von Buchenau, Tochter der Obigen.

(Junges Mädchen, noch unentwickelt von Anlagen; doch scheint sie Neigung zu Vertraulichkeiten

gegen Personen aus den untern Ständen zu haben und macht sich mit den Domestiken gemein.

— Auch hier ein Röthelstrich, Myn Heer!

4) Schwudder, Geheimer Cassen-Rendant . . . .

— Das war der mir eben im Vorzimmer Begegnete?

— Derselbe.

— Nun?

— Abstammend von der zweiten Schwester des rc. Schäfer, Namens Wilhelmine Auguste, verehelichte Einhorn; deren Tochter war in erster Ehe mit einem General von Coster verheirathet, verliebte sich aber in einen Candidat der Theologie, Namens Schwudder, entfloh mit demselben, wurde geschieden, heirathete diesen, der in der Schweiz indeß eine Anstellung gefunden hatte; ein Sohn aus dieser Ehe wurde der Sohn unsers Schwudders.

— Was ist an dem Menschen?

Der Rechtsconsulent las:

— Ein schwer zu ergründender Charakter, der noch studirt werden muß. Das Urtheil darüber bleibt vorbehalten.

— Gut, beobachten Sie ihn weiter; seine äußere Erscheinung spricht nicht besonders für ihn; indeß der Schein kann trügen.

— Hat er Familie?

— Drei Kinder.

— Und diese . . . .?

— Geben keine Hoffnung. Der älteste Sohn ist ein wandernder Schauspieler, ein unverbesserlicher Vagabonde; der zweite ein Dieb und Züchtling; die Tochter steht in dem Rufe, vom Vater an einen hohen Vorgesetzteu verkuppelt zu sein.

— Giebt es denn hier in Deutschland nur lauter schlechte Subjecte unter den Seitenverwandten eines so gesetzten veredlen Mannes?

— Leider, mein werther Herr van der Baffing,— sprach Legulegus mit einer ihm sonst nicht gewöhnlichen süßlichen Freundlichkeit, — wüßte ich nur eine einzige Tugendhafte unter dieser ganzen Sippschaft zu empfehlen.

— Und diese ist?

5) Eine Unglückliche, die verführt, verlassen, eines Kindesmordes verdächtigt, ohne des ihr angeschuldigten Verbrechens überwiesen zu sein, fünf Jahre im Zuchthause büßen mußte und, seit einem Jahre entlassen, unter meiner Aufsicht steht.

— Und diese sollte eine Tugendhafte sein?

— Gewiß, eine Gebesserte. Erlauben Sie, daß ich Ihnen ein Memoire vorlese, welches ich wegen dieser Person an den hiesigen wohlthätigen Frauenverein für Besserung entlassener Strafgefangenen gerichtet habe.

— Wenn es zur Sache gehört, lesen Sie, Myn Heer.

Legulegus las das uns bereits bekannte Memoire vor. Jahn van der Baffing hörte mit der größten Ruhe zu.

— Myn Heer, — sprach er am Ende, — es ist gerade nicht unmöglich, daß sich bei dieser Gefallenen ein Funke von tugendhafter Gesinnung erhalten habe; allein ich fürchte, daß die Methode, welche Sie eingeschlagen haben, nur zu Heuchelei und Scheinheiligkeit führt, ohne innerlich zu bessern; sollte es nicht gerathener sein, diese Person an einen ehrlichen Handwerker zu verheirathen? Wird sie alsdann eine bescheidene, stille und gute Hausfrau, die sich in die vielleicht ungewohnten, kleinbürgerlichen Verhältnisse zu fügen weiß, so kann sie noch ein nützliches Mitglied der Gesellschaft werden und dann kommt es auf ihre und ihres Mannes Gesinnung und Einsicht an, ob sich erwarten läßt, daß sie einen, dem Gemeinwohl nützlichen Gebrauch von großen Reichthümern machen würden. Das, Myn Heer, ist immer der Gesichtspunkt, den wir festhalten müssen, um die Absichten des Erblassers zu erfüllen.

Legulegus biß sich auf die Lippen. Er fürchtete, durch diese Bemerkung einen großen Strich durch seine Rechnung gemacht zu sehen, und fuhr fort:

— Es stehen noch einige Namen in Frage, die indeß zur Zeit noch nicht in Beachtung kommen; da war unter Andern:

6) ein Nachkomme der dritten Schwester des Stammhalters, Sara Katharina, verehelichte Illger,

der durch den Einsturz eines Hauses um's Leben gekommene Schlossermeister N. N. Illger, dessen Wittwe lebt noch als Wahnsinnige im Irrenhause. Seine beiden Kinder: Johannes und Johanna sind verschollen.

— Verschwunden, und man weiß nicht wo sie sich aufhalten?

— So ist es. Sogleich nach dem gewaltsamen Tode ihres Vaters waren beide Kinder fort, und alle Nachforschungen waren lange vergebens, bis sich eine arme Frau meldete, die sich der Tochter angenommen hatte. Ich war zum Vormunde bestellt, der Sohn blieb verschwunden und sein kleines Vermögen wird von mir verwaltet. Die Tochter ist gestern Abend aus der Pension, wo ich sie untergebracht hatte, entlaufen und bis jetzt noch nicht wieder aufgefunden.

— Machen Sie bei diesen beiden Kindern einen Röthelstrich. Ich werde selbst Erkundigungen anstellen. Wer ist sonst noch angemeldet, wenn auch noch nicht legitimirt?

— Ein fleißiger und geschickter Tischler, Namens Heinrich Wahrlieb, und sein Sohn, der Tischlergesell Gustav Wahrlieb, muthmaßlich Nachkommen der vierten Schwester des Stammherrn, Therese Schäfer, verehelichte Hagedorn, deren Tochter verheirathete sich an einen Wahrlieb, ob nun aber der Vater des Tischlermeisters Wahrlieb, wie er behauptet hat, aus jener Ehe

entsprungen ist, kann nicht mehr ermittelt werden, weil angeblich bei dem großen Brande im Städtchen N*** die ganze Pfarregistratur und damit die Kirchenbücher verbrannt sind.

— Was weiß man von dem Charakter dieser Leute?

— Der Vater beabsichtigt einen Handwerkerverein, der Sohn einen Gesellenverein zu stiften; beide sind deshalb wegen communistischer Umtriebe verdächtig.

— Wenden Sie Alles auf, um die kleine juristische Lücke in den Abstammungsbeweisen, mindestens durch Gründe der Wahrscheinlichkeit zu ergänzen. Meine Vollmacht giebt mir in Hinsicht etwa mangelhafter Legitimation das Recht, meine moralische Ueberzeugung an die Stelle juristischer Beweise zu setzen. Uebrigens erbitte ich mir Abschrift Ihrer Notizen und Fortsetzung Ihrer Beobachtungen.

— Mit derselben Gewissenhaftigkeit wie bisher.

— Mein Herr, ich verlange Thatsachen und Beweise für die Wahrheit derselben. Das Urtheil darüber werde ich mir selbst vorbehalten.

— Darf ich fragen, wie lange Herr van der Bassing noch in unserer Residenz weilen wird?

— Das hängt von Umständen ab, Myn Heer! Ich werde hier so lange bleiben, als mir nöthig scheint, mich zu orientiren. Alsdann mache ich kleine Abstecher nach Petersburg, Wien, Rom und Neapel und komme

über Paris und London zurück; hoffentlich wird als-dann die Sache reif sein, um entschieden zu werden, ehe ich zurückkehre nach Batavia.

— Wo logiren Sie, Herr Baffing?

— Ich dächte, Myn Heer, mein Logis hätte mit der Sache nichts zu thun?

— Entschuldigen Sie, ich habe mir diese Frage nur erlaubt, um Ihnen mein Compliment zu machen, und um zu wissen, wohin ich die Abschrift senden soll.

— Des Erstern bedarf es nicht und die Abschriften werde ich in zwei Stunden abholen lassen. Jeden Dienstag und jeden Freitag um 9 Uhr Morgens werde ich mich auf Ihrem Büreau erkundigen, ob Sie mir nothwendige Mittheilungen zu machen haben. Wenn diese Erkundigungen aufhören, so mögen Sie annehmen, daß ich abgereist bin.

— Mein Herr Baffing, es liegen so große Interessen in Ihren Händen, daß ich mir wohl die Frage erlauben darf: an wen ich mich zu wenden habe, im Falle — was Gott abwenden wolle — Ihnen auf dieser langen Reise ein Unglück zustoßen sollte.

— Für diesen Fall, mein Herr, habe ich, ehe ich zu Ihnen kam, meinen letzten Willen versiegelt auf hiesigem Stadtgerichte niedergelegt, worin mein Nachfolger als Testamentsexecutor und auf allen Fall dessen Ersatzmann genannt sind. Hier übergebe ich Ihnen den er-

haltenen Depositenschein darüber und ich habe die Vollmacht darunter geschrieben, diese Schrift eröffnen zu lassen, wenn ich nicht binnen drei Jahren zurückgekehrt sein werde. Weiter bedarf es keines Verkehrs zwischen uns.

— Aber, mein sehr ehrenwerther Herr Baffing, mein ganzes Haus steht zu Ihrer Verfügung. Ich würde mich glücklich schätzen, wenn Sie mir die Ehre erweisen wollten, bei mir Ihr Absteigequartier zu nehmen.

— Ich danke, Myn Heer, — entgegnete er trocken.

— Oder wenigstens erlauben Sie mir eine Einladung auf morgen zum Diner, im nahen Amalienbade, wo in der That trefflich gegessen wird. Ich würde Gelegenheit haben, Sie mit den ersten Notabilitäten unserer Geldmänner, des Adels und der Beamtenwelt bekannt zu machen.

— Ich danke. Das Volk ist in meinen Augen bedeutender; dessen Wohlfahrt bedingt die Ruhe und das Glück der Staaten. Wo Geldreichthum und Geburtsvorrechte, oder aristokratische Ansprüche, oder Hierarchie den höchsten Punkt erreicht haben, da ist im Gegentheil das Volk gedrückt und arm; denn Extreme rufen überall wieder entgegengesetzte Extreme hervor.

— Ach, der leidige Luxus, — seufzte Legulegus, — der ruinirt viele Familien.

— Das käme weniger in Betracht. Wo ein Ver-

schwender, der von seinem Vermögen keinen rechten Gebrauch zu machen weiß, zu Grunde geht, da erhebt sich der Wohlstand von zahllosen Arbeitern, die dadurch ihr Brod verdienen. Ueberhaupt der Luxus bringt Bewegung in den Geldreichthum, und dabei wird immer in der Masse des Volks gewonnen. Das Verderbliche des Reichthums dagegen ist die anziehende Kraft des Geldes. Die Capitalien häufen sich in den Händen Weniger; werfen diese sich auf die Industrie, so machen sie den Arbeiter zum Sclaven des Geldes; dieser muß entweder für den geringsten, ungenügenden Lohn arbeiten, so fordert es die Concurrenz und der Egoismus des reichen Fabrikanten, oder er muß Hunger leiden.

— Doch, — schloß er lächelnd, — das sind nur abgerissene, hingeworfene Gedanken, ohne alle Bedeutung; überhaupt ist unser Geschäft abgemacht, bis auf diese Kleinigkeit, die Sie mir gefälligst verrechnen werden.

Damit legte er eine englische Hundert=Pfundnote auf den Tisch, verneigte sich kurz und trocken, und ging.

19.

Der Verein zur physischen und moralischen Besserung der Lage der Arbeiterklassen.

Es wird uns nicht entgangen sein, Myn Heer van der Bassing war ein Volksfreund im edelsten Sinne des Worts.

Er hatte seine allerdings etwas auffallende westindische Reisekleidung abgelegt, und trug jetzt einen schwarzen Sackpaletot über einem bürgerlichen Oberrock und einen Filzhut mit niedrigem Kopf und breiter Krämpe.

So erschien er als Zuhörer in der Generalversammlung des großen Vereins für die physische und moralische Besserung der Lage der Arbeiter.

Es waren über 800 Personen zugegen im Theatergebäude, das zum Zweck dieser Versammlungen huldreichst eingeräumt war.

Das Innere eines Theatergebäudes macht bei Tage, ohne Erleuchtung, stets einen unfreundlichen Eindruck. Man erkennt das Verwitterte der Vergoldungen, Malereien und Stuccaturen, das Verschossene des Vorhanges, der Decorationen und Soffiten, den Lampenschmuz und den Staub überall, und dabei hat man weder das volle Tageslicht, worauf ein solcher Bau niemals eingerichtet zu sein pflegt, noch eine schauerliche Dämmerung, sondern jene Wechsel von Streiflichtern und Dunkelheit hier und dort, die dem Ganzen den Charakter der Zerrissenheit und Unordnung geben.

Diese Räume nun waren mit Menschen gefüllt, die sämmtlich einen grauen Grundton der Gesichtsfarbe zu haben schienen, weil es ihnen am rechten Lichte fehlte.

Daß sie diese ganze Angelegenheit, weshalb sie hier versammelt waren, nicht aus dem rechten Lichte zu betrachten wußten, das war das Einzige, was bald an's Licht trat.

Auf der Bühne selbst war das provisorische Comité versammelt. Die Mitglieder desselben saßen an einer ovalen, mit grünem Tuch behangenen Tafel. Se. Excellenz der Herr Minister von Buchenau führte den Vorsitz. Er war kenntlich an der großen imponirenden Figur, mit dem vollen blassen Gesicht und dem dichten weißlichen Haar. Auf der linken Brustseite seines schwarzen Fracks trug er den gestickten Stern des fürstlichen Hausordens mit Diamanten. Einige verschiedenartige Bändchen im Knopfloch deuteten bescheidener Weise auf den Besitz mehrerer hoher Orden. Hier wollte der Minister durchaus populair sein, weshalb er so einfach, als es seine Stellung erlaubte, erschien.

Daß die übrigen Mitglieder hohe Staatsbeamte und Geistliche waren, schien nur in der Ordnung zu sein. Hier galt es einer Bevormundung des Volks und wer sollte geeigneter dazu gewesen sein, als jene Männer, welche das Vertrauen des Fürsten berufen hatte, das Volk zu regieren oder ihm von der Kanzel herab zu verkünden, was es zu glauben habe und was nicht.

Auch ein Censor war Mitglied des Comités gleich-

sam als Bürgschaft, daß hier auch nicht der leiseste censurwidrige Gedanke laut werden dürfe.

Endlich fehlten auch nicht der Polizei-Chef und der Criminal-Director, damit auch das Element der Präventivmaßregeln und der gesetzlichen Strenge neben dem der Humanität und Milde in dieser wichtigen Volksangelegenheit vertreten sei.

Als Protokollführer sah man wieder den unermüdeten Menschenfreund, Geheimen Forst- und Domainen-Cassen-Rendant Schwudder. Keine Mühe scheute der brave Mann, um sich der Theilnahme an der Erbschaft aus Batavia würdig zu machen, zumal da er erfahren hatte, daß der Testamentsexecutor van der Baffing ein Volksfreund war. Außerdem hatte man nicht versäumt, ein paar Stenographen kommen zu lassen, die an einem Seitentisch beschäftigt waren, jedes in dieser großen Angelegenheit gesprochene Wort aufzufangen und niederzuschreiben, damit vermuthlich der Nachwelt davon nichts verloren gehe. Die Mitwelt wird in solchen Angelegenheiten nicht berücksichtigt; denn das würde nach Oeffentlichkeit schmecken und diese ist, wegen ihres demokratischen Elements, unter allen Umständen zu vermeiden. — Deshalb ist es recht und billig, in den Augen solcher Lenker der allgemeinen Wohlfahrt, daß Literaten wo möglich ausgeschlossen bleiben.

An den Eingängen zu den verschiedenen Rangen

standen Polizeicommissaire und Gensd'armen, in der löblichen Absicht, die Ordnung zu erhalten.

Es ist immer gut, wenn die Polizei sich um alle Dinge bekümmert, besonders in Sachen der Menschenfreundlichkeit und der Wohlthätigkeit; denn man hat oft schon die Erfahrung gemacht, daß Humanität ein Feind des Staats werden könne, denn Philanthropen, Patrioten, Weltschmerzianer und Liberale stehen nur zu oft im Geruch des Demagogenthums und müssen überwacht werden.

Auch könnte sich hier ein demokratisches Element, wie es leider durch eine mehr als zu unvorsichtige frühere Gesetzgebung in das Städtewesen gelegt ist, hier laut machen wollen.

Dem aber sollte in einer Angelegenheit, die höhern Orts geleitet wurde, weise vorgebeugt werden, was ohne Zweifel sehr löblich ist; denn der Bürger hat zu gehorchen und zu zahlen, aber nicht zu raisonniren, weder inwendig noch äußerlich, weder mit Gedanken noch mit Worten.

So ist es recht und weise geordnet und Alles geht mit Ruhe und Ordnung ab.

Der erste Beweis davon war, daß die Ordnung und Absonderung, welche Gott der Herr zwischen den verschiedenen Ständen zugelassen hatte, auch hier mit Hülfe freundlicher Winke der Polizei gehörig beobachtet war.

So sah man im ersten Range nur Personen vom hohen Adel und höhere Staatsbeamten. Im Parterre waren die Notabilitäten der Industrie und der Börse versammelt, und im zweiten und dritten Range, wie in der Galerie, befanden sich die Leute aus dem Bürgerstande, die Zeuge sein sollten, wie sich die höchsten Stände für Volkswohl interessirten.

Die eigentlichen Arbeiterclassen, deren Wohl und Wehe hier berathen werden sollte, waren nicht vertreten.

Was sollten auch diese Leute hier?

Das war Alles sehr schön eingerichtet.

Doch ein unangenehmes Element hatte sich, aller Vorsicht ungeachtet, hier eingedrängt. Das war das der Literaten. Man sah fünf bis sechs der bekanntesten liberalen Schriftsteller in einer der Prosceniumslogen, also zwischen dem Vorstande und dem Publicum.

Das war ein schlimmes Anzeichen.

Hören wir, was geredet wurde.

. . . .

Zuerst eröffnete der Minister die Versammlung mit einer kurzen Anrede.

Es kamen darin viele schöne Worte vor. Humanität und Volkswohlfahrt schwebten fortwährend auf der Zunge Sr. Excellenz, und solche huldvolle Zusicherungen aus einem so bedeutenden Munde machten allgemein den günstigsten Eindruck.

Dann aber fuhr er fort:

— Die Gefahr, die wir jetzt abzuwenden haben, ist — das Proletariat, welches einerseits in völligen Pauperismus überzuschlagen, andererseits staatsgefährlich zu werden droht.

— Der Proletarier, diese zahlreiche Classe besitzloser Menschen, die nichts besitzen, als ihre Arbeitskraft, die sich unter dem Druck der Zeitumstände nicht immer verwerthen läßt, im günstigsten Falle aber einen so unzureichenden Ertrag gewährt, daß der fleißigste Arbeiter zum Verhungern zu viel, zum Sattessen zu wenig hat, daß der leiseste contraire Wind irgend einer ungünstigen Conjunctur, oder Krankheit, oder Hungerschwäche des Arbeiters ihn als Last auf die Armencasse der Commune wirft, — diese Proletarier, sind in ihrem Neid und Haß gegen alle Reichen und Vornehmen, in einer Lage, in welcher sie nie etwas zu verlieren, sondern nur zu gewinnen haben, in der Rohheit, die aus dem Mangel an Erziehung folgt; in ihrer Blöße und ihrem Hunger eine schreckliche Armee von Wölfen für Revolutionaire und Demagogen. Diese so leicht aufzuregenden besitzlosen Menschen sind es, die den Sieg der Julirevolution in Paris gegen die legitime Gewalt des Königthums der Bourbons erfocht. Ohne diese Massen der verzweifelnden Arbeiter hätten die Bajonnette und Kanonen Karls X. das Volk zur Ruhe gebracht; Hunderttausende fleißiger

Familienväter wären gefallen, — ein kleiner Verlust für die Rettung des Princips der Legitimität in Europa.

— Das Proletariat im Zaum zu halten, ist daher eine der wichtigsten und größten Aufgaben der Gesetzgebung und Regierungen. Dahin zielen die strengsten Verordnungen gegen Arbeiter-Associationen, dahin die angedrohten Zuchthausstrafen gegen Verweigerung der Arbeit, um Erhöhung der Löhne zu erzwingen, und deshalb ist die Polizei beauftragt, jede communistische Bewegung im Keim zu ersticken, fremde Gesellen aus der Schweiz oder Frankreich, wo schon solche Ideen herrschen, an den Grenzen zurückzuweisen, den einheimischen das Wandern nach solchen Gegenden zu untersagen, Literaten, die aufregende Schriften verbreiten, zu processiren, sie zu verweisen oder zur ewigen Untersuchungshaft in Kerker zu stecken.

— Aber das genügt noch nicht, um des Uebels Wurzel auszurotten, der Strenge und politischen Verfolgung gegenüber möge die Milde und die Liebe herrschen. Und darum stiften wir diesen Verein aus den ersten Notabilitäten der Staatsbeamten, aus Fabrikanten und den angesehensten Bürgern zusammengesetzt, nicht um den Arbeiterclassen Arbeit oder Geldunterstützungen zu bringen, sondern um ihnen unsre Liebe und Theilnahme zu beweisen, um sie freundlich mit gutem Rath zu unterstützen und sie moralisch zu bessern.

— Damit habe ich die uns vorliegende große Aufgabe nur in leisen Umrissen angedeutet. Schärfer und prägnanter treten sie hervor in den, von einem provisorischen Comité entworfenen, Statuten des Vereins, die ich die Ehre haben werde, Ihnen zur Anerkennung vorzulegen, damit dieser edle Humanitätsverein auch formell mit aller Kraft in's Leben treten könne.

— Ich habe geendet, — schloß er, — und erwarte von denen, die nach mir das Wort nehmen werden, daß sie, versteht sich, ohne die freie Meinung beschränken zu wollen, sich doch nur streng an die weitere Entwickelung der von mir angedeuteten Grundlinien halten werden.

Der Minister verneigte sich damit stolz und würdevoll und ließ sich dann nieder auf den Präsidentensessel, der hinter dem mit einem grünen Teppich bedeckten Tische stand.

Einige Augenblicke hörte man nur noch die kritzelnde Feder des Secretairs, des großen schwammigen Schwudder, der allerdings wohl lieber die schöne verlorene Zeit hinter dem baierischen Bierkruge verbracht hätte; aber was thut der Mensch nicht um einer Million willen, oder ein halbes Dutzend Tönnchen Goldes, warum er sich bewarb?

. . . .

Alsbald erhob sich in einer Loge des ersten Ranges, zunächst der Bühne, ein Mann von würdevoller Hal-

tung, von magerer hoher Gestalt, braunen, scharf markirten Zügen und kleinen grauen Augen, die mit einer goldenen Brille bedeckt waren. Eine schwarze, glänzende Perrücke, das Haar straff auf die Stirn niedergekämmt, eine spitze, vorstehende Nase und dabei eine Haltung, die eben so viel geistlichen Stolz und hierarchischen Hochmuth, als erheuchelte christliche Demuth verrieth, bezeichneten die Stellung und Richtung des Mannes mehr noch, als Ordensstern und Abtkreuz.

Während des Geräusches, das seine Erhebung veranlaßte, indem man von allen Seiten bemüht war, den neu aufgetretenen Redner in's Auge zu fassen, drehte er eine große goldene Dose, deren Deckel mit dem diamantenen Namenszug Sr. Hoheit des regierenden Fürsten geschmückt war, zwischen den Fingern. Er sah aus wie die verkörperte evangelische Kirchenzeitung und gehörte zu denen, die einen körperlichen Eid darauf ablegen würden, daß Bileams Eselin wirklich und wahrhaftig geredet habe. — Das war der Consistorialpräsident und Geheime Oberhofprediger Frommer.

Dieser würdige Geistliche begann mit einem zehnpfündigen Seufzer und verdrehte die Augen nach Oben, so daß ihm das Weiße zwischen den etwas gerötheten Augenrändern blitzte. Dabei faltete er die Hände und begann in einem salbungsvollen Tone*).

---

*) Im Nachstehenden sind Charaktère, Meinungen und Richtungen gezeichnet, wie sie bei den socialen Gebrechen

— Herr, o Herr, mein Herr und Gott Zebaoth, Dein Name sei gepriesen durch alle Welten, in Ewigkeit, Amen!

Hierauf erfolgte eine Pause, dann fuhr er fort:

— Welt, o Welt; wie liegst du im Argen! Wir sind allzumal Sünder; o Herr, vor Dir ist kein Lebendiger gerecht. Herr, o Herr, erhöre den unwürdigsten Deiner Knechte und gehe nicht mit ihnen in's Gericht, Amen!

— Daher kommt alle Trübsal auf Erden, daß Ihr von Gott abgefallen seid. An diesen biblischen Text mich anlehnend, werde ich nachweisen, daß die vielbeklagte Arbeiternoth eine wohlverdiente Strafruthe Gottes ist, weil, wie ich im ersten Theile ausführen werde, das Volk versunken ist im unkirchlichen Sinne und weil es, wie der zweite Theil darlegen wird, nicht im Gebet sein Heil sucht. Daher wird der dritte Theil ausführen, daß, um diese Uebel

---

unserer Zeit allerdings vorkommen können; doch muß sich der Verf. dagegen verwahren, bei dieser Schilderung (so wie bei allen in diesem Buche) weder bekannte Persönlichkeiten, noch bestimmte Thatsachen vor Augen gehabt zu haben. Einen Beweis, daß der Grund des Mißlingens jener schönen Humanitätsbewegung für die Arbeiterclassen im Allgemeinen viel tiefer liegt, als in den hier geschilderten, allerdings die Sache noch mehr verderbenden Verkehrtheiten, gab dem Verf. der nun ebenfalls ruhende Verein in P . . . d . m, in dessen erster Generalversammlung Männer von edler, menschenfreundlicher Gesinnung mit einer so geistigen Freiheit und practischen Tüchtigkeit sprachen, wobei die Leitung des Ganzen in so achtbaren Händen und aus so reinen Motiven hervorgegangen war, daß die an sich so schöne Idee dort sicherlich in's Leben getreten sein würde, wäre sie überhaupt auf diesem Wege practisch ausführbar.

d. V.

abzuwenden, ein löblicher Verein dahin streben müsse: ad 1. Kirchen zu bauen, den Sabbath zu heiligen, mit Verbot alles öffentlichen Verkehrs, Handels und Wandels und rauschender Vergnügungen an Sonn- und Festtagen; heilsam würde auch die Wiedereinführung einer Kirchenzucht sein, wie sie in alten Zeiten gewesen; ad 2) aber würde die Einführung von Betstunden in den Feierstunden der Wochentage, und die Vertheilung von Bibeln an arme Arbeiter, so wie der Besuch der Prediger und geistlicher Zuspruch in den Familien, Ermahnung zur Beichte, Buße, wie zum heiligen Abendmahl . . . . . .

Hier wurde das Gemurre, Husten und Scharren in den Regionen des Bürgerstandes, im Parket und dritten Range, so laut, daß der würdige Mann sich mitten im Fluß seiner salbungsvollen Rede unterbrochen sah. Voll Indignation warf er einen Blick auf die Bühne, wo das provisorische Comité versammelt saß, und sprach mit Nachdruck: — Giebt es denn keine Mittel, diese Rotte Korah zum Schweigen zu bringen und die Ordnung wieder herzustellen?

Sogleich gab der Minister dem Polizeichef einen Wink, und dieser entsandte einige Beamte, die hinter den Coulissen standen, mit geeigneten Aufträgen.

Darauf erhob sich Se. Excellenz; klopfte mit dem Präsidialhammer auf den Tisch und rief: — Zur Ordnung, meine Herren vom Bürgerstande, die geringste Störung

unserer heutigen Berathung wird sogleich mit Polizei-arrest geahndet werden.

Der hohe Geistliche begann auf's Neue; aber auch das Murren und Toben wurde immer lauter.

Da sah man die dreieckigen Hüte mit der großen Landescocarde, welche die Polizisten trugen, im Parket und im dritten Range erscheinen, und nach einer kurzen Gegenwehr, nach etwas Gezänk und Widerstreben, war die Ordnung auf das schönste wieder hergestellt. Ein halbes Dutzend Bürger war abgeführt, andere hatten sich fortgeschlichen.

Andere wieder, unter diesen besonders hochgestellte Personen, hörten mit einer an Verzweiflung grenzenden Resignation die dreiviertelstündige Rede des hohen Geistlichen an, und machten ihm später darüber vielfache Complimente, weil er ein Mann war, der als Gewissensrath dem regierenden Fürsten sehr nahe stand.

Kaum hatte er geschlossen, so erhob der fromme Prediger Sebaldus seine Stimme:

— Ja, meine Freunde, Jesus Sirach sagt auch im 57sten Capitel und 21sten Vers: „Die Gottlosen haben keinen Frieden." Diejenigen aber sind die Gottlosen, die da Branntwein trinken, und sei es nur ein Tropfen zur vermeintlichen Stärkung des Magens, oder ein Löffel Rum in den Thee . . . .

Damit entstand aber ein lautes Murren, das sich

dieses Mal durch alle Range vertheilte, denn Viele aus den höhern Regionen fühlten sich getroffen, und Prediger Sebaldus stand nicht so hoch, um Rücksichten gegen ihn nehmen zu müssen.

Einige Stimmen riefen sogar, zumal aus der Literatenloge am Proscenium: — Das gehört nicht hierher!

— Ja, meine Freunde in Christo, — rief der Prediger Sebaldus mit unerschütterlichem Gleichmuth, indem er seine Stimme erhob, — das gehört wohl hierher, denn der fleißige und nüchterne Arbeiter hat immer und überall sein Brod, nur der Branntweinsäufer und Schlemmer kommt überall in Noth. Darum lasset uns diesen Verein mit dem Enthaltsamkeitsverein verbinden, dergestalt also, daß jedes Mitglied des erstern feierlich in meine Hand völlige Enthaltsamkeit von allen destillirten Getränken, die nach einer in Amerika erschienenen Abbildung den schrecklichen Magenkrebs erzeugen, geloben!

— Ho, ho! — schweigen! — Unsinn!

— Kein Unsinn, meine Freunde, ich wiederhole noch einmal als Vorstand des hiesigen Enthaltsamkeitsvereins..

Die Menge überschrie seine Worte, der Minister als Präsident des Comité klopfte auf; es trat ein Augenblick der Ruhe ein und er sprach zum Prediger Sebaldus: — Ich verweise Sie zur Ordnung. Sie weichen ab vom heutigen Thema.

— Ich werde schweigen, — entgegnete er; — wenn

aber von meiner Seite ein Mißgriff begangen war, so haben es die Verfasser des Circulairs der Einladung veranlaßt, indem es darin ausdrücklich heißt: „zur physischen und moralischen Besserung der Arbeiterclassen." Hat man dazu weder Muth noch Kraft, so dächte ich, wäre es besser gewesen, dergleichen nicht anzukündigen.

— Ja, es ist wahr, — riefen Mehrere.

— Wir trinken Champagner, — rief ein reicher Industrieller, sollen wir unseren Arbeitern nicht ihr Schnäpschen zur Erholung und Erheiterung gönnen, weil sie den Wein nicht bezahlen können?

— Ja, ja! brav!

— Zur Ordnung, — rief der Minister, aufklopfend, — hat noch Jemand etwas für oder wider im Allgemeinen vorzutragen, so möge er reden, damit wir endlich zur Beschlußnahme über die Statuten kommen.

Da erhob sich im Parterre ein hoher Beamter der Regierung, ein blasser, kleiner Mann mit grauem Haar und einer scharfen, durchdringenden Stimme, bat um's Wort und sprach:

— Das war eine schöne Zeit für den Gemächlichkeit und lautlose Stille liebenden Polizeistaat, als die gewerbtreibenden Classen in Deutschland sich still und bescheiden mit dem, was man ihnen zuwog, ohne sie viel zu fragen, begnügten. Auch damals ließ man es an Aufmunterung und vielfacher Begünstigung nicht fehlen;

das aber geschah, wie man nicht hehl hatte, aus rein finanziellen Zwecken, um am stets unterwürfigen Gewerbstande eine melkende Kuh zu haben, die gutmüthig herhielt, wenn Staatsbedürfnisse eine außerordentliche Deckung erforderten. Aber diese glücklichen Zeiten sind vorüber gegangen, in Folge der industriellen Fortschritte unserer Zeit, und zu spät lernte man einsehen, daß sich ein eigener Wille in dem Elemente entwickelte, welches man früher für eine todte, willenlose Masse gehalten hatte.

Man würde geneigt gewesen sein, diese ganze Rede für eine scharfe Ironie auf unsere Zustände zu halten, hätte nicht der Redner mit großer Ernsthaftigkeit fortgefahren:

— Von da an war es aus mit aller Freundschaft und blinden Unterwürfigkeit: Mißtrauen, Argwohn, Anfeindung traten an deren Stelle; man betrachtet jetzt das Ding nur als „ein nothwendiges Uebel," und hat daher nichts eifriger zu thun, als mit allen Waffen der Gesetzgebung und Staatskunst dagegen anzukämpfen, daß die Industrie in ihren Auswüchsen nicht staatsgefährlich werde. Das große Schreckbild des Proletariats hat sich vor unsern Augen entfaltet, und mein Rath ist: man sei nicht zu bedenklich in der Wahl der Mittel, dieses Unwesen mit Stumpf und Stiel auszurotten.

— Man kann es in der That, — fuhr er fort, und immer höher fistulirte die krähende Stimme des kleinen Mannes, — den herrschenden Classen in Deutschland nicht verdenken, daß sie, die sich bisher im Alleinbesitz der Urtheilsfähigkeit gewußt haben, den industriellen Emporkömmling mit scheelen Augen ansehen, da dieser ein gutes Theil von jener Urtheilsfähigkeit, die nur den höhern Beamten zusteht, für sich in Anspruch nimmt. Es giebt aber kein besseres Mittel, die weitere Entwickelung zu hemmen, als diese ewige Bevormundung und Ueberwachung jeder Regung des Associationsgeistes unter den arbeitenden Classen, der sich jetzt leider an manchen Orten geltend macht.

— Das, meine Herren, ist unsere stete Pflicht in dieser so bewegten Zeit, und ich schließe mit den Worten des großen Ludwig: „Alles für das Volk, aber nichts durch das Volk!"

Dieser Schluß erregte unter den verschiedenen Ständen eine verschiedene Sensation: Beifall unter den höheren Beamten und Murren unter den anwesenden Bürgern.

— Da hören Sie es selbst, — rief ein Hofkammerrath aufstehend, — das ist die Herrschaft der Industrie, daß sie die Mittelclassen zur Herrschaft beruft. Es wird noch dahin kommen, daß es an hoher Stelle eingesehen wird: gleichwie in größern Staaten die königliche Gewalt früher gegen die mächtigen Feudalherren und stolzen Kronvasallen anzukämpfen hatte, so wird sie künftig den rei-

chen Fabrikherrn und die übermüthigen Börsenbarone im Zaum zu halten haben.

(Murren von verschiedenen Seiten.)

— Die große Aufgabe ist es jetzt, — fuhr der Redner fort, — die verschiedenen Classen der Gesellschaft durch entschieden wirksame und einflußreiche Interessen an die Regierung zu fesseln, deshalb den großen Besitzstand zu zügeln und die Anhäufung der Capitalien in wenigen Händen zu erschweren. Dixi et animam salvavi!

Damit setzte er sich nieder. Es entstand eine bedeutende Aufregung durch Hin= und Herreden, besonders in den Mittelständen, und der Präsident des Vereins rief zur Ordnung.

Noch ein geheimer Oberfinanzrath erhob seine lange dürre Figur und krächzende Stimme, und sprach:

— Meinem verehrten Freunde gebe ich völlig Recht. Wo Luxus und Genuß Bedürfniß geworden ist, da will Alles um jeden Preis ungeheure Reichthümer erwerben, die immer eine mehr oder weniger unabhängige Stellung zum Staate geben. Dieses Reichwerden kann die Staatsgewalt gefährden, man muß dem zu steuern suchen.

— Es wäre also am besten, — rief eine ironische Stimme aus der Literatenloge, — so à la Pascha von Janina den reichen Leuten den Kopf abzuschneiden und ihre Reichthümer für den Staatsschatz einzuziehen.

— Wer wagt es, mich zu unterbrechen? — fragte der geheime Oberfinanzrath mit stolzem Blick.

— Ich, mein Herr, habe mir diesen Einwurf erlaubt, — sprach ein junger Mann mit feinen, schönen Zügen.

— Wer sind Sie, mein Herr, daß Sie es wagen . . .

— Ich heiße Adalbert von Buchenau.

— Ah- - ergebenster — es ist mir sehr angenehm, Herr Baron.

— Fahren Sie gefälligst fort in Ihren interessanten Erörterungen, mein Herr geheimer Finanzrath.

— Nun wohl, ich sehe die Ursache der Verarmung der Arbeiterclassen ebenfalls im Luxus, in diesem Hang, den Vornehmen spielen zu wollen, der sich in unsern Tagen durch alle Stände verbreitet. Man sollte Luxusgesetze und Kleiderordnungen für die Arbeiter geben, so würden sie einerseits zur Sparsamkeit gezwungen, andererseits durch den Luxus der Reichen gewinnen. Und dann vertheidige ich das System der Sparcassen mit Prämien!

— Sparcassen, für Leute, die auch nicht an einem Tage so viel verdienen, als sie zum Sattessen nöthig haben? — rief eine Stimme aus dem dritten Range; es war der Tischlermeister Wahrlieb, an dessen Seite man den gebräunten Batavier sah, den wir unter dem Namen Van der Baffing kennen.

— Wer redet da? — fragte ein hoher Staatsbeamter, indem er aufstand.

— Ein geringer Bürger, — war die Antwort — ein Handwerksmann aus dem Volke bittet um Erlaubniß, seine bescheidene Meinung in dieser Angelegenheit sagen zu dürfen.

— Reden Sie, Sie haben das Wort, — sprach der Minister, — man muß auch die Repräsentanten des Arbeiterstandes hören in einer Angelegenheit, die ihren Interessen so nahe liegt.

— Im Namen der Arbeiterclassen, — fuhr der Handwerker bescheiden fort, — danke ich Ew. Excellenz für diese edle Gesinnung. Nun, dann erlaube ich mir, Ihnen zu sagen, meine hohen Herrschaften, mit den einfachen Worten eines schlichten Bürgersmanns: es ist schade, jammerschade um alle diese schönen Reden, um alle die edle Begeisterung, die sich in diesem großen Verein damit kund gegeben hat, daß es mit aller Arbeit und Mühe nichts damit sein wird, als leeres Stroh gedroschen zu haben.

— Was sagt der da?

— Ha! welche Frechheit.

— Welche Verwegenheit, uns das, den ersten Dienern des Staates, unter die Augen zu sagen?

— Ja, ja, meine hohen Herrschaften, nichts für ungut, oder wollen Sie ein anderes Gleichniß: auch

nicht einer von Ihnen hat den Nagel auf den Kopf getroffen, und die Statuten, die uns im Entwurf gedruckt mitgetheilt sind, haben noch mehr in's Blaue hinein geschossen!

— Welche Sprache!

— Das sind die Folgen der Demokratie.

— Ja, ja, jeder Bürger will jetzt klüger sein, als ein wohlbestallter fürstlicher Beamter.

Diese und andere Zwischenreden wurden halblaut von hochstehenden Personen gegen ihre Umgebungen gerichtet. Der redliche Handwerker jedoch ließ sich nicht irre machen.

— Es ist wahr, meine Herren, zuerst haben Sie von andern Dingen und Richtungen geredet, als von der Milderung der Noth der Arbeiter, worauf es hier doch eigentlich nur abgesehen sein soll; dann haben Sie Alles in einen Topf geworfen: Meister, Gesellen und Lehrlinge vom Handwerkerstande, Fabrikarbeiter, Tagelöhner, arme Weber und ländliche Arbeiter, sogenannte Häusler. Sie scheinen keine Ahnung davon zu haben, daß nicht nur bei jeder Classe dieser nothleidenden Arbeiter andere Ursachen auf die Verarmung wirken, sondern daß sogar fast jede Familie noch ihre besonderen Ursachen hat, weshalb sie mit aller Mühe und allem Fleiß immer mehr zurückkommen. Um aber zu helfen, muß man die Ursache der Noth kennen, und zwar nicht allein bei jeder Classe, sondern auch bei jedem einzelnen Arbei-

ter. Sie aber sind gewohnt, von der Höhe Ihres Standpunktes herab, das Volk, also auch die Arbeiter, als eine todte, seelenlose Masse zu betrachten; darin aber, meine Herren, irren Sie. Das Volk besteht aus Menschen, die auch menschlich behandelt sein wollen, wenn es gelten soll, ihre Noth zu mildern.

Der Eindruck dieser einfachen Worte, besonders auf den Mittelstand, war ein bedeutender. Ein Murmeln des Beifalls ermuthigte ihn fortzufahren:

— Darum führt es zu nichts, wenn Sie jetzt schon in ihren Statuten einen Paragraphen aufnehmen wollen, der allerhand schöne Vorschläge enthält, die Noth der Arbeiter zu mildern, ohne ihnen Geldunterstützung zukommen zu lassen. Sie sagen darin, wir wollen Sparcassen anlegen, Vorräthe an Arbeitsmaterial anschaffen, dieses auf Credit geben, die fertige Arbeit abnehmen und verkaufen, Grundstücke erwerben, Armen-Colonien anlegen, Familienhäuser bauen, guten Rath ertheilen, den Arbeitern unsere Theilnahme beweisen, und sie dadurch, so wie durch Ermahnungen, moralisch bessern . . was werden Sie damit ausrichten, meine Herren? Nichts, gar nichts!

— Was er da sagt!

— Was ist das?

— Welche Arroganz, einem Verein von so angesehenen Männern gegenüber!

— Gar nichts, sage ich; denn erstlich werden Ihnen bei den geringen Beiträgen, wodurch Sie achthundert Mitglieder gewonnen haben, die Mittel fehlen, so großartige Unternehmungen auszuführen, und dann würde auch der Verein kaufmännische und Fabrikgeschäfte zu Gunsten der Arbeiter treiben müssen; wie wäre das denkbar?

— Nein, nein! wir wollen uns nur auf moralische Einwirkung unseres Mitgefühls beschränken.

— Das ist sehr brav, sehr edel, meine hohen Herrschaften, aber steht auch der geringe Arbeiter im Allgemeinen schon auf der Stufe der Bildung, um für solche Theilnahme die rechte Anerkennung zu haben? gewiß nicht. Ich weiß es am besten, denn ich verkehre mit Hunderten dieser armen Leute; schon die Ankündigung dieses Vereins hat bei ihnen ganz andere Hoffnungen erweckt, als Sie nur jemals beabsichtigt haben können. Sie rechnen darauf, daß ihnen der Verein Arbeit gegen gute Bezahlung und Hülfe den Nothleidenden gewähre; geschieht das nicht, und es kann nicht geschehen, so werden sie sich getäuscht sehen in ihren Erwartungen; ihre Erbitterung gegen die Reichen und Vornehmen wird dann nur steigen. Was hilft uns ihr Mitleid, ihre Theilnahme, werden sie sagen, wenn sie unsere Noth nicht mildern; was sollen wir mit den Belehrungen derer, die nicht wissen, wo wir unsere Wunden haben?

Und moralisch bessern wollen sie uns? wer giebt ihnen die Berechtigung dazu, die bei ihren Spielparthien, Trinkgelagen, bei ihrer Liederlichkeit, Herzlosigkeit, Lug und Trug, Eitelkeit und Spottlust, Völlerei und Schlemmerei, wahrlich Werg genug am eigenen Rocken haben, um erst an ihre eigene Besserung zu denken, ehe sie sich herausnehmen dürfen, uns Moral predigen zu wollen, — ich rede nicht vom Allgemeinen — es giebt viele achtbare Persönlichkeiten in der feinen Welt, meine hohen Herren, aber gewiß Viele unter Ihnen wird man auf ihr Gewissen nicht fragen dürfen: wer darf es wagen, den ersten Stein aufzuheben? Und doch wird dem Reichthum Tugend und Redlichkeit so leicht gemacht, der Armuth so schwer! — aber so geht es in der Welt, die großen Diebe läßt man laufen, die kleinen hängt man auf!

— Ha! bravo, bravo! — riefen in der Literaten-Loge mehrere Stimmen.

— Zur Ordnung! — gebot der vorsitzende Minister und der freimüthige Handwerker fuhr fort:

— Darum, meine hohen Herrschaften, wenn ein so achtbarer Verein etwas thun will für die Milderung der Noth der arbeitenden Classen, so wird Alles darauf ankommen, diese Noth und die sie veranlassenden Ursachen, sowohl im Großen und Ganzen, als auch im Einzelnen kennen zu lernen. Ich möchte daher vorschlagen, daß

die ganzen Statuten heute umgeworfen würden, und daß wahre Menschenfreunde unter uns zusammentreten, ungefähr ein Dutzend genügen, die es übernehmen, den Nothstand der Arbeiter nach ihren verschiedenen Classen, so wie im Einzelnen zu ermitteln. Und das beste Mittel dazu bliebe, daß man das Entstehen von Vereinen der verschiedenen Arbeiterclassen unter sich selbst begünstigte, und daß diesen Deputationen des Gesammtvereines beiwohnten. Nur wenn die Stimme der Arbeiter gehört wird in ihrer eigenen Angelegenheit, wenn diese gleichsam eine Repräsentation vor dem Forum der Humanität und der Gesetzgebung bilden, darf man erwarten, daß dem schon so tief eingewurzelten Uebel gründlich gesteuert werde.

— Nein, nein, keinen Communismus, keine Arbeiter-Associationen, keine Demokratien, — riefen mehrere Stimmen unter den höheren Beamten.

In diesem Augenblick erhob sich in der Prosceniums-Loge einer der jüngern Literaten und rief lebhaft:

— Da haben wir in diesem Ausruf schon, in dieser eitlen Furcht vor dem Communismus, der in Deutschland nie Platz greifen wird, die Klaue des Polizeistaates ... und das ist das Unheil ...

— Zur Ordnung, zur Ordnung! — rief der Minister mit einem Nachdruck, der den Redner zum Schweigen brachte. — Man soll nicht die Freiheit des öffent-

lichen Worts mißbrauchen, um den Staat anzugreifen, indem wir das Glück haben zu leben.

— Dürfte ich wohl um das Wort bitten, — sprach jetzt Adalbert von Buchenau, indem er sich in derselben Loge vorn an die Brüstung stellte.

Der Minister bejahte schweigend, aber mit einem Blick des Mißvergnügens, der der Versammlung nicht entging. Adalbert jedoch hatte sich einmal gegen seinen Vater so gestellt, daß ihn dessen Mißbilligung nicht abschrecken konnte, wo es darauf ankam, eine Ueberzeugung auszusprechen, wovon er sich auf das innigste durchdrungen fühlte.

Ich würde es nie wagen, — begann Adalbert mit bescheidener Festigkeit, — in einem Vereine von, zum Theil, so hoch gestellten und erfahrenen Männern öffentlich meine Meinung auszusprechen, hätte nicht das achtbare Mitglied vom Gewerbestande, das so eben so trefflich, praktisch und aus dem Leben gegriffen, redete, eine Thatsache angedeutet, die der sorgfältigsten Beleuchtung und Beachtung bedarf in einer so hochwichtigen Angelegenheit. Es ist die, daß der Eindruck des Vereins auf die Arbeiter selbst ein ganz anderer sein wird, als wir in unserer Unkenntniß des eigentlichen Volkslebens voraussetzen.

In der trier'schen Zeitung habe ich einen Correspondenzartikel aus Berlin gelesen, worin gemeldet wird, daß

der dortige Verein zur physischen und moralischen Verbesserung der Lage der Arbeiter bei den Fabrikarbeitern durchaus nicht beliebt sei, und daß diese nichts wissen wollen von der Kraft eines moralischen Einflusses auf die sittliche und wirthschaftliche Verbesserung ihrer Zustände, weil sie darin eine neue empfindliche Sittenpolizei, eine Bevormundung ihres Familienlebens wittern. Wenn das wahr ist, und nach Allem, was ich darüber auch hier in den Kreisen der Arbeiter vernommen habe, ist es wohl glaublich, so ist das nur ein Beweis mehr, welchen hartnäckigen Widerstand und welche unvertilgbaren Vorurtheile jede Bestrebung einer directen Verbesserung ihrer Zustände dieser Verein bei den Classen selbst finden wird, denen er seine Kräfte weiht. Nur Personen, die gerade die Hefe jener Arbeiterclassen, welche die meiste Hülfe bedarf, nicht kennen, vermögen sich über deren Fähigkeit und Bereitwilligkeit des Entgegenkommens einer Täuschung hinzugeben. Traurig, daß dem so ist, aber es ist so. So lange nicht ein jeden Pöbel ausrottendes Unterrichts- und Erziehungswesen alle im Volke vorhandenen Anlagen, Kräfte und Fähigkeiten entwickelt und die dadurch auf den höchsten Punkt gesteigerte öffentliche Einsicht die Mittel ihrer gehörigen Verwendung an die Hand giebt, so lange wird der moralische Einfluß jener Vereine machtlos bleiben, so lange wird aber auf der andern Seite jenes andere directere

Mittel äußerer Einrichtungen, wovon die berliner socialistische und communistische Schule träumt, nichts verfangen.

— Wer unsere Zustände kennt und die Wucht, mit der sie auf den Boden der Gegenwart drücken und in ihm wurzeln; wer die geringe Empfänglichkeit der Massen, die Grundbedingungen einer solchen Umgestaltung ihrer Zustände in sich aufzunehmen, erkennt und würdigt: der wird nicht zu leugnen wagen, daß eine schwere, unermeßliche Arbeit, eine unabsehbar lange Zeit erforderlich sein wird, um die Allgemeinheit dieser Bedingung vorzubereiten und herzustellen? Alle die glühende Begeisterung, die wir sich in dem schönen Traum wiegen sehen, daß dem anders sei, all der titanenhafte Anlauf, den verschlossenen Himmel für die verwahrloseten Mitbrüder im Nu zu stürmen, wird leider, muß leider an den unübersteiglichen Hindernissen erkalten und erlahmen; ja der Gegenstoß scheint bereits eingetreten zu sein: von den nahe an tausend Mitgliedern haben sich schon Hunderte theilnahmlos entfernt, weil ihnen das Gerede zu lange dauerte, oder auch weil sie einsehen, daß alle Mühe, alles Wohlwollen, alle schöne Worte umsonst sind. Was läßt sich von den Uebrigen erhoffen? Abspannung und Aerger von Seiten der vergeblich sich Abmühenden, und Groll und Ingrimm von Seiten der getäuschten Arbeiter, die da ganz andere Hülfe erwarteten.

— Uebrigens ist der Arbeiterstand im Allgemeinen lange nicht so versunken, nicht so sittenlos und unwissend, als unsere Philanthropen sich einbilden. Es giebt Hunderte und Tausende redlicher Familienväter darunter, denen nichts fehlt, als Arbeit und angemessene Bezahlung dafür. Gebt ihnen Arbeit und Lohn, hebt ihre materielle Noth, so werdet ihr ihnen auch die moralische Kraft gewähren, sich sittlich zu heben. Die Faulen, Säufer und Schlemmer bessert kein Verein; die möge die Polizei in Besserungs- und Arbeitshäusern unterbringen, die fleißigen und redlichen Arbeiter aber bedürfen Eurer Bevormundung nicht.

— Arbeit aber zu geben, Unabhängigkeit von der Tyrannei und der Habsucht des Geldreichthums, das hängt zu tief mit allen Grundlagen der Gewerbsgesetzgebung, der Zollvereinsprincipien, der Handelsverträge zusammen, um im Privatwege etwas Anderes zur Abwehr der Uebelstände beitragen zu können, als daß wir der Stimme der Bedrängten das Recht gewähren, auf dem Wege der Publicität ihre Noth, ihre Bedürfnisse, Wünsche und Hoffnungen vor das Auge und Ohr der Regierung zu bringen; und deshalb halte ich den gegenwärtigen Verein nur insofern für einen möglicher Weise nutzbaren, als er sich es zur Aufgabe machen würde, die Stimme der sich bildenden Arbeiter-Vereine zu vernehmen, mit der Fackel der Intelligenz ohne Scheu und

Vorurtheil zu beleuchten, und vor den Thron zu bringen.

— Genug, — rief der Minister, indem er auf den Tisch klopfte, — der communistischen und socialistischen Ideen, worauf das Raisonnement der beiden zuletzt gehörten Redner hinaus zu laufen scheint. Wenden wir uns nunmehr zu den Debatten über die einzelnen Artikel.

Die Versammlung hatte schon vier Stunden gedauert, und mehr als die Hälfte der Anwesenden verließ nach und nach den Saal; da wurden die Statuten durchgegangen, und nur noch einige Beamte und Literaten blieben anwesend.

Es wurde der Versuch gemacht, die Artikel des Statuts in der Eile durchzugehen, und die meisten wurden ohne Weiteres durch Sitzenbleiben angenommen. Wenn gegen andere Artikel einige der Literaten Einwürfe machten oder Amendements vorschlugen, so wurden sie sogleich ohne Discussion überstimmt.

Endlich machte Adalbert von Buchenau die Bemerkung, daß man zu einer Zählung der Anwesenden schreiten möge. Es scheine ihm, daß kein Drittel des Vereins mehr anwesend sei, also eine Beschlußnahme über die Statuten nicht mit der erforderlichen Majorität geschehen könne.

Der Minister hatte erkannt, daß ein solcher Verein, wie vorsichtig er auch angelegt war, und wie sorgfältig

man für die Vertretung des conservativen Princips gesorgt zu haben glaubte, doch leicht Veranlassung geben könne, eine Opposition im demokratischen Sinne aufzuregen; und daß es daher besser sein würde, die ganze Angelegenheit als einen verunglückten Versuch, durch Popularität auf die Menge zu wirken, fallen zu lassen, und statt dessen, alle Hebel der Gesetzgebung und Polizei in Bewegung zu setzen, um jedes Erwachen des communistischen Geistes der Proletarier im Keime zu ersticken.

Deshalb war dem Minister dieses Mal die Bemerkung seines Sohnes sehr willkommen. Er knüpfte daran die Erklärung, daß allerdings der Verein zu Beschlußnahme über die Statuten nicht mehr hinreichend repräsentirt sei, und daß es daher angemessen erscheine, die weitere Erörterung bis zu einer folgenden Generalversammlung auszusetzen.

Durch allgemeine Acclamation wurde dieser Vorschlag angenommen.

. . . .

Und weiter hat man nichts wieder von der Wirksamkeit dieses Vereins vernommen.

20.
Der Handwerker-Verein.

Einen ganz andern Charakter hatte der Handwerker-Verein, in welchen Myn Heer van der Baffing an der Hand seines neuen Freundes, des Tischlermeisters Wahrlieb, am Abend nach der Feierstunde trat.

Es wurde diese Versammlung gehalten in dem langen und schmalen Saale im Hinterhause einer von den Bürgern vielfältig besuchten Bierstube, wo jedoch nur Weißbier geschenkt wird.

An langen, weiß gescheuerten Tafeln, auf hölzernen Bänken oder Schämeln, saßen einige sechzig Handwerksmeister der Stadt, meistens ehrbare Bürger von festem, ernsten Ansehen.

Sie waren sämmtlich anständig, wenn auch bürgerlich, werktagsmäßig gekleidet. Man sah es den meisten dieser starkknochigen, schwielenreichen Händen wohl an, daß sie, wenn sie auch früher tüchtig mit zugegriffen hatten im Gewerbe, jetzt wohl die meisten der Wohlhabendern nur die Arbeiten ihrer Gesellen und Lehrlinge zu leiten pflegten und sich auch wohl mehr mit Speculation, als mit einfacher Handarbeit beschäftigten.

Jeder von diesen Männern hatte seine Stange Weißbier vor sich stehen, und rauchte entweder eine Cigarre oder eine kurze Pfeife.

Die wenigen Lichter brannten ziemlich düster, denn an's Putzen derselben wurde in einer solchen Feierstunde, wo die Arbeit ruhte, nicht gedacht.

Die bequemste Stellung war die beste, obwohl im Allgemeinen Anstand und Ruhe herrschte.

Hier sah man keine Polizei, weil noch kein öffentlicher Aufruf erlassen war zur Stiftung eines Vereins, sondern Adalbert von Buchenau hatte nur mit den Altmeistern der verschiedenen Gewerke gesprochen und diese hatten sich die vernünftigsten und aufgeklärtesten Mitglieder ihrer Innung herausgesucht, um der ersten in aller Stille verabredeten Versammlung beizuwohnen.

Es ist wirklich alles Mögliche, daß es in unsern an Bevormundung so reichen Zeiten noch keine polizeiliche Ueberwachung für noch ungeborene Vereine giebt, da doch das Civilrecht unter gewissen Umständen eine Cura ventris anerkennt, d. h., eine Vormundschaft für die noch ungeborene Leibesfrucht.

Schon war das Gespräch unter einander nahe sitzender Personen seit einer halben Stunde lebhaft im Gange gewesen, und wer den stillen Beobachter spielte, konnte nicht verkennen, daß in dem Volke ein gesunder Sinn steckt, der den Nagel nicht selten auf den Kopf trifft.

Man fühlte es wenigstens heraus, daß schon durch die Besprechung alltäglicher kleiner Ereignisse oder Bebachtungen und Erfahrungen, die im Gesichtskreise des

Handwerkerstandes lagen, manche nützliche Bemerkung zu Tage gefördert und manche fruchtbringende Idee angeregt wurde. Und wo es auch nichts weiter war, da hatte das Besprechen zwischen Handwerksgenossen verschiedener Gewerke schon manche freundliche Annäherung zur Folge.

Der Tapezirer z. B. besprach mit einem geschickten Tischlermeister die Anfertigung von Polsterwaaren an Meubles, Sophas, Stühle, Lehnsessel u. s. w. im Roccocostyl, und da Beide nicht das Vermögen hatten, als alleinige Unternehmer des Andern Arbeit zu bezahlen, so kamen sie dahin überein, solche gepolsterte Meubles auf gemeinschaftliche Rechnung anzufertigen und bei jedem Stück die Preisverhältnisse zu bestimmen, wonach demnächst das Kaufgeld zu theilen sein werde.

Auf ähnliche Weise besprach vorläufig ein Tapezirer mit einem Stellmacher, Schmied und Lackirer die Herstellung eines Wagens auf gemeinschaftliche Rechnung.

Dergleichen machte sich wie von selbst; es war die gleichsam ungesuchte Frucht des Vereins.

Während solcher Gespräche hatte van der Baffing sich die kleine holländische Tonpfeife angesteckt und seinen Krug Bier empfangen. Rechts und links präsentirte man ihm die Tabaksdose, und damit war die Bekanntschaft eingeleitet und bei dem biedern, geraden Wesen des Bataviers bald im vollen Gange.

Nun endlich trat ein junger Mann ein von interessanten, etwas blassen Gesichtszügen, mit einem feinen Schnurr= und Kinnbart und langem, rundgeschnittenem, glänzendschwarzem Haar.

Er war feiner gekleidet, als die Uebrigen, auch lag in seinem ganzen Wesen etwas ungezwungen Vornehmes, das selten verfehlt, auf den Bürger einigen Eindruck zu machen.

Den Meisten schien er noch persönlich unbekannt zu sein. Sie bemerkten ihn entweder nicht, oder sahen ihm neugierig oder gleichgültig nach.

Der Eintretende grüßte freundlich ungesucht, wenn er gerade an Leuten vorüberging, denen er aufgefallen war; alsbald aber erkannte ihn Meister Wahrlieb, einer der Aeltesten des Tischlergewerkes. Dieser erhob sich sogleich und mit ihm standen mehrere der Altmeister auf, um den werthen Gast mit natürlicher, bescheidener Hochachtung zu begrüßen.

Adalbert drückte jedem dieser ehrbaren Handwerksältesten die Hand und setzte sich an den ihm aufbewahrten Ehrenplatz in ihre Mitte.

Dann forderte er ein Glas Weißbier und machte seine Cigarre zurecht, die er anzündete.

Während dem machte er die Bekanntschaft mit den zunächst Sitzenden in einer so traulichen, ungezwungenen

Weise, daß man ihn bald lieb gewann und diese Stimmung sich schnell über die Entfernteren ausbreitete.

Die Mittheilung: Es ist der Sohn Sr. Excellenz des Herrn Minister von Buchenau, lief durch die Reihen der an den langen Tafeln sitzenden Ehrenmänner.

Van Baffing warf auf ihn einen Blick freundlicher Theilnahme, da er sich seiner freimüthigen Rede im großen Verein mit Wohlgefallen erinnerte.

Bald darauf klopfte Meister Wahrlieb auf den Tisch und Alles schwieg. Er erhob sich und sprach:

— Meine lieben Mitbürger und Handwerksgenossen! ich bin Zeuge gewesen, wie die höchsten Stände und selbst Mitglieder der Regierung sich für das Wohl der arbeitenden Classen interessiren. So dankbar aber auch diese wohlwollenden Gesinnungen anerkannt werden müssen, so leid hat es mir gethan, wie gewiß jedem redlichen Bürger, erkennen zu müssen, wie weit die höhern Stände noch davon enlfernt sind, das wahre Wesen der Sache zu erkennen. Gewiß von allen hochgestellten Personen, die heute so schön geredet haben, hat vielleicht nicht Einer jemals die Kellerwohnung oder die Dachkammer eines armen fleißigen Arbeiters betreten; hat nicht Einer die entsetzliche Noth dieser armen Weber gesehen, die in ihren feuchten Stuben verkümmern und fast verhungern müssen bei zwanzigstündiger Arbeit mit Weib und Kindern. Der hat noch nicht die Noth des

rastlos sich quälenden Handwerksmannes gesehen, dem die maßlose Concurrenz einer unbeschränkten Gewerbsfreiheit über den Kopf wächst, der kennt nicht die zahllosen kleinen Hemmnisse und Hindernisse, die, zusammengenommen, zum großen, schweren und unerträglichen Drucke werden: mit einem Wort, wir Arbeiter wissen es wohl am besten, wo uns der Schuh drückt . . . die vornehmen Herrschaften wissen es nicht.

— Ja, ja, brav! — riefen viele Stimmen, und Meister Wahrlieb fuhr fort:

— Ich habe mir heute erlaubt, meine Ideen darüber auszusprechen, daß nur durch ein Zusammenwirken aller Kräfte in verschiedenen besonderen Vereinen der hohen Staatsbeamten und Volksvertreter, der Fabrikherren, der Fabrikarbeiter, der Handwerksmeister und der Gesellen, die die Arbeiterclassen immer mehr bedrohende Gefahr gänzlicher Verarmung abgewendet werden kann.

— Ja, ja! Meister Wahrlieb hat Recht.

— Diese höheren Ideen verdanke ich nicht mir selbst, denn ich bin ein schlichter Bürgersmann, der nur sieht, was ihm vor der Nase liegt; sondern diesem braven jungen Herrn, der öfter meine Werkstatt besuchte und sich dann am Feierabende zu uns setzte in die große Familienstube, um sich bald über die Lage der Handwerker belehren zu lassen, und dann wieder so verstän-

dig darüber zu reden, daß ich alter erfahrener Mann meine wahre Freude darüber hatte; und selbst mein Sohn und seine Mitgesellen hörten ihm mit Vergnügen und Belehrung zu.

— So hat denn Herr von Buchenau den ersten Gedanken gehabt und genährt, einen Handwerker= und einen Gesellen=Verein zu stiften, und wenn meine lieben Mitbürger nichts dagegen haben, wird der junge Herr uns die Liebe erweisen, darüber näher seine Meinung auszusprechen.

— Ja, ja! reden, reden! — rief Alles durch einander.

. . . .

Nun erhob sich Adalbert von Buchenau, verneigte sich mit einer wohlwollenden Freundlichkeit und sprach:

— Ich bin Ihnen sehr dankbar, meine achtbaren Mitbürger vom Gewerbestande, daß Sie Nachsicht mit einem jungen Manne haben wollen, der nichts ist und nichts bedeutet, als daß er in Ihren Kreis ein warmes, menschenfreundliches Herz mitgebracht hat, der noch viel zu jung ist, um schon Ihre gereifte Erfahrung besitzen zu können, der aber durch Erziehung und Neigung im Nachdenken geübt, vielleicht Ihnen nützlich sein kann, wo es nur darauf ankommen wird, Ihre eigenen Erfahrungen, Wünsche und Hoffnungen zum klaren Bewußtsein zu bringen und damit die rechten Mittel, das Uebel abzuwenden, zu finden und geltend zu machen.

— Ja, ja, schön! sehr gut, fortfahren!

— So begrüße ich es denn als ein erfreuliches Zeichen unserer Zeit, daß es sich überall zu regen und zu rühren beginnt, um aus dem zur Gewohnheit und damit zur andern Natur gewordenen Gleise eines veralteten, unhaltbar gewordenen Zustandes herauszukommen, und neue, den Anforderungen und dem Wesen der Zeit mehr angemessene Bahnen zu betreten.

— Es wird bereits allgemein begriffen, daß das einzige Mittel, welches das Volk selbst ergreifen kann, um in dieser Zeit der geistigen und materiellen Bewegung vorwärts zu kommen, in der Association oder Vergeselligung, d. h. in der Vereinigung vereinzelt schwacher Bestrebungen zu einer einflußreichen Macht für die Erlangung eines gemeinschaftlichen Zwecks und Ziels liegt.

— Meine lieben Mitbürger und achtbaren Handwerksgenossen! um Ihnen die Macht und Kraft der Association recht anschaulich zu machen, erlauben Sie, daß ich ein geschichtlich bedeutsames Experiment vor Ihren Augen wiederhole. Und er nahm damit ein Bund Schwefelhölzchen, das sich auf dem Tisch in einem Schnellfeuerzeuge befand. Er theilte einzelne Schwefelhölzchen an die zunächst Sitzenden aus, und forderte sie auf, dieselben zu zerbrechen; das geschah mit Leichtigkeit. Nun aber übergab er das ganze Bund, das er mit einem Faden umwickelt hatte, einem ihm gegenüber sitzenden

starken Manne, und sprach: Nun wenden Sie einmal alle Ihre Kraft an, und versuchen Sie, ob Sie diesen Verein von Schwefelhölzchen durchbrechen können.

Der Versuch wurde von Mehreren gemacht; es war unmöglich.

Da nahm Adalbert wieder das Bund und fuhr fort:

— So meine Freunde ergeht es auch Ihrem Stande. Alleinstehend wird jeder achtbare Handwerker leicht, selbst durch kleinliche Hindernisse, gebrochen werden; vereinigt, werden sie selbst den starken Druck der Zeit überwinden.

— Ja, das ist wahr, wir wollen einig sein, einig und stark, — riefen Mehrere und reichten einander die Hände, — einig und stark!

— Helfe Gott diese Bewegung segnen und gebe ihr Kraft und Gedeihen, — sprach Adalbert mit Weihe der Empfindung und fuhr dann fort:

— Möge man aber uns dieses Symbol der Einheit nicht mißdeuten. Noch giebt es immer leider, selbst in den höchsten Regionen der Gesellschaft, sogar am Ruder des Staats und der Verwaltung Personen, welche jede neue Richtung im Volksleben mit Furchtsamkeit und Aengstlichkeit beobachten. Das sind die Leute des Still-standes und des Rückschrittes. Wohlwollend und oft selbst mit Liebe für das Volk im Ganzen, sehen sie, in ihrer angeborenen oder angelernten Einseitigkeit und Be-fangenheit, nur Gefahren für das Gemeinwesen, wo es

gerade gilt, dieses aus den Gefahren einer bewegten Zeit zu retten. Sie wünschen aufrichtig das Heil der Menschen, aber sie finden es nur im Festhalten des Alten oder im Wiederaufbaue ihres historischen Götzen, jener Vorrechte und Privilegien einer bevorzugten Classe, welche die fortschreitende Civilisation, Humanität und Bildung längst umgestürzt hat, als morsch, vermodert und abgestorben.

— Ich weiß nicht, ob ich mich deutlich ausgedrückt habe, aber es ereignen sich Dinge unter Himmel und Erde, die man in unsern Tagen nur durch die Blume andeuten darf, um nicht mißgedeutet zu werden.

— Ja, ja, wir verstehen schon!

— Darum, meine Freunde, müssen wir uns dagegen verwahren und protestiren, daß man solche Vereinigungen, wenn sie unter den Arbeiterclassen selbst auftreten, nicht verwechsele mit jenen politisch bedeutenden Verbindungen, die man in Frankreich unter dem Namen des Communismus, Socialismus oder Fuerismus kennt. Das Alles sind politische Schwindeleien und philosophische Träumereien; wir aber, wir besonnenen Deutschen, wir greifen das Ding praktisch und tüchtig an, wenn auch vielleicht zu langsam und bedächtig.

— Brav, brav!

— Wir wollen nicht einig und stark sein, um unsere Macht gegen den Staat geltend zu machen, selbst

nicht in den Fällen, wo man uns Unrecht und wehe thut, denn wir sind treue Unterthanen und gute Patrioten!

— Gewiß, wahr, der hat Recht!

— Aber wir sind auch keine unmündigen Kinder mehr, die unter Vormundschaft einer zu ängstlichen Verwaltung stehen wollen.

— Nein, nein!

— Wir bedürfen keines Laufzaumes mehr, und der Fallhut würde uns nur lächerlich kleiden und drücken.

— Fort damit, fort mit allen Staatsvormundschaften!

— Wir sind besonnene Männer, die reif genug sind an Verstand und Einsicht, um ihre Interessen selbst wahrnehmen zu können. Wir bedürfen für die Blüthe unseres Gewerbswesens nur den Schutz der Gesetze, nicht der leitenden Hand der Verwaltung. Wir fühlen eine organische Kraft in uns selbst; wir werden den Druck der Zeiten überwinden, wenn man uns nur gewähren läßt.

— Ja, mit Gott, mit Gott!

— Nun dann mit Gott! Zu den erfreulichsten Zeichen einer solchen frische Lebensblüthen treibenden Macht der Zeit gehört dieser überall sich kundgebende Drang zur Vereinigung für gemeinschaftliche Zwecke, dieses Bedürfniß der Vereinigung, das auch, wie wir sehen, im hiesigen Handwerksstande sich geltend gemacht hat. In

dieser Vereinigung allein kann die Wiedergeburt dieser Gewerbsclassen liegen, welche nur eine verblendete Anschauung in der weder möglichen, noch wünschenswerthen Wiederbelebung der alten Zünfte suchen kann.

— Hört, hört, was sagt er da? ja, wir wollen Zünfte und Gilden wie ehemals, keine Patente, keine Gewerbefreiheit!

— Meine Freunde, diese Frage zu erörtern, würde mich heute zu weit abführen vom Ziel. Unser Verein, der hoffentlich heute in's Leben treten wird, wird noch Zeit genug haben zu berathen, was wir wünschen. Aber vorläufig frage ich Sie auf Ihr Gewissen, wünschen Sie die alten Zünfte mit ihren Gebrechen und Hemmungen zurück?

— Nein, nein!

— Nun wohl, und ohne diese beschränkenden Formen sind es keine Zünfte und Gilden mehr, sondern freie Vereine, die entstehen mögen unter den Genossen desselben Handwerks, so wie in der Gesammtheit einer Handwerksgenossenschaft einer Stadt und Umgegend. Das ist die Association, welche die Zeit fordert und die Gesetzgebung begünstigt, undan Ihnen liegt es, meine achtbaren Freunde, dieses Heft des Ruders, um dem Wogendrange zu entgehen, in die Hand zu nehmen und kräftig zu regieren.

— Nun wohl, aber wozu soll das führen?

— Auch darauf kann ich antworten! Es ist ge-

wiß Keinem von uns entgangen, meine Freunde, daß die Lage des Handwerkers von Jahr zu Jahr eine schwierigere, ja, man kann wohl sagen, eine bedenkliche geworden ist.

— Ja ja, leider!

— Diese Erscheinung, die einmal nicht zu leugnen ist, hat, außer dem unmittelbaren Nachtheil auf die Gewerbtreibenden selbst, noch den, daß wohlhabende und gebildete Eltern sich scheuen, ihre Söhne einem Stande zu übergeben, der ihnen so wenig Aussicht auf eine angenehme, behagliche oder nur erträgliche Existenz gewährt; Kenntnisse und Bildung aber und Capital, das ist es, was unserm Handwerksstande es möglich machen würde, sich wieder zu heben zu einem Ansehen und einer Wohlhabenheit, welche die der frühern Genossenschaft weit überragen werde. Ohne Bildung aber, ohne Kenntnisse, ohne Vermögen, ohne Vereinigung würde unser heutiger Handwerker als Stand verschwinden, als Gewerbsmann zu Grunde gehen, erdrückt von der Macht der Maschinen, Fabriken, der Intelligenz und Capitalien großer Unternehmer und selbst der eigenen Gewerbsgenossen.

— Ja, ja, leider nur zu wahr!

— Es ist einmal ein Zustand, den menschliche Macht, selbst die der Regierungen, nicht mehr hemmen kann, diese ungeheuer vermehrte Production und Fabri-

cation des In- und Auslandes, unter welcher die gewerbliche Thätigkeit des einzelnen Mannes fast verschwindet. Und diese Production in ihrer Ueberschwenglichkeit ist nur dadurch möglich geworden, daß Maschinenwesen und Fabriken die Bedürfnisse des Publicums wohlfeiler und zum Theil auch besser befriedigen können, als der Handwerker, der in seinem alten gewohnten Schlendrian bleibt.

— Das ist wahr.

— Dabei ist in Folge der gesetzlichen Gewerbefreiheit die Concurrenz so gewachsen, daß fast überall die Zahl der Handwerker zu der der Consumenten in keinen Verhältnissen mehr steht.

— Ja leider . . . .

— Wir machen aber auch eine andere Beobachtung, wenn wir in das Leben blicken. Es giebt auch selbst in unserm heutigen Handwerkerstande Einzelne, die sich über die Mittelmäßigkeit erheben, welche ihr gutes Brod haben.

— Das ist Zufall und Glück! —

— Gewiß nur selten. Untersuchen wir genau die Ursache des Aufblühens einzelner Handwerker, so finden wir meistens Vermögen, Unternehmungsgeist, Einsicht, Geschicklichkeit, Kenntnisse und reelle Behandlung des Publicums als den wahren Hebel der Blüthe ihres Geschäftsbetriebs. Sollte uns diese Beobachtung nicht die

Mittel zeigen, wodurch auch Andere jenes Ziel des lebhaften Geschäftsbetriebes und der Wohlhabenheit erreichen könnten?

— Gewiß!

— Sollte nicht selbst die vortheilhaftere Fabrication der Fabriken und Maschinen, und sogar das Beispiel Englands, das mit großen Capitalien am vortheilhaftesten arbeitet, uns einen weitern Fingerzeig geben?

— Hört, hört! —

— Betrachten wir die Lage der heutigen Handwerker, so ist es unter der gesetzlich bestehenden Handels- und Gewerbefreiheit, welche abzuwenden nicht in unserer Macht liegt, die Concurrenz entweder der Fabrication im Großen, oder der Ueberfüllung an eignen Gewerbsgenossen.

— Was nun zunächst die erstgedachte Concurrenz betrifft, die der Fabriken, so beruhet ihr Vortheil vor dem Handwerke im Betriebe mit dem größern Capital, im dadurch bedingten größern Unternehmungsgeist, in der größern Intelligenz, welche die Leitung eines Fabrikwesens erfordert, in der wohlfeilern und gleichmäßigern Arbeit der Maschinen und in dem Princip der Theilung der Arbeit.

— Ja, ja, das Alles kann der Handwerksmann nicht haben.

— Er kann es haben, aber allein, meine Freunde, durch

den Geist der Association. Nur der Vereinigung mehrerer Handwerker zu einem gemeinschaftlichen, großartigen Fabrikgeschäft kann es möglich werden, ihr Gewerbe eben so schwunghaft zu betreiben, wie es der reiche Fabrikherr allein betreibt. Ein solcher Verein würde alsdann ein Arbeiterverein im edelsten Sinne des Wortes werden.

— Hört!

— So gut wie jetzt die großen Eisenbahnunternehmungen durch Vereine von Capitalisten entstehen, die sich selbst durch Statuten, Vorstände und Techniker eine Organisation geben, welche dem ganzen Geschäft das dauernde Leben gewährt, eben so gut könnten gewisse Handwerke zusammentreten, um unter Theilung der Arbeit mit gemeinsamer Kraft große Fabriken anzulegen. Es käme nun darauf an, daß ein solcher Arbeiterverein sich unter Leitung einsichtsvoller Männer gehörig organisirte.

— Aber woher Geld nehmen?

— Ein Verein fleißiger, achtbarer Arbeiter gewährt an sich schon Vertrauen. Es wird ihm, wenn er sich organisirt hat, nicht schwer werden, Capitalisten zu bewegen, sich bei dem Unternehmen gegen Antheil am Gewinn zu betheiligen. Vermögende Handwerksmeister werden sich dabei mit noch größerem Vertrauen betheiligen können. Vermöge dieses Geldes werden die nöthigen Gebäude und Maschinen hergestellt und die Roh-

stoffe angeschafft. Dann beginnt die Theilung der Arbeit unter den Arbeitern selbst, und die Verabredung und Feststellung des Antheils am Verkaufspreise. Ein Geschäftsführer, ein Cassirer und ein Buchhalter stehen an der Spitze eines gemeinschaftlichen Comptoirs, dessen Thätigkeit durch einen Dirigenten geleitet und durch einen Ausschuß des Vereins controlirt wird. Sehen Sie, meine Freunde, das wäre der einzige Weg, um dem durch Fabrication bedrohten Handwerker die Existenz zu retten. Es wird zwar aus dem Handwerker ein Fabrikarbeiter werden, aber kein Sclave fremder Despotie des Geldes, sondern ein freier Arbeiter, der zugleich mit Fabrikherr ist und Antheil an dem Ertrage seiner Arbeit hat.

— Das läßt sich hören! — sprach ein verständiger, achtbarer Meister, — die Idee ist gut und der weitern Ausbildung fähig. Aber erlauben Sie die Frage: wie soll der arme Handwerker es anfangen, so lange zu leben ohne Ertrag seiner Arbeit, bis das von ihm angefertigte Stück durch alle Stadien der Fabrik gegangen und verkauft ist?

— Dazu ist ja das anzuleihende Capital, daß dem Arbeiter sein Lohn nach dem geringsten Ansatz sogleich gezahlt werde, worauf er demnächst noch als Zulage seinen Antheil am Ueberschuß des Verkaufspreises heraus erhält.

— Sehen Sie, meine Freunde, das ungefähr nennt

man in Frankreich „Organisation der Arbeit.“ Man will aber dort, daß diese in den schon bestehenden Fabriken vom Fabrikherrn eingeführt werde, was aber bei dem jeder Theilung des Ertrages widerstrebenden Eigennutze derselben schwerlich zu erreichen sein dürfte. In Deutschland haben wir den freien Handwerksstand, der aus den alten germanischen Zünften und Gilden hervorgegangen ist; dieser aber könnte nur durch eine solche freie Vereinigung sich seine frühere Geltung in der Gesellschaft wieder gewinnen.

— Hört — hört!

— Nehmen wir nur ein Beispiel heraus aus der unendlichen Menge von Möglichkeiten solcher Combinationen.

— Hört!

— Es ist bekannt, daß Schlösser, Haspen, Thür- und Fensterbeschläge, Ofenthüren, überhaupt die kleinen Eisenwaaren von den Fabriken viel wohlfeiler geliefert werden, als dem Handwerker möglich ist.

— Ja, ja!

— Nun wohl, wenn sich nun auf angegebene Weise alle Schlossermeister einer Stadt, oder wenigstens mehrere derselben vereinigten, eine solche Fabrik für Schlosserwaaren anzulegen und die einzelnen Theile entweder selbst, oder durch ihre Leute fabrikmäßig anfertigen zu lassen, würde dadurch nicht ihnen der Ertrag dieser Ar-

beiten erhalten werden können, der sonst vielleicht an fremde Fabriken geht? Würde nicht daneben sogar noch die Arbeit auf eigene Rechnung betrieben werden können, die in Fabriken nicht angefertigt werden kann? Sehen Sie, meine Freunde, so ist die freie Association mit Organisation der Arbeit der eine Weg, die Concurrenz der Fabriken auszuschließen; der andere Weg wäre, der Fabrik aus dem Wege zu gehen und ein anderes Gewerbe zu ergreifen.

— Nein, nein!

— Auch in dieser Hinsicht gehen die Vorurtheile zu weit. Der Zweck der Arbeit ist, sich den Lebensunterhalt und wo möglich etwas mehr zu gewinnen.

— Ja, gewiß!

— Nun gut, kann es uns nicht einerlei sein, wir gewinnen dasselbe als Posamentirer mühsam am Gestell, oder, da wir einmal mit Fabriken nicht concurriren können, indem wir uns einen Kleinhandel mit allerhand ähnlichen Fabrikwaaren anschaffen?

— Ja, allerdings!

— Sehen Sie, meine Freunde, so kommt Alles, um auch als Handwerker ehrlich durch die Welt zu kommen, auf richtige Speculation an unter geschickter Benutzung der Umstände und auf verständige Einsicht.

— Wenigstens würde es viel beitragen zur Belebung der Gewerbe.

— Nun, wohl! das Mittel aber, diese Eigenschaften in unserm Handwerkerstande im höheren Grade zu entwickeln, beruht wieder auf der Grundlage der Vereinigung.

— Hört!

— Ja, vernehmen Sie, meine Freunde was darüber ein großer britischer Staatsmann Canning sagt.

— Hört! Hört!

— Ich bin sonst nicht der Freund der Meinung hochstehender Staatsmänner, wenn sie über Dinge reden, die sich in einer niedern Sphäre begeben, wohin ihr Blick nicht dringt; aber die gesammte britische Staatsverwaltung ist in sofern eins mit der Nation, daß sie gemeinschaftlich auf Hebung des Nationalreichthums und damit des Wohls der arbeitenden Classen hinwirken. Der britische Staatsmann ist durch und durch Praktiker, er kennt sein Volk und dessen Bedürfnisse bis in die unterste Hefe derselben; er schützt, hebt und belebt die britische Industrie, oft auf Kosten anderer Nationen, selbst des deutschen Zollvereins, der sich trotz der Beschwerden des Lords Aberdeen immer noch viel zu viel von der englischen Suprematie gefallen läßt!

— Hört!

— Also Canning sagt: „Eine Erhebung der arbeitenden Classen kann nicht bestehen in der Befreiung von Arbeit, nicht in dem Streben, den höheren

Ständen gleich zu kommen; auch nicht in der Erlangung politischer Macht im Staate. Sie kann vielmehr nur bestehen in der Befreiung aus den Banden der Unwissenheit und Unmündigkeit, aus der Knechtschaft des Herkommens und tyrannischer Gewohnheit; und solche Befreiung läßt sich nicht anders bewerkstelligen, als durch zeitgemäße Geistesbildung.

— Hört! Hört!

— Die Intelligenz und die mit ihr Hand in Hand gehende technische Fertigkeit bedingen die wahre Tüchtigkeit. In ihr und nur in ihr sind die wahren Mittel zur wahren Hülfe zu suchen. Wird dem Handwerkerstande auf diesem Wege nicht geholfen, so wird ihm nun und nimmermehr geholfen werden. Des Handwerkerstandes erster Hebel ist die Tüchtigkeit, im engsten Bande mit der Rechtschaffenheit. Die Anforderungen aber, welche unsrer Zeit an den Gewerbstand macht, und die seinem Streben im Wege stehenden Hindernisse sind zu groß, als daß die Kraft des Einzelnen, auch des Tüchtigsten, noch im Stande wäre ein günstiges Resultat zu erzielen. Wie darum Intelligenz das erste, so ist Vereinigung der Kräfte das zweite Mittel zur sichern, gründlichen Hülfe. Diese beiden Mittel können und dürfen nicht getrennt werden. Zu lange schon hat der Handwerkerstand, seine wahren Interessen vergessend, gesäumt, von diesen Mitteln Gebrauch zu machen; er

ist in seinem ruhigen Gange geblieben, während fast alle andern Stände mit des Dampfwagens Schnelle an ihm vorübergeeilt sind und ihm schon manchen Vortheil abgejagt haben. An allen Enden rühren sich Kunst und Wissenschaft; die Nebel des Irrthums sinken an den Bergen nieder; eine Verbesserung nach der andern bricht sich Bahn im Leben der Völker; eine Erfindung nach der andern geht hervor aus der Werkstatt der Chemiker und Mechaniker: müßten nun nicht die Handwerker tiefbeschämt vor diesem Zeitgeiste, der so rührig nach dem Höhern und Bessern ringt, stehen und erröthen, wenn sie die Hände in den Schooß legen, wenn sie nicht Theil nehmen wollten an den großen Bewegungen unserer Tage? —

— Ja, ja, — riefen Alle freudig durch einander und Meister Leberecht sprach bewegt und feierlich: — Ja, wir wollen fortschreiten mit der Zeit, wir wollen uns innig, brüderlich vereinen zum schönen Bunde für Hebung und Belebung eines redlichen und fleißigen Handwerkerstandes!

— Ja vereinen! vereinen! — riefen Alle wie aus einem Munde, und drückten und schüttelten einander biederherzig die Hände.

— Erlauben Sie mir nur, meine lieben Mitbürger, meine bescheidene Meinung darüber auszusprechen, wie

am besten auch hier ein solcher Verein in's Leben treten könnte.

— Ja, ja! reden, reden!

— Der Zweck eines solchen Vereins sei: mit vereinten Kräften für die Belebung der Gewerbe der Vereinsmitglieder zu wirken, indem sie Angelegenheiten ihrer Innungen, ihrer gewerblichen Interessen besprechen; Mängel und Mißbräuche zur Sprache bringen, über einführbare Verbesserungen sich berathen und vor allen Dingen Geistesbildung durch fortgesetzte Belehrung zu erlangen suchen.

— Ja, ja!

— Es ist für einen solchen Verein nicht hinreichend, daß damit Lesezimmer, oder noch besser Journalzirkel von gewerblichen Journalen und gemeinnützigen Schriften gehalten werden (wobei es weniger auf die Menge derselben, als auf die gute Auswahl ankommt), sondern es müssen auch Männer, die durch Talent und Neigung sich dazu eignen, als Prediger (nur keine Pietisten und Mystiker), Lehrer, Aerzte, Chemiker, Architekten, Mechaniker 2c. lehrreiche Vorträge in den Versammlungen zu halten, gewonnen werden. Weil aber auch die größte Intelligenz allein noch keine Meister macht, so müssen die jungen Leute, die sich dem Gewerbe widmen, die Gesellen und Lehrlinge, auf jede nur mögliche

Weise angespornt werden, auf die Ausbildung der technischen Fertigkeit den größten Fleiß zu verwenden.

— Man wendet dazu strengere Beaufsichtigung, sorgfältigere Unterweisung, Befreiung der Lehrlinge von häuslichen Arbeiten, öffentliche Belobungen und Prämien an.

— Gut, sehr gut!

— Es bedarf dazu der Sonntagsschulen und ihres fleißigen Besuchs, wozu die Vereinsmeister die Lehrlinge anhalten werden.

— Gewiß, gewiß!

— Es muß und wird noch dahin kommen, daß es für jeden Meister eine Ehrensache wird, wahre Meister in ihrem Fache zu bilden. Ja noch mehr, der Meister selbst wird sich, so lange er lebt und wirkt, als Lehrling betrachten, der zu einer höheren Meisterschaft zu ringen hat.

— Bravo! immer frisch, immer vorwärts.

— Wie viel besser bringt dann der feiernde Handwerker seine Abende zu, als beim Schnapsglase und Kartenspiel. Und ließe sich nicht auch die Erholung von der Arbeit mit einer solchen geistigen Vorbereitung und Stärkung für neue Arbeit vereinigen? Können nicht auch bei einem bescheidenen Glase Weißbier und einer Pfeife Tabak, wie heute hier geschieht, sehr ernste Dinge verhandelt werden? Und welcher reiche Segen

kann aus der Benutzung solcher Vorträge, solcher Bildungsmittel dem Handwerker für sich und die Seinigen erblühen?

— Helf Gott dazu!

— Rathen und zwar dringend anrathen möchte ich auch, daß jeder Handwerkerverein neben sich einen Gesellenverein bilde.

— Mein Sohn ist schon damit beschäftigt, — rief Meister Wahrlieb über die lange Tafel herüber!

— Gut das, gut!

— Aus der Mitte beider Vereine möge sich aber dann auch ein Sängerverein bilden. Der Ernst der Arbeit soll wechseln mit der Freude des Gesanges. Die Bedeutung desselben in der Werkstatt ist jedem Meister bekannt. Ein Verein kann den Gesang gar nicht missen. Besonders haben wir die Erfahrung gemacht, daß gemeinsame Excursionen, oder Wanderfahrten und Landparthien, welche auf die Belebung des schönen, thatkräftigen Corporationsgeistes den mächtigsten Einfluß äußern können, ohne Gesang gar keine Bedeutung haben.

— Schön, herrlich, wenn so etwas in's Leben träte, — rief einer der jüngern Meister.

— Und was nun den Verein selbst betrifft, so würden an einem Abende Berathungen gehalten, an einem andern interessante Schriften, auch Zeitungen

vorgelesen und zum Gegenstand der Besprechung gemacht; am dritten Abend wird vielleicht gesungen. Unsre Lehrlinge müßten eigentlich nicht blos Sonntags, sondern auch an einigen Abenden der Werktage im Schreiben, Rechnen, Anfertigung von Aufsätzen und Anschlägen oder Rechnungen, in der Geometrie, Physik, Zeichnen und Modelliren, je nach den Bedürfnissen eines jeden Einzelnen geübt werden. — —

— Ja, wenn sich das ausführen ließe, — bemerkten einige ältere Meister kopfschüttelnd.

— Nur Muth, und vorwärts ohne Rast, — rief Adalbert mit Begeisterung, dann wird Alles gut und trefflich gehen. Nur Einigkeit und frisches Leben, und es wird solche Thätigkeit nicht ohne heilsame Folgen auf Erhöhung der Gewerbthätigkeit bleiben. Unsere Nachkommen werden Ihre und unsere Bemühungen segnen. Also mit Gott, für Gemeinwohl und Vaterland!

— Mit Gott für Gemeinwohl und Vaterland! — riefen Alle und standen auf.

Es war eine feierlich-bewegte Scene, in welcher alle diese biedern Handwerksgenossen sich durchdrungen fühlten von der großen Ueberzeugung, daß treue Vereinigung das einzige Heilmittel gegen diese schwere Prüfung der Zeit sei.

In diesem Sinne wurde sogleich ein Aufruf an alle Gleichgesinnte des In- und Auslandes beschlossen.

Es wurde der Beschluß gefaßt, sich mit allen bereits bestehenden Handwerker- und Gesellenvereinen in Verbindung zu setzen.

Adalbert übernahm die Anfertigung dieses Aufrufs; es wurde sogleich ein provisorischer Ausschuß gebildet zum Entwurf der Statuten und das Ende vom Liede war daß durch eine Verfügung der Regierung an den Magistrat der Aufruf des Vereins und die Statuten gemißbilligt wurden*), indem derselbe die Grenzen seiner Befugniß überschritten habe, weil: 1) durch das an den Tag gelegte Streben, sich mit Auswärtigen in Verbindung zu setzen, und sich fortwährend darin zu erhalten, die Idee, auch an andern Orten des Staats solche ihrem Wesen nach bedenkliche Vereine zu stiften, auf gefährliche Weise in's Leben treten könnte; 2) die Aufforderung zu Gesellenvereinen leicht zu verbotenen Gesellenverbindungen führen könnte; 3) durch die Aufforderung mehrerer benachbarter Vereine, um einen größern Verein zu bilden, die Hinneigung zu einem

---

*) Eine ganz ähnliche Verfügung wurde wegen des auf gleichen Grundlagen basirten Handwerkervereins in Osnabrück von der k. Landdrostei (1843) erlassen (laut Allgem. Zeitung für National-Industrie und Verkehr, Leipzig und Chemnitz 1844. No. 48.)

gefährlichen Socialismus sich kund gebe; 4) durch das Streben, seinen Mitgliedern eine höhere, als eine rein technische Ausbildung zu geben, worauf jedenfalls die Wirksamkeit des Vereins beschränkt bleiben müßte, es bedenklich hervortrete, daß sogar von Lesen der Zeitungen und Flugschriften die Rede sei und daß geschichtliche Erläuterungen über Völker und Staaten gegeben werden sollten, die mit dem Handwerk gar nichts zu thun hätten, so liege darin nur der Zweck vor Augen: „die Interessen am öffentlichen Leben zu wecken," was sich für den Handwerkerstand nicht gezieme; daß ferner Vorlesungen über Länder- und Völkerkunde insbesondere über Spanien, Irland und Nordamerika gehalten werden sollten, welches gar nicht darauf berechnet sein könne, eine nützliche Ausbildung des Vereins für ihre Gewerbe herbeizuführen.

Da nun, hieß es ferner, die Regierung eben so befugt als verpflichtet sei, derartigen unstatthaften Bestrebungen mit Nachdruck entgegen zu treten, so werde der Magistrat beauftragt, den Handwerkerverein in die Grenzen seines erlaubten Zweckes zurückzuweisen, ihm jede Verbindung nach Außen zu untersagen, zu etwaigen Anfragen aber im Auslande über rein technische Gegenstände jedesmal zuvor die besondere Erlaubniß des Magistrats einzuholen. Auch der gemeinschaftliche Gesang sei genau zu überwachen, um so mehr als der Aufruf

vom Gesange volksthümlich bewährter Lieder rede. Die Statuten seien darnach abzuändern und Alles in gehörige Grenzen zurückzuführen.

Es wird ferner angeordnet, daß in den Versammlungen nichts vorgenommen werde, was nicht ausdrücklich erlaubt sei; von Uebertretungsfällen solle sofort Anzeige gemacht werden, um alsdann den Umständen nach die sofortige Auflösung des Vereins oder die stete Anwesenheit eines Polizeibeamten bei den Zusammenkünften zu verfügen.

Der Magistrat habe gemeinschaftlich mit der Polizeidirection auf gehörige Beobachtung dieser Vorschriften mit Strenge zu halten rc. —

Das Ende vom Liede war, daß der Handwerkerverein, der unter vertrauendem Gehenlassen von Seiten der Regierung gewiß heilsame Folgen für den Aufschwung der Gewerbe gehabt haben würde, voll tiefer Indignation sich auflöste.

Das ganze gebildete Publicum beklagte, in einem Lande zu leben, wo allzu ängstliche Staatsvormundschaft jedem Fortschritt, selbst im unschuldigen Gewerbswesen, hemmend entgegentrat.

21.

Der Beichtvater.

Als der Minister verstimmt aus der früher geschilderten Versammlung zurückkehrte, wurde ihm von seiner Gemahlin ein sehr hübsches und sauber, geschmackvoll gekleidetes junges Mädchen vorgestellt, welches Cäcilie mit bemerkbarem Vergnügen ihm entgegen führte.

— Das ist unsre neue Hausgenossin, — sprach die Ministerin, — die indeß schon ein lebhaftes Wohlgefallen an der Liebenswürdigkeit der armen Johanna gefunden hatte, — ein unglückliches Kind, dessen Pflege unsere Cäcilie übernommen hat.

— Ja, Papa, — schmeichelte diese, — ich empfehle meine Jeannette Ihrem väterlichen Wohlwollen; — da ich noch zu jung bin, um sie an Kindesstatt anzunehmen, so habe ich sie als Schwester angenommen und werde ihre höhere Ausbildung übernehmen.

Der Minister lächelte.

— Was ist das nun wieder? — sprach er im gütigen Ton, — sicher wieder ein neues Humanitätsexperiment von Deiner Erfindung, liebe Frau.

— Das Compliment muß ich ablehnen, — lächelte die Ministerin, — es ist ein Zug von Herzensgüte unserer Cäcilie, dem ich durchaus nur meinen Beifall schenken

kann, weil dadurch das jugendliche Gemüth unserer Tochter veredelt wird.

— Unter vorkommenden Umständen habe ich nichts dagegen, — nahm der Minister das Wort, — es soll, wie ich höre, der Testaments-Executor Herr van der Bassing aus Batavia angekommen sein; ich werde ihm und dem hiesigen Mandatar desselben ein Familiensouper geben, da dieser große Fêten nicht für angemessen hält, man sorge alsdann nur, daß dieser Act von Humanität und Wohlthätigkeit in's gehörige Licht gestellt werde.

— Eh bien! ich werde jene Kleine da als Einarmige erscheinen lassen.

Johanna zuckte zusammen bei dieser schonungslosen Bemerkung und blickte bald blaß, bald roth werdend auf den Defect eines Arms, der jetzt künstlich durch einen Arm von Watte ersetzt war.

— O Mutter! — rief Cäcilie im Ton des Vorwurfs, — wie schrecklich, immer an ein solches Unglück erinnert zu werden; komm, liebe Jeannette, ich werde Dir einen neuen Walzer von Strauß vorspielen.

Damit zog sie das junge Mädchen fort, dem die Thränen in den Augen standen.

— Aber wird man mir sagen, — fragte der Minister, — was das Alles bedeutet? Einarmig, wie das?

Nun erzählte die Ministerin Jeannettens Geschichte nicht ohne Pathos und Declamation über die

Tugend der Wohlthätigkeit und Menschenliebe, und der Minister war gutmüthig genug, dadurch wohlwollend gestimmt zu werden für den kleinen Pflegling seiner Tochter, die er zärtlich liebte.

Er ging in deren Zimmer; da saß Cäcilie mit dem heitersten, glücklichsten Gesichtchen und tänzelte unter dem Piano mit den kleinen Füßen bei dem Walzer von Strauß, den sie spielte; hinter ihrem Rücken am Fenster saß Johanna und zerfloß in Thränen, es war ihr so wohl und so weh um's Herz, sie wußte nicht wie und warum?

Der Minister aber küßte seine Tochter auf die Stirn, rief dann die Verwaisete zu sich, sprach ihr einige freundliche und herzliche Worte zu und legte ihre Hand in die seiner Tochter, mit den Worten: — Bleibe gut und fromm, mein Kind, und es wird Dir wohlergehen.

Das war gleichsam der Segen, den er dem neuen Mitgliede seiner Familie gab; dann zog er sich in sein Cabinet zurück.

Er war höchst verstimmt und hatte Kopfschmerz. —

. . . .

Wenige Minuten später ließ sich der katholische Geistliche, der Priester Hieronymus Eifrer, bei der Frau Ministerin anmelden.

Die Ministerin gebot dem Diener, den hochwürdigen Herrn sogleich herein zu führen. Cäcilie wollte sich mit

Johannen entfernen; allein ihre Mutter sagte ihr, sie möchten bleiben, da sie ihren lieben Pflegling ihrem Seelsorger vorstellen würde.

Gleich darauf trat der Geistliche ein.

Es war ein schöner, hochgewachsener Mann, noch in den besten Jahren des reiferen Mannesalters. Seine Haltung war würdevoll, ohne alle Affectation. Das rabenschwarze Haar trug er kurz geschnitten, die Tonsur mit einem schwarzen Sammetkäppchen bedeckt; die wohlgenährte Figur wurde vortheilhaft hervorgehoben in einem schwarzen langen Oberrock, der bis an die Halsbinde zugeknöpft war. Seine Gesichtsfarbe war freilich, um mit dem regelmäßig geformten Profil, der römisch gebogenen Nase und den dunklen Augen ein angenehmes Ganze zu bilden, zu eintönig, blaß, fast in's Gelbe spielend.

In jeder Bewegung und jedem Wort verrieth sich der gebildete Mann, der gewohnt war in den höchsten Kreisen der Gesellschaft sich zwanglos zu bewegen, und einen eignen Tact besaß er darin, seine amtliche Stellung weder geltend zu machen, wo es angemessen war, mehr die gesellschaftliche hervorzuheben, noch seinem Priesterstande das Geringste zu vergeben.

Cäcilie und Johanna hatten sich in eine Fenstervertiefung zurückgezogen, wo das Nähtischchen der Ersteren stand und noch das Buch aufgeschlagen war,

aus welchem Johanna ihr kurz zuvor Einiges vorgelesen hatte.

Es war Leopold Schäfer's Laienbrevier, dessen geist- und gemüthreicher Inhalt beide junge Mädchen fabelhaft angeregt hatte, daß selbst über Johanna's blasse Gesichtszüge noch immer eine feine Röthe gegossen war.

Mit einer unruhigen Neugier erwarteten beide junge Mädchen den eintretenden römisch-katholischen Geistlichen, indem sie von ihren Tabourets aufgestanden waren.

Bei seinem Eintritt und seinem Gruß: Gelobt sei Jesus Maria und Joseph, und der Antwort von Seiten der Ministerin: in Ewigkeit Amen! wurde Johanna blaß wie ein Wachsbild und zitterte.

— Um Gott, was ist Dir, — flüsterte Cäcilie ihr zu, indem sie das heftig bewegte junge Mädchen umfaßte und ihr dadurch einen Stützpunkt gewährte.

— Er ist es, — entgegnete sie leise, — der mir meinen Bruder entführt hat.

— So freue Dich, Jeannette, dann wirst Du ja durch ihn am besten erfahren können, ob Dein Bruder noch lebt?

Dieser Gedanke durchblitzte die feinen Züge des jungen Mädchens wie ein freudiger Hoffnungsstrahl.

— Aber still, verrathe Dich nicht! — sagte ihr Cäcilie ganz leise in's Ohr, — diese geistlichen Herren

sind schlau und verschlossen; man muß ihnen mit gleichen Waffen begegnen.

Es war das erste Mal, daß Johanna in ihrem jungen Leben solche Warnung hörte, und nicht wenig wurde sie dadurch überrascht und in Erstaunen gesetzt. Ehrfurcht für den geistlichen Stand war die Folge eines trefflichen Religionsunterrichts, den sie in der Freischule von einem würdigen protestantischen Geistlichen genossen hatte. Je mehr ihre übrigen Lebensverhältnisse ihr das Weltleben in seiner sittlichen Versunkenheit gezeigt hatten, um so inniger hatte sich ihre unschuldige Seele den reinen Lehren des Evangeliums angeschlossen, dessen sittliche Würde sie selbst erhob und stärkte, ohne sie zu einer Kopfhängerin und frommgläubigen Beterin zu machen. Diese Warnung vor den Ränken desselben katholischen Geistlichen, der ihren Bruder entführt hatte, mußte sie ängstlich machen um sein Geschick.

Und welche Erfahrungen mußte Cäcilie schon gemacht haben, um solche Warnungen auszusprechen, die doch sonst dem jugendlichen Dasein eines kaum erst in's Leben der Welt tretenden jungen Mädchens so fern liegen.

Dürfen wir uns eine Vermuthung erlauben, die der Wahrheit nicht fern liegen mag, so werden es die mancherlei Versuche dieses Beichtvaters ihrer Mutter sein, die liebliche Tochter derselben für die „alleinseligmachende

Kirche" zu gewinnen, und die Warnungen, wodurch ihre aufgeklärte Gouvernante den Eindruck solcher Reden wieder zu schwächen suchte.

Die Ministerin stellte dem Priester ihre neue Hausgenossin vor. — Ich glaube, — sprach sie, — mir durch das Werk der Liebe ihrer Aufnahme Anspruch auf eine höhere Staffel auf der Himmelsleiter, die dem Erzvater Jacob im Traume erschienen war, erworben zu haben.

— In welchem Glauben wird die Kleine erzogen?

— Leider nicht in dem der alleinseligmachenden Kirche. Ihr Vater war Protestant.

— Aber ihre Mutter Katholikin. Es ist daher ein Raub an der Kirche begangen, wenn dieses Kind als Ketzerin der ewigen Verdammniß übergeben wird.

— Reden wir nicht so laut davon, ehrwürdiger Vater, — sprach die Ministerin, indem sie den Geistlichen Cabinet führte; — meine Tochter, — fügte sie leise hinzu, — ist ja auch Protestantin nach dem Willen und Glauben ihres Vaters.

— Und Sie, meine geistliche Tochter in Christo, thun nichts, um die Seele Ihres eignen leiblichen Kindes von ewiger Höllenpein zu retten? Für einen Ketzer giebt es keine Gnade bei Gott, kein Fegefeuer der Reinigung, keine ewige Seligkeit, warum? weil die geistige Kraft der Seelenmessen, die alljährlich durch die geheimnißvolle Macht des heiligen Mysteriums, das im Meß-

opfer liegt, aus den Flammen der Hölle erlöset und dem Himmel zuführt, an dem Ketzer verloren ist.

— Wohl habe ich versucht, hochwürdiger Vater, ihr auf alle mögliche Weise Sinn und Geschmack beizubringen für den alleinseligmachenden Glauben; allein, weiß es der Himmel, woher meine Tochter ihre freigeistigen Ideen hat, es scheint mir bei der Klarheit ihres Geistes unmöglich zu sein, sie in die Stimmung zu versetzen, die doch vor Allem erforderlich wäre, wenn das Bekehrungswerk gelingen soll.

Der Beichtvater wiegte nachdenkend den Kopf. — Hm, — hm, —sprach er, — ich könnte Ihnen als Ihr geistlicher Vater und Seelsorger Vorwürfe machen. Seit vier Wochen haben Sie vor dem Leib des Herrn nicht das Knie gebeugt und den Seelentrost des heiligen Abendmahls nicht genossen. Vergebens habe ich Sie im Beichtstuhl erwartet. Die sündliche Weltlust, meine Tochter in Christo, hält Sie gefangen. Wer weiß, wie oft Sie allein schon die Gebote der heiligen Fasten gebrochen haben. . . .

— Ja, mein Vater, am letzten Freitage, ein Fasan mit Trüffeln von Perigord. . . .

— Dem konnten Sie nicht widerstehen. . . .

— Nur ein Beinknöchelchen und ein Scheibchen von der Brust. . . .

— O Jammer, o Sünde, für diesen Fehltritt,

meine Tochter in Christo, kann ich nicht umhin, Ihnen die Buße von zehn Paternoster und fünf Ave Maria aufzulegen.

— Ich danke, mein Vater, ich werde die Gebete sprechen.

— Absolvo te!

Bei diesen Worten machte er das Zeichen des Kreuzes, während die Beichttochter mit gefalteten Händen vor ihm niedergekniet war. Er reichte ihr die Hand, um sie aufzuheben, und die Gemahlin des Ministers küßte dem römisch-katholischen Priester die Hand.

Jetzt führte sie dieser zum Sopha und sprach.

— Lassen wir uns nieder, ich habe noch Einiges mit Ihnen zu besprechen, was Ihr Seelenheil und das Ihrer Tochter und Pflegetochter betrifft.

— Erlauben Sie mir, meine geliebte Tochter in Christo, — fuhr er dann fort, — Ihnen zu sagen, daß Ihr Seelenheil einer Stärkung bedarf. Es ist der alte Adam der eitlen Weltlust in Ihnen wach geworden und dieser muß eine neue Haut anziehen, damit er wieder rein werde. Ihre menschliche Schwachheit im Glauben bedarf einer Kräftigung, und diese kann Ihnen nur werden durch das himmlische Manna, welches die Verehrung heiliger Reliquien in die gläubige Seele träufelt. So wissen Sie denn, daß der römisch-katholischen Kirche ein großes Gnadenwerk bevorsteht. Wissen Sie, daß

der hochwürdige fromme Bischof Arnoldi in Trier in hoher Erleuchtung beschlossen hat, im künftigen Jahre den wahren ungenäheten heiligen Rock, der sich im Dom zu Trier eingemauert befindet, der Verehrung der Gläubigen auszustellen.

— Welche Gnade, welches Labsal für durstige Seelenschäflein!

— Darum, meine Tochter, empfehle ich Ihnen und lege es als Priester des Herrn Ihnen an das Gewissen, zu dem neuen Gnadenort, der sich den Gläubigen öffnen wird, eine fromme Pilgerfahrt anzutreten. Die Sache könnte, um der Lästerer und Freigeistigen willen, geheim bleiben, wenn Sie unter dem Vorwande einer Stärkung Ihrer leiblichen Gesundheit eine Reise in die Schweiz damit verbinden könnten; dann würde das fromme und rechtgläubige Luzern in der poetischen Schönheit seiner romantischen Lage das Ziel Ihrer Reise sein.

— Ach, das wäre ein Seelentrost, — sprach sie mit einem frommen Seufzer, — und gewiß eine angenehme Erholungsreise; aber wird mein Gemahl darein willigen?

— Meine Tochter in Christo, Sie werden doch so viel über Ihren Hausarzt vermögen, daß er Ihnen nach Wunsch ein Attest giebt, worin er an Eidesstatt bezeugt, daß Ihnen eine Molkenkur in der Schweiz

unentbehrlich sei zu Erhaltung und Stärkung Ihres bedrohten Lebens.

— O gewiß! der Geheime Ober-Medicinalrath Dr. Weibler ist in solchen Fällen sehr complaisant gegen die Wünsche der Damen.

— Nun also, ein solches Attest legen Sie in Unterthänigkeit, doch ganz en confidence, Ihrer Hoheit der Fürstin ehrerbietig zu Füßen, und vertrauen ihr, daß Ihr Beichtvater Ihnen geboten habe, den heiligen Rock zu küssen und eine Anzahl Gebete dort zu verrichten; dann in Luzern die Gebeine des heiligen . . . . . . zu verehren. Bitten Sie Ihre Hoheit, sich bei Seiner Excellenz dem Herrn Minister dafür zu verwenden, daß dieser seinen Consens ertheile, und die Sache ist gemacht.

— Ohne Zweifel, mein Gemahl würde der Fürstin nichts abzuschlagen wagen; indeß meinem Beichtvater darf ich nichts geheim halten, ich fürchte, daß die für diesen Augenblick etwas derangirten finanziellen Verhältnisse des Ministers . . . . .

— Machen sie sich darüber keine Sorge, Excellenz, für Förderung des Glaubens hat unsere Propaganda immer offene Casse. Sie werden doch Ihre Tochter und Pflegetochter mitnehmen?

— Gewiß, mein Vater.

— Nun, dann würden wieder zwei reine Seelen dem Himmel gerettet werden.

— Glauben Sie . . . .

— Ich glaube nicht nur, ich bin fest davon überzeugt, daß die Macht der Sympathie der frommen Andacht so vieler Tausende, das Glockengeläut, der Orgelton, die in Weihrauch gehüllte glänzende Priesterschaar und die Heiligkeit des Kleides, die jungfräulichen Seelen, die sich eben in einer Welt von Gefühlen entfalten, mit der Zaubermacht der Phantasie dem mysteriösen Dienst des im reichsten Kerzenlichte prangenden Hochaltars zuführen wird. Und damit die Erweckung um so eindringlicher geschehe, damit die Lehre der römischen Kirche in das Innerste ihrer Seelen dringe, möchte ich mir erlauben, Ihnen einen Führer und Reisebegleiter vorzuschlagen, der zugleich Ihr Reisecaplan sein und Ihre eigene Seelenpflege leiten würde.

— Einen Reisecaplan? die Idee ist süperbe, das giebt so ein gewisses Relief, so ein je ne sais quoi!

— Auf morgen aber möchte ich Ew. Excellenz dringend empfehlen, mit beiden jungen Mädchen die Messe zu besuchen. Der junge Caplan wird seine erste Predigt halten. Er wird hoffentlich seinen Erziehern im Jesuitenseminar in Freiburg Ehre machen. Er glüht und schwärmt für die Propaganda des alleinseligmachenden Glaubens und zweifelt nicht, daß alle

Ketzer zur Hölle verdammt sind. Dieser junge Caplan, Johannes, ist ein wahres Juwel für die römische Kirche.

Die Frau Ministerin versprach, die Messe nicht zu verfehlen und der katholische Priester empfahl sich, im Innersten frohlockend über die fein angelegte Verstrickung der beiden Seelenschäflein, an denen er freundlich grüßend vorüberging.

22.

Magdalenens Verwandlung.

Der andere Morgen hatte die unglückliche Madeleine Lalange noch auf derselben Stelle gesehen, wo sie Legulegus an jenem Abende, nach so grausamen und erschütternden Mittheilungen, verlassen hatte.

Unentkleidet war sie auf dem Sopha sitzen geblieben. Kein Schlaf war in ihre schönen Augen gekommen, oder wenn ja die Müdigkeit und Abspannung von einer an Verzweiflung grenzenden Aufregung sie überwältigt hatte, so war es ein kurzer unruhiger Schlummer gewesen, aus welchem entsetzliche Traumgesichter sie wieder aufschreckten.

Es giebt Zustände im menschlichen Leben, in welchen man vergebens den Kopf zermartert, um die Klarheit und die Kraft zu einem vernünftigen Entschluß zu

gewinnen. Das tief verletzte Gemüth und dadurch oft krankhaft überreizte Gefühl wirken so niederdrückend auf den Verstand, daß die Gedanken wirr und wüst durch einander laufen und man nicht weiß, wozu man greifen soll, weil man überall den Schmerz wieder findet, dem man zu entfliehen sich abmartert.

In einer solchen Lebenslage ist uns ein treuer, ruhig verständiger Freund mit seinem besonnenen Rath von unschätzbarem Werth.

Madeleine befand sich in einer so trostlosen Lage. Sie dachte wohl an ihren Freund, aber er war ihr ein Freund zum Vergnügen, nicht um ihren geheimen Kummer zu theilen.

Der in Frauenseelen oft so bewunderungswürdig richtige Takt sagte ihr: er ist kein Mann von achtbarem Charakter, er würde dir nur selbstsüchtigen und zum Verderben führenden Rath geben.

Dennoch war es ihr störend, als mit dem Grauen des Tages ihre alte Aufwärterin zum Einheizen kam, und erschreckt von der Blässe ihrer Gesichtsfarbe und den tiefliegenden, fast erloschenen, sonst so feurigen Augen, sie fragte:

— Aber Mamsellken, was ist Ihnen nur wieder? Ist der Onkel wieder ein Brummbär gewesen; oder hat der Freund eine Extratour mit einem anderen Liebchen getanzt? Wenn man so wunderhübsch ist, wie Mam-

sellken, so sollte man nicht durch Aerger sich den Teint und durch Thränen die Guckäugelkens verderben.

Dabei heizte sie geschäftig den Windofen im Boudoir Madeleinens und fuhr mit theilnehmender Geschwätzigkeit fort:

— Oder soll ick man geschwind Kaffee kochen, Mamsellken? Ach du meine Güte, so en Schälken mit Sahne und Zucker, schwere Angst, Mamsellken! dat iß ene wahre Herzenslabung. Wie mick mein seliger Mann gestorben war, drücke ick ihm die Oogen zu und koche mir Kaffee aus purer Desperation, aber schon bei dem dritten Schälchen beruhigte sick mein Herz, beim sechsten hab' ick schon wieder Courage und denke: Na laß fahren, hin iß hin, wer weeß, bescheert dir der Himmel vor den Ollen noch 'n Junken, da kannst du zufrieden sein mit dem Tausch.

— Und so kam es oock, — schloß sie, — der Junke aber hat mir gekeilt und ick hab'n gekratzt und das war ooch gut, denn nun wurd' ick 'n los, und konnte meinen Kaffee nun alleene trinken.

— Liebe Frau Tasche, thun Sie mir den Gefallen und gehen Sie zum Doctor ....

— Man nich zu so eenem Loof- oder Fahrdoctor, die ellenlange Recepte schreiben, und dann enen schauderöse Magazien zusammenschmieren thun, dat einem jämmerlich bei jedem Löffel voll zu Sinne wird. Pfui Dei-

bel! Dafür so 'n Wunderdoctor, der sick Hammelpathe nennt; der giebt 'n Todtengerippe, dat schon zehn Jahre lang mit gebleichten Knochen auf dem Postament gestanden hat, so een Streukügelchen zwischen die Zähne, und siehe, es wachst dem Gerippe Fleisch und Haut auf die Knochen, und zwei Minuten später ist das bildschöne Mädchen fertig. Na, solche Curen erzählt er selbst noch viel wunderbarere. Da hatten sie 'ne Kindsmörderin geköpft.

— O schweigen Sie davon.

— Warum nicht gar, solche Schanddirnen müßten erst geköpft und dann gehangen, dann gezwickt mit glühenden Zangen, dann zu Pulver verbrannt werden; und doch glaube ick, machte der Wunderdoctor sie wieder gesund, wenigstens die Geköpfte, der sie schon Herz und Magen aus dem Leibe genommen hatten auf der Anatomie, ließ er man einmal aufriechen und husch ging alles wieder zusammen und in Ordnung und die Gerettete sagte: ich danke schön, und weil sie hübsch war, so machten sie Hochzeit und Kindtaufe und der Roman war fertig. Ick geh' und hole den Wunderdoctor, dat se auch gesund werden vom Herzensweh, Mamsellken.

— Nein, nein, den Doctor Krokodilus.

— Ha! der mit dem Haarbesen im Gesicht, na, der wird den Kummer noch schön wegfegen und die Wangen röthen; na, na, Jugend hat nicht Tugend,

Mamsellken, werden Sie aber nicht bös, det iß man so 'n Sprichwort vor die gemeinen Leute.

Damit ging sie fort, und Madeleine saß wieder allein mit ihren Gedanken bei dem knisternden Ofenfeuer, das bald eine wohlthätige Wärme ausströmte.

— Was soll ich beginnen? — fragte sie sich selbst. — Habe ich im Wahnsinn der Verzweiflung mein Kind umgebracht oder nicht? Ich weiß es nicht. Es wäre schrecklich, entsetzlich, wenn es wahr wäre. Ich würde mich selbst den Gerichten anzeigen; aber wenn ich nun doch unschuldig wäre, soll ich unschuldig leiden? Ha! lieber todt, als wieder im Kerker, in dieser Schule des Lasters, unter diesen entmenschten Scheusalen, bei schlechter Kost und Nahrung, der Rohheit jedes Kerkerknechtes, und der Tyrannei des Oberaufsehers ausgesetzt, ha! furchtbar, nie, nie!

— Und nun wieder, — fuhr sie fort im Selbstgespräche, — der einzige Weg, dem zu entgehen, völlige Entsagung aller Freuden des Lebens, so jung noch und so schön, so voll Ansprüche auf Freude und Glück, und nun, eine fromme Heuchlerin auf hölzerner Bank, im grauen Kleide, mit weißer Schneppenhaube und Schürze. Hu, wie geschmacklos! nie, nie! Und was dann? entfliehen, mich dem Laster in die Arme werfen, um frei zu sein? Nein, so tief bin ich noch nicht gesunken,

ein so verächtliches Geschöpf werde ich nie; lieber springe ich in's Wasser und ende meine Qual.

— Aber so jung noch, und so schön und schon sterben? und sie bringen dann meine Leiche auf die Anatomie und fünfzig Studenten stehen umher, zerschneiden das arme nackte, wehrlose Mädchen, vertheilen ihre Glieder und machen ihre schlechten Witze dazu. O Pfui nie, nie!

— Nicht einmal sterben darf der Mensch ohne Schande, wenn ihm das Leben kein Glück und keine Ehre mehr bringt; entsetzliche Einrichtung! Aber was dann? wenn nur Eduard erst käme, er wird mir guten Rath geben. Der . . . .

Ihre Gedankenreihe wurde damit unterbrochen. Es klingelte Jemand.

— Da ist er, — rief sie mit seltsamer Unruhe erschreckend aus und öffnete.

. . . .

Er war es nicht.

Es war ein Anderer, ein ältlicher Mann in einem verschossenen knisternden Gummirock, über einen schwarzen schäbigen Frack gezogen; die schwarzen Beinkleider ohne Sprungriemen waren zu kurz, daß das eine Bein der Hose in den Halbstiefel geschlüpft war, das andere hing schlotternd drüber her. In der Hand hielt er einen alten Hut mit einer schmalen, abgegriffenen Krempe und eingedrücktem Deckel.

— Was wünschen Sie, — fragte Madeleine, indem sie erschreckend zurücktrat.

— Excüse, schöne Dame, — entgegnete er eintretend, — als ich nix von Ihnen will, als en Handelche machen, wobei ich, so Gott mer helfe, mei scheines blankes Geld züsetzen muß.

— Ich habe nichts zu handeln.

— Verstaihn Sie, gnädiges Fröhlen, als ich habe Befehl, schriftlichen Befehl von Seiner Wohlgeboren dem Herrn Justizrath zu kaufen und baar zu bezahlen alle die scheinen-Sachen, die der Herr Justizrath hat geschenkt dem gnädigen Fröhlen. Hier ist der Brief an den Handelsmann Baruch Wucher, Kleiderhändler und Antiquar dahier, gehorsamst aufzuwarten.

Dabei überreichte er den in der Tasche des Juden schon schmuzig gewordenen und zerknitterten Brief und schmunzelte dabei seltsam, indem seine Augen mit einer habgierigen Lüsternheit auf alle die schönen Sachen umherstreiften, die so elegant waren, wie sie wohl noch nie in dem Laden eines Trödlers gewesen sein mochten.

Madeleine überflog die kurze Anweisung, worin Herr Legulegus schrieb:

— Sie werden sich in die Wohnung der unverehelichten Madeleine Lalange begeben, und dort alle die auf beiliegend extrahirtem Verzeichniß aufgeführten Effecten, so viel davon noch vorhanden ist, ankaufen und baar

bezahlen. Bei jedem Stück ist der Ankaufspreis bemerkt und werden Sie dieselben erhalten gegen Bezahlung von einem Drittel des Kaufpreises zu Händen der Besitzerin. Weniger wird nicht angenommen.

Leguleguſ, Justizrath.

Darunter stand nur noch eine Zeile, die aber Madeleine in nicht geringe Bestürzung versetzte: sie lautete: — „Um 11 Uhr gehe ich auf's Gericht."

Sie erinnerte sich seiner Drohung und fing heftig an zu zittern.

— Nehmen Sie Alles und zahlen Sie, was Sie wollen.

Mit diesen Worten wollte sie in ihr reinliches Schlafstübchen sich zurückziehen, um die Bedrängniß ihres Herzens in Thränen auszuweinen; da sagte Baruch mitleidig zu ihr:

— Gott's Wunder, was thun se mit dem Kummer. Der Kummer ist 'ne falsche Münze, die keinen Cours hat und kein Agio trägt. Werfen Sie von sich diese falsche Münze, sonst bringt sie noch Unglück.

— Lassen Sie mich und zahlen Sie, nehmen Sie die Sachen, dann ist Ihr Geschäft gemacht.

— Zahlen, ja bei Gott, das will ich; alle die scheinen Sachen sind dann mein, aber Ihr Herz hängt daran, man kennt das. Ihr Liebster, der Herr Justizrath . . . . .

— Unsinn, der Justizrath Legulegus ist mein Onkel, nicht mein Geliebter.

— Ja, ja, man kennt das, diese alten, reichen, verliebten Onkels, die ein schönes Mädchen erhalten, und ihrer dann überdrüßig werden, weil sie sich 'ne Andere zugelegt haben. Da soll denn Alles verkauft werden, damit kein Andenken, kein Erinnerungszeichen bleibt.

— Packen Sie sich fort, nun will ich gar nichts verkaufen, lieber Alles zerschlagen! — rief Madeleine heftig und warf eine kostbare Mundtasse auf den Boden, die jedoch auf dem weichen Teppich nicht zerbrach.

— Hören Sie mich an, scheine Dame, ich meine es bei Gott und auf Ehre gut mit Sie. Sie sollen Alles verkaufen und Alles behalten. Ich zahle Ihnen hier zwanzig Stück Liggidore vor den ganzen Plunder, und vermiethe Ihnen die Geschichte wieder für zwei Thaler Miethzins monatlich, das ist bei Gott nobel gedacht, und Ihnen kann es nicht an einem reichen freigebigen Liebhaber fehlen, ich selbst bin bereit Ihnen einen zu verschaffen. Da ist der Rentier Geldhaufen, ein lieber Herr, ein magnifiker Herr, aber nobel, splendid, schon alt, und bei Gott keine Schönheit; aber er zahlt, und Geld bleibt doch immer die Hauptsache.

— Niedrige Seele, — rief Madeleine in tiefster Entrüstung, indem sie in Thränen ausbrach, — wofür halten Sie mich? Welch ein Unglück, so etwas nur

anhören zu müssen! Nein, so verworfen bin ich nicht, wie Sie meinen; zahlen Sie und gehen Sie, oder ich werfe vor Ihren Augen alle Sachen aus dem Fenster hinaus.

— Nun, nun, verstein Sie, entschuldigen Sie, scheine Dame, der Mensch kann sich irren; aber man kennt dieses Haus, die Tugend wohnt nicht darin, wohl aber die Schande. Nix vor ungut!

— Gott, Gott! wie tief bin ich gesunken, wie entsetzlich der Schande verfallen. Allerbarmer, — rief sie mit gerungenen Händen, indem sie in ihr Schlafgemach stürzte und dort betend auf ihre Kniee sank, — rette mich aus dieser Schmach, aus dieser Noth! Gieb mir, o Gott, die wahre Zerknirschung der Reue, die Vernichtung alles Selbstgefühls, damit ich ohne zu heucheln und zu lügen eine büßende Magdalene werde, wie sie Gott dem Herrn wohlgefällig ist.

. . . .

In diesem Augenblicke wurde leise an der durch die Küche in das Schlafzimmer führenden Thür geklopft; Madeleine in ihrem Schmerz achtete nicht darauf. Da ging die Thüre auf, und ein dünn- und langbärtiges, verlebtes Antlitz schaute herein.

— Eduard! — rief sie aufspringend, — Dich sendet Gott, Du siehst mich hier in Verzweiflung liegen, ich bedarf Deiner Hülfe, Deines Rathes.

— Was ist Dir, Madeleine! auf meine Liebe und meine Treue kannst Du Häuser bauen.

— Ich würde Dir glauben, wärest Du kein Mann; aber Dein ganzes Geschlecht ist trügerisch gegen das unserige. O ihr selbstsüchtigen Männer, so lange es Eurem Vergnügen gilt, tragt Ihr uns auf den Händen, und kommt Unglück über uns, so kehrt Ihr uns den Rücken zu.

— Wie ungerecht, meine süße Madeleine. Stelle mich auf die schwerste Probe und Du wirst mich bewährt finden.

— Nun gut, so gehe in das Vorderzimmer und schließ den Handel mit dem Juden ab. Ich werde ihm zurufen, daß ich Dich dazu bevollmächtigt habe.

— Was ist das? was soll das bedeuten?

— Der Justizrath will, daß ich eine Anachoretin werde, eine Heuchlerin, die alle Herrlichkeit der Welt von sich abthut und nur dem Gebet, den frommen Seufzern und der Krankenpflege lebt. Denke Dir, ich soll ein Kleid von grauem Merino, und von weißem Leinen Tuch, Schürze und Haube tragen.

— Wie geschmacklos ......

— Und entsetzlich, er verspricht mir goldene Berge, wenn ich seiner Anweisung folge, die Erbschaft aus Batavia .....

— Greif zu ......

— Und seine Hand . . . . . .

— Greif zu, greif zu; Legulegus ist ein angesehener und reicher Mann, und die Erbschaft — ha, diese Millionen . . . . . .

— Das kannst Du mir rathen, der mir hundert Mal schwor, daß er mich liebte?

— Eben deshalb, deshalb, weil ich Dich liebe. Wahre Liebe ist uneigennützig; ich opfere mein Glück, um das Deinige zu fördern. Du heirathest den Graukopf, und ich werde Hausfreund, versteht sich!

— Welche Gesinnungen?

— Was ist weiter dabei? Ich theile mit dem Alten Deine Gunst, und Du theilst mit mir sein Geld.

— Eduard! — rief sie entrüstet, und trat schaudernd einen Schritt zurück, — längst habe ich es geahnet, aber jetzt erkenne ich es klar: ich habe mich furchtbar in Dir getäuscht.

— Ich will Dir Beweise vom Gegentheil geben, einen guten Rath, der Geldes werth ist.

— Gieb, laß hören!

— Der Jude, der Deine Sachen kauft, wird sie Dir gern wieder vermiethen.

— Dazu hat er sich schon erboten.

— Nun wohl, dann laß Dein Boudoir und Dein Schlafzimmer in der Dir so lieb gewordenen Eleganz und richte nur das Vorzimmer ein à la büßende Mag=

dalene; das wird vollkommen genügen, um die Erbschaft zu erschleichen.

— Abscheuliche Gesinnungen. Geh', ich verachte solchen Rath, empfange das Geld vom Juden, und behalt's, Du warst mir ein Freund der Freude, um ein Freund in der Noth, ein Freund im Kummer zu sein, fehlt Dir jede Grundlage eines edlen Charakters.

Krokodilus zuckte spöttelnd die Achseln, und entgegnete: — Wie viel muß der Jude zahlen?

— Frag' ihn selbst, behalt' es nach Belieben, und dann geh' auf Nimmerwiedersehen.

Der verlorene Freund machte den Handel mit dem Juden, empfing das Geld, blickte noch einmal hinein in das Schlafzimmer, wo Madeleine hingegossen in Kummer saß, und rief leichthin:

— Adieu, mon amie pour jamais.

. . . .

Eine Stunde später war die ganze elegante Wohnung ausgeräumt. Madeleine im grauen Kleide, mit weißem Schürzchen und weißem Schneppenhäubchen, in der Kleidung, die ihr Legulegus zugeschickt hatte, war in der That zum Entzücken schön. Die feine Blässe ihrer Gesichtszüge, der Glanz der Thränen im schwimmenden Auge, und das wehmüthige Lächeln, womit sie den eben eintretenden jungen Handwerksmann empfing, machte auf diesen einen unauslöschlichen Eindruck.

Es war ein junger Tischlergesell, Gustav, der Sohn des achtbaren Meisters Wahrlieb.

— Was wünschen Sie? — fragte ihn Madeleine mit Güte.

In sichtbarer Verwirrung drehte der hübsche, blonde junge Mann, der aussah wie die Gesundheit an Leib und Seele selbst, den Hut zwischen den Händen, und sprach im bescheidenen, wohlklingenden Tone:

— Ich weiß nicht, ob ich hier recht komme bei Mamsell Lalange?

— Die bin ich.

— In diesem Falle habe ich Befehl von dem Herrn Justizrath, hier einige zufällig fertige Meubles herzuliefern, aber nur ganz schlicht, ganz einfach, von weißem Tannenholz.

— Vollziehen Sie Ihren Auftrag, aber bald, wenn ich bitten darf, denn Sie sehen, hier hat man Alles ausgeräumt.

Es lag ein so weicher und doch so bitter tiefer Schmerz in diesen Worten, die sie mit einem wehmüthigen Lächeln begleitete, daß Gustav Wahrlieb glaubte, die Quelle ihres Unglückes zu erkennen, indem er meinte, es sei ihr Alles, was sie gehabt habe, Schulden halber abgepfändet.

— Ich weiß nicht, Mamsell, ob ich mir einen Vorschlag erlauben darf. Ich bin nur ein geringer Hand=

werker, und kenne Ihre Verhältnisse nicht; aber ich habe die schönen eleganten Meubeln gesehen, die der Jude Baruch von hier hat forttragen lassen; so wie auch andere schöne Sachen und Kleider, die Sie gehabt haben; da denke ich mir denn in meinen schlichten, einfältigen Gedanken, die junge Dame muß wohl vornehmer Leute Kind sein, und wenn ich dann weiter bedenke, wie der Justizrath so schlechte und ordinäre Tische, Schlafstellen und Schemel bestellt hat, wie sie jetzt kein Handwerksmann mehr hat, so meine ich, es muß Ihnen wohl schwer um's Herz sein, sich von so lieben Gewohnheiten zu trennen.

— Wenn das auch der Fall sein mag, so muß man doch Alles überwinden können, und sich in die Umstände zu schicken wissen.

— Da haben Mademoiselle sehr recht. Der Kluge schickt sich in die Zeiten, wenn sie auch schlimme Zeiten sind; dem Ungeduldigen hilft es nichts, mit dem Kopfe gegen die Wand zu rennen. Aber wo man sich doch eine Erleichterung verschaffen kann, da sollte man es auch annehmen. Ich wenigstens wäre gern bereit, die Meubeln zierlicher und von gutem Birkenholz zu machen, und hübsch auf Mahagoniart zu poliren. Was es dann mehr kostet, könnte uns ja Mamsellchen ganz nach Belieben zahlen, es wird so viel nicht sein, mein Vater ist nicht unbillig, und am wenigsten gegen Unglückliche.

— Ich danke, mein guter Freund, — sprach Madeleine, — machen Sie es nur so, wie es der Justizrath befohlen hat. Ich ergebe mich in Gottes Fügung.

Der junge Mann nahm die Maße zu der Schlafbank an der Wand, und versprach dennoch, ohne Vertheuerung durch Zierlichkeit zu ersetzen, was an Eleganz abgehe.

Dann ging er fort, nachdem er noch einen Blick auf das schöne, trauernde Mädchen geworfen hatte; aber es war ihm dabei ganz seltsam warm um's Herz geworden.

Schon nach Verlauf von zehn Minuten kehrte er zurück.

Er klopfte bescheiden an ihre wieder verschlossene Thür; aber viel ungestümmer klopfte ihm das Herz in seiner treuen Brust.

— Entschuldigen Sie, Mamsell, — sprach er eintretend, — ich hatte da in der Zerstreuung meinen Maßstab vergessen.

Madeleine deutete auf eine Ecke des leeren Zimmers, wo er stand. Aber ihre schönen Augen schwammen noch in Thränen. Nach dem Fortgehen des jungen Handwerkers hatte sie sich allein geglaubt, und ihren Gefühlen freien Lauf gelassen; jetzt von seinem Eintritt überrascht, hatte sie nicht Zeit gehabt, ihre Augen zu trocknen.

Betroffen und theilnehmend sah Gustav sie an. Er

blieb stehen und vergaß fast den Zweck seiner Rückkehr.

— Ach lieber Gott, Mamsell, — rief er aus, — Sie weinen, das bricht mir fast das Herz.

— Beruhigen Sie sich darüber, — lächelte Madeleine wunderlieblich durch ihren glänzenden Thränenschleier, — es ist nichts damit, es wird bald vorüber gehen, es sind ja doch am Ende wahre Kindereien, worüber in der Welt die meisten Thränen vergossen werden.

— Du lieber Himmel, — sprach er mitleidig und mit offener Ehrlichkeit, wenn ich der liebe Gott wäre, so sollten Sie gewiß und wahrhaftig nicht mehr unglücklich sein. Aber wenn ich auch nur ein geringer Handwerker bin, so würde ich doch gern Leib und Leben darum geben, um Ihren Kummer zu mildern.

— Sie guter Mensch, Sie glauben nicht, wie wohl mir Ihre Theilnahme thut; indeß mir kann Niemand helfen...

„Mit des Geschickes Mächten
Ist kein ewiger Bund zu flechten!"

— Wie stimmt das nun wieder mit den Kindereien, deren Sie früher als Quelle Ihres Kummers erwähnten? Ich kann nicht sagen, wie mich das beunruhigt. Ich hätte wohl eine Bitte an Sie, liebe Mamsell, aber ich weiß nicht, ob ich sie wagen darf?

— Reden Sie nur immer, aus so treuem Herzen kann nichts Verletzendes kommen.

— Sehen Sie, Mamsellchen, da habe ich mir nun durch redlichen Fleiß seit meinen Wanderjahren hundert Thaler gespart, um dafür Meister zu werden, aber damit hat es noch lange gute Wege. Mein Vater wird immer älter und braucht noch die Hülfe seines Sohnes. Na, da ist mir denn das liebe Geld und Gut zu hüten, zur großen Last geworden und da dächte ich denn, Sie erwiesen mir die Liebe und höben es mir auf. Sie könnten ja davon ausgeben, ganz nach Belieben und es mir bei Gelegenheit einmal wieder erstatten, und wenn auch nicht, so brauchen Sie sich keine Sorgen darüber zu machen. Ich bin noch jung und rüstig und mag leicht in den zehn Jährchen, die ich noch warten kann, mir die hundert Thaler wieder zusammen gespart haben.

— O Sie trefflicher Mensch, welch ein Herz in dieser Brust eines einfachen Arbeiters! — rief Madeleine aus, ich danke herzlich für Ihr wohlwollendes Anerbieten; sollte ich jemals wegen meines Lebensunterhalts in Verlegenheit gerathen, so sein Sie überzeugt, mein guter Freund, ich würde an Sie mich wenden, und an keinen Andern. Und doch dürfen Sie glauben, daß mir Ihre Menschenfreundlichkeit schon Hülfe gebracht hat. In einer Lage, wo man an Gott und Menschen verzweifeln möchte, ist es so wohlthuend, eine so schöne, reinmenschliche Theilnahme zu finden. Ich danke Ihnen dafür aus tiefbewegtem Herzen.

— O wie gütig Sie sind, — rief der junge Handwerker bewegt, — wie englisch gut! ach dürfte ich nur ab und zu am Feierabend einmal hier vorsprechen, es würde mir eine wahre Freude sein, zu Ihrer Beruhigung etwas beitragen zu können.

In Madeleinens Seele ging während dieses Gesprächs eine seltsame Veränderung vor. In ihrem früheren Leben hatte sie nur Gelegenheit gehabt, den Leichtsinn, die Genußsucht und die Selbstsucht von Männern aus den höhern und höchsten Ständen kennen zu lernen. Während ihres entsetzlichen Zuchthauslebens waren es nur Kerkertyrannen, und der Abschaum der versunkensten Menschheit gewesen, womit sie in täglich peinigende Berührung gekommen war, und seit ihrer Entlassung war es bald die freche Lustigkeit nächtlicher Tanzgelage, bald die schroffe Menschenfreundlichkeit ihres Beschützers, bald die gaunerische Nichtswürdigkeit eines jetzt entlarvten Liebhabers, was um den von Natur edlen Kern ihres Innern gleichsam eine Mauer von menschlicher Verworfenheit gezogen hatte, und nun auf einmal that sich ihr ein ganz anderer Kreis von einfach wohlwollenden Gesinnungen auf. Zum ersten Male in ihrem Leben hatte sie einen jungen Mann kennen gelernt, der an Stand und Bildung allerdings tief unter allen gewohnten Lebensverhältnissen sich befand, der aber als Mensch so hoch stand, daß sie sich davon ergriffen und selbst em=

porgehoben fühlte. Der bildhübsche junge Handwerker war, wie sehr sich auch gewohnte Anschauungsweise dagegen sträuben mochte, in ihren Augen ein Ideal geworden, und wenn das feine Gefühl ihr leicht sagen mußte, daß sie einen tiefen Eindruck auf sein unschuldiges Herz gemacht habe, so war es ihr wie das Spiel einer Idylle, wenn sie sich die Fortsetzung dieser Bekanntschaft dachte, und zugleich vornahm, diesen noch rohen Diamanten von so hohem, innerem Werthe gleichsam zu veredeln und zu schleifen, indem sie dessen Bildung förderte. Aber eben diese Absicht und das Erkennen des Idealen in dem Wesen des reinen Natursohnes mußte veredelnd auf ihre eigene Gesinnung einwirken; und unbewußt fast nahm sie sich vor, besser zu werden, ihren Leichtsinn und ihre Fehler abzulegen, der Eitelkeit zu entsagen, und nur im stillen, einfachen Bürgerleben ihr Glück und ihren Frieden zu suchen; und sie ertheilte ihm die Erlaubniß wieder zu kommen.

23.

Der Gesellen-Verein.

In einem niedrigen Saale saßen eines Montags Abends wohl an hundert Handwerksgesellen an den drei Reihen langer und schmaler Tafeln, die dort aufgestellt

waren. Einige derselben tranken aus steinernen Bierkrügen, Andere hatten nur ein Schnapsglas mit Branntwein vor sich stehen. Die Meisten rauchten entweder aus kleinen, irdenen weißen Thonpfeifen, an welche das Schenkmädchen dem und jenem Begünstigten ein rothes Bändchen gebunden hatte, Andere wieder rauchten wohlfeile Cigarren, die einen eben so penetranten und übelriechenden Tabaksqualm verbreiteten, wie jene mit dem billigsten Landtabak gestopften Pfeifen.

Das Torffeuer war dabei im unförmlichen Stubenofen von schwarzen Kacheln nicht geschont. Es verbreitete eine so qualmende Hitze, mit Rauch vermischt, daß von den jungen Leuten Alle, die sich eines ganzen und reinen Hemdes bewußt waren, die Röcke abgelegt hatten.

Ein Orchester, das über dem Schenktisch angebracht war, und eine schmale Gallerie mit einer Treppe für die Zuschauer, die wie ein Hängeboden an der einen langen Seite des Saales umherlief, bewiesen, daß dieser Saal eigentlich die Bestimmung eines Tanzbodens hatte, und nur heute für die Zwecke einer ernsten Versammlung eingeräumt war.

Der Eingang ging durch ein kleines Vorhaus von der Straße her, und führte mit großen, goldenen Buchstaben die Inschrift: „Hamburger Saal.“ Die Lage desselben war in einer der Vorstädte, ziemlich entfernt

von jeder lebhafteren Passage, also auch dem Auge der Polizei hinreichend entrückt.

Neben dem Schenktisch stand noch ein kleiner Tisch. An diesem saßen auf Schemeln drei Personen, die ihr Glück im Würfelspiel versuchten. Der Eine war ein großer Mann mit einem rothen, stachlichen Kinn- und Schnurrbart, borstigem Haare, einen alten Makintosh an, und mit hochfahrendem, trotzigem Wesen schien er einige einfältige Handwerksgesellen in's Netz gelockt zu haben, um ihnen das Geld abzunehmen.

Wer zweifelt, daß es der aus der Polizeihaft entlassene, adlige Vagabond Herr v. G * * * war.

Indem wir uns umsehen, treffen wir übrigens in dieser Tabagie noch mehrere alte Bekannte.

In einem Nebenzimmer, dessen Thüre halb offen stand, sehen wir einen lustigen, liederlichen jungen Burschen von blasser Gesichtsfarbe, im grünen Jägerrocke, der viel Geld sehen ließ; denn er hatte eine Bowle Punsch von widerlichem Geschmack bringen lassen, und dafür ein Goldstück zum Wechseln hingeworfen. Neben ihm aber saßen ein Paar hübsche, kokette Mädchen; das waren die Blonde und die Brünette aus dem Polizeigefängniß, die, nachdem sie ihr Herumstreichen mit Gassenkehren und Arrest bei Wasser und Brod abgebüßt hatten, das alte Leben nur um so verschlagener und frecher fortsetzten.

Ihr Liebhaber, für diesen Abend, war, wie Niemand bezweifeln wird, der verlorene Sohn, Rudolph Schwudder, der nun wieder Gelder hatte, seitdem er bei seinem Vater wegen der Förstergeschichte wieder in Gnaden stand.

Alle diese zuletzt genannten Personen nahmen keinen Theil an den ernsten Verhandlungen des sich bildenden Gesellen-Vereins.

Desto mehr schien jedoch dabei betheiligt zu sein ein Mann mit einem dünnen und auffallend langen und spitz gehaltenen Bart, in dem wir sogleich auf den ersten Blick den Dr. Krokodilus erkennen.

Er saß oben an einem der Tische der Handwerksgesellen, neben dem ehrlichen Gustav Wahrlieb, der ihn mitgebracht hatte, weil Krokodilus ihn darum gebeten hatte, indem er versprach, das wissenschaftliche und geistige Element bei dem sich bildenden Gesellen-Verein zu vertreten.

Noch war die Sitzung nicht eröffnet, lebhaft wurde indeß hin und her geredet über die Zwecke eines solchen Vereines, von dem keiner der Anwesenden einen klaren oder richtigen Begriff zu haben schien: da öffnete sich die Thür von der Straße her, und es traten drei Herren herein, von denen zwei noch ziemlich jung waren, mit sorgfältig schief geschnittenem und glatt gestrichenem Haar; der Dritte aber war älter, und durch den schwar-

zen, bis oben zugeknöpften Oberrock ausgezeichnet, während jene Beiden schwarze Fracks trugen.

Das waren der Hülfsprediger Sebaldus und zwei Candidaten, die wie er zu den Frommen sich geschaart hatten, um, da man diese Richtung von oben herab protegirte, desto eher eine Pfarre zu erlangen, um sich selbst und die längst im Stillen mit ihnen verlobten Bräute zum Altar führen zu können.

Ja, so geht es her in der heutigen Welt. Es giebt Leute, die den lieben Gott, Gott vergebe mir das Gleichniß, wie eine melkende Kuh betrachten, sie ziehen ihre Theologie und Religion so lange, und zerren und ziehen daran mit dem Wesen einer Viehmagd, bis sie ihnen Milch giebt, und dann singen sie das Lied des Herrn, der ihnen Brod giebt; aber der innere Glauben mag ihnen oft fern genug bleiben. Sie sind Frömmler, aber keine Frommen.

Doch schwer ist die Grenze zwischen Beiden zu erkennen. Wer mag in das Innere der Herzen blicken? Wer mag wissen, wie weit anfangs bewußte Lüge und Heuchelei zur Selbsttäuschung führt, denn man glaubt am Ende die eigene oft wiederholte Lüge. Und so wird aus dem heuchlerischen Kopfhänger ein fanatischer Mystiker und Pietist, und das Scheusal ist fertig, der ein Mörder am Geiste, ein düsterer Falschmünzer an der reinen Christuslehre wird.

. . . .

Seid gegrüßt, ihr edlen Jünglinge eines achtbaren Handwerkerstandes, seid mir gegrüßt und gesegnet im Namen des Herrn, im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Amen!

Mit diesen Worten, die er mit volltönender Stimme sprach, begrüßte der Prediger Sebaldus die anwesenden Gesellen, die plötzlich schwiegen und den Redner überrascht und verwundert ansahen.

— Ja, meine Freunde und geliebten Söhne in Christo, — fuhr er salbungsvoll fort, man hat mir verkündet, daß Ihr gewillt seid, in dieser Stunde einen christlichen Bund und Gesellenverein zu schließen, und da hat mich denn die hohe Obrigkeit ersucht und beauftragt, bei diesem achtbaren Bruderbund Euch mit christlicher Liebe und Weisheit beizustehen, damit Ihr nicht auf Irrthümer und Abwege gerathet und in die Klauen des Teufels fallet.

Bei diesen Worten wurde ein halblautes Murren und ungeduldiges Scharren mit den Füßen vernehmbar.

— O meine geliebten Söhne in Christo, — fuhr er mit bewegter Stimme fort, — ich sehe und erkenne an diesen Zeichen eines heidnischen Unglaubens, daß Ihr schon tief versunken seid im Argen der Welt. O ich beschwöre Euch bei dem Namen unseres Herrn und Heilandes, kehret in Euch und thuet ab von Euch alle

Weltlust und Ungeberdigkeit als eine Ungebührniß und Auflehnung gegen den Herrn Herrn.

— Was will der Pfaff? — murrte eine halblaute Stimme, es war die des Dr. Krokodilus.

— Höret, was ich Euch sagen und verkünden werde als ein dazu verordneter Diener des Herrn, assistirt von diesen zwei frommen Candidaten des Predigeramts. Höret und thuet darnach, so Gott Euch helfe.

— Was soll's damit? Laßt ihn reden, Brüder! Nein, nein, — so wurde durch einander gerufen. Und als der Tumult sich gelegt hatte, fuhr der Prediger fort:

— Ein Verein von ehrbaren Handwerksgesellen soll sein vor Allem ein christlicher Verein, und darum soll er wirken durch fleißiges Lesen der Bibel, durch Vertheilen von Tractätlein und Beten und Psalmiren.

— Nein, nein, Unsinn!

— Und damit der Verein seinem frommen Zwecke entgegen gehe, möge er uns drei Geistliche zu Vorstehern wählen ....

— Nein, nein, keine Pfaffen.

— Denn wer betet, dem wird es wohl geben, und wer sich auf Gott den Herrn verläßt, der wird nicht verlassen sein.

Jetzt wurde der Tumult immer lauter. Es erhob sich der Mann mit dem langen und spitzen Kinn- und Schnurrbart und sprach:

— Meine Herren Geistlichen! im Namen der Freiheit des Geistes, im Namen der ewigen, unveräußerlichen Menschenrechte und der göttlichen Vernunft, protestire ich hiermit feierlich gegen Ihre Einmischung in diese Angelegenheit der materiellen Wohlfahrt. Wir sind hier zusammen gekommen, um zu berathen, wie die äußere Lage dieser braven Arbeiter gehoben und gebessert werden kann.

— Ja, ja.

— Nicht um zu beten und zu psalmiren und heuchlerische Thränen zu vergießen, oder uns unverständliche Bibelverse und unsinnige mystische Tractätlein zu lesen. Der liebe Gott wird uns nicht helfen, wenn wir die Hände falten und die Augen verdrehen, und fromme Seufzer ausstoßen, ohne zu arbeiten.

— Nein, nein!

— Vor allen Dingen wollen wir mit Heuchlern, Pharisäern und Schriftgelehrten nichts zu thun haben.

— Nein, fort damit!

— Ich selbst bin zwar ein Literat, aber einer von der neuern Richtung, die alle Autorität umstürzen, alle Tyrannen- nnd Geistesdespotie hassen und verfolgen, die alles Heil der Welt in der Freiheit und Gleichheit suchen. Ich bin einer von denen, die sich die Aufgabe gestellt haben, die gelehrten Bücherwürmer aus unsern Brodschränken zu vertreiben und die Wissenschaft in's Leben einzuführen.

— Ja, ja, brav geredet.

— Und was noch mehr sagen will, worauf ich stolzer bin als auf meinen literarischen Ruf, der von der Ostsee bis zum adriatischen Meere, von den Karpathen bis über den Rhein hinaus anerkannt ist. Ich bin einer der Genossen dieser braven Handwerker; vor zehn Jahren noch war ich Buchbinder-Gesell, ja meine Freunde und Brüder, hier ist meine Kundschaft, damals, ehe ich mich auf die Literatur gelegt habe, war ich in allen Herbergen bekannt als der lustige Bamberger!

Damit hielt er ein vergelbtes, bedrucktes Papier hoch und Alles jubelte ihm zu in Freude und Freundschaftsbeweisen.

— Nun aber frage ich Euch, lieben Brüder und Genossen, was thut der Mann, in dessen Pelz sich Ungeziefer eingenistet hat.

— Er klopft es heraus!

— Nun, so laßt uns denn dieses Ungeziefer der Heuchelei und Werkheiligkeit herausklopfen aus dem Pelz einer Verbindung, in welchen wir uns hüllen wollen, um bei dem Fleiß unserer Arbeit warm zu sitzen; darum rufe ich im Namen Aller: hinaus mit den Pharisäern.

— Hinaus, hinaus, hinaus mit den Pharisäern!

— Wehe, wehe, wehe über Euch, — rief Sebaldus

mit einer Macht der Stimme und Haltung, die auf Viele der Anwesenden einen erschütternden Eindruck machte.

— So spricht der Herr: Wehe den tollen Propheten, die ihrem eigenen Geiste folgen und haben doch nicht Gesichte. O Israel, deine Propheten sind wie die Füchse in den Wüsten. Darum spricht der Herr Herr also: weil ihr das predigt, da nichts aus wird, und Lügen weissaget, so will ich an euch, spricht der Herr Herr!*)

— Ihr aber, verlorene Schäflein dieser in der Wüste irre geführten Heerde, — fuhr er mit erhobener Stimme gegen die Versammlung gewendet fort, — Ihr aber wollet vernehmen, was der Herr sprach, nach dem Propheten Jeremia im 51. Capitel im 6. und im 24. Verse, die also lauten: Fliehet aus Babel, damit ein Jeglicher seine Seele errette, daß ihr nicht untergehet in ihrer Missethat. Denn dies ist die Zeit der Rache des Herrn, der ein Vergelter ist und will sie bezahlen. Denn ich will Babel und allen Einwohnern der Chaldäer vergelten alle ihre Bosheit, die sie an Zion begangen haben vor Euern Augen, spricht der Herr!

— Hinaus, hinaus mit dem Scheinheiligen, mit dem Fuchs in Schafskleidern, hinaus, hinaus! —

Hesekiel 13, 3. 4. 7.

rief Krokodilus, und viele Stimmen riefen es ihm nach und der Tumult wurde mit jedem Augenblicke ärger, denn Gustav Wahrlieb und Andere wollten die Geistlichen nicht beleidigen lassen. Diese aber hatten sich mit einem dreimaligen:

— Wehe, Wehe, Wehe über Israel! zurückgezogen.

. . . .

Dr. Krokodilus hatte nun Oberwasser bekommen, wie man zu sagen pflegt. Nachdem auf wiederholtes Klopfen die Ruhe wiederhergestellt war, nahm er auf's Neue das Wort:

— Zur Sache denn, meine braven Genossen, nachdem wir mit der Macht der Intelligenz unsers Jahrhunderts diese in alle weltlichen Dinge sich einmischenden Geistlichen, ja diese Zöllner und Sünder zum Tempel hinaus getrieben haben. . . . . Soll ich reden oder schweigen?

— Reden, reden!

— Nun wohl, so hört meine Meinung. Sind wir Alle fest entschlossen, einen Verein zu bilden zur Verbesserung unserer Lage als achtbare Handwerksgesellen, so sprecht an Eidesstatt ein feierliches: Ja!

— Ja, ja, ja! — ertönte es von allen Seiten.

— Dieses Ja nehme ich an im Namen der Gesammtheit, die ich repräsentire. Der Gesellenverein zur

Besserung ihrer Lage ist damit constatirt. Nun aber wird es darauf ankommen, vorerst die Grundlagen festzustellen, worauf der Verein basirt werden muß, wenn er wirksam in's Leben treten soll, und dann würde uns obliegen, durch Stimmenmehrheit den Vorstand zu ernennen, dem zunächst die Aufgabe zu Theil werden würde, die Statuten zu entwerfen. Seid Ihr damit zufrieden?

— Ja, ja!

— Nun, so hört meine gesinnungsvolle Meinung über solche Arbeitervereine.

— Meine Freunde und Genossen, es wird nicht eher besser werden in der Welt, als bis Alles rasirt und nivellirt ist.

— Was ist das?

— Ich sage, es wird nicht eher besser werden in der Welt, bis Alles gleich ist. Kein Rang und kein Stand, kein Reichthum, keine Armuth wird es mehr geben; Alles gleich, Alles in einen Topf geworfen und nach den Köpfen vertheilt. So nur kann Glück in die Welt kommen.

— Welcher Unsinn, — sprach Gustav halblaut, Andere aber riefen:

— Brav, brav! — Alles gleich, keine Reichen mehr?

— Die heutige Welt ist veraltet, vermodert; sie kann ihre geistige Wiedergeburt nur von der strebenden

Jugend erwarten. Die Jugend allein soll herrschen. Das Alter gilt nichts mehr, ja ich sage noch mehr: die Alten sollen den Jungen Platz machen; wie die Sachen jetzt stehen, so ist es eine wahre Unverschämtheit, alt zu werden. — Die Meister sind auch alt, wäre es nicht besser, die legten sich schlafen in die stillen Gräber und ließen Euch Meister werden?

— He, freilich wär's besser als Meister das Fleisch zu essen, wie als Gesell an den Knochen zu nagen, — riefen Mehrere.

— Nun, aber todtschlagen darf man sie doch nicht, sonst wird man hingerichtet; wenn man also die Alten am Leben lassen muß, so fragt Ihr mich: wie soll's nun besser werden?

— Ja, ja.

— Nun, so hört: — Seid Ihr zufrieden mit dem Lohn, den Euch die Meister geben?

— Nein, nein, es ist zu wenig.

— Und dann wollen wir noch alle Tage blauen Montag haben!

— Nun, zum Geier, warum arbeitet Ihr denn? — Die Sache ist ja ganz einfach: erklärt den reichen Meistern, die sich von Euerm Schweiß und Blut mästen: dafür kann ich's nicht thun? legt die Hände in den Schooß, kehrt der Arbeit den Rücken, zwingt die Schafsköpfe, die lieber hungern beim Arbeiten, als

schwelgen beim Nichtsthun, daß Ihr unter dem und dem Preise keine Hand anlegen würdet, und sie werden Euch schon gute Worte geben diese Meister, die allein nichts machen können; sie werden zahlen müssen, was Ihr verlangt, werden Euch zum blauen Montage noch einen blauen Dienstag verwilligen und eine Stunde später zur Arbeit rufen, eine Stunde früher Feierabend machen lassen.

— Ei Wetter! das wäre prächtig.

— Na, Ihr habt's ja in der Hand, seid nur einig, einig und fest, so ist Euer Glück gemacht. Also mit morgen gehe Keiner an die Arbeit, bis Alles bewilligt ist.

— Keiner! Wir wollen die Menschen schon curanzen und'n Hundsfott, der es nicht mit uns hält.

— Herr, — rief jetzt Gustav Wahrlieb aufspringend, — wie können Sie solchen Unsinn, solchen Aufruhr predigen und uns die redliche Sache eines ehrbaren Handwerker-Vereins so verpfuschen.

— Schweigen Sie, Lieber, eine Krämerseele wie die Ihrige hat keine Ahnung von dem Wesen einer nach dem Lichte ringenden Zeit. Es lebe die Freiheit, nieder mit allen Tyrannen.

— Nieder mit den Tyrannen!

— Herr, ist Ihnen denn nichts heilig? glauben Sie

an keinen Gott? achten Sie keine Tugend und Bürgertreue?

— Heilig? — entgegnete er spöttelnd, — es giebt nichts Heiliges, als das eigene Ich — Gott? es giebt keinen Gott. Tugend? ich lache darüber: nur Philister haben noch ihre Fraubasenmoral. Wir Aufgeklärten predigen Emancipation des Fleisches, Gemeinschaft der Weiber und Güter. Wir brauchen keine Obrigkeit, der Mensch auf der Höhe der Bildung ist sich selbst genug, sein eigener Herr!

— Entsetzlicher, Sie glauben an keinen Gott?

— Es giebt keinen Gott, es gab keinen Christus — . . . .

— Hört, hört den Gottesleugner; ein Atheist aber ist schlechter wie ein Hund, schlagt drauf, er ist der Teufel selbst, der Euch verführen will, er glaubt an keinen Gott, — schrie der junge Tischlergesell und schlug ihn damit in's Gesicht, und Andre zerrten an seinem langen dünnen Barte und stießen mit Fußtritten den Communisten und Gottesleugner zur Thür hinaus.

So wandelbar ist Volksgunst, leicht hinzureißen durch verführende Worte und blendenden Schein; aber der gesunde Sinn des Volks trifft am Ende doch immer wieder das Rechte und hier war ein Gottesgericht gehalten; denn Volksstimme ist ——— Gottesstimme.

. . . .

Nachdem abermals die Ruhe hergestellt war, nahm Gustav Wahrlieb das Wort.

— Meine Brüder und lieben Mitgesellen, — sprach er, — wir haben gesehen, wohin das führt, wenn wir schlichte Gewerbsleute in unsern Angelegenheiten uns Rath aufdringen lassen von der Schulweisheit, die sich sogar einmischt in die Angelegenheiten der unteren Stände. Wir haben nun zwei verderbliche Elemente ausgeschieden aus unserem achtbaren Vereine: die Pietisterei und den Communismus und Radicalismus, wie es die Gelehrten nennen. Ich denke, wir wollen, wir brauchen keine Bevormundung. . . .

— Nein, nein!

— Und bedürfen wir des guten Raths, so haben wir ältere und erfahrene Gewerksmeister, die es wohl mit uns meinen, und mit denen wollen wir reden.

— Ja, ja!

— Haltet Ihr meinen Vater für einen redlichen, wohlmeinenden und einsichtsvollen Mann?

— Ja Meister Wahrlieb ist ein braver Mann.

— Nun dann hört, was mein Vater, der Meister Wahrlieb, über den Gesellen-Verein für eine Meinung hat.

— Das alte Institut der Handwerksinnungen, — sagte er, — hatte zum Zweck, einmal dem Meister wie den Gesellen eine bescheidene Existenz zu sichern, zweitens

dem gemeinen Wesen gute und billige Arbeit zu gewähren und drittens, gute Sitte, Ehrbarkeit und Frömmigkeit unter den Genossen zu erhalten und dem gemeinen Wesen dafür verantwortlich zu sein. Eine tiefe Weisheit war in dem alten Zunftwesen verborgen, worüber wir heute in unserer Ueberklugheit lachen, ohne etwas Besseres an die Stelle setzen zu können. Aber wohin hat die unbeschränkte Gewerbefreiheit geführt, welche unsere Staatsmänner an die Stelle dieser altdeutschen Einrichtungen gesetzt haben?

— Die Meister haben kein gesichertes Brod mehr. Bei der allgemeinen Gewerbefreiheit werden sie durch die ersten besten Speculanten ruinirt. Wer ein großes Capital anlegen kann, erdrückt jede Concurrenz des geschicktesten und fleißigsten Handwerkers. An die Stelle von fünfzig ehrbaren Meisterfamilien, die im bescheidenen Wohlstande lebten, wird jetzt ein großer Fabrikant und Magazininhaber mit 49 Bettlern treten, die ihm um kärglichen Lohn dienen, während er selbst reich wird; die von Brod und Wasser leben, während er im Champagner schwelgt.

— Ja, ja, so ist es heut zu Tage!

— Das gemeine Wesen hat keine Sicherheit mehr. Die Pfuscherei wird nicht mehr nur im Kleinen und aus Unverstand, sondern im Großen und absichtlich geübt. Es ist beinahe Gewerbsehre geworden, das Pu-

blicum zu betrügen, so wie es früher Gewerbsehre war, ihm gute Arbeit zu verschaffen. Es ist nothwendig, um nur Einiges zu erwähnen, auf die meisten einheimischen Producte ausländische Etiketten zu heften, um sie besser verkäuflich zu machen, während es früher der Stolz deutscher Städte war, daß sie auf ihre Gewerbserzeugnisse ihre Namen hefteten. Und welche Marktschreierei wird mit den Verkaufsanzeigen getrieben, mit den Ankündigungen vom gänzlichen Ausverkauf, mit der Schwindelei mit schlechten Waaren, mit täuschender Appretur, wodurch ihre Fehler versteckt werden; wie wird dadurch die unerfahrene Jugend und die Einfalt der unkundigen Landleute betrogen? Nur die gröbsten und gefährlichsten Verfälschungen kommen zur Untersuchung höchstens dann, wenn einmal eine Vergiftung dadurch stattgefunden hat. Aber keine Zunftehre, keine Aufsicht der Mitmeister überwacht mehr die einzelnen Verfälscher und verhindert Verbrechen im Voraus. —

— Nun komme ich auf die Gesellen.

— Hört, hört!

— Wie herrschte damals, zur Zeit der alten Zünfte, noch die alte Treue, Zucht und Ehrbarkeit. Wie ist es jetzt damit unter Einwirkung der Gewerbefreiheit? Die Gesellen wohnen nicht mehr oder doch nur noch selten bei dem Meister. Sie leben nicht mehr im

Schooß einer frommen und ehrbaren Familie, als Mitglied derselben, im gemüthlichen Verhältniß. Sie werden auch nicht mehr, wenn sie erkranken, liebevoll im Hause des Meisters verpflegt. Sie gehen nur noch zum Meister zur Arbeit, essen und schlafen auswärts, und wo schlafen sie? lieber Himmel, oft bei liederlichen Weibern, die sich Schlafstuben halten, oft mit verrufenen Mädchen zusammen, mit denen sie in wilder Ehe leben, während diese ihrem sündlichen ehrlosen Gewerbe immer noch nachgehen. Anstatt sich an ein ehrbares Familienleben zu gewöhnen und sich vorzubereiten, einmal redliche, achtbare Meister und Bürger zu werden, gewöhnen sie sich an das Herumlungern und Kneipenleben, ergeben sie sich vielfacher Liederlichkeit, gefallen sich im Trotz gegen den Meister und dessen Familie, und wollen von vorn herein alles besser wissen, lassen sich nicht das Geringste mehr sagen, kündigen gleich die Arbeit auf und die Folge dieses lockern Verhältnisses ist, daß sie nicht mehr als Familienglieder angesehen werden, daß man sie, wenn sie erkranken, in's Hospital schickt, daß sie verwildern und mit der Zeit, wenn sie das Gewerbe leichtsinnig auf eigne Rechnung betreiben, liederliche Familienväter, unnütze Bürger und am Ende Armenhäusler werden.

— Dieses herzlose Verhältniß nimmt in dem Maße zu, je größer die Stadt ist, worin sie sich aufhalten

und je mehr die kleinen Meister durch große Unternehmer verdrängt werden. Wenn ein oder mehrere Gesellen mit dem Meister einen Familienkreis bilden, so ist das zwanzig Mal nicht mehr möglich. Der vormals ehrbare Gesell wird dem Wesen nach nichts als gemeiner Fabrikarbeiter, den an den Meister kein häusliches Band, keine Zunftpietät und Ehre mehr fesselt; sondern der speculirende Brodherr zahlt ihm mit kalter Miene seinen Wochenlohn und er verläßt ihn eben so kaltherzig, um weiter zu ziehen.

— Welche gute Zeiten waren das, in welchen kein Gesell weder bei einem unzünftigen Pfuscher, noch auf eigene Rechnung arbeiten wollte, noch um höheren Lohnes willen von einem Meister zum anderen übergehen und noch Mitgesellen dazu überreden konnte. Damals fehlte der Gesell bei keinem Leichenbegängniß in der Familie, die Kinder und selbst das Dienstmädchen, wenn sie im Hause des Meisters gestorben waren, trugen die Gesellen selbst zum Grabe.

— Damals brauchten die Gesellen auf der Wanderschaft nicht fechten zu gehen; überall fanden sie ihren Zehrpfennig, ihre Herberge oder gastfreie Aufnahme, Alles war damals auf Treue und Liebe seiner Zeitgenossen berechnet und jeder strengen Pflicht stand ein gutes Recht gegenüber. Das gemeine Wesen aber gewann dadurch im hohen Grade, denn bei der alten Zunft-

verfassung bedurfte es keiner täglichen Dazwischenkunft der Polizei, um Händel zwischen Gesellen und Meistern zu schlichten und Liederliche zu strafen. Durch Ehre und Vertrauen wurde im Schooß der Zünfte eine Sittenzucht gehandhabt, die dem Staate gute Bürger zog. — Man vergleiche damit das Unwesen der heutigen Gesellen und Dienstboten, über deren Trotz, Frechheit und Ungelehrigkeit, Neigung zum Dienstwechsel und Liederlichkeit fast überall Klage geführt wird. Man sehe, wie am Ende ihr Uebermuth mit grenzenlosem Elend gestraft wird. Man vergleiche mit der innern Freudigkeit und dem Gesundheitsgefühl der alten Gewerke die krankhafte Gier der heutigen Communisten, wovon wir so eben ein Unsinn predigendes Subject zur Thür hinausgeworfen haben.

— Die Gewerbefreiheit hat aber auch ihr Gutes, — fiel eine Stimme ein, — der alte Zunftzwang hatte seine großen Mißbräuche, kein fleißiger, geschickter Gesell konnte Meister werden, wenn er nicht Meisterssohn war oder eine Meisterswittwe oder Tochter heirathete. Das gesicherte Brod ließ keine Anstrengung zu Verbesserungen aufkommen; nur die Gewerbefreiheit bringt Aufschwung dem Gewerbe und dem Publicum die beste und billigste Arbeit. Ich bitte, meine Bemerkung nicht übel zu deuten; ich meine es gut mit meinen braven Mitgesellen.

Alle blickten auf den Redner; es war ein junger Mann, dem man trotz der groben, bürgerlichen Kleidung, die feine Weltbildung auf den ersten Blick ansah. Der junge Mann mit der goldenen Brille, die er vergessen hatte abzunehmen, mit dem umgeschlagenen Hemdekragen, der feinen Wäsche und dem Siegelring am Finger, dem zierlichen Bartschnitt und Schnurrbart, erregte in diesem Augenblicke Aufmerksamkeit. Er hatte bis dahin so sehr in der Dunkelheit der schwachen Erleuchtung gesessen, daß man ihn früher nicht beachtet hatte.

— Wer ist der Mann, der da redet? — fragte jetzt Gustav, der, wie wir gesehen haben, den Vorsitz führte.

— Ich bin, — sprach der junge Mann bescheiden, — der Kunstdrechslergesell Buchenau, hier ist mein Lehrbrief, — damit zog er eine Pergamentrolle aus einem Futteral von rothem Maroquin, — wodurch ich als Gesell des Gewerkes losgesprochen bin.

— Baron von Buchenau! der Sohn Sr. Excellenz unsers Ministers! — rief Gustav Wahrlieb mit Ueberraschung aus, und Mehrere erhoben sich und nahmen die Hüte von den Köpfen, indem eine unwillkürliche Ehrerbietung die Mehrheit ergriff.

— Was ich außerdem bin, ist Nebensache für heute, meine lieben Genossen, — sprach er freundlich; — eben so gleichgültig ist es, daß ich das Handwerk nur

zu meinem Vergnügen erlernt habe. Wer weiß, wozu es gut ist, ob ich nicht noch einmal in die Lage komme, mein Brod damit zu gewinnen. Jetzt, mitten unter Euch, bin ich nicht mehr als Ihr seid, ich bin Handwerksgeselle mit Leib und Seele, darum setzt Euch nieder und bedeckt Euch. Ein Kamerad muß mit dem andern keine Umstände machen. Wollt ihr aber meine geringe Meinung vernehmen über Euren Verein, so wird es mir zur Ehre gereichen.

— Ja reden, reden!

Und nun setzte Adalbert mit großer Umsicht alle die Mängel und Nachtheile des alten Zunftwesens auseinander, er führte aus, daß die Abgeschlossenheit desselben sich und seine Zeit überlebt habe; daß das Princip der Handelsfreiheit, welches die Macht der Ereignisse den Zollvereinsstaaten aufgedrängt habe, die Gewerbefreiheit zur nothwendigen Folge gehabt habe, daß darin die einzige Möglichkeit liege, mit der mächtigen Industrie des Auslandes zu concurriren; daß aber der Drang der Entwickelung weiter fortgerissen habe, als die Regierungen erwartet hätten; daß sich immer mehr herausstelle, wie das Handwerk vom kleinen Fabrikanten, dieser vom großen, und dieser wieder von den Riesencapitalien des Auslandes erdrückt würde; daß damit der ganze wohlhabende Mittelstand mit der Zeit verschwinde, und es künftig nur Reiche und Arme geben werde; und das

sei der Fluch der Theorien, daß sie, nachdem sie den Segen des Aufschwunges im Gewerbswesen gebracht, den Anlauf zum Untergange genommen hätten; auch sei es Zeit, aber die höchste Zeit, daß umgekehrt werde; daß deutsche Industrie wenigstens durch Schutzzölle gegen die übermächtige Concurrenz des Auslandes geschützt werde; aber vielleicht schon nach zwei Jahren sei es zu spät, wenn man nicht anfange einzulenken. Doch das Princip der Gewerbefreiheit habe schon zu tief im Volksleben gewurzelt. Es sei weder möglich, noch wünschenswerth, dasselbe auszurotten. Nur das Eine sei zu wünschen und zu hoffen, daß an die Stelle der unbeschränkten eine beschränkte Gewerbefreiheit trete; daß wenigstens dem leichtsinnigen Ansetzen ungeschickter und gänzlich unvermögender Arbeiter ein Ziel gesetzt werde; daß das Vereinswesen der Bildung neuer Gewerksinnungen kräftig gefördert werde, denn darin liege die Grundlage der Moral und der Ehre des Handwerksstandes.

— Da aber, — fuhr er fort, — die Erreichung dieses Zieles in höherer Hand liegt, so ist es Aufgabe des Bürgerstandes, Wünsche und Bedürfnisse dieser Art auf jede gesetzliche Weise zu verlautbaren, damit sie zur Kenntniß der hohen Bearbeiter der Gesetze komme; es ist ferner das letzte Mittel, das wir haben und anwenden können, daß wir selbst besser und würdiger werden. Und wie dieses am sichersten allmälig zu bewirken sei,

das ist nach meiner Meinung die höchste Aufgabe eines Gesellen-Vereins. Lassen Sie uns also, meine Freunde und Genossen, damit anfangen, daß wir, anstatt uns in Spiel- und Saufgelagen herum zu treiben, einen Leseverein bilden. Bei einem Kruge Weißbier, einer Pfeife Tabak, sitzen wir dann in den Feierstunden anständig zusammen, besprechen freundlich unsere Angelegenheiten, und lesen einander gute und nützliche Volksbücher vor, woraus wir entweder Vermehrung unserer Kenntnisse, oder Nahrung für Geist und Herz ziehen. Wir bitten auch wohl kluge und verständige Männer, uns über diesen oder jenen Gegenstand einen populären Vortrag zu halten, und wenn wir so das Angenehme mit dem Nützlichen verbinden, so dürfen wir hoffen, daß, wenn wir so Hand anlegen an unsere eigene Veredlung, so wird es auch bald besser werden mit unsern Zuständen, besonders wenn wir mit dem entstandenen Handwerker-Verein der Meister Hand in Hand gehen, nach dem einen Ziele strebend, das edle Handwerk wieder zu Ehren und Wohlstand zu bringen.

— Seid Ihr meiner Meinung, so sprechet ein frommes: Ja, so uns Gott helfe!

— Ja, so uns Gott helfe! — rief Wahrlieb und Viele riefen es ihm nach, nur Wenige waren, die murrten oder stillschwiegen.

. . . .

In diesem Augenblicke, wo die Verhandlung auf einen so achtbaren Punkt gekommen war, entstand am Nebentische lautes Gezänk und Geschrei.

— Er hat falsche Würfel, der Spitzbube! schlagt ihn nieder, er hat betrogen! Mein Geld wieder her, oder wir treten den Hund todt.

Dabei hörte man das Dröhnen von Faustschlägen, das Fluchen und Lärmen durch einander. Schemelbeine wurden abgebrochen, denn der falsche Spieler mit dem rothen Barte war groß und stark, und wehrte sich wie ein Teufel.

— Schlagt keinen Edelmann, — schrie er, — oder das Donnerwetter soll Euch in den Magen fahren. —

Aber zwanzig Fäuste hatten ihn schon gepackt und zu Boden gerissen.

— Hülfe, Bruder Schwudder! — schrie er, — Mordio, zu Hülfe! geniale Kerls müssen einander beistehen gegen diese verdammten Knoten.

— Was Knoten? da soll ja gleich ....

Der Jäger stürzte aus dem Nebenzimmer heraus, Bertha warf die Bowle mit glühendem Punsch zwischen die Kämpfer, die Blondine schrie nach der Polizei und der Wache; ein Licht wurde nach dem andern ausgeschlagen.

— Hinaus mit den Ruhestörern! hinaus, hinaus! — rief Adalbert mit volltönender Stimme; und bald schrieen

Viele nach, — hinaus mit dem falschen Spieler! hinaus mit den Dirnen! — und nach wenigen Minuten war dieses ganze Gesindel auf die dunkle Straße, in den Morast geworfen, und man beschloß, nach wieder hergestellter Ruhe, auf den nächsten Montag eine neue Versammlung zu halten, worin nur diejenigen zugelassen werden sollten, die es redlich und ordentlich meinten.

Am nächsten Montage aber standen Gensdarmen vor dem Local. Von Polizeiwegen war die denuncirte communistische Versammlung verboten, und eine Criminaluntersuchung mit der Verhaftung verschiedener Personen stand in Aussicht.

Und das war so zugegangen, wie wir im folgenden Abschnitte melden wollen.

24.

Denunciantenthum.

Ein geschlagener Hund wird um so schmiegsamer, aber auch um so boshafter.

Dr. Krokodilus war nicht der Mann darnach, um über eine empfangene Tracht Schläge sich nachhaltig zu ärgern; es war ohne Zweifel nicht das erste Mal, daß er Gelegenheit gehabt hatte, in dieser Beziehung seine bewunderungswürdige Contenance zu zeigen.

Er nahm sich vor, je offener ihm die Beleidigung widerfahren war, um so heimlicher und heimtückischer sich zu rächen.

In dieser Absicht entfernte er sich nicht weiter von dem Versammlungslocal, als eben nöthig war, um nicht von den Püffen seiner Gegner erreicht zu werden; dann kehrte er zurück und stellte sich vor eins der Fenster des niedrigen Parterrs, in welchem der Tanzsaal lag, und beobachtete durch eine zerbrochene, kleine Fensterscheibe den weitern Verlauf der Versammlung.

Von diesem Observationsposten aus erkannte er den jungen Baron von Buchenau, und hörte dessen Rede; er kannte den jungen Tischlergesellen, Gustav Wahrlieb; auch hatte er den falschen Spieler, Baron von G * * *, so wie den liederlichen jungen Schwudder und die beiden leichten Mädchen erkannt.

Nachdem er der Verhandlung bis zum Schluß auf solche Weise beigewohnt, und sich Alles in's Gedächtniß eingeprägt hatte, sah er den entstandenen Tumult und die Schlägerei und zog sich nun in den tiefen Schatten eines nahen Thorweges zurück, um zu erwarten, wie diese Personen ebenfalls herausgeworfen werden würden.

Das geschah denn sehr bald und die Exmittirten zogen sich scheltend und raisonnirend durch ein Seitengäßchen zurück. Das geistige Element einer Volksversammlung, wie sich Dr. Krokodilus selbst gern zu nennen

pflegte, folgte ihnen dorthin und redete zuerst den Herrn von S*** an, den er sonst bei anderen Gelegenheiten vornehm zu ignoriren pflegte.

— Ei, schönen guten Abend, — sprach er verbindlich, — mein lieber Herr Baron, wie geht's? wie steht's? noch immer frisch und munter?

— Wie Sie sehen, mein Guter, man muß zufrieden sein und die kleinen Fatalitäten des Lebens mit Anstand zu tragen wissen.

— Man hat so eben, — nahm der Schauspieler das Wort — die Güte gehabt, mit schlagenden Gründen für unser Fortkommen zu sorgen.

— Nun, das verdient dankbare Erwiederung gleicher Dienste, — entgegnete Krokodilus ironisch, — und ich dächte, die Herren überlassen es mir, für angemessene Revange Sorge zu tragen.

— Ha, — rief der Spieler, — bei meiner Ehre, ich würde diese Hallunken auf Pistolen fordern, wären es nicht Bürgercanaillen; aber es wäre gemein, mit solchen Crapauds sich in Krakeel einzulassen. Was hat ein ehrliebender Cavalier sonst für Waffen gegen den Pöbel?

— Die Rache! — sprach Krokodilus.

— Ha! Rache, Rache, Rache! welche tragische Größe liegt in diesem erhabenen Gedanken, — rief der vormalige Theaterheld mit Pathos. — „Verflucht sei mein Stamm, wenn ich ihnen je vergebe!“

— Nun, meine Herren, dann werden Sie mir vor Gericht bezeugen, daß in dieser Gesellen-Versammlung communistische und rebellische Reden vorgefallen sind.

— Ja, ja, das ist wohl möglich!

— Aber wir wissen nicht, wer so geredet hat; wir haben nicht darauf geachtet.

— Ich war in die Combination des Spiels vertieft, — sprach von G*** mit Würde.

— Und ich, — erklärte der junge Schwudder, — hatte transcendentale philosophische Betrachtungen über die geistige Potenz des Punsches anzustellen, der übrigens malitiös schlecht war.

— Ich werde für besseren sorgen, meine Herren und Damen, — sprach Krokodilus mit der einschmeichelnden, verbindlichen Höflichkeit, die ihm eigen war, wenn er es darauf anlegte, sich zu insinuiren.

— Sehr gütig.

— Belieben Sie nur hier hinein zu spazieren; wir befinden uns gerade vor der in dieser Jahreszeit wenig besuchten Heinzelschen Gartenrestauration. Ich werde den Punsch unter meinen Augen bereiten lassen und ein Souper fin besorgen.

— Ah, köstlich, himmlisch!

— Seelentrost und Magenpflaster! . . .

— So wird der etwas unfreundlich begonnene Abend noch in ungeheurer Heiterkeit beschlossen werden.

— Und eine Rèparation d'honneur wird uns zu Theil werden, wie sie ein Cavalier vom reinsten Vollblut nur fordern kann. Foi de Gentilhomme!

Mit diesen Worten, die der adlige Gauner mit einem gewissen Aplomb ausgesprochen hatte, trat er zuerst durch die niedrige Pforte der kleinen Gartenrestauration, und die Anderen folgten ihm.

Dort ließ Krokodilus ein besonderes Zimmer geben, den Punsch unter seiner Aufsicht bereiten, und warf ein Goldstück auf den Tisch, indem er, was man ihm herausgeben wollte, mit vornehmer Nachlässigkeit dem hübschen Schenkmädchen überließ.

Ein Beafsteak, noch blutend à l'Anglaise und gebratene Kartoffeln bildeten das Abendessen, und als die Köpfe anfingen sich zu erhitzen, begann Krokodilus seine Gäste zu bearbeiten und zu instruiren, und sie versprachen, vor Gericht Alles auszusagen und zu beschwören, was ihm nur belieben sollte.

— Nun gut, — sprach er, — so ist die Revange unfehlbar.

— Sättigt es auch sonst Niemanden, — rief Robert mit Shakespeare's Sylok, — so sättigt es doch meine Rache.

— Auch der Magen soll Euch gesättigt werden, Ihr Hungerleider, — rief Krokodilus in lustiger Vertraulichkeit, — sogleich nach vollendetem Coup werden wir hier

wieder zusammen kommen, und nicht weniger als fünf Schüsseln essen, und Champagner trinken.

— Vivat die Literatur! — rief der Schauspieler, und die Gläser klangen, die Mädchen kicherten, selbst der rothbärtige Cavalier vergaß seine Grandezza und tanzte mit Bertha eine Polka.

Das war ein wüstes, verruchtes Leben in dieser Nacht, wie wir es nicht näher andeuten wollen.

Als der Morgen graute, lagen die Meisten im Taumel des Rausches tief eingeschlafen, theils auf dem Sopha, theils unter dem Tische.

Krokodilus aber war der Einzige, der noch Besonnenheit hatte; er machte sich im Stillen davon, um in seinem Logis den Katzenjammer, der ihn mit dem Grauen des Tages befiel, auszuschlafen.

. . . .

Als Dr. Krokodilus gegen 12 Uhr erwachte, schickte er seine Aufwärterin zu einem Barbier.

Diese sah ihn verwundert an und sagte: — Aber was soll der Barbier? Den Kopf rasiren, damit Sie ganz zum Türken werden?

— Geh, ich werde es ihm schon selbst sagen.

Als endlich der Bartscheerer gekommen war, gebot er ihm, den ganzen langen und dünnen Bart und Schnurrbart abzurasiren und nicht ein Härchen mehr im Gesichte zu lassen.

So wurde der Bart des Dr. Krokodilus geopfert, dieser Liebling seiner Musen.

Und das glatt geschorene Gesicht kannte man kaum noch. Welche Katastrophe? Was hatte sie zu bedeuten?

Das Opfer eines Bartes ist ein theilweises Menschenopfer. Es kann nur bestimmt sein, großen und erhabenen Zwecken nach tiefen Combinationen zu dienen.

. . . .

Die italienische Conditorei des Herrn Postillone gehörte weder zu den größten, noch zu den glänzendsten der Residenz; aber in gewissen Abendstunden sah man dort, besonders in dem mit rothen Velourtapeten und Goldleisten ausgeschlagenen Seitenzimmer einen Verein jovialer Stammgäste aus den gebildetsten Ständen, welchen die traurige eintönige Beschäftigung einer stillen Zeitungslectüre an einem der Erholung und Geselligkeit gewidmeten Orte nicht genügte.

Dort im Cabinet der Elite der Stammgäste wurde nur in den Journalen genascht, und dann wurde das Interessanteste daraus und aus den Zeitfragen oft sehr geistreich besprochen. Obgleich diese Gesellschaft keinesweges eine geschlossene war, so gehörte doch immer eine gewisse Befähigung der Bildung und Kenntnisse dazu, um dort geduldet zu werden. Wehe dem Neuling, der sich hier unberufen eindrängte; er wurde entweder mit stechenden Blicken, oder sarkastischen Bemerkungen ver-

scheucht, bis sich vielleicht irgend ein alter Habitué dieses Cabinets seiner annahm und ihn gewissermaßen dort einführte. Das geschah wohl, wenn man irgend eine Ader von Humor und Satyre an ihm bemerkt hatte, oder wenn er ein Pinsel war, der sich zur Belustigung der Uebrigen necken ließ.

Die Mitglieder dieser heitern Cotterie waren meistens Schauspieler, Literaten, Künstler und einige reiche oder gut besoldete Garçons unter den Beamten.

Als Stichblatt für ihren oft kaustischen Witz diente ihnen nicht selten der Inhaber dieser Conditorei selbst, Herr Postillone, eine kurze, dicke, komische Figur, mit einer braunen, italienischen Physiognomie, und schwarzen, straff über die kurze Stirn niedergekämmten Haaren. Aber Herr Postillone war selbst ein Mann von derbem, schlagendem Witz; wenn er sich necken ließ, so geschah es theils aus Gutmüthigkeit, theils aus Politik, um seine Gäste durch Unterhaltung anzuziehen; aber wenn es ihm zu arg wurde, oder er fand keinen sehr gewiegten Gegner, so gab er schlagende Repliken, und hatte dann die Lacher auf seiner Seite; er wurde aber dabei oft so derb und ausfallend, daß es dann wieder schien, als habe man ihm das Privilegium eines Hofnarren gewährt, dem das Recht zugestanden wird, Jedem die Wahrheit zu sagen.

Diesen jovialen Kreis passirte fast täglich um die-

selbe Abendstunde ein ältlicher Herr mit grauen Haaren, grauem Gesicht und gänzlich grauer Kleidung, der am Krückenstocke mühsam ging, weil er am gekrümmten rechten Bein eine Verkrüppelung hatte, die aussah, als sei er mit einem Pferdefuße begabt.

Jeder der Anwesenden kannte den reichen Rechtsconsulenten, Justizrath Legulegus, der im Vorübergehen grüßend durch dieses Zimmer schritt, um sich in ein dahinter gelegenes Cabinet, dessen Thüre offen stand, zu begeben, wo er bei einer Tasse Thee die Zeitungen zu lesen pflegte, und in dieser Beschäftigung von Niemandem gestört wurde.

So oft dieser graue Mann hinkend das rothe Zimmer durchschritt, wurde das noch so lebhafte Gespräch plötzlich unterbrochen; selbst der heiterste Witz wurde auf der Zunge zurückgehalten, und jedes Lachen erstarrte, als sei den Leuten, wie man zu sagen pflegt, der Tod über's Grab gelaufen.

Niemand redete ihn an, und er sprach mit Keinem. Erst wenn seine vorübergehende Erscheinung vergessen war, kam das Gespräch nach und nach wieder in den Gang, und wurde dann bald wieder so laut, daß dem Grauen, der bei einem einzigen Licht unbeweglich in einer Ecke saß, kein Wort entging. Das aber gerade war die Art der Menschenbeobachtung, die Legulegus liebte, indem er scheinbar abgeschlossen nur für die Zei-

tungsnachrichten, die er vor Augen hatte, noch Sinn zu haben schien.

So war es auch heute der Fall, da trat ein nicht mehr ganz junger Mann ein, mit einem eckigen glatt rasirten Gesicht, und eine Brille auf der Nase, mit kurz verschnittenem, glatt gestrichenem schwarzem Haar, und einem bis unter die weiße Halsbinde zugeknöpften, ziemlich langen, dunkelbraunen Oberrock. Dieser grüßte die Anwesenden mit einem gewissen feierlichen Ernst, und forderte ein Glas Zuckerwasser, indem er im Begriff war, durch das rothe Zimmer in das Cabinet zu gehen.

— Ist es möglich, — rief Einer, ein jovialer Kammerreferendar, indem er mit einem Stuhl vor den Eingang in das Cabinet rückte, um ihm den Durchgang zu verwehren, — Dr. Krokodilus! welche Veränderung ist mit Ihnen vorgegangen?

— Wo haben Sie Ihren langen Ziegenbart gelassen? — fragte der Andere.

— Nicht einmal den Schnurrbart und Kinnbart reservirt!

— Meine Herren, — entgegnete Dr. Krokodilus mit einem forschenden Blicke auf das Cabinet, worin er durch die offene Thür den Justizrath Leguleγus sitzen sah, — ich bin Ihnen eine offene Erklärung schuldig, da Sie so gütig waren, mich in Ihren Kreisen aufzunehmen, für welche ich künftig nicht mehr geeignet sein

dürfte. Ich gebe meine Erklärung mit der Furchtlosigkeit eines Mannes, der weiß, was er will, und der sich der Freiheit eines jeden Menschen, seiner Ueberzeugung zu folgen, bewußt ist, Sie erkennen doch diese Berechtigung der Freiheit an, und gestehen auch mir dieselbe zu?

— Allerdings, — entgegneten Mehrere, neugierig, wo das hinaus wollte.

— Jeder Narr trägt ja seine Kappe zu Markte, — bemerkte Herr Postillone.

— Ich habe abgestreift von mir, — fuhr Krokodilus fort, — die Irrthümer der Hegel'schen Philosophie, und habe mir angeeignet die Grundlagen von Haller's Restauration der Staatswissenschaften und Hengstenberg's evangelischer Kirchenzeitung

— O köstlich! was nun weiter?

— Ich habe die Schriften von Görres gelesen, ich verdamme jede moderne liberale Richtung, ich verdamme die sich regende Opposition gegen die römische Hierarchie, und da ich überzeugt bin, daß alle Verfolgung der frommen und gelehrten Väter der Gesellschaft Jesu eine eben so große Ungerechtigkeit, als Undankbarkeit der Illuminaten aller Zeiten gewesen ist, so habe ich die Geschichte dieses hohen Ordens aus den Quellen studirt, und bin beschäftigt, ein historisch-kritisches Werk von 10 Bänden zu schreiben, welches bestimmt sein wird, sonnenklar die Reinheit, Frömmigkeit und Gelehrsamkeit

der achtbaren Gesellschaft Jesu zu beweisen, und diesen meinen, von den Verkehrtheiten und Thorheiten des modernen Lebens gereinigten und geläuterten Gesinnungen gemäß, habe ich auch die mir nöthig scheinende Reform in meiner äußeren Erscheinung vornehmen zu müssen geglaubt.

Ein kaltes, spöttelndes Lächeln war die Antwort, die man auf diese Erklärung gab; der Referendar rückte vom Eingange in das Cabinet hinweg, um ihm anzudeuten, daß er gehen könne und hier überflüssig sei.

— Meine Herren, — nahm Krokodilus wieder das Wort, — ich erkenne und fühle, daß Sie mich mit Verachtung zu strafen wähnen; aber gerade darin sehe ich meine Erhöhung, denn es steht in der Schrift, die sich erniedrigen, sollen erhöhet werden.

— Mein Herr Doctor, — redete ihn der Besitzer der Conditorei, Herr Postillone an, — ich habe es immer gedacht, der Bart ist an diesem Herrn Alles, ohne Bart ist er nichts mehr, und in der That, Sie sind so sehr ein Nichts geworden, daß ich schon darauf Verzicht leisten muß, jemals Ihr Saldo berichtigt zu sehen, denn wo nichts ist, hat der Kaiser selbst sein Recht verloren.

— Wie hoch stehe ich angeschrieben?

— Bei Niemandem in der Welt stehen Sie so gut angeschrieben, als an meiner schwarzen Tafel, es werden circa 25 Thlr. sein.

— Da, hier sind fünf Louisd'or, — rief er, die Goldstücke auf den Tisch werfend, die er der Freigebigkeit seiner unglücklichen Freundin verdankte, — nun aber sorgen Sie dafür, daß mir Zuckerwasser in's Cabinet gebracht werde.

— Wie Ew. Majestät befehlen.

— Majestät, was soll das?

— Allerhöchst dieselben haben ja des Kaisers Bart versetzt, um sich frischen Pump zu verschaffen.

— Herr Postillone, wenn Sie nicht in den Grenzen der Bescheidenheit bleiben, so werde ich Sie dafür strafen, dadurch, daß ich Ihr Local nicht mehr besuche.

— Sehr gütig, mein Herr, Sie würden mich dadurch der Mühe überheben, Sie hinaus zu werfen.

— Ja, hinaus, hinaus damit, — rief einer um den Andern, — fort mit dem Servilen, dem Sykophanten, dem Heuchler, dem Jesuiten.

— Mich kümmert Ihr Zorn nicht, meine Herren, ich werde darum doch meinen Weg gehen, wie es mir beliebt. Postillone, Zuckerwasser! Adieu.

Damit betrat er das Cabinet, und die Aufregung der Stammgäste war so groß, daß die Heiterkeit der Conversation nicht wieder aufleben wollte, und einer nach dem Anderen davon ging.

Der am längsten sitzen blieb bei der Aachner Zeitung,

und sich nur begnügte, kopfschüttelnd den stillen Beobachter zu machen, war Adalbert von Buchenau.

. . . .

Im Cabinet aber saßen Legulegus und Krokodilus einander schweigend gegenüber. Jeder von Ihnen schien den Anderen nicht zu bemerken, und nur mit dem Lesen seines Zeitungsblattes beschäftigt zu sein. Endlich nahm der Justizrath das Wort und sprach:

— Sie scheinen Unannehmlichkeiten gehabt zu haben, mein Herr, ich bedauere das, obwohl mich die Veranlassung interessirte; ein Mann von Charakter verdient alle Mal meine Achtung, besonders wenn er eine gewisse Energie in der Rückkehr zur gesetzlichen Ordnung und zum historischen Recht zeigt.

— Ich bin Ihnen sehr verbunden, geehrter Herr, für Ihre gütige Meinung, und darf die Versicherung hinzu fügen, daß mir die günstige Meinung eines einzigen Biedermannes von so ächt loyaler und religiöser Gesinnung mehr gilt, als das Zujauchzen von hundert liberalen Narren.

— Sie scheinen mich zu kennen, mein Herr.

— Habe ich nicht die Ehre, Herrn Justizrath Legulegus ....

— Zu dienen, und Sie? ....

— Ich habe als Rector einer Bürgerschule in einer kleinen Stadt gelebt. Da aber das Misère einer sol-

chen Stellung unmöglich meiner höheren, geistigen Richtung zusagen konnte, so habe ich meine Entlassung genommen, und lebe hier als Privatgelehrter. Mein Name ist Krokodilus, Doctor der Philosophie.

— Sie sind, wie ich zufällig vernommen habe, mit einem Werke über Jesuiten beschäftigt?

— Die Wahrheit zu vertheidigen, und für den Unterdrückten zu kämpfen, dem Vorurtheile des leidigen Zeitgeistes entgegen zu treten, das habe ich zur Aufgabe meines Lebens gemacht . . .

— Brav!

— So führte mich unter Anderen die Unzahl von feindseligen Schriften gegen die Jesuiten, worin sich auf den ersten Blick die Richtung, Alles zu übertreiben und selbst das Unschuldigste zu verdrehen und zum Schlimmen zu wenden, kund giebt, auf das Quellenstudium für die Geschichte dieses hohen weltberühmten Ordens. Mein forschender Geist sucht überall Licht und Wahrheit, und so erkannte ich denn bald, daß diese würdigen und gelehrten Väter die wahre Stütze des Glaubens, die Pfleger der Gelehrsamkeit, die Wächter der Schätze des classischen Alterthums, die ohne ihren Sammlerfleiß verloren gegangen wären, gewesen sind. Ich erkannte, daß sie in einem Zeitalter der rohen Gewalt die Träger der Milde und christlichen Liebe waren, daß sie furchtlos in die Urwälder drangen, und mit Lebensge-

fahr Millionen armer Heiden mit dem Manna des christlichen Glaubens beträufelten, daß sie Königreiche begründeten und Welten eroberten, aber nicht für ihre eigenen irdischen Zwecke, sondern zur größeren Ehre Gottes. Ich erkannte, daß alle, aus den Schriften ihrer Casuisten genommenen Anschuldigungen einer gewissenlosen Politik und verderblicher Grundsätze nur entweder auf einem Lügengewebe ihrer Feinde beruhten, oder ausgegangen waren von fanatischen Mitgliedern, die sich im übertriebenen Eifer zu weit fortreißen ließen, und auf Irrlehren geriethen; ich erkannte und vermag es zu beweisen, daß der Orden seit seiner Repristination in gereinigter und veredelter Gestalt wieder auferstanden ist, und daß der Staat dem Volke, der Civilisation und Bildung keinen größeren Dienst erweisen konnte, als durch Berufung dieser frommen und gelehrten Väter zur Uebernahme der Erziehung und des Jugendunterrichts; ich kann beweisen, daß der bei der leidigen Aufklärung schon so bedeutend schwankende, römisch-katholische Glauben kein anderes Mittel hat, sich zu erhalten, als den Jesuiten und ihren Zöglingen Kanzel, Beichtstuhl und Seminare zu übergeben.

— Mein Herr, Sie würden sich große Verdienste um die Wissenschaft erwerben, wenn Sie ein solches Werk in's Leben treten ließen.

— Es wäre mein eigener Wunsch; ich setze die Tage

meines Daseins daran; Tag und Nacht beschäftige ich mich mit den tiefsten Studien und scharfsinnigsten Combinationen; ich glaube in dieser Beziehung bereits die glücklichsten Resultate gefunden zu haben und demnach fürchte ich, daß alle meine Mühe und Ausdauer eine verlorene sein wird.

— Was könnte Sie hindern bei Ihren Talenten. . . . .

— Die erbärmlichsten trivialsten materiellen Hindernisse, die ich mich schäme nur errathen zu lassen. . . . .

— Reden Sie, wenn es in menschlicher Macht steht zu helfen, so wird in einer so heiligen Sache geholfen werden.

— Leider gehöre ich nicht zu den bevorzugten Kindern des Glücks, die ererbte Reichthümer, oder erworbene Glücksgüter besitzen. Muß ich daher schon darben, während ich alle meine Geisteskraft und rastlose Thätigkeit einer so unfruchtbaren Arbeit hingebe, so sehe ich auch keine Möglichkeit, das vollendete Werk, das sich auf 10 Bände belaufen wird, in's Leben treten zu lassen.

Wie so?

— Bei der leidigen Richtung unsrer verderbten Zeiten zahlen die Buchhändler für elende lügnerische Broschüren gegen die Jesuiten die ansehnlichsten Honorare,

dagegen für eine Schrift zu Gunsten der Gesellschaft Jesu wird man auch ohne Honorar keinen Verleger finden. Ich lebe genügsam, habe nur geringe Bedürfnisse, und dennoch sehe ich mein schönes Werk an der eigenen Armuth und den Vorurtheilen des Zeitgeistes scheitern; das ist hart für einen Mann, der die Wissenschaften um ihrer selbst willen liebt, es ist sehr schmerzlich, eine große herrliche, verdienstliche Angelegenheit an solchem Misère des menschlichen Daseins zu Grunde gehen zu sehen.

— Beruhigen Sie sich, mein Guter, wenn die Sache sich so verhält, was noch näher constatirt werden wird, so soll Ihnen geholfen werden.

Krokodilus erschrak bei einer Aeußerung, welche die Klugheit seines Gönners verrieth, er hatte begreiflich noch nicht daran gedacht, nur eine Zeile zu schreiben in dieser Angelegenheit, nicht einmal andre jesuitische Schriften, als die gegen sie gerichteten Tagesbroschüren gelesen. Sein Schreck wurde noch größer, als Legulegus fortfuhr:

— Es wird mir angenehm sein, wenn Sie mich in diesen Tagen besuchen und Ihr Manuscript, so weit es fertig ist, mitbringen wollen. Gehen wir es mit einander durch; ich könnte Ihnen vielleicht noch manche interessante Notizen zu Gunsten der Jesuiten

geben, die Sie vergeblich in ältern oder neuern literarischen Quellen suchen würden.

— Was ich vorzeigen könnte, — entgegnete Krokodilus gefaßt, — wird wenig sein, einige Notizen vielleicht, denn das Ganze liegt völlig ausgearbeitet noch im Fachwerke meines Kopfes, die erwähnte ungünstige Constellation der materiellen Verhältnisse nöthigt mich, die Zeit, die ich sonst auf Niederschreiben meiner Geschichte der Jesuiten verwendet hätte, auf den Broderwerb anzulegen.

— So, so, aber ich erinnere mich jetzt, Ihren Namen in ganz andern Beziehungen gehört zu haben; man sprach von Ihrem auffallend langen Bart, von einer radicalen Richtung Ihrer Aeußerungen im Publicum und von andern Dingen. . . . . . selbst die Polizei. . . . .

— Wohl möglich, — lächelte Krokodilus, — wer, wie ich, sein Leben gewöhnt hat, die liberalen Tendenzen und radicalen Schwindeleien unserer Tage zu verfolgen, mußte sie doch erst kennen lernen in allen ihren Schwächen, um sie mit Erfolg angreifen zu können. . . . . .

— Ganz recht. . . . .

— Nun aber ist der einzige Weg, der dahin führt, die Maske eines Radicalen vorzunehmen, daher mein Bart und mein Raisonniren an öffentlichen Orten, aber

es ist mir auch gelungen, den Fuchs zum Loche heraus zu locken, und ich befinde mich nun im Besitz von Notizen, die, wenn der Staat ihren Werth zu erkennen wüßte, ihn retten könnte von drohender Gefahr.

— Ja, ja, es giebt hier demagogische und communistische Umtriebe, man kommt nur von Seiten der Polizei so leicht nicht dahinter.

— Weil eine deutsche Polizei es in der Regel höchst ungeschickt anfängt; ich aber besitze den Schlüssel zu solchen Geheimnissen. Erst gestern befand ich mich in einer communistischen Versammlung eines Gesellen-Vereins, und was da vorfiel und sich durch Zeugen erweisen läßt, würde Manchen arg compromittiren. . . .

— Zum Beispiel. . . . .

— Man nennt nicht gern Namen.

— War nicht der Sohn eines Tischlermeisters Wahrlieb dabei?

— Gustav Wahrlieb, ja, einer der Aergsten.

— Und vielleicht, — sprach Legulegus mit gedämpfter Stimme, obwohl ein Blick in's Vorzimmer ihn überzeugt hatte, daß Keiner der frühern Gäste mehr anwesend war, — der Sohn Sr. Excellenz, des Herrn Ministers von Buchenau?

— Pst! das sind heiße Sachen! an so hoch gestellten Personen kann man sich leicht die Finger verbrennen.

— Adalbert von Buchenau soll sehr liberal sein und communistische Tendenzen fördern.

— Hm, wenigstens was ich gestern mit eigenen Ohren gehört habe, genügte vollkommen, um den unbesonnenen jungen Mann zu lebenslänglicher Untersuchungshaft zu befördern, wenn er nicht der Sohn eines so einflußreichen Ministers wäre.

— Nun, nun, solche Einflüsse können sich ändern, wie man die Hand umwendet. Sie erwähnten, daß Sie Zeugen haben. Darf ich wissen. . . .

— Ich weiß nicht, ob ich es wagen darf . . . .

— Nur immer zu; wir sind unter vier Augen, — fuhr er fort, indem er aufstand und die Thür zumachte und ich frage nicht in amtlicher Stellung. . . .

— Um keinen Preis der Erde würde ich den Denuncianten machen; indeß die Indignation über diese gegen die Sicherheit des Staats gerichteten Umtriebe. . . .

— Schon gut, die Zeugen, die Zeugen.

— Es sind eigentlich Alles mauvais-sujets, indeß vollkommen classische Zeugen, als z. B. ein Herr von G . . . . Spieler und Vagabond von Profession, ein paar Dirnen der Prostitution, und ein leichtsinniger Exschauspieler, Namens Rudolph Schwudder.

— Der junge Schwudder, ist der noch hier, ich

denke, sein Vater hat ihn längst über alle Berge geschickt.

— Nun, wie er mir bei einer Bowle Punsch vertraute, so hat er seinem Vater einen wichtigen Dienst geleistet, dieser hat ihm dafür zehn Louisd'or Reisegeld versprochen, aber nur erst einige davon ausgezahlt, denn dem Alten, wie er sagt, fehlen immer Mosen und Propheten. . . . . Er hatte sich eine Zeitlang bei dem Oberförster Grünau aufgehalten, wo er als Hülfsschreiber fungirte.

— Ha, so, also der? nun, nun, der alte Schwudder ist ein incorrigibler Schuldenmacher.

— Der junge Mensch aber ist klug genug, eine gewisse Bescheinigung so lange zurück zu halten, bis sein Alter nicht allein diese zehn Louisd'or voll, sondern noch einmal soviel bezahlt hat.

— So, so, hm, das ist ja süperb, das paßt gerade. Sie würden mich sehr verbinden, wenn Sie mir den jungen Mann einmal zuführten. Ich habe ihm einige vernünftige Vorstellungen in seinem eigenen Interesse zu machen. Am liebsten wäre es mir, wenn ich ihn heute Abend noch sprechen könnte.

— Ich werde den Versuch machen, ihn aufzufinden.

— Und das bewußte Papier sollte er mitbringen. Es würde zu seinem Glück gereichen.

. . . .

Beide Theile waren sehr zufrieden mit dieser Unterredung.

Krokodilus zweifelte nicht, daß er den Justizrath Legulegus völlig düpirt habe und daß ihm dieses eine bedeutende Unterstützung aus der Casse der römischen Propaganda einbringen würde.

Dagegen hatte der schlaue Rechtsconsulent ihn völlig durchschaut. Er hatte den Schwindler und Heuchler erkannt, aber eben dadurch auch sich überzeugt, daß ein solcher Mensch ohne Ehre und Gesinnung, bei dieser Gewandtheit und bei diesem Anscheine von literarischer Bildung, völlig geeignet sei, ihm in allen Intriguen für seine lichtscheuen Pläne auf das beste zu dienen.

Er gab ihm bei der nächsten Zusammenkunft ein bedeutendes Geschenk mit der Aussicht auf ein Mehreres, unter dem Vorwande eines Darlehns zur Erleichterung der Kosten für die Herausgabe seines Werkes zu Gunsten der Jesuiten, und stellte ihm in Aussicht, dem Fürsten zu einer Pension empfohlen zu werden, wenn seine Relevationen und Denunciationen in Hinsicht der staatsgefährlichen Umtriebe von der Art sein würden, daß dem Staate mit der Enthüllung solcher Geheimnisse ein wesentlicher Dienst geschehe. Er versprach zugleich, ihn als Literat in den Soiréen der Frau Ministerin einzuführen und wenn er sich verstehen wolle, jungen Damen in der Aesthetik und Mythologie Vorlesungen zu

halten, ihn in ein noch näheres Verhältniß mit diesem hohen Hause zu bringen.

Das waren entzückende Aussichten, die den Literaten auf's höchste erfreuten. In einem solchen Hause eingeführt zu sein, mußte seinen Credit bedeutend erhöhen.

Dr. Krokodilus hatte bei der Austheilung der Gaben der Pandora seine gute Portion Eitelkeit empfangen. Er befand sich jetzt in der Lage es zu bereuen, daß er seinen langen Bart geopfert hatte; denn ein solches Zeichen der Männlichkeit hielt er für unwiderstehlich siegreich bei dem schönen Geschlechte; ohne Bart kam er sich so nüchtern, so unvollendet vor, und doch würde er es nie dahin gebracht haben, mit dem Barte die Gunst und Protection eines solchen Mannes von Einfluß zu erlangen.

Uebri'gens hatte Legulegus auch dabei seine arrière - pensées. Im Hintergrunde seiner Seele knüpften sich Pläne daran, die keinen andern Zweck hatten, als den Ausschluß der beiden jungen Mädchen von der Erbschaft aus Batavia zu bewirken.

Für diesen Plan war ihm Alles feil und kein Mittel, seinen Zweck zu erreichen, galt ihm für zu schlecht.

Es geschah ja Alles in majorem dei gloriam.

. . . .

Der Oberförster Grünau war bei dem Justizrath gewesen, um ihm einen Prozeß gegen den Rendant Schwudder aufzutragen.

Er hatte ihm geklagt, daß er diesem, als die Geschäfte auf der Forst- und Domänencasse schon vollendet gewesen und der Cassencontroleur schon fortgegangen sei, eine Zahlung von 950 Rthlr. gegen eine Interimsquittung des Schwudder gemacht habe; er selbst sei allerdings ein wenig zerstreut und so überhäuft mit Schreibereien, daß er Monate lang nicht in den Wald hinaus komme und eins über das Andere vergesse; da habe er es denn versäumt, auf der Casse die Interimsquittung gegen eine, vom Controleur mit unterschriebene Hauptquittung umzutauschen und so sei denn die Zeit der Rechnungsablegung gekommen, und da er selbst ein schlechter Rechenmeister sei, so habe ihm sein Freund Schwudder einen Schreibegehülfen geschickt, der ihm habe die Rechnung aufmachen müssen und deshalb auch die Belege zu Händen bekommen habe.

Dieser habe nun den Posten von 950 Rthlrn. als bezahlt richtig in der Rechnung mit aufgeführt und vorläufig durch die Interimsquittung belegt, und so sei die Rechnung an die Fürstl. Rentkammer abgegangen, und erst nach Verlauf von vier Wochen habe ihn dieselbe durch ein Monitum in Kenntniß gesetzt, daß auch diese Interimsquittung, die ohnehin ungenügend sein würde,

fehle, weshalb ihm die 950 Rthlr. zum Restituendum gesetzt seien. Sollte er diese bezahlen, so würde er zu Grunde gerichtet sein und nichts würde ihm übrig bleiben, als sich zu erschießen.

Allein der junge Mensch, der ihm als Schreiber beigegeben sei, habe in leichtsinniger Lustigkeit gegen seine Cameraden sich berühmt, daß er eigentlich Rudolph Schwudder heiße und der Sohn eben jenes Forst- und Domänen-Rendanten sei, diesen aber habe er, wegen liederlicher Streiche, schon einige Tage zuvor weggejagt, ehe er von dem Verlust der Quittung Kenntniß empfangen habe. Ohne Zweifel aber sei dieser junge Mensch der Dieb derselben, und dessen Vater habe das Geld unterschlagen, weshalb die Sache criminell anhängig zu machen sei.

Der Rechtsconsulent wußte nur, woher Schwudder das Geld hatte, welches er ihm durch die Drohung mit Execution und Criminalanzeige abgepreßt hatte.

Es kam ihm aber jetzt darauf an, den Mann ganz in seine Hände zu bekommen, und es gelang ihm bald, den leichtsinnigen unbedachtsamen jungen Menschen zu überreden, daß er als bester Freund und Vertrauter seines Vaters von diesem den Auftrag habe, ihm die verlangten zwanzig Louisd'or, und zwar ohne Abzug des bereits Empfangenen, auszuzahlen, wogegen ihm die

betreffende Quittung als Unterpfand für die Wiedererstattung des Darlehns dienen solle.

Rudolph zweifelte um so weniger an der Richtigkeit dieses Vorgebens, als er nach Art solcher gedankenlosen Menschen es ganz vergessen hatte, daß er gegen Krokodilus geplaudert hatte. Daher konnte der Rechtsconsulent nach seiner Meinung von Niemandem als von seinem Vater die betreffende Mittheilung empfangen haben. Rudolph, der ohnehin mit seinem Vater in Spannung lebte und diesen nur selten sah, nahm daher unbedenklich und mit Freuden die blanken Goldstücke und übergab dagegen dem Justizrath die verhängnißvolle Quittung.

Jetzt hatte dieser den aufgeschwemmten Stammgast aus Wolligs Bierstube, den protegirten Miterben der Erschaft aus Batavia, völlig in der Hand, und jubelte darüber innerlich, indem er, als er ganz allein sich sah, mit dem Schein in der Hand, ein wahrhaft satanisches Lachen aufschlug.

25.

Die römisch-katholische Kirche.

Es war an einem kühlen Tage des März im Jahre des Heils 1844.

Ein Zufall hatte zwei Personen, von ganz verschiedenem Charakter und Wesen in derselben Richtung gehend zusammen geführt.

Beide waren oberflächlich mit einander bekannt, in der Weise, wie man oft an öffentlichen Orten flüchtige Bekanntschaften macht, ohne sich viel um den Namen oder die persönlichen Verhältnisse zu bekümmern.

Doch schien der Eine, ein junger Mann von vornehmer Haltung und Kleidung mit seinen blassen Gesichtszügen, denen der feine Schnurrbart und Kinnbart, nebst der goldnen Brille ein gewisses interessantes Relief gab, nicht sehr erfreut zu sein von dem Zusammentreffen mit dem Andern, der ihn mit geschmeidiger Höflichkeit anredete. Jener war Adalbert von Buchenau.

— Guten Morgen, Herr Baron, — grüßte der jetzt bartlose Dr. Krokodilus; der Angeredete lüftete nur den Hut ein wenig und ging weiter, ohne ein Wort zu entgegnen. Jener aber heftete sich gleichsam an seine Seite; er hatte ein glattgeschorenes, bartloses, verlebtes und verödetes, etwas eckig gestaltetes Gesicht, und trug eine Stahlbrille, dabei auf dem kurz geschnittenen Haar einen Hut mit breiter Krempe und niedrigem Kopf.

— Sie gehen auch in die katholische Kirche, mein Herr Baron?

— Ja.

— Sehr angenehm für mich; da werden wir einen

Weg gehen, man muß sich doch den Spuk einmal mit ansehen; heute hält der neue Caplan seine Antrittsrede und man sagt, daß er gewaltig losdonnern werde gegen Andersglaubende. Er soll überhaupt ein im Jesuitencollegium zu Freiburg tüchtig eingeschulter Kampfhahn für die römische Propaganda sein.

— So?

— Nun, der wird den Geist der Reform, der sich überall im Schooß des Katholicismus zu regen beginnt, auch nicht bannen. Geben Sie Acht, mein werther Herr Baron, wir werden etwas erleben.

— Wie so?

— Nun ich meine, uns lehrt die Geschichte aller Zeiten, der Geist des Fortschrittes liegt so tief im großen Bildungsgange der Menschheit, daß er sich nicht bannen läßt durch jene ultramontanen Demonstrationen. Ja, ja, seit der Wiederbelebung des Ordens der Gesellschaft Jesu scheint diese ihr Hauptaugenmerk auf die römisch-katholischen Seminare gerichtet zu haben. Ihr Einfluß auf die meisten der darin gebildeten jungen Geistlichen bleibt unverkennbar. Das ist die Quelle der Propaganda des römisch-katholischen Glaubens, die mit der crassesten Unduldsamkeit und fanatischem Eifer jetzt so oft übersprudelt. Rom scheint in eiserner Consequenz seine alte berühmte Klugheit vergessen zu haben, indem es die verjüngte Zeit nicht begreift und noch

immer seinen veralteten und vermoderten Zauberstab schwingen zu können vermeint. Indeß wir werden sehen, die Reaction in ihrem maßlosen Ausschreiten wird den Widerstand hervorrufen. Das geht nicht mehr so, der menschliche Geist läßt sich nicht länger unterjochen durch Wahn und Aberglauben, den eine nach der Weltherrschaft ringende Priesterkaste wissentlich zu verbreiten sucht. Geben Sie Acht, es wird kein Jahr vergehen, so wird das Licht die Finsterniß überwunden haben.

Den jungen Mann schienen diese Bemerkungen lebhaft zu interessiren, doch hielt er sich noch zurück, da ihm die Person des Redners unangenehm war, und er eigentlich nicht einmal gern mit ihm zusammen gehend gesehen sein wollte.

— Ich dächte, — sprach er, — hier ist der Ort nicht, solche theologische Angelegenheiten zu besprechen.

— Der Ort, über die höchsten Interessen der Menschheit zu reden, mein Herr Baron, ist überall, wo der Himmel blau ist, und wir befinden uns hier gerade auf der winterlichen und wenig besuchten Promemade, die sich in die einsame Gegend hinzieht, wo unsere kleine katholische Kirche belegen ist; mich aber drängt es, einem so geistreichen Manne gegenüber meine Ansichten über die noch geheimnißvoll gährenden kirchlichen Bewegungen auszusprechen, die der Welt eine ganz andere

geistige Gestaltung geben werden, wenn sie nur erst zum Durchbruch kommen.

— Als der Erzbischof von Cöln, — fuhr er fort, ohne sich durch die zurückhaltende Kälte und Einsylbigkeit des jungen Mannes abschrecken zu lassen, — die Schüler und Anhänger des gelehrten Hermes verfolgte, als er seine Priester autorisirte, ungesetzliche Hindernisse den gemischten Ehen entgegen zu stellen, wenn nicht der rechtgläubige Theil durch einen schriftlichen Revers sich verpflichtete, die zu erwartenden Kinder im Glauben der allein selig machenden Kirche erziehen zu lassen, da meinte Rom durch Consequenz und Märtyrerthum ihres hohen Priesters einen großen Sieg errungen zu haben.

— Das war der Fall, — entgegnete Adalbert, der doch nicht länger schweigen konnte bei der Anregung so großer, hochwichtiger Fragen, — weil die Regierung nur halbe Maßregeln ergriffen, die zu nichts führten, als dem Fanatismus neue Waffen zu geben. Hätte man den Erzbischof von Droste Vischering vor Gericht gestellt als Verletzer der Landesgesetze, anstatt ihn wegführen zu lassen, wäre er durch Urtheil und Recht seines Amts entsetzt, anstatt ihn auf administrativem Wege zu suspendiren, so würde die katholische Bevölkerung ihn nicht als Märtyrer eines ketzerischen Despotismus betrachtet haben und der Widerstand hätte sich nicht weiter verbreitet gehabt.

— Und dennoch erlaube ich mir zu bemerken, — fiel Krokodilus ein, — waren es nur Scheinerfolge, die Rom gewonnen hatte. Selbst im gesunden Kern der katholischen Bevölkerung entstand dadurch ein Mißbehagen gegen die Anmaßungen einer römischen Propaganda, welche alle Andersglaubenden verdammte und verfluchte, den Frieden gemischter Ehen störte und Religionshaß in den Gemüthern friedlicher Bürger entzündete. Man fing an die Infallibilität des Papstes zu bezweifeln, das historische Recht desselben in Frage zu ziehen und damit an den Grundfesten des römischen Katholicismus zu rütteln, und gegen solche gewaltige Mächte der geistigen Freiheit wird auf die Dauer eine Hierarchie, die ihre Zeit überdauert, vergebens ankämpfen. Es wird eine strenge Scheidung erfolgen zwischen dem Licht und der Finsterniß, die Regierungen werden Anfangs im überängstlichen Stabilitätsprincip solchen Bewegungen widerstreben, dann aber selbst wider Willen sich mit fortgerissen sehen, — — — denn weit mächtiger und unaufhaltsamer, als Königsmacht, ist der Riesenstrom einer fortschreitenden Civilisation. Gebe der Himmel Gedeihen, dann erst wird die Menschheit neu geboren, frei und glücklich sein.

Vor Verwunderung blieb Adalbert von Buchenau stehen, und starrte den Redenden an, als zweifle er an seinen eigenen Sinnen.

— Herr, — rief er endlich aus, — Sie haben da wie aus meiner eigenen Seele geredet, aber ich begreife Sie nicht; wie ist es möglich, daß der wüthende, Alles überstürzende Radicale im Gesellenverein, der Atheist, dann wieder der Jesuitenfreund und nun jetzt der klar die Zukunft durchschauende, wenn auch nicht von zu sanguinischen Hoffnungen durchdrungene Geist, mit einem Wort der gesinnungslose und der gesinnungsvolle Mann einer und derselben Persönlichkeit sein kann.

— Die Erklärung liegt ganz einfach auf der Hand, mein werther Herr Baron, — entgegnete Krokodilus mit lächelnder Ruhe. — Meiner innersten Ueberzeugung nach bin ich ein Mann des Fortschritts, aber die Bewegung geht meinen Wünschen zu langsam. Mir genügt nicht eine schläfrige Reform, weil sie die große heilige Sache der Menschheit nicht erheblich fördert. Ich würde Revolutionair sein, hätten wir politische Bewegung; aber in der Windstille, die jetzt im öffentlichen Leben herrscht, was bleibt dem Einzelnen übrig, als entweder mit der gedankenlosen Masse in Lauheit und Flauheit zu versinken und das ist mir nicht gegeben, oder mit kluger Berechnung auf eine Bewegung der Massen hinzuwirken? Sehen Sie, deshalb fördere ich unter den Arbeitern die communistischen Ideen, in der Absicht, dadurch eine Aufregung der Proletarier gegen die Reichen herbeizuführen, und darin sehe ich die Grundlage der neuen

Ordnung der Dinge; erst muß es tabula rasa sein, Alles niedergebrannt, nivellirt und geebnet, dann erst wird sich der Neubau aufführen lassen.

Adalbert schüttelte ernsthaft den Kopf.

— In diesem Punkte, — sprach er, — bin ich nicht Ihrer Ansicht. Sie übertreiben und würden damit alle gesellschaftliche Ordnung umstürzen und Alle Greuel der Anarchie heraufbeschwören.

— Möglich, daß ich zu weit ging, aber es ist der innere Thatendrang, der in mir sprudelt und dieser eben ist es, der mich zu dem Entschluß gebracht hat, ein Werk zur Vertheidigung der Jesuiten zu schreiben.

— Wie soll sich das reimen lassen?

— Ganz einfach. Sie kennen das Sprichwort: meiner Feinde will ich mich wohl erwehren, aber vor meinen Freunden bewahre mich der liebe Herr Gott!

— Ganz gut, aber was soll das hier?

— Indem ich in jetziger Zeit als Jesuitenfreund öffentlich auftrete und diesen allgemein verhaßten Orden mit übertriebenen Lobeserhebungen beräuchere, rege ich die bis jetzt so träge öffentliche Meinung zum Widerspruch auf. Man wird Feuer und Flammen speien, mich und die Gesellschaft Jesu verabscheuen, hassen und in den Abgrund der Hölle verfluchen. Ich werde zu Grunde gehen; aber was thut das? tandem bona causa triumphat! die gute Sache wird triumphiren und

ich werde der Menschheit genützt haben, indem ich mir den Anschein gebe, ihr zu schaden. Das ist meine politisches Märtyrerthum und darin bin ich ein großer Charakter wie Cooper's Spion.

Verwundert, ungläubig und selbst hingerissen, dann wieder abgestoßen durch eine halb klare Ahnung einer bodenlosen Verwerflichkeit seines Charakters sprach Adalbert:

— Herr, Sie sind ein großer Mensch, oder ein großer Teufel. Ich billige Ihren Zweck; denn es ist wahr, die Masse ist zu lau und flau, zu versunken in ihren materiellen Interessen, zu indifferent gegen jede geistige Bewegung und Großes wird und muß geschehen, um die Großen aus ihrer Schlafsucht, die Gemüther aus ihrer Trägheit zu erwecken, um die Herzen zu entflammen, die Seelen zu erheben; aber das will mir nicht in den Kopf, daß es eine Falschheit, eine Schlechtigkeit sein müsse, wodurch Edles, Gutes und Großes gefördert wird, — ich meine, aus dem Ei einer Schlange kann kein Paradiesvogel emporsteigen.

— Hm, hm, — entgegnete der Andere, — der Acker will gedüngt werden mit dem Auswurf der Thiere, das ist auch kein edles Material, und doch bringt es gute Frucht.

— Wir sind zur Stelle, — unterbrach ihn Adalbert.

Sie waren vor den Kirchthüren, die Menge wich

zurück, um einer glänzenden Equipage, die eben vorfuhr, Raum zu geben.

. . . .

Die Staatscarosse hielt vor dem hohen gothischen Portal der katholischen Kirche. Die Rappen von der edelsten Race, mit glänzendem Silbergeschirr bedeckt, scharrten ungeduldig das Basaltpflaster und warfen weiße Flocken von ihren schäumenden Gebissen umher. — — Doch, gehorsam dem Zügel und der Peitsche des hoch auf dem mit einer scharlachrothen Decke behangenen Bock sitzenden Kutschers blieben sie stehen, bei aller Neigung vorwärts zu streben. Der Kutscher aber war im Rococogeschmack gekleidet in einer strohgelben Livree mit Silber galonnirt und einem dreigespitzten Tressenhut, von alter Form auf der weißwollenen Perrücke, an welcher hinten ein Haarbeutel hing. Dabei trug er eine rothe Schooßweste mit Silber besetzt und eine kurze rothe Hose mit einem Kniebande von Silberborte, und weiße seidene Strümpfe mit rothen Zwickeln und Schnallenschuhen.

Krokodilus lächelte sarkastisch und bemerkte gegen seinen stillstehenden Begleiter, ohne zu wissen, wem die glänzende Equipage gehörte:

— Wenn ich solche moderne Staatscarossen mit ihren im Renaissancestyl gekleideten Kutschern sehe, so will es mich immer gemahnen an den großen Staatswagen, deren Lenker im geistigen Perrückenstyl einer längst

abgestorbenen Zeit die muthig vorwärts strebenden Volksrosse im straffen Zügel halten, damit sie nicht durchgehen; aber dieses Volk ist zu gut eingefahren, um sich nicht geduldig zügeln zu lassen. Nur raisonnirt und stampft es ein wenig, wenn man es ganz zum Stillstand bringen will. Es steht, aber hofft, daß es doch bald wieder vorwärts gehen werde . . . . . . bis man diese Rosse an die Krippe stellt, dann sind sie zufrieden. . . . . . .

— Es würde mir angenehm sein, — unterbrach ihn Adalbert, — wenn Sie mich besuchen wollten, Herr Doctor. Wir reden dann weiter darüber.

Es war sichtlich während des Gesprächs eine Veränderung in der Gesinnung des von Natur höchst gutmüthigen jungen Baron von Buchenau zu Gunsten des Dr. Krokodilus vorgegangen. Seine edle Natur hatte die rohe Mißhandlung des Dr. Krokodilus, wie dessen Aeußerungen von Unglauben an Gott im Gesellenverein gleich tief empört, eben so verletzt hatte ihn die Aeußerung dieses Mannes über Jesuiten in der Postillonischen Conditorei, noch mehr aber die ächt jesuitische Idee, durch schlechte Mittel (Vertheidigung der Jesuiten) diesen schaden zu wollen; allein das im Geiste des Fortschritts durchaus richtige Raisonnement desselben über die religiösen Bewegungen unserer Zeit, so wie die satyrische Vergleichung der beiden Saatscarossen hatte

ihn lebhaft angesprochen; er meinte darin einen tüchtigen Kern von Geist und Gesinnung erkannt zu haben, der nur auf mancherlei beklagenswerthe Abwege gerathen sei, und deshalb hatte er den Entschluß gefaßt, dieses verunglückte Genie, wofür er den Dr. Krokodilus hielt, wo möglich noch zu retten und für die gute Sache des besseren Fortschritts noch zu gewinnen. Daher seine Einladung, die den Literaten höchlich erfreute; denn das war es gerade, was er beabsichtigt hatte, indem er sich an Adalbert andrängte, er wollte der Jesuitenpartei schmeicheln, weil die römische Propaganda ihre Werkzeuge gut bezahlt, aber auch mit der liberalen Partei wollte er es nicht verderben, weil ihm der Liberalismus bisher gleichsam eine milchgebende Kuh gewesen war, von welcher er auch ferner noch Nutzen zu ziehen hoffte.

Doch der Lakei hatte den Wagenschlag geöffnet, der Leibjäger stand an der andern Seite desselben und die in dem mit silberfarbenem Atlas ausgeschlagenen, schwellend gepolsterten Inneren desselben sichtbar werdenden Damen erregten die Aufmerksamkeit des jetzt bartlosen Literaten, der sich unmuthig über das glatte Kinn strich, indem er den Verlust jenes prächtigen Urwalds im eckigen Antlitz beklagte, der ihn wenigstens den Schönen bemerklich gemacht hätte.

Jetzt traf ihn kein Blick, wogegen der junge

Baron durch ein freundliches Nicken als ein lieber Bekannter aus dem Innern des Wagens begrüßt wurde. .

. . . .

Zuerst war es eine feine, schlanke Sylphidengestalt, die kindlich unbefangen und lebhaft aus dem Wagen sprang, es war ein Schmetterling, der Hülle entschlüpft, denn der Mantel von ceriser Sammet, mit weißem Seidenstoff gefüttert, war ihr von den blendendweißen Schultern gefallen und im Wagen zurückgeblieben. Diese Sylphide aber war ein hochaufgeschossenes, junges Mädchen in schwarzen Sammet gekleidet, doch so jugendlich noch und so kindlich, daß sie lachend einige Augenblicke stehen blieb und die dunkelbraunen natürlichen Locken zurückschüttelte, die ihr unter dem dunkelrothen Sammethütchen über die blühenden Wangen gefallen waren, wobei sie ihre kleine Uebereilung selbst belächelte. Und wie blitzten ihre perlenweißen Zähne zwischen den feinen, halb geöffneten Blüthenlippen, als sie Adalbert die feine, mit rosenfarbenen Glacéehandschuhen bedeckte Hand reichte, wie er so eben hinzutrat, um ihr aus dem Wagen zu helfen.

— Du auch hier, lieber Adalbert! — rief sie ihm heiter zu, — ei das ist ja prächtig, ich glaube, wir alle machen chère Maman am Ende die Freude und lassen uns noch bekehren.

— Nie, — entgegnete er ernst.

— Es war nur Scherz von mir, — lachte sie, — während der Jäger ihr die Mantille über den schwanenweißen Nacken legte; kaum aber war sie mit den vollen zierlichen Armen durch die Aermellöcher geschlüpft, so wendete sie sich rasch gegen die Kutsche zurück, um einer andern, noch kleineren und viel feiner gebauten Mädchengestalt die kleine Hand zu reichen und ihr aus dem Wagen zu helfen. Die überaus lieblichen Gesichtszüge waren von einer interessanten Blässe und mit großen, dunkelblauen Augen lächelte sie wie in begeisterter Liebe ihre schöne Freundin an.

Diese Zweite hatte weniger das manirirt-graziöse Wesen der feinen Welt, als eine natürliche Anmuth jeder Bewegung, die aber gerade wegen dieser Natürlichkeit um so bezaubernder war. Doch ließ sich schon beim Aussteigen bemerken, daß ihre Bewegung und Haltung nicht so sicher und leicht waren, als die der Erstern. Es schien sogar der Leibjäger und die reizende Brünette eine Vorsicht bei ihrem Aussteigen anzuwenden, als wenn man ein Kind vor Schaden hüten wolle, und erst die zurückfallende Mantille von weißem Kachemir, mit Hellblau gefüttert, ließ erkennen, daß ihr der linke Arm durch einen am Gürtel befestigten ausgestopften ersetzt war.

Voll Ueberraschung fragte Krokodilus: — Wer sind diese Beiden? eine Sylphide und eine Psyche . . . eine Unglückliche. . . .

— Meine Schwester und ihre Freundin, — entgegnete Adalbert flüchtig, indem er fast erröthend vor Freude seinen kleinen Schützling begrüßte.

— Entzückend, magnifique! — lispelte halb laut, voll Bewunderung, Dr. Krokodilus.

Mit Johanna aber war in den wenigen Monaten ihres Aufenthalts im Hause der Ministerin eine Veränderung vorgegangen, die selbst in diesem Augenblick ihren jungen Freund überraschte, der sie doch täglich sah, wenigstens war es ihm, als habe sich nur erst die Knospe ihrer Jungfräulichkeit auf das lieblichste entfaltet, und dazu ihre einfache, aber äußerst geschmackvolle Toilette, und dann jenes mit Worten nicht zu bezeichnende Wesen, das man ein ätherisches nennen möchte, klänge diese Bezeichnung nicht zu sentimental; allein, war es der feine, durchsichtige Teint, das reine, unschuldige Auge, die Anmuth der Bewegung, das holde Lächeln voll kindlicher Befangenheit? genug, es war eine so geistige Feinheit der Erscheinung, als sei sie in den höchsten Ständen geboren und hätte dort unter sorgsamster Pflege eine hochbildende Erziehung genossen.

Es haben vielleicht schon manche unserer schönen Leserinnen die Bemerkung gemacht, daß selbst unter den geringern Ständen, wenn auch selten, von der Natur so begünstigte weibliche Wesen vorkommen, die wir nur

in eleganter Toilette in einem vornehmen Salon sehen dürften, um sie für eine junge Gräfin zu halten. Eine gütige Fee scheint diese lieblichen Wesen schon in der Wiege geküßt und damit für das feinere Leben geweiht zu haben.

Eine solche Hochbegünstigte war die arme Johanna.

Diese aber erröthete in der Aufregung einer angenehmen Ueberraschung in dem Augenblick, als sie Adalbert erblickte. Noch war sie nicht Weltdame genug, um dieses Glückseligkeitsgefühl unter der Maske der Gleichgültigkeit zu verbergen, und so genügten denn schon Gruß und Gegengruß mit einem Blick voll Tiefe und Innigkeit, um sich gegenseits zu sagen, was sich die jungen Seelen vielleicht noch nicht selbst zu gestehen gewagt hatten, wie werth sie einander waren.

Die nun jetzt mit einer gewissen graziösen Kokétterie ausstieg, war die plastische, vollsaftige Schönheit der Gesellschafterin ihrer Excellenz, die zuletzt den Wagen verließ mit jenem Aplomb der vornehmen Bedeutung, dessen Wesen sich bis in die geringste Bewegung und Verrichtung einer solchen Dame erstreckt.

Adalbert bot seiner Mutter den Arm. Die ältere und die beiden jüngern Damen folgten, und der Jäger, mit den Sammetpolstern zum Knien und den Gebetbüchern beladen, ging ihnen still und aufmerksam auf dem Fuße nach.

So durchschritten sie das Portal der Kirche. Die Ministerin und die Gesellschaftsdame nahmen das Weihwasser und bekreuzten sich, ein kirchlicher Gebrauch, den Adalbert, Cäcilie und Johanna als Ketzer in diesen geweihten Räumen nicht mitmachten.

Krokodilus jedoch, der bisher als Protestant die katholische Kirche nicht besucht hatte, trat ebenfalls zum Weihwasser und segnete sich mit dem Kreuze. In diesem Augenblick kam am Krückstock die graue Gestalt des Justizrath Legulegus vorüber. Dieser enthielt sich dieses Gebrauchs öffentlich, da er in seinem Hause hinreichend mit geweihtem Wasser versorgt war; denn ehe er eine Kirche betrat, besonders die katholische, die der Rechtsconsulent, wie er gegen seine Bekannten sich äußerte, nur als Freigeist und um der guten Predigt willen besuchte, wusch er sich in seinem Kämmerlein die Hände in geweihtem Wasser, treu dem Gebrauch, der schon bei Juden und Heiden üblich gewesen ist, daß man nur mit reinen Händen zum Gebet gehen dürfe. Er glaubte an die wunderbaren Kräfte dieses geweihten Wassers und hielt dafür, daß es geeignet sei, die Seele von aller Sünde zu reinigen; deshalb, da er Grund hatte es nicht öffentlich zu thun, schlug er heimlich das Kreuz und sprach dabei: Gelobt sei Jesus Christus, im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes.

So geistig gereinigt hatte er auch heute den Tempel des Herrn betreten und mit Wohlgefallen gesehen, wie Krokodilus die Gebräuche der alleinseligmachenden Kirche mitmachte.

Im Vorbeigehen wisperte er ihm zu: — Sie sind Katholik? das habe ich nicht gewußt.

— Ich war, — seufzte er mit frommem Augenverdrehen und blickte nach Oben, — ein verlorenes Seelenschäflein in den Irrgängen der heillosen Welt, aber ich bin zur Erkenntniß meiner Sünden gekommen, und flüchte mich voll Reue und Buße in den Gnadenschooß der allen Sündern gnädigen Kirche.

— Sie wird Ihnen eine liebevolle und nachsichtige Mutter sein, — entgegnete Legulegus, — empfehlen Sie sich dem Schutz der heiligsten Mutter Gottes von Mariazell, wallfahrten Sie, so es Ihnen möglich ist, nach diesem Gnadenort, und es wird Ihnen das Manna der himmlischen Gnade regnen, dazu mögen Gott und alle Heiligen helfen. Amen.

. . . .

Die nicht sehr geräumige Kirche war mit Betenden und Knieenden schon bis an die äußersten Thüren gefüllt. —

Weihrauchdüfte wallten wie wohlriechende Wolken über der frommen Schaar und ihre Schatten milderten die farbigen Strahlen, welche das durch buntgemalte

Fenster brechende Sonnenlicht vom Hochaltar her über die gläubig niedergebeugte Menge goß.

Es war heute einer jener hohen Festtage der römisch-katholischen Kirche, die mit der glänzenden, phantasiereichen Pracht eines Hochamtes gefeiert werden.

Cäcilie und Johanna hatten noch nie eine katholische Kirche betreten.

Mächtig war daher der Eindruck dieses Cultus, so voll Majestät und geheimnißvoller, unverstandener Mystik des Meßopfers, welches so berechnet ist, auf die Phantasie und die sinnliche Natur des Menschen zu wirken.

Der Weihbischof hielt das Hochamt, assistirt von Priestern und Diakonen seines Sprengels; der Glanz und die Pracht ihrer Meßgewänder, für den heutigen Festtag in Roth mit Gold und weißem, spitzenartigem Ueberwurf, ihr pagodenartiges Bewegen auf den Stufen des Hochaltars, das geheimnißvolle, vielfarbige Doppellicht, das durch die hohen gothischen bunten Fensterscheiben hinter dem Hochaltar auf die ministrirenden Priester und das lebensgroße, in Fleischfarbe gemalte Crucifix fiel, die magische Abdämpfung dieser Lichter durch die feinen bläulichen Weihrauchwolken, welche aus den von rothgekleideten Chorknaben, geschwungenen, vergoldeten Rauchfässern aufstiegen, das Alles hätte allein schon genügt, die Phantasie empfänglicher Gemüther in das Gebiet der Träume und himmlischen Visionen zu versetzen.

Dazu aber kamen die mächtigen Wogen wunderbarer Töne.

Es wurde das melancholisch-prachtvolle letzte Tonwerk von Pergolese: „Salve regina“ aufgeführt.

Diese gewaltigen Choralgesänge, wechselnd mit Diaphonen und geschmückt mit figurirtem Gesange, begleitet und getragen von den tiefen Grundbässen der Orgel, Posaunen und Pauken, diese klaren Knabensoprane, die wie Engelstimmen von unsichtbarer Höhe herab über den Wogen der heiligen Melodien zu schweben schienen: welch' eine Zaubermacht geheimnißvoller Sympathien übt solche alte classische Kirchenmusik, bei trefflicher Aufführung, auf das religiöse Gefühl jugendlicher Seelen aus!

Nach ihrem Eintritt in die Kirche hatte sich zunächst die Ministerin nach einer kleinen, dunkeln Seitenkapelle begeben, in welcher das heilige Muttergottesbild, mit prächtigen Brocatkleidern angethan, und im überladenen Schmucke von Perlen und Diamanten ausgestellt war. Sie betete knieend einige Ave Maria, und ließ dabei die Perlen ihres Rosenkranzes durch ihre Finger laufen, indem sie daran die Zahl der ihr von ihrem Beichtvater auferlegten Gebete abzählte.

Auch die Gesellschaftsdame hatte eine heillose Uebertretung der Fastengesetze, indem sie ohne Dispens am Freitage dem Genusse einer Fasanenkeule nicht hatte

widerstehen können, durch fünf Aves und zehn Paternoster zu büßen.

Ganz anders waren die Gefühle der beiden jungen Mädchen, die in einiger Entfernung von den beiden römisch-katholischen Damen knieten. Sie beteten nicht zu der heiligen Jungfrau Maria, sondern unmittelbar zu ihrem Gott, den sie im Geiste und in der Wahrheit anbeteten, wie man es ihnen als Protestantinnen gelehrt hatte. Sie sprachen nicht gedankenlos lateinische, unverständliche Gebetformeln aus; sie wiederholten nicht dieses mechanische Hersagen in vorgeschriebener Anzahl, und bedurften daher auch keines Rosenkranzes, um sich in der Zahl nicht zu irren, auch war ihnen das Gebet nicht Pönitenz und Bußübung, wie Jenen, sondern wahrer Herzensdrang einer durch den Gesammteindruck des römisch-katholischen Cultus erhöhten religiösen Stimmung.

Für diese jungen Mädchen, welche dem römischen Priester als Ketzer galten, war der liebe, gute Vater im Himmel überall seinen Kindern nahe, und sie bedurften keines Mittlers, um ihm in stillen, frommen Gedanken ihre Wünsche und Bitten vorzutragen.

Nach wenigen Minuten erhoben sich die Excellenz und ihre Gesellschaftsdame, und nahmen die ihnen vorbehaltenen Plätze in der Nähe des Hochaltars ein, wo sie auf die ihnen vom Leibjäger vor die Füße niedergelegten Sammetpolster niederknieten. Auch dorthin folg-

ten ihnen Cäcilie und Johanna, und ließen sich in dem ihnen angewiesenen Betstuhl nieder.

Nun aber begann die Messe mit voller magischer Gewalt auf ihre so zart und rein fühlenden jungfräulichen Seelen einzuwirken. Ein gewisser Hang zu einer süßen Schwärmerei, ein phantastisches Hinneigen zu einer übersinnlichen Liebe, eine aus dem Innersten geheimnißvoller Tiefe so jugendlicher Herzen quellende Frömmigkeit, das ist wohl das Erbtheil der so empfänglichen Jugend, zumal der reinen Engelsperiode, in welcher das Kind sich zur lieblichen Jungfrau entfaltet.

Was die beiden jungen Mädchen in diesem Augenblicke empfanden, vermögte kein Ausdruck der Sprache nur in den leisesten Andeutungen wiederzugeben, sie selbst hätten keine Worte dafür finden können, wäre es auch hier am Orte gewesen, sich flüsternd einander ihre Gefühle mitzutheilen. Sie drückten einander die Hände und blickten einander an mit in liebevoller Begeisterung schwimmenden Augen. Und da Johanna dicht an der Seite ihrer jungen Beschützerin kniete, so legte diese den Arm um ihre feine Taille, und drückte sie an sich.

Johanna aber bedurfte fast dieser liebevollen Stütze, denn der mächtige Eindruck dieser Feier und das betäubende Arom der Weihrauchdüfte hatte sie wie berauscht.

Und immer höher stieg diese geistige Aufregung in der Gefühlswelt dieser jungen Mädchen, bei jedem mit

angreifenden Chorälen begleiteten Act der in lateinischer Sprache gelesenen Messe, bei dem feierlichen Kyrie und Gloria des apostolischen Glaubensbekenntnisses, dem Sanctus, Benedictus und Agnus Dei.

Den höchsten Grad der religiösen Schwärmerei aber erreichte ihre Seelenstimmung bei dem Offertorium, der Erhebung der in strahlender Monstranz der Verehrung ausgestellten Hostie, wie da Alles abermals auf die Knie niedersank, und die Gläubigsten mit der Stirne die Erde berührten, als sei der Mensch in seiner Sündhaftigkeit und Schwachheit nicht würdig, die in das leibhafte Fleisch und Blut des Herrn verwandelte geweihte Oblate zu schauen, da fehlte nicht viel, und Johanna, die eine weit tiefere Innerlichkeit des Gefühls hatte und eine noch höhere Reizbarkeit der Nerven als Cäcilie, wäre in Ohnmacht gefallen.

Doch auch dahin sollte es noch kommen durch eine Ueberraschung, die Alles übertraf, was sie bis jetzt erlebt hatte.

. . . .

Zwei Priester führten aus der Sakristei einen jungen Geistlichen vor den Altar; er kniete nieder und empfing den Segen des Weihbischofs, der ihn der Gemeinde als ihren künftigen Gehülfsseelsorger und Caplan vorstellte.

Die Erscheinung des jungen Geistlichen machte auf die beiden jungen Mädchen einen ganz eigenen Eindruck.

Es war ein schöner Johanneskopf, mit einem milden Blau der tief niedergeschlagenen Augen, wie man sah, wenn er den frommen, gottbegeisterten Blick betend emporhob. Seine Gesichtsfarbe war blaß, aber es war keine kränkliche Blässe, es lag darin so etwas geistig Aetherisches, der Ausdruck einer religiösen Schwärmerei schien darüber hingegossen zu sein. Der milde Ernst seiner feinen Gesichtszüge war zugleich voll Wehmuth, und wenn er den Blick aufschlug, so erkannte man darin eine so wahrhaft fromme Ergebung in Gott, eine so heilige Erhebung des Gemüthes, daß selbst Cäcilie sich davon wundersam durchschauert fühlte. Es war ihr, als ob ein Seraph oder Cherubim ihr wie im Traumleben erschienen war.

Ganz anders waren aber noch die Gefühle der armen Johanna. Für sie lag in dieser Erscheinung eine dunkle Erinnerung an ihre Kinderzeit. Es war ihr, als ob ihr verlorener Bruder .... doch nein, das war ja nicht möglich, jener sanfte, feine, liebliche Knabe, und dieser hohe Jüngling in seiner kirchlichen Weihe, und dennoch, mit jedem Augenblick wurden diese Erinnerungen mächtiger in ihrer Seele.

Wie er nun endlich seine Stimme erhob, um die heiligen Gelübde zu sprechen, da erkannte sie ihn plötzlich mit wunderbarer Klarheit des Bewußtseins.

— Johannes, mein Bruder! — diesen Ausruf

hauchte sie leise in Cäciliens Ohr, lehnte den schönen Kopf auf die Schulter ihrer Freundin, und sank ohnmächtig zusammen.

Cäcilie umfaßte ihren lieben kleinen Schützling mit Schreck und zärtlicher Besorgniß, und hinderte damit, daß sie völlig zu Boden fiel. Aengstlich nach Hülfe sich umblickend, wollte sie am geweihten Orte keine Störung veranlassen und deshalb Niemand rufen.

In diesem Augenblicke trat Krokodilus aus dem Schatten einer Säule hervor, wo er gestanden und mit einem Lorgnon die jungen Mädchen unausgesetzt beobachtet hatte; er wollte sich durch Hülfeleistung bemerklich machen und insinuiren; allein Adalbert schob ihn zur Seite und blaß vor Schreck, war er der Erste, der zu Hülfe kam.

Das ohnmächtige junge Mädchen, diese zarte und zierliche Figur, die so hingegossen war, wie eine geknickte Lilie in ihrer Bewußtlosigkeit, nahm er wie ein todtes Kind auf seine Arme, und trug es leicht und behende durch die knieende Menge, zu der nahen Kirchthür hinaus in das kleine Haus; unglücklicher Weise war es das nächste, in das Haus des Todtengräbers.

Mit einer unangenehmen Ueberraschung erkannte er diesen Umstand, der ihn, wie frei er auch von jedem Aberglauben war, wie ein böses Omen durchschauerte.

Cäcilie hatte sogleich den Leibjäger nach einem Arzt

und nach ihrer Kammerfrau geschickt und den Wagen verlangt; dabei aber folgte sie ihrem Bruder auf dem Fuß, und trat in das kleine, halb dunkle, tief in die Erde hineingebaute Zimmer des kleinen, baufälligen Todtengräberhauses, in dem Augenblicke, als Adalbert die Ohnmächtige auf das Bett niederlegte.

Er überließ sie jetzt der Hülfe der Frau des Todtengräbers und seiner Schwester, indem er sich selbst bescheiden zurückzog bis vor die Thür, um alle Neugierigen fern zu halten.

Ehe der Arzt herbei kam, hatte sich Johanna schon erholt.

. . . .

Sie saß auf dem Bette aufrecht, an Cäciliens Schulter gelehnt, die sie zärtlich anblickte und umfaßt hielt. Auf ihre Frage, was mit ihr vorgegangen sei, erzählte ihr die junge Freundin, daß sie in der Kirche ohnmächtig geworden, und von ihrem Bruder Adalbert auf dem Arm hierher getragen sei. In diesem Augenblicke that Johanna einen Schrei. Sie starrte die Frau des Todtengräbers an wie ein Gespenst; diese aber grinsete gegen sie ein mit boshaftem Lachen, und sprach:

— Ja, ja, Hannchen, ich habe Dich gleich wieder erkannt trotz der schönen Kleider, am fehlenden Arm habe ich Dich erkannt, ha, ha, ha! Na, das geht kurios her auf der Welt; ich habe es immer gesagt:

Das wird einmal ein bildhübsches Ding werden, die wird sich schon einen feinen Herrn gewinnen, der sie erhält, und ihr schöne Kleider giebt. Der da draußen ist wohl Dein Liebhaber, Hannchen? gratulire bestens, ein reicher, schmucker, vornehmer Herr!

— Fort, fort von hier! — rief Johanna, indem sie mit einer neuen Ohnmacht ringend, todtenblaß vom Bette aufsprang.

— Ja, ja, — sprach die Frau, offenbar mit Gift und Galle in den grünen, rothumränderten Augen, — ich bin Deine erste Pflegemutter, die Dich mitleidig aufnahm, als Dein Vater mit zerbrochenen Gliedern auf dem Stroh lag, und Deine verrückte Mutter in's Tollhaus gebracht werden mußte; ja damals hatte ich ein Geschäft mit Ziehkindern, und wie sie mir alle nach und nach abstarben, und ich fast alle Wochen mit dem Todtengräber zu thun hatte, da habe ich's aufgegeben, von den Lebenden zu leben, und lebe nun von den Todten, hihi, als des Todtengräbers Frau.

— Lassen Sie uns hinaus, — rief Johanna, gepeinigt von den entsetzlichen Erinnerungen; aber das Weib stellte sich in die Thür, die sie zuhielt.

— So geht's her in der Welt, — höhnte sie, — Undank ist der Welt Lohn, so auch der meinige; danke Gott, undankbare Creatur, daß ich Dich auf die Fabrik geschickt habe, wo Dir die Zähne der Maschine den

kleinen Arm vom Leibe gerissen hatten; Du wärst auch bei mir umgekommen, wie die anderen kleinen Dinger, die die harten Mehlklöße nicht vertragen konnten, und längst unter dem Rasen; nun bist Du reich und vornehm geworden, hast Leib und Seele an einen reichen Lüstling verkauft, und bist doch, beim Licht besehen, weiter nichts, als eine feile Dirne.

— Frau! Sie lügen, schändliche Lügen, — schrie Cäcilie, indem sie die weinende Johanna, die todtenbleich war und zitterte, in ihren Arm nahm, — Johanna ist meine Schwester, die Pflegetochter der Ministerin von Buchenau.

— Ha, ha, ha, — lachte das Weib, — eine Lasterdirne verläßt die Andere nicht, und lügen können sie Alle, wie tausend Teufel. Uebrigens, Hannchen, halb Part, oder ich schreie Deine Schande aus in alle Welt; ich, Deine liebe Pflegemutter, will auch Antheil haben an Deinem Sündenlohn.

— Adalbert! Adalbert! — rief Cäcilie, indem sie das Fenster aufriß.

— Zu Hülfe! zu Hülfe! — schrie Johanna, und im nächsten Augenblicke wurde von außen heftig die Stubenthür aufgerissen, und der Gerufene trat herein.

— Was giebt es hier? — rief er, indem er zürnend auf das Weib blickte, dem die grauen Haare struppig unter der schmuzigen Haube hervorstarrten.

— Retten Sie mich, — flehte Johanna außer sich, indem sie auf die Kniee niedersank, — das Weib tödtet mich mit der lügnerischen Natterzunge.

— J da soll ja gleich ein Donnerwetter drein schlagen! — krähte das Weib mit vor Wuth überschlagender Stimme, — was? Natterzunge? Du selbst ein Lügenbalg, ich will Dir die Deinige ausdrücken, — und mit diesen Worten hatte sie sich auf das knieende Mädchen gestürzt, und ihren Hals umkrallt mit einer Kraft und Wuth, daß es Adalbert nur mit Mühe gelang, sie los zu machen.

— Halb Part will ich haben, — fuhr sie fort zu schreien, — von Deinem Sündenlohn, oder ich würge Dich, Du Wechselbalg! das mir gehört, denn ich habe Dich als Waise auf= und angenommen.

Das Geschrei des Weibes hatte eine Menge Menschen aus dem niedrigsten Pöbel herbeigezogen, die jetzt das Haus und die Stube füllten; immer ärger wurden ihre Schmähungen: — Seht, — schrie sie, — diese liederliche Dirne in ihren seidenen Kleidern will nun hoch und vornehm thun gegen ihre arme, alte Pflegemutter, die ist die Zuhälterin eines vornehmen Herrn geworden, nun will sie die arme, brave Frau Wickler nicht mehr kennen, die sich ihrer erbarmt hat, wie sie eine hülflose Waise war; aber halb Part will ich haben von ihrem Sündenlohn, das kommt mir zu als Pflegemutter, und das von Rechtswegen.

— Ja, halb Part vom Sündenlohn! — schrie die rohe Menge und Andere riefen durch einander, — bewerft sie mit Koth die seidenen Lasterdirnen; die wollen vornehmer sein als wir? die sind durch Sündengeld reich geworden, nun wollen sie nicht einmal theilen! Halb Part, halb Part! reißt ihnen die Sündenkleider vom Leibe ....

Zum Glück war der Leibjäger zu Hülfe gekommen. Vergebens hatte Adalbert der Menge zugerufen: — Das Weib ist toll; diese jungen Mädchen sind die Eine die Tochter, die Andere das Pflegekind der Frau Ministerin von Buchenau, und ich bin der Sohn des Ministers, macht Platz! macht Platz!

Die Pöbelmasse aber läßt sich auf solche Weise nicht bedeuten. Ein Hohngelächter war die Antwort, und nur das kräftige Einschreiten des Leibjägers, dem auch Krokodilus zu Hülfe kam, gewährte endlich so viel Raum, daß Adalbert und der Literat die beiden jungen Mädchen, die mit Pfeifen und Schimpfworten verfolgt wurden, in die Kirche zurückführen konnten.

Die Equipage der Ministerin war noch nicht angekommen, und nachdem Cäcilie und Johanna sich in einer Seitenkapelle erholt hatten, verlangte die Letztere ihren Bruder, dessen Stimme, doch in unverständlichen Tönen, bis hierher drang, predigen zu hören.

Man führte sie dorthin, wo die Ministerin die Zu=

rückkehrenden wegen der veranlaßten Störung mit ungnädigen Blicken empfing.

Still setzten sich Cäcilie und Johanna in den Hintergrund des Betstuhls, und Jene drückte die kleine Hand ihrer jungen Freundin mit einem zärtlich tröstenden Blick an ihr Herz; dann horchten Beide auf die Rede des jungen Geistlichen, der schon wohl einige Minuten gesprochen hatte.

. . . .

— Der junge Caplan sprach über den Bibeltext: 1. Joh. 3, 18. der da lautet: „Lasset uns nicht lieben mit Worten und mit der Zunge, sondern mit der That und der Wahrheit."

Und damit traf er vielfach die Herzen der beiden jungen Mädchen. In ihrem noch so zarten Alter ist das Gemüth der Liebe so bedürftig, ist das Herz sich so hinneigend zum Herzen, daß zunächst die beiden jungen Freundinnen sich einander im Stillen gegenseits den Liebesbund für das Leben schworen; aber auch für den jungen Geistlichen, der so schön, so warm der Liebe das Wort redete, erwachte immer inniger ihre Theilnahme.

Johanna, die jetzt nicht mehr zweifelte, ihren geliebten Bruder wieder gefunden zu haben, fühlte sich von jedem seiner Worte erhoben, getröstet und wie mit Wonne durchschauert; aber auch Cäcilie, die anfangs nur, weil er der wiedergefundene Bruder ihrer jungen

Freundin war, ein lebhaftes Interesse an seiner Erscheinung genommen hatte, fing an, mit jedem Worte, das er sprach, sich wärmer für ihn zu interessiren.

In der That war aber auch der junge Caplan Johannes eine gewinnende Erscheinung. Seine Gesichtszüge hatten Aehnlichkeit mit denen seiner Schwester; dieselbe fein gebogene Nase, derselbe kleine Mund mit den fein geschnittenen Lippen, eben so schöne, große, blaue Augen und das freilich kurz verschnittene, braune Haar hatte er wie sie, doch war es heller, fast blond; der Teint rein, wenn auch farbenlos; seine Gesichtszüge waren ernster, aber milde und lieblich; seine Gestalt war schlank und von mittlerer Größe; die Gesichtsform mehr oval, die Augen etwas tiefer liegend, wie von nächtlichen Studien ermüdet, und der schwarze priesterliche Chorrock, mit dem weißen klaren Ueberwurf, gaben der jungen priesterlichen Gestalt auf der reich verzierten Kanzel eine so ideale Höhe der Bedeutung, daß Cäcilie arglos sich dem Eindruck hingab, der so wenig auf irdische Liebe deutete; es war ihr, als sei eine himmlische Liebe, wie das Gefühl der Anbetung eines Heiligen, eingezogen in ihre jedem schönen Gefühle offen stehende junge Seele.

Johannes war ihr ein Idol geworden, sie schwärmte für ihn, aber es war nicht der Mann, den sie liebte, nicht der bildschöne Jüngling, es war die Idee einer

himmlischen Liebe, die Liebe zu Gott, das tiefe religiöse Gefühl, das gleichsam hier verkörpert erschien vor ihren Blicken.

Nun aber machte der junge Kanzelredner eine Pause. Sein Gesicht wurde noch blässer; die Hand, die er erhob, schien zu zittern, und mit tiefen gedämpften Klagetönen sprach er:

— Meine geliebten Brüder und Schwestern in Christo, bis hierher habe ich im Einklange mit den Worten des Evangeliums mein Herz in himmlischer Liebe reden lassen, aber nun legt mir auch das priesterliche Amt, das ich mit heute angetreten habe, harte Worte der Strafe und des Zornes Gottes gegen die Abtrünnigen und Unbußfertigen auf. Ich soll Euch verkünden, daß die Liebe, so Euch der heilige Evangelist anbefohlen, nur eine Liebe fordert gegen solche Mitchristen, die im wahren Glauben der römisch-apostolisch-katholischen Kirche leben und sterben. Ob auch mein Herz dabei blute, so fordert dennoch ein geistliches Hirtenamt mich auf, Euch mit Jesaias 30, 1. zuzurufen:

„Wehe den abtrünnigen Kindern, spricht der Herr, die ohne mich rathschlagen, und ohne meinen Geist Schutz suchen, zu häufen eine Sünde über die andere.“

Und nun fuhr er fort:

— Abtrünnige Kinder aber sind Alle, die von Rom

abgefallen sind, denn dort allein ist alle Quelle des Heils; wehe denen also, die als Ketzer und Akatholiken der ewigen Verdammniß anheim gefallen sind, denn allein die römische Kirche gewährt ihren Gläubigen alles Heil der ewigen Seligkeit; alle Anderen bleiben ewig verflucht und den unendlichen Qualen im glühenden Höllenpfuhl preisgegeben. Wehe denen, die den Neuerern Gehör geben, sie werden ewig verflucht sein; wehe den Müttern und Vätern, die in sogenannter Ehe mit ketzerischen Männern oder Weibern leben, sie werden ewig verdammt sein, wenn sie das sündliche Band nicht zerreißen, das nicht einmal eine christliche Ehe genannt werden kann, sondern Concubinat und Kebsweiberei; wehe ihnen, wenn sie ihre, in diesem Sündenpfuhl erzeugten Kinder nicht dem wahren, alleinseligmachenden Glauben wieder zuwenden, sondern ketzerisch im Unglauben erziehen lassen; diese dem Baal geopferten Kinder, werden noch, wenn dereinst ihre Seelen im Höllenpfuhl brennen, ihre eigenen Mütter und Väter verfluchen, daß sie solche in Sünden erzeugt haben. Darum Ihr da, die Ihr in sündhafter, gemischter, sogenannter Ehe lebet, wendet Alles an, um den abtrünnigen Ehegatten in den Schooß der alleinseligmachenden Kirche zurückzuführen; Ihr Mütter und Frauen, die Ihr Kinder in die Welt gesetzt habt, welche im protestantischen Irrglauben erzogen, dereinst den ewigen Höllenqualen verfallen werden,

wendet Alles an, ihre jungen, noch unschuldigen Seelen vor ewiger Verdammniß zu retten; wendet an Jammern, Heulen und Zähnklappen; wendet an Strafruthe, Zornesworte und Verweisung, um diese verlorenen Seelen-Schäflein in den Schooß des Heils zurückzuführen; und wenn Alles nicht helfen und verfangen will, so löset das sündhafte Band, das allen wahren Gläubigen zum Aergerniß gereicht, und ihr, der ketzerischen Brut, wäre es besser, daß ihr ein Mühlstein an den Hals gehängt, und sie in's Meer geworfen würde, wo es am tiefsten ist, als daß sie ewig verdammt werde, und verflucht im Zorne Gottes und der heiligen, römisch-katholischen Kirche.

— Das ist entsetzlich, — flüsterte Johanna, fast außer sich vor innerer Empörung, — mein Herz verleugnet den Bruder, wenn er als Diener des Herrn so gotteslästerlich reden kann.

— Und ich hasse, den ich liebte, — entgegnete Cäcilie eben so leise und gepreßt, — dahin ist meine Illusion, dahin meine Ruhe.

Die Ministerin schlug ein Kreuz und seufzte tief auf, denn sie fühlte sich schwer getroffen von der Verdammniß derer, die ihre Kinder im Unglauben erziehen. Sie legte im Stillen ein Gelübde ab, Alles anzuwenden, um mindestens ihre Kinder zurückzuführen in den Schooß der, nach ihrem Wahne, alleinseligmachenden Kirche. Andere

Frauen und Männer, die in gemischter Ehe lebten, verließen mit Geräusch die Kirche, und wieder Andere, die bis zum Wahnsinn von dieser fanatischen Rede getroffen waren, warfen sich mit dem Antlitz auf den Boden, und heulten in dumpfen Klagetönen:

— Gnade, Gnade! O Herr, Erbarmen! O Jesus Maria, bitte für uns arme Sünder! —

Nach einer Pause von länger als eine Minute legte sich die Aufregung, und der junge Caplan fuhr mit seiner früheren weichen, wohltönenden Stimme fort, und seine Wangen überflog eine leichte Röthe, seine Augen glänzten im milden Strahl, als er sie betend zum Himmel erhob.

— Vater vergieb, wenn ich in Deinem Namen, der Du die Liebe bist, von solcher Verdammniß geredet habe; aber es waren Gedanken, Reden und Worte, die meine Obern mir ausdrücklich zur Pflicht gemacht hatten, die ich mit innigster Betrübniß geredet habe; ich aber schließe mit dem Evangelisten Johannes:

„So uns unser Herz nicht verdammet,
so haben wir Freudigkeit zu Gott."

Darum Ihr Alle, welche die strafenden Worte und drohenden Warnungen der um Euer Seelenheil besorgten Mutter-Kirche in Gewissensunruhe, Angst und Verzweiflung gesetzt haben; Ihr Alle, die Ihr bekümmerten Herzens und zerschlagenen Gemüths seid, beruhigt Euch,

wisset, wir Alle haben einen Gott, und der ist der Gott der Liebe, und wer ihn im Geist und in der Wahrheit anbetet, der wird die ewige Seligkeit haben, in welchem Glauben, in welcher Confession es auch geschehe; denn noch einmal, Gott ist die Liebe. Darum liebet Euch unter einander; denn Ihr seid allesammt Brüder, spricht der Herr, ich aber schäme mich des Evangeliums von Christo nicht, schreibt Petrus an die Römer, denn es ist eine Kraft Gottes, selig zu machen Alle, die daran glauben.

Es ist unglaublich, welche Wirkung dieser versöhnende Schluß auf alle Gemüther hervorbrachte. Es äußerte sich dieselbe durch ein freudiges, beifälliges Murmeln in der ganzen Gemeinde, und Cäcilie preßte mit Thränen in den Augen ihre junge Freundin, indem sie ihr half die Mantille umhängen, unbemerkt in ihre Arme, und sprach fast aufjauchzend vor Freude: — Er ist doch ein guter, edler Mensch, ja mehr noch, er ist ein Engel des Lichts.

— Er ist mein Bruder, — entgegnete Johanna mit leuchtenden Blicken, — seine Seele ist rein von dem Fluch, den er verkündigen mußte.

In diesem Augenblicke wendete sich die Ministerin gegen ihre Gesellschaftsdame und wisperte französisch: Il est charmant ce petit chapelain, wir werden ihn ein=

laden zu unserm intimen Thee, um seine Gesinnungen nä-
her zu erforschen.

26.

Die Geschwister.

Die Situation der armen Johanna als Pflegekind eines so hohen Hauses war so eigenthümlicher Art, daß wir einige Augenblicke dabei verweilen müssen.

Wie sehr ihre Excellenz, die Frau Ministerin, die Menschenfreundlichkeit sich zur Aufgabe ihres Lebens gemacht hatte, haben wir gesehen. Als erste Vorsteherin des wohlthätigen Frauenvereins mit allen seinen vielfachen Verzweigungen, galt sie allgemein für die wohlthätigste Dame der Residenz.

Ihre neueste Schöpfung in solchen Humanitätsangelegenheiten war indeß ein weiblicher Hülfsverein gegen Thierquälerei, der sich dem großen Männerverein für diesen Zweck angeschlossen hatte.

Eines Tages war im Verein lebhaft die Frage wegen Tödtung der Krebse verhandelt. Man erkannte mit Recht, daß die Methode der verfeinerten Kochkunst, diese Thierchen lebend mit Butter in einer Kasserolle auf's Feuer zu bringen, so daß die Tödtung langsam während des allmäligen Schmelzens der Butter und des Heißwerdens der-

selben erfolgte, eine die Humanität tief verletzende Thierquälerei sei, wogegen das Hineinwerfen der Krebse in siedendes Wasser dieselben augenblicklich tödten würde.

Es war von einem mildherzigen weiblichen Mitgliede des Vereins der Antrag gemacht, jene Kochart gänzlich abzuschaffen und diese dafür einzuführen. Allein sogleich erhob sich dagegen eine lebhafte Opposition. Von der einen Seite hatte man hervorgehoben, daß durch letztgedachte Bereitungsart der durch erstere erzielte Wohlgeschmack beträchtlich leide; von einer andern Seite rief eine gefühlvolle Dame aus:

— O mein Gott, das mag sein Unangenehmes haben für diese guten Thierchen, so langsam in schmelzender Butter getödtet und gekocht zu werden; aber Sie dürfen überzeugt sein, meine Damen, in guten herrschaftlichen Küchen sind die großen Krebse wenigstens schon daran gewöhnt, und Gewohnheit ist die andere Natur! —

Man kam noch auf andere qualvolle Methoden der Abschlachtung der Fische und des Geflügels in der Küche, besonders das Aufschneiden des Bauches und Herausreißen der Eingeweide an noch lebenden Fischen, die dadurch nur langsam getödtet würden, so wie das Abreißen der Köpfe junger Tauben, und das langsame Abschlachten mit oft stumpfen Küchenmessern erkannte man mit Recht für äußerst qualvoll, und deshalb wurde beschlos-

sen, das Gutachten einer Commission von Aerzten mitzuholen, um darüber zu urtheilen, ob eine milde Vergiftung mit Blausäure zulässig sei, ob solche dem Fleisch die giftige Eigenschaft mittheilen würde, oder ob — wie einige Physiker behaupteten — dieses ohne Nachtheil auf die Gesundheit der solches Fleisch Genießenden bleibe. Im letzten Falle müsse dann diese Todesart als eine schnelle und schmerzlose allgemein eingeführt werden.

— Im andern Falle aber, — hieß es von einer andern Seite — würde in Erwägung zu ziehen sein, ob man nicht Köche und Köchinnen in den Verein mit aufnehmen solle, um diese zu bewegen, wenigstens alle unnöthigen Qualen beim Abschlachten von Fischen und Geflügel zu vermeiden.

— Domestiken! Mitglieder eines Vereins, der aus Damen von Stande besteht? — rief die Hofmarschallin, und warf mit verächtlichem Lächeln die Lippen auf.

— Und dennoch, meine Liebe, — nahm die Ministerin eifrig das Wort, — kann der Verein gegen Thierquälerei durchaus nichts effectuiren, wenn nicht auf irgend eine Weise die sämmtlichen Domestiken, nicht allein Köche, sondern auch Stubenmädchen mit in das große Humanitätsinteresse des Vereins gezogen werden.

— Lassen Sie sich ein Beispiel von Grausamkeit solcher Thiere, ich meine die Stubenmädchen, ge-

gen liebenswürdige Creaturen, wie mein Bologneserhündchen ist, erzählen. Denken Sie sich, mein guter Bibi bekommt alle Morgen seine mit Zucker versüßte Milch, worin Milchbrödchen eingebrockt ist. Seit einiger Zeit aber hatte sich das liebe kleine Wesen angewöhnt, nur die Milch zu trinken und die Brocken aus der Schale auf den Teppich zu werfen. Natürlich ist das meiner Lisette — dem Thiere, dem Stubenmädchen — unangenehm; denn sie mußte alle Morgen die Flecke wieder aufwaschen; allein, daß ihre Bosheit so weit gehen sollte bis zur unerhörten Thierquälerei, das reizende kleine Wesen mit dem seidenweichen Haar, mit der Schnauze auf die Flecken zu ducken und dabei zu sagen: du, du! untersteh' dir das wieder! — wer hätte das gedacht? — und dennoch überraschte ich eines Tages das Thier, die Lisette, auf diesem Frevel. Natürlich gab ich ihr dafür eigenhändig ein Paar Ohrfeigen. Aber erst später fiel es mir ein, die eigentliche Ursache der Unart meines sonst so wohlerzogenen lieben kleinen Bibi zu untersuchen — und was mußte ich entdecken? — die Lisette hatte dem armen Thierchen, dem Bologneserhündchen, anstatt der feinen Milchbrödchen, die ihm zum Frühstück bestimmt sind, die groben Semmeln eingebrockt, die für Domestiken gut genug sind; und so hatte denn die Magd das feinste Weißbrod gefressen, während das arme

Hündchen — denken Sie sich — grobe Semmeln verspeisen sollte.

— Das ist unerhört! das ist grausam!

— Unverzeihlich! wahre Thierquälerei! Ich habe begreiflich das Ungeheuer, das sich gegen ein armes, unschuldiges Thierchen so versündigen konnte, sofort aus meinem Dienst gejagt, und mich durch diese exemplarische Strafe als einwürdiges Mitglied des Vereins gegen Thierquälerei ausgewiesen.

Allgemeiner Beifall rühmte die Humanität der Excellenz gegen unschuldige Thiere.

. . . .

Nächst ihrem Bibi, der alle Welt anklåffte und in die Waden biß, war Johanna ihr Liebling geworden.

Aber es war nichts mit diesem Wohlwollen, als eine vornehme Spielerei.

Sie fand Vergnügen daran, das wunderhübsche Kind herauszuputzen, und aller Welt vorzustellen als ein Geschöpf ihrer Menschenfreundlichkeit.

Sie hatte keine Ahnung davon, wie tief sie damit das Zartgefühl des jungen Mädchens verletzte, denn der Defect des Armes wurde niemals zu erwähnen vergessen. Es ist nicht auszusprechen, wie schmerzlich es die kleine Johanna empfand, daß es nicht Liebe war, sondern Eitelkeit, was ihr die Gunst der Ministerin zugewendet hatte.

Aber auch selbst Cäciliens schwesterliche Zärtlichkeit

konnte ihr tieferes Gemüth mit der so leicht verwundbaren Seele nicht völlig befriedigen. Ihr hatte das frühere Unglück und der so rasche Wechsel des Geschicks Stoff zum Nachdenken, und damit jene Reife der Seele gegeben, welche die tiefere Bedeutung des Lebens erkennt. Cäcilie dagegen war noch kindlich durch und durch. Selbst ihre Liebe für ihre Pflegebefohlene war ihr kaum mehr als das Spiel junger Mädchen mit einer Lieblingspuppe; und wer mochte dafür einstehen, daß alle die Zärtlichkeit, die feine Aufmerksamkeit und die schwesterliche Liebe, so voll Liebreiz und Hingebung einen tiefern Grund hatte, als unaussprechliche Herzensgüte und kindische Laune.

Johanna wenigstens fühlte es heraus, oft tief und wehmüthig, daß auch dieses freundliche Wohlwollen nichts Befriedigendes für das Bedürfniß ihres Herzens hatte.

Wohlthuender dagegen war ihr schon die einfache, wahre Zuneigung der guten Frau Boden, und das reine mütterliche Interesse, das Cäciliens hochgebildete Gouvernante, Madame Letellier, an diesem liebenswürdigen, so bildungsfähigen jungen Mädchen nahm.

Ueberhaupt die ganze Dienerschaft behandelte sie mit Achtung, was ihr jenes Selbstgefühl gab, das so nothwendig ist, um in einer solchen Lage dem Geiste die zur Vollendung der Bildung nöthige Schwungkraft zu geben.

Einen ganz andern Halt gab ihr dagegen Adalberts so freundlich-mildes und doch wieder so männlich-ernstes Wesen.

Wenn die anmuthig-tändelnde Weise, womit Cäcilie ihren Unterricht besorgte, kaum mehr war als eine kindische Spielerei, so war es für Adalbert eine wichtige Aufgabe, wovon er sich ganz durchdrungen fühlte, sie für den Lebensberuf einer Erzieherin, den sie gewählt hatte, vorzubereiten. Auf seinen Betrieb wurden ihr Lehrer in den neuern Sprachen und im Schreiben und Rechnen gehalten. Er selbst übernahm es nur, ihre Lectüre zu leiten und das gemeinschaftlich Gelesene zu besprechen. Er machte sie zuerst bekannt mit den classischen deutschen Dichterwerken. Er las mit ihr gute, das Herz und den Geist bildende Romane und knüpfte daran Betrachtungen über das Leben und die Verhältnisse in der großen Welt. Mit einem Wort: er war ihr der höhere Genius der Bildung, die sie sich mit wunderbarer Leichtigkeit aneignete.

Das anfangs schüchterne junge Mädchen gewann immer mehr Vertrauen zu dem jungen Mann, dem sie ohnehin so viel zu danken hatte, und von dessen Herzensgüte und Seelenadel sie täglich neue Beweise empfing.

Sie selbst sprach wenig, aber eine tiefe Beredtsamkeit lag in ihren schönen dunklen Augen und in dem wehmüthigen Lächeln ihres kleinen Mundes; doch wenn sie

eine Bemerkung machte, oder, angeregt durch irgend einen das innerste Leben durchdringenden Gegenstand, sich lebhafter darüber aussprach, so hatte Adalbert Gelegenheit, bald ihren klaren, richtigen Verstand, bald die Innigkeit ihres Gefühls und die natürliche Feinheit und Sicherheit ihres Tacts zu bewundern. Es ist wohl begreiflich, daß ein junger Mann von seinem Geist und Gemüth sich dadurch ungemein angezogen fühlte.

Er war weit davon entfernt, wie ein junger Geck ihr Angenehmes zu sagen oder sich um ihre Gunst zu bewerben; aber er erkannte bald aus hundert feinen Zügen, wie lieb und werth er dem jungen Mädchen geworden war, das sich so ganz als ein Geschöpf seiner Menschenliebe betrachtete.

Ihm selbst aber erging es sonderbar. Je weniger er jemals nur an die Möglichkeit dachte, mit seinem kleinen Schützling in ein zärtliches Verhältniß zu treten, um so mehr überraschte ihn die Bemerkung, die er bei einer genauen Selbstprüfung allerdings machen mußte, daß er bereits auf dem Wege sei, sie zu lieben.

Lange suchte er sich zu überreden, daß das Vergnügen, welches er in dem erwähnten geistigen Verkehr mit seiner liebenswürdigen jungen Schülerin fand, nichts sei, als das natürliche Wohlgefallen, das der Meister an seinem Werke hat; allein bald kam hinzu, daß er unwillkürlich jede Gelegenheit, mit ihr sich zu unterhalten oder

nur sie zu sehen, aufsuchte und daß er, wenn er nicht bei ihr war, keinen andern Gedanken festhalten konnte, als den — an sie.

In Johanna's jugendlicher Seele fanden diese Gefühle eine gleiche Erwiederung. Adalbert war die erste Liebe des jungen Mädchens, ehe sie sich dessen nur bewußt war.

Aber wenn ihr die jungfräuliche Schüchternheit Zurückhaltung auflegte, so war es bei ihm die Vernunft und edle Charakterfestigkeit, die ihm sagte: was soll daraus werden? und ihn zur Vorsicht ermahnte.

Bei der sittlichen Reinheit dieser briden jungen Liebenden war es ein so überaus zartes Verhältniß, daß jede menschliche Sprache vergebens das Wort aufsuchen würde, dasselbe richtig zu bezeichnen.

Es war, als ob der Duft einer Rose und einer Nelke, die sich an den Rosenstock anschmiegt, in einander fließe.

. . . .

Mit heißer Sehnsucht hegte Johanna den Wunsch, den jungen Caplan, ihren Bruder, wieder zu sehen und zu sprechen. Sie wagte jedoch in der natürlichen Scheu, die ihre abhängige Lage mit sich brachte, es nicht, der Ministerin, zu der sie einmal kein Vertrauen fassen konnte, dieses Verhältniß zu offenbaren und den Wunsch ihres Herzens auszusprechen. Doch Cäcilie machte die Ver-

mittlerin und übernahm es, ihre Mutter davon in Kenntniß zu setzen.

— Das ist ja ein wahrhaft glücklicher Umstand, — rief diese aus, und erfreute dadurch die jungen Mädchen.

Aber was sie weiter dachte, sprach sie nur gegen ihren Beichtvater, den römisch-katholischen Priester aus: — So hoffe ich denn, zur Ehre Gottes und der heiligen Jungfrau wird die Bekehrung der Schwester leicht durch den Bruder geschehen, und meine Cäcilie ist in das junge einarmige Mädchen, das meine Menschenfreundlichkeit dem tiefsten Elend entrissen hat, ganz wie vernarrt; wenn Gott und die Heiligen helfen, so wird schon die Sympathie, die sie zu unserm lieben Findling hinzog, auch sie, meine innigst geliebte Tochter, in den Schooß der alleinseligmachenden Kirche zurückführen. Ich ersuche Sie daher, mein würdiger Vater, mir den jungen Caplan zuzuführen. Indem er einige Unterrichtsstunden übernähme, könnte er unvermerkt die Lehren und Satzungen der römisch-katholischen Kirche ihnen offenbaren, um sie diesem Glauben nach und nach zuzuwenden.

Pastor Eiferer wurde betroffen, und versuchte ausweichend zu antworten, daß der junge Geistliche für jetzt seinen Studien nicht entzogen werden dürfe, und daß er daher Ihre Excellenz bitte, den für denselben sehr ehrenvollen Wunsch noch einige Zeit zu vertagen. Doch die Ministerin blieb dabei, daß es hart sein würde, der

Schwester das Glück zu entziehen, den Wiedergefundenen zu umarmen.

—Das würde ein Grund mehr sein, — entgegnete der Priester mit Ernst, — diesem jungen Sohne der Kirche den Eintritt in dieses Haus zu versagen; denn ein römisch-katholischer Priester hat keine Familie als die Kirche, und das Gelübde der Keuschheit gebietet ihm selbst die Umarmung der Mutter und Schwester zu meiden.

— Das wäre ja eine entsetzliche Strenge.

— Aber nothwendig, um in unserer Zeit, wo Leichtsinn und Unglauben wie ein Gespenst durch die Kirche ziehen, die geheiligten Bande fester und unauflöslicher zu knüpfen, die den Priester an den Altar binden.

— Nun dann möge sie sich begnügen, ihn wieder predigen zu hören. Wann wird er wieder die Kanzel betreten?

— Niemals! in hiesiger Kirche des heiligen Laurentius wenigstens nie wieder.

— Unmöglich, er ist ja erst als Caplan eingeführt.

— Hat sich aber des in ihn gesetzten Vertrauens unwürdig bewiesen. Indem ihm aufgegeben war, eine Ketzerpredigt zu halten, hat er ohne Erlaubniß seiner Obern versöhnende Zusätze, sowohl in der Einleitung als am Schlusse gemacht; auch verrathen, daß er im Geiste der kirchlichen Intoleranz und Propaganda, nicht aus eigenem Antriebe, sondern auf Befehl seiner Obern ge-

redet habe; hat er bewiesen, daß er noch nicht vom wahren Geiste der kirchlichen Weihen, die er empfangen, durchdrungen gewesen, und deshalb hat ihn Seine hochwürdige Gnaden, der Bischof, auf meinen Antrag um seines eigenen Seelenheils willen in das Seminar zurückgeschickt, um erst fest im Glauben zu werden, ehe man ihm die Seelsorge rechtgläubiger katholischer Christen wieder anvertrauen kann.

. . . .

Arme Johanna, Deine Hoffnung, den geliebten Bruder wieder zu sehen, war noch auf lange Zeit hinausgeschoben.

Der Geist der Duldsamkeit, Liebe und Versöhnung, wodurch Johannes im eigenen schönen Herzensdrange die unduldsame Strafpredigt, die man von ihm gefordert, versöhnend gemildert hatte, war ihm zum schweren Verbrechen angerechnet.

Ohne ihm ein Wort des Vorwurfs zu sagen, hatte ihn der Priester Eiferer beauftragt, einen Brief nach Trier an den dortigen Bischof zu überbringen. Dieser Brief aber war ein Uriasbrief. Unter dem Vorgeben, das Kloster St. * * * zu besuchen, hatte man ihn freundlich dorthin geführt.

Da aber erst, hinter kalten, verschlossenen Mauern, empfing er die Strafpredigt wegen seiner abtrünnigen Rede, und es wurde ihm eröffnet, daß die bischöfliche

Disciplinargewalt ihm als Pönitenz die strengste Klosterhaft, unter Gebet und Entbehrungen, vorläufig auf sechs Monate aufgelegt habe. Würde er alsdann seine Irrthümer abschwören, so solle er an einem anderen Ort als Weltgeistlicher wieder angestellt werden; sonst aber für die Dauer seines Lebens in ein Kloster von der strengsten Regel verwiesen bleiben.

. . . .

Legulegus hatte durch den Dr. Krokodilus, der sich überhaupt dem Jesuiten immer mehr als ein brauchbarer Agent empfahl, davon Kenntniß erhalten, daß Johanna den jungen Caplan als ihren Bruder erkannt habe.

Die Ministerin hatte ihm zudem Johanna Illger, die mit Schrecken ihren herzlosen Vormund wieder erkannte, als ihr Pflegekind vorgestellt, nicht ohne Andeutung, daß sie durch diesen Act der Humanität einen Anspruch mehr auf die Erbschaft aus Batavia errungen zu haben glaube, und der Rechtsconsulent sah nun, daß sich die Existenz dieser beiden in seinen Manualacten als verschollen angegebenen Illger'schen Kinder nicht mehr ignoriren lassen würde; er fürchtete ferner, daß sie wohl in den Augen des Bataviers des Tugendpreises für würdig gehalten werden konnten, und beschloß nun, sie zu verderben, oder auf's Neue verschwinden zu lassen.

Deshalb operirte er gegen Johannes, indem er den Priester Eiferer aufforderte, denselben wegen seiner In-

disciplin zu strenger Pönitenz in einem Kloster anzuzeigen.

Gegen die arme Johanna aber legte er eine tiefere Intrigue an, und beschloß, sich dazu der für jede Schlechtigkeit feilen Mitwirkung des Dr. Krokodilus zu bedienen.

Zuvörderst überhäufte er sie mit Freundlichkeit und bezeugte ihr eine fast zärtlich-väterliche Theilnahme, welche jedoch von der Art war, daß die arme Johanna sich von einem unheimlichen Frösteln überrieselt fühlte, wenn sie ihn kommen sah.

27.

Magdalena.

Madeleine Lalange hatte sich indeß eingerichtet, wie es ihr Tyrann, denn anders nannte sie im Innern den Rechtsconsulenten nicht mehr, ihr geboten hatte.

Er war bei ihr gewesen, und hatte Alles gut gefunden; den Tisch mit dem Crucifix, den Betstuhl, die breite Bank mit dem Strohsack und der groben, härenen Decke, die dreibeinigen hölzernen Schemel und die zinnerne Oellampe. Alle Meubeln von rohem Tannenholz, die überweißten Velour- und Atlastapeten, ihre Kleidung von grauem Merino, mit einem weißen leinenen Halstuch, einer weißen Schürze und Haube von

häßlicher Form, die jedes Haar verbarg, das Alles war gut und nach seiner Vorschrift eingerichtet.

Und dennoch war sie schön, und ihr sackweites Kleid, nur von einem einfachen Gürtel zusammengehalten, saß ihr elegant, das angesteckte weiße Leinentuch zeichnete die schönen Formen ihres Nackens und Busens, und eine schlanke Taille, zum Umspannen so fein; und die Haube diente dem lieblichsten Gesichtchen als eine, die Zartheit der Carnation besonders hervorhebende Einrahmung; denn das holländische Leinen, das sie trug, war so fein wie Batist und so weiß, wie frisch gefallener Schnee. Ueberhaupt hielt Madeleine, trotz ihrer Bekümmerniß, auf eine Sauberkeit und Ordnung an ihrer Kleidung und in ihren Umgebungen, die selbst diesem ascetischen Aufenthalt einen Reiz der Anmuth verlieh, wie man in den Zellen frommer Nonnen zu finden pflegt.

Legulegus legte auf ihr Betpult eine Bibel in schwarzen Sammet mit silbernen Ecken gebunden, den einzigen Luxus mit dem heiligen Gotteswort, den er ihr erlauben zu dürfen glaubte; daneben ein Gebetbuch in schwarzen Maroquin gebunden, und vor dem Bilde des Gekreuzigten stellte er zwei silberne Leuchter mit Wachskerzen auf, die sie Abends anzünden durfte.

— Der sündige Mensch, — sprach er, — muß sich erniedrigen in christlicher Demuth, und das Fleisch kreuzigen und kasteien; aber die Gottheit Christi muß der

Gläubige ehren durch kirchliche Pracht und Herrlichkeit, wie sie dem Könige des Himmels und der Erde gebührt.

Madeleine sah ihn fragend an, sie konnte sich nicht finden in diese neue, veränderte Richtung ihres Herrn und Meisters, der bisher nur weltliche Gespräche mit ihr geführt hatte.

Legulegus fühlte sich getroffen.

— Nun, nun, — sprach er begütigend, — fern sei es von mir, die Gewissensfreiheit irgend eines Menschen beschränken zu wollen; glauben Sie, liebe Madeleine, in religiösen Angelegenheiten wie und was Sie wollen, aber bedenken Sie stets, daß Sie Ihre allerdings peinliche Lage ohne Lebensklugheit nie verbessern werden. Ich kann Ihnen nicht oft genug wiederholen, daß Ihre früheren Verhältnisse, die man nie vergessen wird, nur dann vor der Welt mit dem Mantel der christlichen Liebe zugedeckt werden, wenn Sie vor der Welt Reue und Bußfertigkeit offen an den Tag legen. Bedenken Sie stets, liebe Madeleine, jenseits dieser kurzen Prüfungszeit werden alle Herrlichkeit und Freuden der Welt sich vor Ihnen aufthun, mit Reichthümern überschüttet und an der Hand eines Gatten, der zu den geehrtesten und geachtetsten in hiesiger Residenz gehört, wird Alles, was die große Welt an Eleganz und Notabilitäten hat, zu den Füßen der ersten Dame der Residenz, der wunderschönen Frau des Ministers von

Legulegus liegen, denn dieses Ziel liegt mir nicht mehr fern.

Der Rechtsconsulent hatte damit seine Pläne verrathen, die ihm noch tiefer im Hintergrunde der Seele lagen; er war zu klug, um dergleichen gefährliche Geheimnisse unbedachtsam auszuplaudern, und da er nicht der Mann darnach war, nur ein Wort ohne Ueberlegung und kluge Berechnung sich entschlüpfen zu lassen, so dürfen wir wohl annehmen, daß er Madeleine, die er als Weltkind kannte, durch solche Vorspiegelungen für seine Pläne zu gewinnen suchen wollte.

Aber für Madeleine hatte der Gedanke, die Gattin dieses Menschen zu werden, etwas Empörendes und Abschreckendes. Wir wissen, wie sehr schon die Idee einer religiösen Heuchelei sie verletzte; aber sie war gebunden durch das furchtbare Geheimniß, das ihre Freiheit und ihr Leben bedrohte, und lebensklug, wie alle Menschen, die eine Zeit lang in so gedrückten Verhältnissen gelebt haben, wie diese Unglückliche, hielt sie es für angemessen, sich zu fügen, und ihm wenigstens ihren Abscheu zu verbergen. Sie hatte den Muth verloren, sich ihm offen zu widersetzen.

So versprach sie denn mit leiser, fast tonloser Stimme, denn es geschah nicht ohne Gemüthsbewegung, seinen weisen Rathschlägen zu folgen.

. . . .

Am Abend desselben Tages kamen Träger und brachten ein schönes Bett mit feinen Ueberzügen, einen mit Plüsch überzogenen Fauteuil, und andere elegante Meubeln.

Der junge Tischlergesell war der Führer dieser Träger, und trat zuerst ein bei Madeleinen, und sagte ihr nicht ohne einige Befangenheit: der Herr Justizrath Legulegus habe ihm befohlen, wenigstens ihr nach hinten hinaus gelegenes Schlafstübchen wieder wohnlich einzurichten, damit ihr nicht auf dem ungewohnten harten Lager die Nachtruhe genommen werde.

Madeleine war zu sehr an eine gewisse Behaglichkeit der Existenz gewöhnt, sie hatte zu peinlich diese während ihrer langen Gefangenschaft entbehrt, um nicht bei einiger Ruhe und Ueberlegung mit Furcht und Grauen auf ihr ärmliches Lager, auf ihre harten und schmucklosen Meubeln zu blicken. Sie erkannte mit Vergnügen die früher in ihrem Besitz gewesenen Sachen und nahm jetzt mit Dank diese Verbesserung ihrer Lage an. Sie war dem jungen Tischlergesellen mit dem ihr eigenen Geschmack behülflich, das schmale, nur mit einem Fenster versehene Boudoir so behaglich und freundlich als möglich einzurichten.

Das war denn doch wenigstens ein kleiner Trost in ihrer seltsamen Lage, und bei dieser Gelegenheit lernte sie den jungen Gustav Wahrlieb als einen geraden, biedern, bescheidenen und gemüthlichen jungen Mann

kennen, dem es durchaus nicht an einem gewissen Grade von Bildung mangelte, wie man sie heute auch vielfältig unter den Genossen des Handwerksstandes antrifft.

Als er mit seiner Arbeit fertig war, sagte er zu ihr:

— Nun aber, Mamsell, hätte ich noch eine große Bitte: Um sie nur zu der Annahme dieser Ihnen so nothwendigen Sachen zu bewegen, habe ich es Ihnen verrathen müssen, daß ich Auftrag vom Herrn Justizrath hatte, sie Ihnen zu bringen; er sagte mir aber, daß er thun würde, als wüßte er nichts davon, um nicht in Widerspruch mit seinen eigenen Forderungen zu gerathen. Deshalb ersuche ich Mamsellchen ganz gehorsamst, sich doch ja nichts gegen den Herrn Justizrath davon merken zu lassen, und wenn derselbe nicht selbst davon anfängt, die bessere Einrichtung Ihres Schlafzimmers nicht zu erwähnen, am wenigsten ihn dort einzuführen. Ich wiederhole noch einmal: der Herr Justizrath würden sehr ungehalten auf mich sein, daß ich geplaudert habe und wir würden einen guten Kunden an ihm verlieren.

Madeleine versprach zu schweigen; als sie aber die Verlegenheit des jungen Mannes sah, da kam ihr der Gedanke: Wie? wenn das eine Galanterie von dem jungen Manne wäre, der meinen Verdruß über den Verlust dieser Sachen gesehen, und nun auf eine zarte Weise mich wieder in den Besitz derselben hätte setzen

wollen? Sie erinnerte sich seines früheren Anerbietens, und zweifelte kaum noch daran.

So dankte sie denn dem jungen Tischlergesellen mit einer Wärme, die diesen bis in den dritten Himmel entzückte. Sie nöthigte ihn zum Sitzen, was aber der bescheidene junge Mensch erst alsdann annahm, als sie selbst aufstand und sagte: — Nun, dann muß ich auch stehen bleiben.

So saß ihr denn Gustav Wahrlieb im stillen heimlichen Schlafgemach, während die Thüren wie gewöhnlich verschlossen waren, gegenüber, und Madeleine sah ihm immer tiefer in's Auge, während Beide immer zutraulicher mit einander plauderten.

Madeleine machte im Stillen die Bemerkung, daß dieser der einzige Mann sei, den sie nicht für falsch halte, und dem die sittliche Reinheit und redliche Herzensgüte aus den treuen, blauen Augen blicke. Immer mehr schien sie sich für ihn zu interessiren, und Gustav war ganz durchdrungen von ihrer Holdseligkeit und Liebenswürdigkeit.

Erst spät, gegen 10 Uhr Abends, verließ er sie und bat um Erlaubniß, wieder kommen zu dürfen, wenigstens, fügte er erröthend hinzu, wenn mich Geschäfte hierher führen.

— Der Besuch eines so bescheidenen jungen Mannes, — entgegnete Madeleine, — kann mir als Er=

heiterung für meine einsamen Stunden nur angenehm sein.

Beim Abschiede reichte er ihr treuherzig seine schwielenreiche Hand; sie legte ihre feine, weiße Hand hinein, die er festhielt, denn es war ihm, als hänge das Glück seines Daseins davon ab, diese liebe kleine Hand durch die ganze Dauer seines Lebens in der seinigen zu behalten.

Wenigstens mögen seine treuen, biedern Augen Verräther solcher Gedanken gewesen sein, denn sie fühlte, wunderbar geheimnißvoll von seinem bittenden, fragenden Blick sich getroffen und bewegt, und schlug erröthend ihre Augenlider mit den langen, glänzenden Wimpern nieder.

Endlich sagte Gustav: — Gute Nacht! — und entließ mit einem Druck der Hand, der ihr durch alle Nerven zuckte, die ihrige.

Und sie entgegnete: — Gute Nacht! — mit der tiefen Melodie des Flötentons ihrer schönen Stimme.

Das war Alles so einfach, so einsylbig, wenn wir wollen, und doch, wie bedeutsam!

Er war fort, und Madeleine saß noch da, wie eine Träumerin.

Solche Gedanken, und wieder solche Empfindungen waren ihr noch nie durch den Sinn gekommen. Sie hätte wünschen mögen in diesem Augenblick, in dem Stande eines geringen Handwerkers geboren, und nie-

mals aus der beschränkten Sphäre solcher Arbeiterfamilien herausgekommen zu sein; dann aber dachte sie wieder mit Schrecken, ja mit Entsetzen an ihre früheren unsittlichen Verhältnisse; an das Verbrechen, dessen man sie beschuldigt hatte; an Zuchthaus und Züchtlingskleidung.

Sie wurde blaß, denn alles Blut war ihr zum Herzen getreten, das krampfhaft klopfte.

Endlich rief sie aus:

— Welcher Unsinn, er und ich; der Reine und die Gefallene; ich wäre ja doch seiner nicht würdig!

. . . .

Am anderen Tage erhielt sie den ersten Besuch von dem frommen Prediger Sebaldus, dem geistlichen Beistande des wohlthätigen Frauen-Vereins.

Der Geistliche redete sie an mit freundlichen Worten, die im Anfange wohlthuend in ihre bekümmerte Seele drangen.

— Verkennen Sie den Zweck meines Besuches nicht, — sprach er mit einer milden, einschmeichelnden Stimme, — ich komme nicht aus menschlicher Neugier, oder um irdischer Dinge willen; es ist die tiefe Bekümmerniß um das Heil Ihrer Seele, die mich hierher zu Ihnen führt. Ich vernahm in einem Verein wohlthätiger Frauen die Geschichte Ihres Leidens und Ihres Lebens, und hörte mit heißen Freudenthränen, daß Ihre Seele sich von weltlicher Eitelkeit dem ewigen Heil zugewendet habe,

und da haben mich die edlen Menschenfreundinnen ersucht und beauftragt, Ihnen beizustehen im Kampfe mit der Hoffart, die zu allen Sünden treibet, wenn der Mensch von Gott abfällt und sein Herz von seinem Schöpfer weichet.

Bei dieser Anrede füllten Thränen ihre schönen Augen und sie dankte dem Geistlichen für seine christliche Liebe, womit er sich der Gefallenen annehme.

So weit war die Einleitung dieses geistlichen Zuspruchs befriedigend und beruhigend für ihr Gemüth, allmälig aber ging der Geistliche über zu der Rolle des Strafpredigers, indem er ihr mit erhobener Stimme zurief: — Wehe den abtrünnigen Kindern, die ohne mich rathschlagen. Hoffart treibt zu allen Sünden, und wer darin steckt, richtet viel Greuel an; darum hat der Herr allezeit den Hochmuth geschändet und gestürzet.

Da regte sich in ihr ein Bewußtsein, als habe der Geistliche den Zustand ihrer Seele noch keinesweges ergründet und erkannt. Er eiferte gegen Hoffart und Hochmuth, und das war nie ihr Fehler gewesen.

Wir vermögen nicht seiner ganzen Rede zu folgen, weil sie ziemlich unklar von einem Satz zum anderen übersprang und im Ganzen viel mystisches Dunkel enthielt, nur einzelne Kernstellen derselben mögen hier angedeutet sein:

— Der Mensch ist in Sünden geboren von wegen

der Erbsünde, die von dem ersten Menschenpaar herrührte, als Eva sich verleiten ließ, vom Baum des Erkenntnisses zu naschen.

Schon bei diesen Worten war ihre Illusion gestört, daß sie durch diesen geistlichen Zuspruch den Frieden ihrer Seele wieder gewinnen werde. Und er fuhr fort:

— Und da Christus allein für unsere Sünden am Marterholz gestorben, und dann zum Himmel und wieder nieder zur Hölle gefahren ist, um dort die Verdammten zu erlösen, so folgt daraus, daß der sündige Mensch nichts thun kann, um Vergebung seiner Sünden zu erlangen, als daß er sich mit Andacht im Gemüthe zum Herrn Herrn wende, und zum Erlöser Tag und Nacht bete, daß in ihm die ewige Gnade zum Durchbruch kommen möge.

Da konnte ihr sonst klarer Verstand seinen mystischen Gedanken nicht mehr folgen und in der Besorgniß, ihren würdigen Seelsorger vielleicht mißverstanden zu haben, fragte sie unschuldig:

— Ich bitte, meiner menschlichen Schwachheit zu Hülfe zu kommen, hochwürdiger Vater! und einige Zweifel zu beseitigen.

— Rede, meine Tochter in Christo.

— Sie sagen, der Mensch sei mit der Erbsünde auf die Welt gekommen.

— Ja, meine Tochter, wegen des Sündenfalles des ersten Menschenpaares.

— Wie aber kann Sünde forterben, die doch ein moralisches Gebrechen, kein körperliches ist.

— Ja die Sünde erbt fort, sie wird dem Menschen eingeboren, so steht in der Schrift.

— Gott hat aber doch die Menschen geschaffen und zwar nach seinem Ebenbilde, so steht doch auch in der heiligen Schrift.

— Allerdings, aber mit der Sünde belastet, von der erst Christus die Menschheit erlöset hat; denn er ist für unsere Sünden am Kreuze gestorben.

— Darin, Herr Prediger, entschuldigen Sie, aber ich wünschte mich belehren zu lassen, kann ich mich nun wieder nicht finden; wenn die Sünde ein persönliches und moralisches Gebrechen ist, wie kann der Menschheit dasselbe durch die Hinrichtung Jesu am Kreuze, also eines Unschuldigen, abgenommen werden; wie vereint es sich mit der Gerechtigkeit Gottes, den Sündenreinen so martervoll hinrichten zu lassen für die Sünden der Welt, und wenn die Menschheit dadurch sündenrein geworden ist, wie kann nun jetzt noch von Sündenvergebung, von Reue und Buße die Rede sein? Wie soll ich diese Widersprüche lösen, die sich meinem Verstande aufdrängen, und meine Seele nicht zur Beruhigung kommen lassen.

— Verlaß Dich auf den Herrn von ganzem Herzen und verlaß Dich nicht auf Deinen Verstand, so heißt es in den Sprüchen Salomonis, und danach hat der Mensch in seiner irdischen Schwachheit sich wohl zu achten und zu richten. Jetzt aber, meine Tochter in Christo, lasse uns beten, damit Du nicht in Anfechtungshitzen fallest; sprich mir nach das Bußgebet, so ich Dir vorsagen werde:

— Und Reue und Besserung sind sie nicht der Weg, um Gnade vor Gott zu finden?

— Bete und Dir wird geholfen werden!

Und nun faltete er andächtig die Hände und sprach mit meckernder Stimme, welche die fromme Bewegung andeuten sollte, eines jener pietistischen Muckergebete, das so beginnt:

Ich bin ein Sündenaas,
So ganz voll Stank und Maden,
Mich armes Rabenfraß
Nimm auf im Schooß der Gnaden!

Madeleine schwieg, stand auf von ihren Knieen, und wich einen Schritt zurück.

— Nun? — fragte er mit strengem Blick, indem er sich unterbrach, — nicht nachbeten?

— Herr Pfarrer, das ist ja baarer Unsinn, wie kann ein vernünftiger Mensch so etwas nachsprechen?

Nun aber begann der Geistliche eine Strafpredigt,

die erst mit lieblichen gelispelten Worten anfing, indem er sie beschwor mit tausend Thränen, wie er sagte, obgleich er keine einzige vergoß, um das Heil ihrer unsterblichen Seele willen sich zu kasteien und das Fleisch zu kreuzigen und Bußgebete und Gesänge Tag und Nacht zu sprechen und zu singen; dann schloß er donnernd: — Du bist vor dem Herrn ein Greuel, ein Sündenaas voll Stank und Maden, eine Ehebrecherin, Schandh . . . . und Kindesmörderin. . . . . .

Da stand Madeleine auf und sprach mit Würde: Schämen Sie sich solcher Schmähungen, ist das der Gott der Liebe, dessen Wort zu verkünden Ihr Beruf ist? Weichen Sie von mir, denn um gemeine Schimpfreden zu hören, habe ich einem Diener des Herrn meine Thür nicht geöffnet.

— Wehe, wehe, wehe über die unbußfertige Sünderin, wehe, wehe und dreimal wehe!

Madeleine verließ das Gemach in tiefster Entrüstung und begab sich in ihr freundliches Schlafzimmer, dessen Thür sie hinter sich zuschloß. Er aber klopfte mit beiden Fäusten an die Thür und rief in zelotischem Feuereifer:

— Ich aber, als ein verordneter Diener des Herrn, verkünde Dir, daß Du ewig brennen werdest in der Hölle und neun und neunzig Legionen Teufel werden

Dir die Eingeweide aus dem Leibe haspeln und das Aas den Raben vorwerfen.

. . . .

Bei diesem einen Besuche blieb es nicht. Immer fing der pietistische Geistliche seine Buß- und Ermahnungsreden mit Milde und sanfter Stimme an, ging dann zu schrecklichen Drohungen über, malte mit glühenden Farben die ewigen Qualen im brennenden Höllenpfuhl, wo es nach Pech und Schwefel rieche, und dann, wenn Madeleine entrüstet über den Unsinn ihn verließ, endete er mit dem Anathema von Verfluchung und Schimpfreden.

Dann wieder kamen Frauen vom Wohlthätigkeitsverein, die dazu Auftrag hatten, die hartnäckige Sünderin, wie sie Sebaldus nannte, zu bekehren. Aber obwohl es redliche, wohlwollende und ruhig verständige Frauen in solchen Vereinen giebt, die wohl geeignet gewesen wären, sich ein so bekümmertes Herz wie das der armen Madeleine in Liebe und Reue aufzuschließen, so war doch die Wahl auf zwei fromme Wittwen gefallen, die man Sonntags jeder Zeit Vormittags in der Kirche sah, die niemals fehlten in den abendlichen Betstunden, welche Sebaldus in den Wochentagen hielt, die dem Missionsverein angehörten, und die thätigsten Mitglieder des Magdalenenvereins für Versorgung und Besserung entlassener weiblicher Strafgefangenen waren,

daß Madeleine eben so wenig an ihren Ermahnungen sich erbauen konnte. Und wollte sie nicht gerade unartig gegen diese Frauen, die unter dem Mantel der christlichen Liebe sich ihrer annahmen, erscheinen, so mußte sie ihr frommes Geschwätz anhören, mußte mit ihnen beten und Psalmen singen und dann wieder lange Bibelstellen vorlesen hören, welche dann vom heiligen Geiste inspirirt Frau Salbader, die Wittwe eines Chirurgus und Barbiers, und Madame Senf, eines bankerotten Kaufmanns Wittwe, zu erklären suchten durch einen wahren Gallimathias von baarem Unsinn.

Madeleine wäre längst auf gutes Glück davongelaufen, hätte sie nicht eine so entsetzliche Furcht vor Gensdarmen und Gefängnissen gehabt, und wären nicht schönere, trauliche Abende einer Geist und Gemüth erweckenden Freundschaft ihr zu Theil geworden.

So waren einige Monate unter den mancherlei Bekehrungsversuchen und stillen Freuden ihrer Prüfungszeit hingegangen und Legulegus kam einige Mal in die Nothwendigkeit, ihr seine verblümten Drohungen vorhalten zu müssen, um sie zu zwingen, gegen die Frommen mindestens den Ausdruck ihres Abscheus zurückzuhalten.

. . . .

Gustav Wahrlieb hatte ihr schon am folgenden Abend, nachdem er ihr wieder ein behagliches Gemach eingerichtet hatte, blühende Hyazinthen gebracht, und

da sie die Blumen sehr liebte und sich darüber freute, so brachte er ihr später noch einen blühenden Rosenstock und ein Myrthenbäumchen mit weißen Blüthenknospen. Er hatte ein Rosabändchen darum geschlungen und auf dem einen stand geschrieben: „Liebe“, auf dem andern, „Brautkranz“.

Als er die Blumen überreichte, und sie solche mit sichtbarer Freude in Empfang nahm und sie auf ihre Fensterbank stellte, lächelte er sie so glückselig an und dabei doch so schüchtern und mädchenhaft erröthend, daß Madeleine schon auf den lieben, freundlichen Gesichtszügen des jungen Mannes las, was er auf dem Herzen hatte.

Als sie nun aber auf dem rothen Bändchen an der Rose und der Myrthe die Inschriften „Liebe“ und „Brautkranz“ las, da wurde ihr so weh um's Herz, weil sie fühlte, daß ein solches stilles Glück, dessen Größe sie nie zuvor nur geahnet hatte, ihr nie zu Theil werden könne.

— Mein lieber Freund, — sprach sie nach einiger Selbstüberwindung zu ihm, indem sie ihm die Hand reichte, Sie meinen es so gut und ehrlich mit mir, und Gott allein weiß es, wie dankbar ich das erkenne und wie wohl mir solche Gesinnungen thun; aber ich würde mich schwer an Ihnen versündigen, mein guter Herr Wahrlieb, wenn ich nicht offen gegen Sie redete über

meine unglücklichen Verhältnisse; hören Sie meine Geschichte, dann aber beklagen Sie Ihre arme Freundin, wenn Sie dann noch einen Funken Achtung und Wohlwollen für mich haben können.

Und nun erzählte sie ihm unter Thränen die Geschichte ihrer Verirrungen, die wir schon kennen, und verschwieg selbst nicht mit tiefer Beschämung und niedergeschlagenen Blicken die Geburt eines Kindes, dessen Vater der Prinz gewesen sei, der sie verführt und verstoßen habe, und bekannte die schrecklichen Folgen dieser Katastrophe für ihre Ehre und Freiheit. Sie leugnete dann auch nicht, daß sie aus der Strafanstalt nicht gebessert, sondern mit dem unglücklichen Hange zum Vergnügen und zum Glanz, der der Grundstein ihres Ruins gewesen, wieder in die Welt getreten sei, und wie sie schmachbeladen zu dem Justizrath in ein abhängiges Verhältniß getreten; dann aber, da doch das Herz an etwas hangen müsse, mit einem Unwürdigen in ein Liebesverhältniß gerathen, das aber völlig abgebrochen sei.

— Sie sehen mich hier, — fuhr sie fort, — zwar in der Kleidung und der Rolle einer Büßerin, aber Ihnen, mein theurer Freund, bin ich das Geständniß schuldig, daß beides mir aufgedrungen wurde durch eine entsetzliche Drohung dieses schrecklichen Rechtsconsulenten, daß weder der Geistliche, noch die frommen Frauen

des Wohlthätigkeitsvereins, die mich besuchten, in ihrer unsinnigen, frömmelnden Weise den geringsten Eindruck auf mein Gemüth gemacht haben. Wohl aber fühle ich, daß eins mich veredlen könnte, und das wäre eine reine Liebe zu einem redlichen und tugendhaften jungen Mann, wie Sie sind, mein lieber Gustav. Ach, Sie werden wohl gefühlt haben, wie sehr mein armes verkümmertes Herz zu Ihrer edlen Reinheit der Gesinnung und schönen Einfalt des Charakters sich hingegogen fühlt; aber eben deshalb ist es meine heiligste Pflicht, denn Ihnen fehlt noch alle Erfahrung — — es gerade und offen auszusprechen, daß ich einem solchen stillen Glück, die Gattin eines redlichen Bürgers zu werden, für immer entsagen muß.

Mit Erschrecken sah sie jetzt, wie der junge Mann blaß geworden war. Selbst seine Lippen hatten alle Farbe verloren.

— Fassen Sie sich, Gustav, — sprach sie, — sein Sie ein Mann, bedenken Sie, ich bin ein schwaches Weib und habe Kraft, Ihnen das zu sagen, aber machen Sie mir den Sieg der Pflicht nicht allzu schwer; wir müssen scheiden, wir dürfen uns nie, nie wieder sehen. Leben Sie wohl, mein lieber, lieber Freund, leben Sie wohl für immer.

Gustav war wie vernichtet.

— Es ist zu spät, — sprach er ganz leise,. — ich kann

nicht mehr von Ihnen mich lossagen. Sie sind so groß, sogar in Ihrer Erniedrigung. Erlauben Sie wenigstens, daß ich meinen lieben Eltern Ihre Geschichte erzähle — — und dann — — was diese bestimmen, das soll gelten! Nicht wahr, Madeleine, liebe Madeleine, wenn meine Familie keinen Anstoß daran nimmt, mein Herz betrachtet Ihre Vergangenheit wie eine dunkle Schicksalsnacht, aus der Sie verklärt und gereinigt zum ewigen Lichte der Glückseligkeit aufsteigen werden. Nicht wahr, meine liebe Madeleine, mein Vater und meine Mutter dürfen Sie erst kennen lernen, ja?

— Wenn Sie mich dessen würdigen werden, — sprach Madeleine.

Ihre schönen Augen flammten ihn an mit rührender Resignation und unbewußter Zärtlichkeit. Und er war glücklich in seinem Schmerz; denn welcher Liebende glaubt nicht, daß schon der Anblick der Geliebten genügen werde, Alles für sie einzunehmen und jedes Herz ihm zuzuwenden, wie sie das seinige zu gewinnen gewußt hat.

— Adieu, meine liebe, liebe Madeleine, — sprach er mit den innigsten Tönen der Liebe, indem er ihre Hand festhielt und ihr so lieb und treu in's Auge blickte, — adieu, auf baldiges Wiedersehen.

Und er kam wieder und immer wieder, aber er war immer stiller und blässer geworden, und schien am Herz=

weh krank zu sein; denn von seiner Liebe wagte er nicht zu reden, ehe er mit seinen lieben Eltern nicht darüber gesprochen hatte, und dieses wagte er wieder nicht; denn sein Vater war ein ehrliebender Bürger und welche Geschichte hatte Madeleine gehabt?

Endlich drang ihm die zärtliche Besorgniß seiner liebevollen Mutter ein Geständniß ab — und . . . . .

. . . .

Am folgenden Abend kam ein einfach bürgerlich gekleideter, bereits etwas ältlicher Mann zu Madeleinen.

Eben so schlicht und einfach war er in seinem Wesen, das auf den ersten Blick Zutrauen einflößte.

— Entschuldigen sie, Mamsell, — sprach er nach der ersten Begrüßung, — daß ich so geradezu und ungerufen zu Ihnen komme. Ich bin Ihnen wohl nicht bekannt, aber mein Sohn Gustav hat mir so viel Liebes und Gutes von Ihnen gesagt, daß ich vor allen Dingen wünschte, Ihre Bekanntschaft zu machen.

— Sie sind der Vater des trefflichen jungen Handwerkers, der für mich in meinem Unglück so viel menschenfreundliche Güte gehabt hat?

— Ja, ich bin der Tischlermeister Wahrlieb; mein Sohn ist ein herzensguter Junge; aber ihm fehlt noch Menschenkenntniß, und darum habe ich es übernommen, ... nehmen Sie es mir nicht übel, Mamsell,

daß ich es so gerade heraus sauge, wie es meine Gewohnheit einmal ist. . . . Ihnen ein wenig auf den Zahn zu fühlen.

— Mein guter Mann, — seufzte Madeleine, — hat Sie Ihr edler Sohn mit meiner unglücklichen Vergangenheit bekannt gemacht, so werden Sie erkennen, daß sie nicht vorwurfsfrei war; ich habe ein in Leichtsinn und Vergnügungssucht vergeudetes Leben zu beklagen, darum aber glauben Sie nicht, daß die Rolle einer Büßerin, die ich jetzt leider zur Schau tragen muß, eine andere ist, als eine mir aufgezwungene, die ich verabscheue. Und dennoch. . . . .

— Nehmen Sie mir es nicht übel, Mamsell, aber ich kenne ihre Geschichte, ich weiß, mit welchen teuflischen Vorspiegelungen ein hoher Herr, mit Hülfe eines heuchlerischen Geistlichen, Sie umgarnt und zum Fall gebracht hat. Ihr menschlicher Fehltritt findet gewiß in Gott einen gnädigen Richter, wenn Sie aufrichtig bereuen und ihren Leichtsinn, Ihre Vergnügungssucht ablegen; aber daß Sie jetzt die büßende Magdalene spielen, daß Sie vor den Leuten sich zu kasteien scheinen auf hartem Lager, während Sie heimlich ein gutes Bett und alle Gemächlichkeiten des Lebens angenommen haben daß Sie dort die Bibel aufgeschlagen liegen haben, ohne jene wahrhaft fromme Hingebung, die dazu gehört, um nicht als religiöser Heuchler verächtlich zu

werden, das, Mamsell, aufrichtig gesagt, gefällt mir nicht.

— Mir noch viel weniger, — rief Madeleine in Thränen ausbrechend, — aber ich bin gezwungen durch eine entsetzliche Drohung meines Tyrannen.

Und nun erzählte sie dem redlichen Wahrlieb die Geschichte der Geburt eines Kindes und dessen Todes, höchst wahrscheinlich in Folge ihrer Unerfahrenheit und der verheimlichten Geburt; und von dem Protokoll und ärztlichen Gutachten, was der Justizrath aus den Acten entwendet habe, erzählte sie ihm und von dessen schrecklicher Drohung, von ihrer Weigerung und der endlich erkannten Nothwendigkeit, nachzugeben. Sie erzählte von den Besuchen des Pfarrers Sebaldus und der frommen Frau und wie sie sich dabei benommen habe, und fügte hinzu, daß, wenn sie auch nicht durch Gebet und Kasteiungen als zerknirschte, reumüthige Sünderin vor der Welt bestehen könne, so sei doch durch die entsetzliche Katastrophe einer solchen Drohung in ihr der unselige Hang zum Vergnügen und alle thörichte Eitelkeit für immer unterdrückt, und erst durch Gustav's einfaches Wesen habe sie das stille Glück einer anspruchslosen, bürgerlichen Existenz kennen gelernt, aber ach! auch gleichzeitig wieder den Schmerz empfunden, daß sie durch ihre Entehrung unter schmachvollen Kerkerleiden jeden An=

spruch verloren habe, jemals in einer redlichen und ehrliebenden Bürgerfamilie Aufnahme zu finden.

— Verzweifeln Sie nicht daran, liebe Mamsell, — sprach der redliche Handwerker mit einer Zutrauen einflößenden, wohlmeinenden Zuversicht, — es giebt immer noch, auch im geringen Stande, wahrhafte Menschenfreunde, die Charakterstärke genug haben, um sich über gewisse Vorurtheile hinwegzusetzen, d. h. wenn der Gegenstand der Fürsorge dessen würdig ist. Es wäre ja entsetzlich, wenn der Gefallene, der durch seinen ganzen Lebenswandel eine gänzliche Besserung und Sinnesänderung zu erkennen giebt, vor Menschen keine Gnade finden sollte, da er doch vor Gott gereinigt dasteht. Der Fall einer wahrhaften Besserung ohne alle Heuchelei und Hinterhalt, besonders nach einer langen, verbrecherischen oder sündhaften Gewohnheit, mag wohl äußerst selten sein, allein grausam wäre es doch, wegen neun und neunzig undankbarer und unverbesserlicher Subjecte auch dem Hundertsten selbst die Möglichkeit der Rückkehr zur Achtung der Menschen abzuschneiden. Wahrlich, die Meisten von denen, die zum zweiten und dritten Male wegen derselben Verbrechen in die Zuchthäuser zurückkehren, würden zur Rediichkeit zurückgekehrt sein, hätte nicht der Hohn, das so oft gerechte Mißtrauen und der Mangel an Menschenfreundlichkeit ihrer Mitbürger ihnen jeden rechtlichen Erwerb, selbst die noth-

dürftigste Fristung ihres Lebens durch Arbeit für immer abgeschnitten. Deshalb aber haben bis jetzt die meisten Vereine für Beaufsichtigung und sittliche Hebung auf Versorgung entlassener Strafgefangenen so wenig gewirkt, weil den meisten Mitgliedern die wahre, aus dem Herzen quellende Menschenliebe fehlt, und weil andere wieder alles verkehrt anfangen und mit ihrer Frömmelei helfen wollen, wo nur eine gesunde, kräftige Liebe helfen und retten kann.

— O wie schön, wie wahr! — rief Madeleine voll Begeisterung.

— Ihnen aber, liebe Mamsell, kann nur geholfen werden, wenn Sie sich entschließen würden in eine achtbare Familie, sei es auch vorerst nur in dienenden Verhältnissen einzutreten.

Madeleine schrak zusammen. Der Gedanke als Magd zu dienen, war ihr in Erinnerung an ihre früher so glänzende, jedenfalls an die Bedürfnisse eines vornehmen Lebens gewöhnte Existenz, so neu, so unerhört, daß sie einiger Minuten bedurfte, um sich nur mit einer solchen Möglichkeit einigermaßen zu befreunden.

Dann aber dachte sie wieder an ihre noch viel tiefere Erniedrigung im Zuchthause, und da erschien ihr das Loos einer anständigen Magd noch als ein viel höher stehendes und achtbares, und nun reichte sie dem würdigen Handwerker beide Hände und sprach: Ich bin die

Ihrige, verschaffen Sie mir einen Dienst, wo möglich bei einer Herrschaft, die Unglück, ein selbst verschuldetes, durch Schweigen zu ehren weiß, — — und ich gebe Ihnen mein heiliges Wort, daß ich Ihrer Empfehlung Ehre machen werde — — nur um das Eine beschwöre ich Sie, retten sie mich vor diesen Frömmlern und werkheiligen Heuchlern, die mehr Seelen zu Grunde richten und selbst dem Wahnsinn überliefern, als dem Himmel zuwenden; retten Sie mich selbst vor dem teuflischen Glanz des Reichthums, den man mir blendend zeigt und im Hintergrunde eine glänzende eheliche Verbindung, die mir noch schrecklicher wäre, als selbst der Tod.

— Was wollen Sie damit sagen, mein Kind? verschweigen Sie nichts, betrachten Sie mich wie Ihren Vater, dem Ihr Wohl wahrhaft am Herzen liegt.

Madeleine küßte mit innigster Rührung und kindlicher Demuth seine rauhe Hand.

— Wie gut Sie sind, — rief sie, — wie menschenfreundlich, ganz wie Ihr edler Sohn!

Und nun erzählte sie ihm die Pläne und Anträge des Rechtsconsulenten und verschwieg ihm nicht die Bedingung, das Vermögen, welches die Erbschaft aus Batavia unter seiner Vermittelung ihr zuwenden würde, nach ihrem und seinem Tode den Jesuiten zu vermachen.

— Ha, die Füchse! — rief Wahrlieb überrascht, — haben sie sich auch hier eingeschlichen? das erklärt mir Manches. Nur Geduld, die Schlauen muß man suchen mit Schlauheit zu überwinden; denn mit Gewalt läßt sich nichts ausrichten gegen eine solche im Finstern schleichende Macht. Sie aber, liebe Magdalena, erlauben Sie, daß ich Sie, wie der Vater seine Tochter bei Ihrem Taufnamen nenne.

— O wie gern, wie dankbar bin ich Ihnen dafür!

— Nun gut, Ihr Abscheu gegen diesen betrüglichen Glanz des Reichthums, gegen diese verabscheuungswürdige Verbindung, hat mein Vertrauen zu Ihrer gänzlichen Sinneswandlung erhöht. So sei es denn gewagt, Gott helfe, daß es zum Guten ausschlage. Vor allen Dingen müssen Sie fort aus diesem verrufenen Hause und in eine anständige Bürgerfamilie eintreten. Ich werde das schon bei dem Vorstand des wohlthätigen Frauenvereins, den wir nicht vor den Kopf stoßen dürfen, ausmachen. Auch der Justizrath wird unter diesen Umständen seine Zustimmung nicht versagen dürfen. Sind Sie einmal der finstern Macht entzogen, die bis jetzt Ihr entsetzliches Verhängniß beherrschte, so wird Ihr Geschick sich noch freundlich wenden; bis dahin vertrauen Sie auf Gott und gute Menschen.

. . . .

Und schon am folgenden Abend kehrte er zurück.

— Alles ist genehmigt, — sprach er mit freundlichem Wohlwollen, — Sie werden in eine redliche Bürgerfamilie eintreten, nicht als Magd, sondern als treue Helferin einer guten, aber kränklichen Hausfrau, an der Sie eine zweite Mutter finden werden.

Magdalena war außer sich vor Rührung und Freude. Sie kniete vor ihm nieder und küßte seine Hände und bat ihn, sie als eine ewig dankbare Tochter zu betrachten und wie ein Vater unter seine Obhut zu nehmen.

In diesem Augenblick öffnete sich die Thür und am Arm eines jungen hübschen Mannes trat eine kleine, blasse schwächliche Bürgerfrau ein, deren sanfte, freundliche Gesichtszüge auf den ersten Blick für sie einnahmen.

— He, da ist meine Alte und mein Junge, — rief Meister Wahrlieb lustig, — tritt näher, Elisabeth, komm her, Gustav, seht dieses schöne liebe Kind, das ich Deiner werth befunden habe, bittet um meinen väterlichen Segen, ich dächte, wir machten ein Ende davon, da, Bursche kniee nieder, dann habe ich zwei liebe Kinder zu segnen.

. . . .

Es war des Tischlermeisters Wahrlieb Haus, in das sie eingeführt wurde, nicht als Magd, sondern als Tochter war sie aufgenommen.

28
Die Staatsinquisition.

— Wie ich die Ehre gehabt habe auszuführen, Excellenz, wenn Hülfe von einer Erhebung des Volks in Masse zu erwarten wäre, wie anno zwölf und dreizehn, so würde ich ausrufen: Hannibal ante portas, ja, die höchste Gefahr ist vor den Thoren, aber eine Gefahr nicht wie damals durch einen Weltbezwinger von Außen; sondern eine Gefahr, die im Volke selbst ihren Sitz hat, die Gefahr des Communismus, das Proletariat steigert seine Ansprüche bis zum gänzlichen Umsturz aller socialen Verhältnisse und der von Gott eingesetzten Rangordnung, der Arme und Besitzlose will reich werden und der Reiche soll arm und besitzlos werden; Kenntnisse und Bildung allein sollen Berechtigung auf den Vorzug im Staatsdienst, wie in der gesellschaftlichen Stellung geben, das ist die unsinnige Prätension unserer modernen Weltverbesserer, und alles geht zu Grunde, eine zweite Revolution, noch viel furchtbarer als die große französische steht uns in schreckbarer Nähe bevor, wenn nicht schleunigst und energisch eingegriffen wird, um den Staat und die Menschheit zu retten.

— Sie sehen wohl ein wenig zu schwarz, lieber Justizrath Legulegus, — entgegnete der Minister von Buchenau, indem er mit vornehmem Lächeln an seine goldene Tabatière, mit dem in Diamanten gefaßten Bildniß

seines gnädigsten Landesherrn, klopfte und dann bedächtig eine Prise nahm.

— Wir würden uns übrigens sehr irren, wollten wir nach dieser Demonstration annehmen, er habe Geistesgröße genug gehabt, um die ihm vorgespiegelte Gefahr für eine nur in den Köpfen der Männer des Rückschritts erträumte zu halten, für ein Gespenst, womit man Aufgeklärte nicht schrecken kann .... im Gegentheil war es eine gewisse befangene Verlegenheit, die der hochgestellte Mann dem tiefer stehenden nicht gerade wollte merken lassen.

Kein Mensch ist aber so ganz frei vom Schwindel, daß er auf einer senkrechten Höhe stehend, nicht einmal an die Möglichkeit eines Falles denken sollte, so auch kein hochgestellter Staatsmann, der, in die Tiefe blickend, aus der ihm nicht ganz deutlichen Pygmäenbewegung des Volks gar leicht auf die Besorgniß kommt, daß Wichtelmännchen und Erdgeister doch am Ende mit ihrem emsigen Klopfen und Hämmern den Fels unterminiren und zum Einsturz bringen könnten, worauf Autokratie und Bürokratie zu ihren Füßen ihren Thron aufgeschlagen haben.

— Womit, — fuhr er fort, — wollten Sie zum Beispiel beweisen, daß die Gefahr, von der Sie träumen, in der That schon so nahe sei.

— Aus dem Gange der Angelegenheiten, wie sie

fast unter den Augen Ew. Excellenz, selbst, wage ich zu behaupten, unter hochdero Mitwirkung entstanden sind und sich dann weiter fortgebildet haben.

— Sie meinen den Verein für die physische und moralische Besserung der Lage der Arbeiterclassen.

— Allerdings, Ew. Excellenz werden sich erinnern, wie bei dieser Gelegenheit das rohe Erz der demokratischen Gesinnungen zu Tage lag.

— Ja leider, und solche Beobachtungen sind es, die mich veranlaßt haben, die ganze Angelegenheit fallen zu lassen.

— Und dennoch liegt es leider auch am Tage, wie viel weiter die Consequenzen jenes Vereins in dieser Richtung hin gingen. Der Handwerkerverein und der Gesellenverein sind weiter nichts als die communistischen Kinder jenes großartigen Humanitätsvereins, der eben wegen solcher verderblicher Ausgeburten im Keim wieder erstickt werden mußte.

— Ganz recht, ganz recht, die Polizei hat mir Aehnliches berichtet und deshalb sind auch schon Verfügungen ergangen, diese communistischen Verbindungen sofort aufzulösen und deren Erneuerungen für immer zu hintertreiben. Wissen Sie Specialia?

— Die geringsten Details, namentlich vom letzten Gesellenverein, der mit einer wahrhaft revolutinairen Farbe aufgetreten ist.

Und nun machte der Rechtsconsulent eine Schilderung der uns schon bekannten Scenen, doch mit solchen Verdrehungen, daß die aufregenden Reden, welche Krokodilus geführt hatte und die von diesem angeregte Vertreibung der Geistlichen dem jungen Wahrlieb schuld gegeben wurden, daß er vorerst die Einwirkung des Sohnes des Ministers ganz mit Stillschweigen überging und noch einige andere, bis jetzt noch nicht ermittelte Personen als Rädelsführer erwähnte, und daß die Prügelei als eine Gewaltthat erscheinen mußte gegen die Theilnehmer, welche zur gesetzlichen Ordnung hätten ermahnen wollen.

Diese Verdrehung der Wahrheit war das teuflische Werk des Zusammenwirkens zweier Lügengeister, des Dr. Krokodilus und dieses Rechtsconsulenten, eines literarischen Gauners und eines Affiliirten der Jesuiten — — — und die Lüge saugt sich so leicht fest am Staatsschiff, verderblich und zerstörend, wie es die Bohrwürmer thun in den Meeren der heißen Zone, indem sie leise und unbemerkt an den Schiffsboden unter dem Wasser sich anbohren, diesen langsam zerstören und dann plötzlich das Schiff zum Sinken bringen.

Es giebt viele Verbrechen an der Menschheit, die schlimmer sind, als die s. g. Sünde gegen den heiligen Geist, aber es giebt keins, das entsetzlicher, zerstörender und ein feineres Gift am Glück der Völker ist, als jene

Verdächtigung des Volksgeistes von den Großen und Mächtigen dieser Erde im Ganzen und jene Verläumdungen und falschen Anklagen gegen einzelne der edelsten Geister der Nation, die noch ein Herz haben für die Leiden ihrer Mitmenschen.

Gegen solche Verdächtigung giebt es keinen Schutz, keine Abwehr. Nur das Schlimmste wird dann noch geglaubt, keine Rechtfertigung, sei sie auch noch so begründet, findet dann noch ein Ohr.

Das Gute geht zu Grunde, das Böse triumphirt, und das war der Triumph, den der heimliche Jesuit jetzt feierte, er hatte es jetzt in der Hand, jeden Mitbewerber um die Erbschaft aus Batavia zu vernichten.

Es bedurfte für diesen Zweck aber noch eines Schrittes von seiner Seite, und nicht ohne Vorbedacht hatte er dazu den Grund gelegt.

. . . .

— Das verdient die strengste Untersuchung und exemplarische Bestrafung, — rief der Minister, — man muß der lernäischen Schlange wie Herkules die zahllosen Köpfe abschlagen und die Wunde todtbrennen, damit ihr kein neuer wieder wächst.

— Aber dazu bedarf es wahrlich eines Herkules der Justiz, mit den gewöhnlichen Gerichten würde wenig geholfen werden, diese ängstliche Gesetzlichkeit, diese vor-

sichtige Sammlung der Beweise, diese humane Behandlung und am Ende die Freisprechung und das Triumph= und Siegesgeschrei der Liberalen, das hieße das Uebel nur ärger machen, das hieße vergessen den unsterblichen Kopf der Hyder, wie Herkules that, in die Erde zu graben und mit Felsen zu belasten. Eine einzige Freisprechung eines politisch Angeklagten ist eine Niederlage für die Regierung und ein hundertfältiger Sieg für die Sache der s. g. Aufklärung.

— Freilich die gewöhnlichen Gerichte sind zu sehr an Schlaffheit und Schlendrian einer papierenen Actenjustiz gewöhnt, um in solchen exceptionellen Fällen mit der gehörigen Energie verfahren zu können, andre hängen vielleicht zu sehr am strengeren Rechte, um sich als politische Hebel gebrauchen zu lassen.

— Außerordentliche Fälle erfordern aber stets außerordentliche Maßregeln. Was eine gehörig organisirte politische Inquisition vermag, das haben wir neuerlich an den causes célèbres von Jordan und Weidig gesehen. Sylvester Jordan war unschuldig; denn er ist freigesprochen, nachdem man sich während seiner neunjährigen Untersuchungshaft maßlos abgemüht hat, ihn schuldig zu finden; aber ob schuldig oder unschuldig, darauf kommt in einem politischen Prozesse wenig an. Die Politik steht über dem Rechte und über der Moral; was in der Politik die Staatsklugheit fordert, das ist

geboten und gerechtfertigt, sei es auch noch so ungerech oder unsittlich. Eine Thorheit und eitle Philanthropie ist es, der Politik die Grundlage des Rechts und der Sittlichkeit geben zu wollen; die Geschichte aller Zeiten lehrt, daß die Politik sich solcher Elemente nur bedient hat, um ihre von der Staatsraison gebotenen Gewaltmaßregeln für den großen Haufen annehmlich zu coloriren. Genau betrachtet ist das oberste Gesetz aller Politik die Selbstsucht der Staaten, die nur durch die Selbstsucht anderer Staaten nach Außen hin und durch Furcht vor Revolutionen nach Innen zu in Schranken gehalten wird.

— Sie haben recht, aber man spricht das nur nicht so offen aus.

— Unter Eingeweihten, dächte ich, giebt es kein Geheimniß, und deshalb glaube ich es wagen zu dürfen, meine Ideen weiter zu entwickeln, indem ich auf dieser Grundlage meiner Ansicht von Politik mich anlehne.

— Fahren Sie fort.

— Jordan befand sich auf dem Gipfel der Volksgunst und des Einflusses. Jordan war die Seele der liberalen Verfassung, die man sich im Jahre 1830 hatte aufdringen lassen; er war als Deputirter der Universität bei der Ständeversammlung das intelligenteste Haupt und der alles fortreißende Führer der Opposition. So lange Jordan frei war und wirkte, mußten alle Ver-

suche, die Macht der Regierung wieder herzustellen, scheitern; die Staatsklugheit also forderte gebieterisch das Opfer seiner Vernichtung.

— Ja, ja, solche Demagogen sind gefährliche Leu te.

— Ich will nicht sagen, daß es absichtlich geschah, denn die Politik hat einen feinen Instinkt; sie thut Vieles aus innerem, unbewußtem Antriebe, indem sie sich selbst einzureden sucht, daß sie nur dem Rechte seinen Lauf lasse; und so wurden denn mit großer Staatsweisheit die Umstände benutzt, die sich darboten, diesen lästigen Volkstribun zu verdächtigen. Man zog ihn zur Haft und Untersuchung, und hatte damit erreicht, was man wollte; während man Kameelladungen von Acten zusammenschrieb und nichts erheblich Gravirliches gegen den Unglücklichen fand, vergingen Jahre auf Jahre, und die Zeiten änderten sich; die bewegten Wellen wurden wieder eben, die kühnsten Verfechter der Volksrechte wurden abgeschreckt. Schritt vor Schritt gewann die Regierung wieder Boden in der Macht, und während dem hatte man durch strenge Kerkerhaft die Gesundheit des Staatsgefangenen untergraben; es hatte das Geschick mit tragischer Größe in sein Familienleben eingegriffen, ihm die Gattin und die Kinder genommen, und der entlaubte Baum mit den ringsum geknickten

Zweigen erschien schon weniger gefährlich. Dennoch wurde er auf lockere Indizienbeweise hin in erster Instanz verurtheilt; aber man hatte die Unvorsichtigkeit begangen das Urtheil mit den Entscheidungsgründen der Publicität zu übergeben, und nun erhob das ganze juristische Deutschland ein Geschrei der Indignation gegen dieses Urtheil, es bewies aus den aufgestellten Entscheidungsgründen selbst, es sei unrecht gerichtet. So ging es denn an die höhere Instanz, Jordan's Verhaftung und sein Unglück dauerten fort; da schrie Deutschland, man wolle ihn bis zum Tode inquiriren, wie Weidig, und so erfolgte denn endlich das Urtheil des Obergerichts, das ihn freisprach und auf freien Fuß setzte, aber in welchem Zustande, in welchem Elende? Ein Glück noch, daß in der großen Welt jeder Eindruck ein vorübergehender ist. So sind es auch die Sympathien für Jordan; die Sache wird vergessen und todtbluten, allenfalls in das kalte, ehrene Buch der Geschichte eingetragen werden und immer bleibt der Erfolg, einen Ueberlästigen still und unschädlich gemacht zu haben.

— Das i st entsetzlich; aber es war nothwendig.

— Wie gesagt, ich will nicht behaupten, daß es Absicht war, die deutsche Gründlichkeit und Umständlichkeit im Inquiriren, zumal nach dem Prozeß des nicht öffentlichen Verfahrens, und die Dickleibigkeit der Acten mögen immerhin Vieles entschuldigen, allein der

Erfolg bleibt derselbe, ob Absicht, ob Zufall, gleich viel! Jedenfalls aber gewährte das Verfahren gegen den Pfarrer Weidig weit größere Erfolge mit geringern Mitteln.

— Wie das?

— Nun, die Tortur ist bekanntlich gesetzlich abgeschafft, in politischen Prozessen möchte man sie aber nicht immer entbehren können. Es giebt jedoch eine Tortur, die kein Gesetz verbieten kann, weil kein Gesetz sie verhindern würde, eine Peinigung, die, wenn sie angewendet wird, kein Auge eines höhern Richters erreicht, die nicht in die Acten geschrieben, nicht verrathen wird, zumal wenn der Tod des Gefangenen und die Mitschuld seiner Peiniger die unmenschlichste Grausamkeit in Nacht und Grauen des Geheimnisses vergräbt, — das ist die Tortur durch erhöhte Kerkerleiden.

— Sie entrollen da ein gräßliches Bild.

— Es geschieht nicht etwa aus weichlicher Menschlichkeit, in einer Angelegenheit, wo das Gefühl keine Stimme haben soll, sondern als Mittel zum Zweck, wenn ich daran erinnere, daß bei dem heimlichen Gerichtsverfahren, wenn der Richter als Inquirent nur einigermaßen unabhängig gestellt ist von lästiger Controle, es in der Hand desselben steht, den Inquisiten

entweder zu zwingen, jedes nur beliebige Geständniß abzulegen, oder ihn zum Tode zu inquiriren.

— Grausame Alternative . . . .

— Aber eine höchst nützliche und selbst nothwendige in gewissen politischen Prozessen, wo der Zweck, den Angeklagten unschädlich zu machen, auf andere Weise nicht erreicht werden kann. Erinnern wir uns an das Verfahren, welches öffentlich erschienene Flugschriften dem Hofgerichtsrath Georgi in dem Inquisitions-Prozeß gegen den Pfarrer Weidig schuld geben. Ob wahr oder nicht wahr, bleibt sich gleich für meine Zwecke. Es genügt, die in dieser Geschichte erwiesene Möglichkeit einer so grausamen, heimlichen Richtergewalt, wie man sie bedarf für politische Prozesse dieser Art. Denn wenn auch Alles wahr wäre, was als bewiesen hingestellt ist, wenn der gebildete Gefangene in einen dunkeln, feuchten, ungesunden Kerker gesteckt, an Ketten gelegt, mit Schlägen bedroht, oder selbst auf das roheste gemißhandelt, am Ende, da er Charakterstärke genug hatte, nach Jahre lang fortgesetzten täglichen Gefängnißpeinigungen, die verlangten Geständnisse nicht abzulegen, zum Entschluß des Selbstmordes getrieben wurde; wenn es wahr ist, daß der von seiner Gemeinde wie ein Vater geliebte und geachtete Geistliche, nachdem man ihn Morgens acht Uhr mit Glasscherben zerfetzt in seinem Bette noch lebend liegen gefunden hatte, von seinem Peiniger, dem

herzlosen Gefangenwärter, Pottinger, wieder eingeschlossen wurde, damit er, wie behauptet wurde, erst sein Werk des Selbstmordes vollenden könne, daß die Gerichts= und Medicinalpersonen erst um zehn Uhr wieder zu ihm kamen, nachdem er, der noch gerettet werden konnte, wenn schneller Hülfe kam, bereits vollendet hatte; daß sogar weitergehende Vermuthungen recht hätten, welche Umstände anführen, die auf Zulassung einer entsetzlichen Abschlächterei, vermöge Durchschneidens des Kehlkopfes mit den Scherben einer zerbrochenen Wasserflasche, was der Gefangene unmöglich selbst an sich vornehmen konnte, schließen wollen; wenn also alle die empörenden Thatsachen wahr sind, unter deren Anklage ein mit Orden und Titel hochbelobter politischer Staatsinquirent vor der öffentlichen Meinung belastet erscheint, selbst wenn man dem Zeugniß seiner Aerzte glauben will, daß der Inquirent zu der Zeit seiner größten Sävition gegen den Inquisiten am Säuferwahnsinn gelitten habe, was ist es denn mehr?

—Vom Standpunkte einer politischen Staatsinquisition angesehen, hat Georgi nur eine höhere Pflicht erfüllt; er hat es geschehen lassen, daß ein gefährlicher Demagoge für immer unschädlich gemacht werde, weil er nicht durch Bekenntniß es möglich machen wollte, die mildere Form einer vielleicht lebenslänglichen Kerkerhaft anzuwenden.

— Aber man fragt billig, war die Gefahr für den Staat so groß, um zu solchen Extremen schreiten zu müssen?

— Mit Euer Excellenz hoher Erlaubniß, dieses Bedenken gehört nach meiner unvorgreiflichen Meinung nicht hierher, wo nur von der Anwendung eines solchen Verfahrens in Hypothesi die Rede ist. Die betheiligten Regierungen allein hatten es zu beurtheilen, ob ein solcher casus periculi hier vorhanden gewesen. Ich wollte in diesen Beispielen nur dargelegt haben, bis zu welcher Macht, die an die finstere Inquisition des Mittelalters erinnert, selbst das redliche deutsche Richteramt gesteigert werden kann, unter dem Schutz des geheimen Gerichtsverfahrens, zumal wenn es exceptionell, vi specialis commissionis gehandhabt wird. Und wenn meine oben hingestellten Prämissen richtig sind, daß außerordentliche Gefahren auch außerordentliche Maßregeln rechtfertigen, daß aber im hiesigen Staate der Fall solcher außerordentlichen Gefahren, wie erwiesen, vorhanden sei, indem communistische Umtriebe vorliegen, so macht sich der Schluß von selbst: ergo würde auch hier die Installirung einer Staatsinquisition zur Untersuchung politischer Verbrechen als gerechtfertigt erscheinen; denn, ich wiederhole es noch einmal, weil es die Basis meines Vorschlags ausmacht, in der Politik ist alles gerechtfertigt, was nach den Regeln der Klugheit im Interesse des

Staats als nützlich oder nothwendig erscheint. Dixi et animam salvavi.

— Glauben Sie, daß eine solche Maßregel sich vor der öffentlichen Meinung vertreten lassen würde?

— Allerdings, wenn nur die Sache geschickt angefangen wird. Erlauben mir Excellenz, einen Fall vorauszusetzen. Gesetzt, das fürstliche Hofgericht hätte schon Jahre lang, wegen Ueberhäufung mit Arbeit, auf das dringendste eine Vermehrung seines Richterpersonals verlangt.

— Das ist in der That der Fall.

— Nun, dann würde es die öffentliche Meinung höchst günstig aufnehmen, wenn Se. Hoheit, der regierende Fürst, aus angestammter Huld und Milde diesem Ansuchen ein gnädiges Gewähr zu geben geruhte, und beim Oberhofgericht noch eine neue Richterstelle fundirte.

— Allerdings, aber dann . . . .

— Dann würde ein huldreiches Rescript erlassen, des Inhalts: Da die möglicher Weise auch in hiesigen Landen vorkommen könnenden demagogischen Umtriebe schon wegen ihres Causalnexus zu dem Gegenstande der Untersuchungen, welche Aufgabe der von Seiten des hohen deutschen Bundes niedergesetzten Commission sind, um der zu erleichternden Uebersicht willen, den Untergerichten entzogen und dem Obergericht vi commissionis

perpetuae übertragen werden müssen: so sei solches höchsten Orts gnädigst resolvirt.

— Das wird man allgemein als höchst vernünftig und unvermeidlich billigen.

— Und dann? . . . . — fragte der Minister mit steigender Spannung.

— Dann würde auf höchsten Specialbefehl dem jüngsten, neueingetretenen Mitgliede, um die älteren Räthe nicht den Arbeiten zu entziehen, welchen sie seit Jahren schon so verdienstlich vorgestanden haben, die Commission ertheilt, in allen politischen Processen, ohne Einmischung des Collegii, das Amt des Inquirenten zu übernehmen. Eine geheime Instruction dürfte dann nur noch die Macht desselben beliebig erweitern, und Alles käme sodann nur noch darauf an, daß man in Hinsicht dieses Inquirenten eine glückliche Wahl treffe. Wäre der Mann gefunden, der mit rigoreuser Strenge, hinreichendem Eifer, Umsicht mit Klugheit verbände, und vor allen Dingen politischen Scharfblick und loyale Gesinnungen in sich vereinigte, so wäre die geheime Staatsinquisition fertig.

— Der Mann wäre gefunden, wenn Sie sich entschließen könnten . . . .

— Excellenz, als getreuer Unterthan, und durchdrungen von der Nothwendigkeit, in diesen gefährlichen und bewegten Zeiten kräftig einzugreifen, bringe ich mit

Freuden meine persönlichen Neigungen, selbst meine pecuniairen Interessen, meinem Vaterlande zum Opfer.

— So darf ich Sie denn als Oberhofgerichtsrath und geheimen Staatsinquirenten vorläufig begrüßen, mein lieber Legulegus. Wie ich die Sache Seiner Hoheit, dem regierenden Fürsten vortragen werde, so wird die höchste Genehmigung keinem Bedenken unterliegen. Was die Dotation der Stelle betrifft, so wird das Möglichste geschehen, obgleich ich aufrichtig beklagen muß, daß der Staat sich außer Stande sehen wird, Ihnen den entbehrten Verlust Ihrer großen Einnahme als Sachwalter zu ersetzen.

— Ich lege gar kein Gewicht darauf, und bin gern mit dem Gehalt eines jüngsten Raths zufrieden, um nur kein Mißvergnügen zu erwecken.

— Schön, schön, der Fürst wird Ihnen selbst sagen, wie glücklich er sich schätzen wird, einen Mann von Ihren Verdiensten für den Staatsdienst gewonnen zu haben, und der fürstliche Hausorden wird bei der ersten Ermittelung von einiger Bedeutung, die der Staat Ihnen verdanken wird, nicht fehlen.

— Ich gratulire, mein lieber Herr Oberhofgerichtsrath, das Weitere nächstens.

Damit erhob sich der Minister, und entließ den neuen Beamten mit einem Druck der Hand.

* * * * * * * * * * * * * * * *

Der Großinquisitor des Fürstenthums N * * * war damit fertig, und dem Lande ein neuer Unhold gegeben, den Jesuiten aber eine neue Macht, alle diejenigen zu verderben, die ihren lichtscheuen Plänen irgend wie entgegen standen.

Ende des zweiten Theils.

Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

In demselben Verlage sind erschienen:

Belani, H. E. R., Die armen Weber und andere Novellen aus den Mysterien einer neuen und älteren Zeit. geh. 1 ₰ 15 ngl

— — Marie Antoinette. Historischer Roman. 2 Bde. broch. 2 ₰ 15 ngl

— — Die Auswanderer nach Texas. Historisch-romantisches Gemälde aus der neuesten Zeit. 3 Bde. 4 ₰ 15 ngl

— — Die Mutter des Legitimen. Ein Lebensroman. 3 Bde. 4 ₰ 15 ngl

— — Josephine. Histor. Roman in 3 Bdn. 4 ₰ 15 ngl

— — Kranichfels oder Geheimnisse aus dem Leben eines Edelmannes. 8. broch. 1 ₰ 15 ngl

Charles, Jean, Der Abenteurer, oder hundert Leben in Einem. Aus dem Tagebuche eines hochgestellten Mannes. 3 Bde. broch. 3 ₰

Chownitz, Edelmann und Jude. J. 2 Bde. broch. 1 ₰ 22½ ngl

Mühlbach, L., nach der Hochzeit. Vier Novellen. 2 Bde. geh. 2 ₰ 15 ngl

— — Justin. Ein Roman. geh. 1 ₰ 15 ngl

— — Novellen und Scenen. 2 Bde. geh. 2 ₰ 15 ngl

Rudolphi. Johannes (Verfasser des Stephano Carini) Waldrosen, Novellen und Erzählungen. geh. 1 ₰ 10 ngl

Schoppe, Amalie, geb. Weise, aus Haß Liebe. 2 Bde. 2 ₰ 15 ngl

Van der Meulen, L., Die Separatisten. Novelle. 2 Bde. broch. Preis 2 ₰ 15 ngl

Storch, Ludwig, Kunz von Kauffung. Novelle. 3 Bde. 2 ₰ 15 ngl

— — Allerlei Geschichten. 2 Bde. broch. Preis 2 ₰ 15 ngl

Die
Erbschaft aus Batavia.

Volksroman

von

H. E. R. Belani.

Dritter Theil.

Leipzig,
Verlag von C. L. Fritzsche.
1846.



29.

Die Bürgerfamilie.

Es war ein stiller, heiterer Frühlingsabend. Das kleine Haus des Tischlermeisters Wahrlieb mit dem dazu gehörigen Gärtchen lag in der Vorstadt, an der hohen doppelten Lindenallee, die sich von dem einen Thore zum andern zog.

Glänzende Equipagen rollten vorbei, und Spaziergänger aus allen Ständen wandelten auf und nieder. Es war hier sehr anmuthig; denn unbekümmert um das Getreibe der Menschen da unten flötete die Nachtigall in den hohen, blühenden Zweigen der dichtbelaubten Bäume, die einen balsamischen Duft aushauchten.

Immer dämmernder wurde der Abend und stiller wurde es auf der Promenade. Nur noch einzelne Liebespärchen suchten die dunklern Schatten der Seitenallee auf, welche sich gegenüber bis an den Fuß der Stadtmauer hinzogen. Diese aber war durch ein Bosquet von Immergrün und Lebensbaum bekleidet. Immer

heller und süßer flötend wurde der Schlag der Nachtigallen, welcher im nahen fürstlichen Garten seinen Wiederhall fand.

Vor dem kleinen niedrigen Hause, das nach alter Weise, ohne erhöhte Grundmauer, fast in die Erde hinein gebaut war, befand sich ein Blumengärtchen, das durch ein grünes Stacket von der Lindenallee abgetrennt war. Die vordere Wand und der Seitengiebel des Häuschens waren mit Weinlaub umsponnen, das die kleinen Fenster freundlich fast verhüllte. Vor der Hausthür sah man ein Vordach mit kleinen Sitzbänken, jenes von blühendem Jelängerjelieber und duftendem Jasmin. Links in dem Gärtchen sah man eine natürliche Fliederlaube, deren duftreiche blaue Blumendolden aus dem dunklen Grün des herzförmigen Laubes freundlich über den Weg hinein hingen.

Dort nün, vom Gebüsch verdeckt, saß ein schönes junges Mädchen von einer feinen Gesichtsbildung. Sie war einfach bürgerlich gekleidet und mit einer Nähterei beschäftigt, woran sie emsig arbeitete, bis es zu dunkel geworden war, um noch die Stiche sehen zu können.

Ein paar Mal hätte man schon während ihrer Arbeit bemerken können, daß, wenn Tritte nahten — besonders feste, gleichförmige Mannestritte — sie mit einer leichten Biegung des Kopfes aufhorchte und zwischen den Zweigen hindurch lauschte; aber es war offenbar

nicht gewöhnliche Neugier, sondern es lag ein Ausdruck von Erwartung auf ihren feinen Zügen, die bald ein flüchtiges Erröthen anhauchte, bald ein glückseliges Lächeln verklärte. Das geschah, wenn sie dachte: Er ist es! — Aber hatte sie sich getäuscht, so verbreitete sich wieder über diese schönen Gesichtszüge der Ausdruck einer schwärmerischen Melancholie, welcher der ganzen lieblichen Erscheinung eine so tiefe Sinnigkeit verlieh.

Sie ließ dann die Hände in den Schooß sinken, lehnte den Kopf hinten über an den Stamm des blühenden Fliederbaumes und fragte sich selbst in stillem Selbstgespräch:

— Bist du nun glücklich, Madeleine? sind nun endlich in diesem bescheidenen Stillleben entschwunden die flatternden, schimmernden Gestalten glänzender Lebensfreuden? — Ist sie endlich dahin diese Täuschung, die alles Glück sucht in der wilden Lustigkeit bacchantischer Tänze, oder in den hundert zierlichen und kostbaren Ueberflüssigkeiten eines reichen, üppigen, vornehmen Lebens?

— Ja, sprach — sie weiter, — ich erkenne jetzt, das Herz fand keinen Frieden, die Seele keine Erhebung dabei.

— Das weibliche Leben ist nicht geschaffen, um der Welt anzugehören. Das Lebenselement des Weibes

ist die Familie, ihre Welt ist das Haus, ihr Glück die Stille, ihr Pulsschlag ist Liebe.

— Jeder Lebensgenuß des Weibes, der über diese engbegrenzte Sphäre hinausgeht, bringt Unheil und Reue.

— Diese einfache Natur, die ich hier finde, diese herzige Gutmüthigkeit, dieses idyllische Stillleben, wie beruhigt es jeden Wogenschlag verderblicher Leidenschaften?

— Und mein Friedrich, mein lieber, redlicher Freund, mein Verlobter, mein Bräutigam ....

— Und welch' ein Charakter, welche einfache edle Natur, welche innere Bildung des Herzens und des Verstandes, welches feine Gefühl bei dem sichersten Tact für Anstand und Sitte und doch so frei von aller glatten Politur, geleckter Manier und angelernter Ueberfeinerung!

— Welche wohlwollende Menschenliebe, so frei von weichlicher Empfindelei und Charakterschwäche ....

— Das ist das Ergebniß der reinsten Sittlichkeit und einer tiefen Religiosität ohne jene kränkliche Frömmelei, in welcher die herzlose Selbstsucht unserer Zeit so oft das Wesen der Religion sucht, weil die leere Brust für die Liebe keine Wärme, für den Gedanken an Gott keine Erhebung zu hegen vermag.

— O wie glücklich werde ich sein an der Seite dieses einfachen Handwerkers, der mich so sehr liebt! —

Bin ich nicht schon glücklich als die Tochter dieser würdigen Bürgerfamilie, die mich wie ihr eigenes Kind liebt, indem sie mich als die schönere geistige Hälfte ihres trefflichen Sohnes betrachtet.

— Ich, glücklich? — Kann man glücklich sein, wenn man eine schuldvolle Vergangenheit zu beklagen hat? — Kann man den Frieden finden, wenn man sich anklagen muß, so vieler Liebe, so vielen Glücks nicht würdig gelebt zu haben?

— Und doch, welcher andere Weg zum Frieden bliebe mir noch offen? — beten — bibellesen? — kirchengehen und psalmiren — den Kopf hängen, seufzen, weinen und sich kasteien?

— O diese lieblosen, zelotischen Bußprediger, diese heuchlerischen Betschwestern mit der falschen, katzenartigen Freundlichkeit, wie haben sie mich gequält! wie mir selbst den Glauben an Gott und den Weltheiland tief im Innern des Gemüths verbittert?

— Ich bin ihrer losgeworden und des ganzen lügnerischen Apparats von erheuchelter Menschenliebe und erlogener Frömmigkeit. Dank sei es dem entschiedenen Auftreten meines künftigen Schwiegervaters, des biedern Wahrlieb; sie wagen es nicht wieder zu kommen in diese bescheidene Wohnung der Liebe und des einfachen Familienglücks, aus der er sie fortgewiesen hat.

— Auch mein — entsetzlicher — Beschützer, der Ju=

stizrath, oder jetzt Hofgerichtsrath Legulegus, scheint seine verabscheuungswürdigen Pläne, mich zu einer Betschwester und dann zu seiner Gattin zu machen, aufgegeben zu haben.

— Das war eine schreckliche Scene, als er mich hier in meinem Asyl des Friedens zum ersten Male besuchte, veranlaßt durch die ihm zugegangene Anzeige des wohlthätigen Frauenvereins, daß ich mich ihrer wohlwollenden Fürsorge entzogen habe, und daß sogar ihr Seelsorger, so wie die von dem Verein deputirten Frauen übel behandelt seien.

— Da fuhr eines Abends dieser mein Beschützer und Peiniger hier vor, und begann mit einer lebhaften Strafpredigt. Dieser aber setzte ich verständige Ruhe entgegen.

— Noch einmal, — sagte er zu mir, — wenn Sie wollen, Madeleine, daß ich Sie auf den Weg des Glückes und des Reichthums führen soll, so müssen Sie als verständige Person, schon um Ihres eigenen Heils willen, in meine Ideen und Pläne eingehen. Mit einem Wort, um die Erbschaft zu erlangen, müssen Sie sich der Protection und des günstigen Zeugnisses jenes Frauenvereins und ihres Seelsorgers würdig machen; und ohne Erbschaft werden Sie meine Hand nicht erhalten.

— Schweigend deutete ich auf das im Fenster

stehende Rosenstöckchen und Myrthenbäumchen, und hielt ihm die Schrift auf dem um dieselben geschlungenen Rosabändchen entgegen.

— Er las: „Liebe und Brautkranz."

— Was ist das? — fragte er.

— Was ich Ihnen schon längst anzeigen wollte, mein Wohlthäter, nur fehlte es mir an Gelegenheit, mich freimüthig darüber auszusprechen. Der junge Tischlermeister Wahrlieb hat mir seine Hand geboten, seine Eltern haben mich gesegnet und ich fühle mich glücklicher in diesem engen Kreise des bürgerlich stillen, häuslichen Glücks, als mich jemals Reichthum und glanzvolle Lebensstellung machen könnte; ich fühle mich erhoben und geehrt dadurch, daß eine redliche Bürgerfamilie mich in ihren Schooß aufgenommen hat. Ich, die Geächtete, bin dadurch eine Geachtete geworden und meine mit Schande belastete Vergangenheit ist damit ausgelöscht in den Herzen redlicher Menschen; und damit ist, wenn auch nicht Alles, doch viel gewonnen, die Selbstachtung.

— So? — sagte er fast tonlos und blickte, indem er den Kopf hängen ließ und mit dem Krückstock im gelben Sande, womit der Fußboden ausgestreut war, zeichnete, fast tückisch zur Seite nach mir.

— Nun? — fragte er nach einer Pause mit der mildesten Freundlichkeit im Ton und im Blick, — und was

wird das Criminalgericht dazu sagen, wenn ich ihm das bewußte Protokoll einreiche?

— Sie werden doch nicht so grausam sein? — fragte ich erstarrend vor Schreck.

— Meine gute Madeleine, — entgegnete er mit süßlichem Lächeln und zog meine Hand an seine kalten, dürren Lippen; eine Liebe würde der andern werth gewesen sein, ein Haß dem andern.

— Wie wahnsinnig vor Angst und Entsetzen stürzte ich zu seinen Füßen auf meine Kniee und beschwor ihn, nicht mich, nicht eine ganze stille, unschuldige Familie unglücklich zu machen.

— Er stand auf, reichte mir die Hand zum Aufstehen und sagte: — Erkennen Sie meine Macht, Madeleine?

— Ja, rief ich, — es ist eine schreckliche, Sie sind Herr meines Schicksals, an Ihre Großmuth, an Ihre Menschlichkeit appellire ich. O! haben Sie keine Freude am Unglückstiften!

— Meine arme Madeleine, ich beklage Ihre Angst und Ihre Aufregung; halten Sie mich nicht für so schlecht, daß ich Freude an Ihrem Unglück hätte. Aber ich glaube mich darüber gegen Sie schon confidentiell bereits früher einmal ausgesprochen zu haben. Ich diene höhern Zwecken; alles zur größern Ehre Gottes. Drei Tage will ich Ihnen Zeit lassen, darüber nachzudenken, wie sich mit diesen Zwecken Ihrer und des jungen Hand=

werkers eheliche Verbindung vereinigen lassen könnte. Wären Sie auch zu einer unwiderruflichen Schenkung auf den Todesfall geneigt . . . .

— Das würde von der Entscheidung meines Verlobten abhängen.

— Und dieser würde seine zu hoffenden Kinder nicht ihres Erbtheils berauben wollen. Der Pflichttheil würde ihnen jedenfalls bleiben müssen und dann würden Sie die Rolle der büßenden Magdalene jedenfalls wieder aufzunehmen haben und am besten thun, sich sogleich in das Magdalenenstift zu begeben. Oder hätten Sie nicht Neigung römisch-katholisch zu werden? Sie würden damit viel sicherer Ihr Ziel erreichen. Dann würde ein zweijähriges Noviziat unter den barmherzigen Schwestern Sie einer sichern Bestimmung zuführen, und ich könnte Sie dann auch gegen Schenkung Ihrer Erbansprüche der unangenehmen Bedingung, sich mit mir zu vermählen, entlassen.

— Nie, nimmermehr! — rief ich händeringend, — bei Gott wird doch Gnade und Barmherzigkeit sein, wenn sie bei Menschen nicht mehr zu finden ist?

— Er zuckte die Achseln und sagte: Gute Nacht!

— Heute ist der dritte Tag dieser schrecklichen Frist verflossen. Ich habe nicht gewagt, den Frieden einer harmlosen Familie durch Mittheilung dieser Drohung zu stören. Morgen wird der Tag unserer stillen Verlobung

sein. Zwischen hier und dem Traualtar liegen noch Nacht und Morgen. Was werden sie bringen?

. . . .

— Madeleine, zum Essen! — rief Frau Wahrlieb, und das Mädchen stand auf, nahm ihr Nähezeug zusammen und ging in die geräumige Wohnstube.

Der Vater, die Gesellen und Lehrlinge, sämmtlich reinlich gekleidet, aber in weißen Hemdeärmeln und tuchenen Westen, saßen um den mit einem weißen Tischtuche belegten Tisch. Eben trug die Mutter eine Schüssel mit dampfenden Kartoffeln auf.

— Aber, liebe Mutter, Fritz ist ja noch nicht wieder hier!

— Der wird sich wohl verspätet haben, er hat heute Abend die Leiche eines schönen jungen Mädchens in den Sarg zu legen gehabt.

— Die Leiche in einen Sarg? — rief Madeleine, und das Grauen des Gedankens bei einer unbestimmten, schweren Ahnung durchschauerte sie.

— Liebe Tochter, — sprach der alte Wahrlieb, und deutete auf den Stuhl an seiner Seite, worauf Madeleine sich niedersetzen sollte, — im Geschick der Menschen wechseln Freude und Leid, Leben und Tod! Was der Herr gegeben, kann der Herr auch wieder nehmen. Wir Menschen aber sollen darüber nicht sinnen und grübeln, sondern still und friedlich unser Tagewerk vollbringen;

zu dem unsrigen aber gehört es, dem Menschen das erste und das letzte Ruhebett zu bereiten, — die Wiege — und den Sarg.

— Vater, diese Gedanken, in diesem Augenblick . . . .

— Sie sind des Menschen würdig. Im Glück soll er sich immer bereit halten, das Unglück zu empfangen, im Unglück soll er hoffen, daß es zum Glück sich wenden könne. Aber, liebes Kind, Du vergißt ja ganz, mir wie sonst, die Kartoffeln zu schälen.

— Und diese geplatzten habe ich expreß für Dich ausgesucht, liebe Madeleine, — sprach Frau Wahrlieb, — Du denkst nicht daran, sie anzurühren.

— Ich bin so angst, ich weiß nicht, wenn nur unserem Fritz kein Unheil widerfahren ist.

— Ei, Närrchen, mach Dir keine Gedanken, der Junge ist groß und verständig genug, der wird schon wieder kommen.

— Zudem ist er zu Brod gewöhnt, — lächelte Frau Wahrlieb, — und morgen hat er Hochzeit, — setzte sie mit der Miene der Glückseligkeit hinzu.

Madeleine schämte sich ihrer Besorgnisse und schälte dem Vater einige Kartoffeln.

— Willst Du nichts essen, liebe Tochter?

— Ich danke, liebe Mutter; ich habe noch gar

keinen Appetit, ich will doch lieber warten, bis Fritz kommt.

— Ha, ha, — lachte der Vater zufrieden und gutmüthig, was doch die Liebe thut! das wird schon anders kommen, wenn Ihr nur erst über die Flitterwochen der jungen Ehe hinaus sein werdet.

Die Mutter nöthigte sie so freundlich und dringend zum Essen, ehe die liebe Gottesgabe kalt und unschmackhaft würde, daß Madeleine den Versuch machte, ein Kartöffelchen zerschnitt und es in den kleinen Mund steckte, der mehr geschaffen zu sein schien, um durch Kuß und Lächeln süße Lust zu gewähren, als nur irdische Nahrung zu sich zu nehmen.

— Ich möchte doch lieber einmal nachsehen, — sprach sie dann, indem sie aufstand, — ob Fritz noch nicht kommt? — Thränen füllten dabei ihre Augen. Es waren stumme Zeugen einer trüben Vorahnung.

Und so ging sie hinaus; kopfschüttelnd sahen ihr Vater und Mutter nach, und mit Schweigen ehrten Gesellen und Lehrlinge diese Verstimmung in dem sonst so stillen und friedlichen Familienleben.

So trat Madeleine durch die niedrige Hausthür und die kleine Gitterthür hinaus in's Freie, wo schon eine so tiefe Dunkelheit herrschte, daß es unmöglich war, nur einige Schritte vor sich zu sehen. Da kam mit schweren Schritten, wie es schien, eine männliche Ge-

stalt heran und zwar grade auf das Haus zu, von wo her ein noch brennendes Küchenfeuer einen Lichtglanz warf durch die offen stehende Thür.

— Fritz? — rief Madeleine leise im fragenden Ton, und trat dem nahenden Manne einige Schritte näher.

— Fritz Wahrlieb, — sprach eine tiefe Baßstimme, — sitzt im Criminalgefängniß; ich bin der Gerichtsbote und soll davon Nachricht bringen.

Ein Aufschrei, und Madeleine sank in Ohnmacht. Im Hause war grenzenlose Verwirrung und Wehklagen.

. . . .

— Das ist sein Finger der Rache, — hatte Madeleine gesagt, als sie aus der Ohnmacht erwacht war.

Das war auch der Fall gewesen. Wegen demagogischer, oder wie es jetzt heißt, communistischer Umtriebe hatte der neue Hofgerichtsrath den Verlobten Madeleinens verhaften lassen und ihr früherer Geliebte, der unwürdige Doctor Krokodilus, hatte diese Verhaftung durch eine Denunciation nach den strengsten Rechtsformen begründet. Das Protokoll, welches dessen Aussage enthielt, legte Legulegus mit sichtbarer Schadenfreude der armen Madeleine vor, als dieselbe zu ihm geeilt war, um für die Freilassung ihres Verlobten zu bitten.

Seltsames Geschick: der unwürdige Geliebte aus

ihrem früheren leichtsinnigen Leben hatte als Werkzeug gedient, um sie des würdigen Verlobten ihres wieder gereinigten Lebens zu berauben.

Das war der Fluch ihres Leichtsinns, daß die Folgen desselben sie auch in die Zeit ihrer Rückkehr zur Tugend verfolgten und diese ihr erschwerten.

— Jetzt, liebe Madeleine, komme ich in die Lage, Bedingungen stellen zu können, wo ich früher nur Bitten und Vorstellungen geltend machen konnte. Fritz Wahrlieb befindet sich allerdings in meiner Gewalt und zwar so unbedingt, daß ich ihn im Kerker bis zum Tode peinigen lassen, aber auch ihn freilassen könnte, ohne mich irgend einer Verantwortung auszusetzen. Er wird aber seine Freiheit nicht wieder erhalten, bis Sie in das Stift der büßenden Magdalene als dienende Schwester eingetreten sein werden und eine Erklärung ausgestellt haben, daß Sie seiner Hand für immer entsagen, weil — und das verlange ich aus guten Gründen hinzugefügt zu sehen — Sie ihn als einen Mann von schlechten Gesinnungen und sittenlosem Lebenswandel hätten kennen gelernt.

— Abscheulicher Lügner, nie werde ich mich dazu bewegen lassen, den redlichsten, den edelsten jungen Mann so unwürdig zu verläumden. — —

— So, hm! also wird es an diesem einen Opfer noch nicht genug sein?

— Was wollen Sie beginnen, um Gott, doch keine neue Gewaltthat.

— Ich bin ein Mann des Gesetzes; nie würde ich mir eine Gewaltthat erlauben; allein es liegt hier noch eine zweite Denunciation vor, gegen einen Mann, der Ihrem Herzen ebenfalls theuer ist . . . .

— Doch nicht gegen seinen Vater, den alten Wahrlieb?

— In diesem Augenblick, liebe Madeleine, liegt es noch in Ihrer Hand, ihn zu retten.

— Ich gehe in das Magdalenenstift, in ein Kloster, wenn es sein muß.

— Das genügt nicht. Sie müssen ein Zeugniß unterschreiben, daß er in seiner Hütte liederliches Gesindel aufgenommen, daß er Kuppelei getrieben, Hazardspiel und Gaunerei betrieben, daß er ein Gottesleugner, Flucher und Ehebrecher sei.

— Gerade das Gegentheil würde ich ihm bezeugen müssen; er ist der redlichste Bürger, der treueste Gatte, rechtlichste Familienvatrr, der sittlichste Mensch und dabei wahrhaft fromm und gottesfürchtig.

— So, das sollte mir sehr lieb sein, um seiner selbst willen. Man hatte ihn gegen mich sehr schwarz geschildert . . . .

— Wer könnte so frech sein? nur jener Dr. Krokodilus wäre solcher Schandthat fähig.

— Sie sind im großen Irrthum über die Persönlichkeit dieses Mannes, meine gute Madeleine. Wenn er Personen denuncirt, so daß sie der Arm der Gerechtigkeit erreichen kann, so geschieht das nie aus persönlichen Antipathien, sondern uur aus höhern politischen oder religiösen Zwecken, denen er sein Leben geweiht hat. Auf solche Weise ist er dem Staate neuerlich von großem Nutzen gewesen bei Ermittelung der communistischen und socialistischen Umtriebe, in welchen leider auch der junge Tischlermeister Friedrich Wahrlieb, wie sein Vater verwickelt sind. Hätte man, mit Hülfe Ihres Zeugnisses, liebe Madeleine, die politische Anklage auf das Gebiet der Sittenpolizei ableiten können, so würde ich im Stande sein, die weit schwerere politische Anklage fallen zu lassen. Indeß, wenn Sie sich durchaus weigern . . . .

— Lügen? verläumden? entehren? diese Redlichen und Unschuldigen? — unmöglich!

— Madeleine, Sie sind alt genug und haben genug erfahren im Leben, um zu wissen, daß der Kluge von zwei Uebeln stets das kleinere wählt. Sie würden daher mit Ihrer Anschuldigung Ihren beiden Freunden die größte Wohlthat erzeigen; würden durch eine so kleine Nothlüge, wenn es eine sein sollte, sie von vieljähriger Kerkerhaft befreien; und bedenken Sie noch das Letzte, Sie bereiten sich selbst durch Ihre

unsinnige Halsstarrigkeit ein furchtbares Geschick, dem ich nicht mehr gebieten kann, wenn es einmal gegen Sie heraufbeschworen ist. Ich gebe Ihnen noch vier- und zwanzig Stunden Bedenkzeit.

Damit entließ er die Trostlose.

. . . .

Am folgenden Abend hatte die Verzweifelnde noch keinen Entschluß gefaßt. Sie entdeckte den Inhalt ihrer Unterredung mit Legulegus ihrem Schwiegervater und fragte, ob sie noch zu ihrem Peiniger eilen und lügen solle, um ihn zu retten.

— Nein, — sprach er mit männlicher Ruhe. — Ich sehe die Spuren einer furchtbaren Kabale, die sich gegen das Glück meines Hauses entladet. Der Macht dieses Beamten kann kein Bürger widerstreben. Soll ich ein Opfer seiner Schändlichkeit werden, so will ich mich darein ergeben. Gottes Wille geschehe. Amen.

— Seine Strafgerichte stehen über menschlicher Macht, — sprach Madeleine mit Erhebung, — vertrauen wir auf Gott!

. . . .

Eine Stunde später war auch der alte Wahrlieb verhaftet; am folgenden Abend wurde sie selbst in das Criminalgefängniß abgeführt.

So war alles Glück dieses Hauses gebrochen und Madeleinens dunkles Verhängniß hatte sich erfüllt.

30.

Eine neue Leibeigenschaft.

Legulegus hatte nicht ohne Ueberlegung gehandelt.

Die beiden Wahrliebs waren so redliche Menschen, daß der brave Testamentsexecutor, Sir John Baffing, sie schon vorläufig für würdig erkannt hatte, ihren Antheil an der Erbschaft zu erhalten. Dabei hatten beide Männer eine so gesunde Urtheilskraft und einen so biedern Charakter, eine so erprobte Rechtlichkeit, daß Baffing, während der Zeit seines Dortseins, ihnen eine ziemlich richtige Erkenntniß der vorliegenden Verhältnisse und des persönlichen Charakters aller Betheiligten zu verdanken hatte. Baffing hatte sogar in der letzten Zeit seine Wohnung in dem kleinen abgelegenen Hause des Tischlermeisters genommen, wo er ein leer stehendes Zimmer bezogen hatte, während Legulegus ihn längst schon für abgereist hielt.

Bei dieser Gelegenheit hatte Baffing auch Madeleine und ihr Geschick kennen gelernt. Er hatte sich überzeugt, daß diese Seitenverwandte des Erblassers in Batavia jene edlere natürliche Grundlage eines trefflichen Charakters hatte, welche kein Fehltritt und kein Leichtsinn völlig zerstört. Er durfte also nicht daran zweifeln, daß dieses von der gütigen Natur im Innern und Aeußern so reich begabte Mädchen erst jetzt an der Hand eines bescheidenen, braven Mannes in stillen, bürgerlich-

häuslichen Verhältnissen ihre wahre Lebensbestimmung gefunden haben werde. Er hatte mit freundlicher Theilnahme das Erwachen und Gedeihen dieser einfachen Liebe gesehen und hatte das Seinige dazu beigetragen, die in den strengsten Begriffen von Ehre und Rechtlichkeit lebende Bürgerfamilie zu bewegen, diese Unglückliche in ihr Haus aufzunehmen und dann wieder in die Verbindung ihres Sohnes mit derselben zu willigen.

Dadurch aber war Madeleine gewissermaßen unabhängig geworden von dem Einfluß dieses jesuitischen Rechtsconsulenten.

Sein Plan, sich selbst ihr nothwendig zu machen, um zu dem Genuß der Erbschaft gelangen zu können, war vereitelt. Er bedurfte nicht mehr dazu des Beistandes des wohlthätigen Frauenvereins und hatte kein anderes Zwangsmittel mehr, um sie zu bewegen, seine Hand anzunehmen und dann mittelst Erbvertrages den Jesuiten das reiche Erbe zuzuwenden, als die grausame Drohung, die ohnehin schon so hart Bestrafte wieder den Händen der Criminalgerichte überliefern zu wollen.

Da auch diese Drohung nicht mehr anschlagen wollte, kam es ihm darauf an, diese Mitbewerberin um die Erbschaft so moralisch zu vernichten, daß die Berücksichtigung derselben dabei nicht mehr möglich war.

Das war der Grund, weshalb er das angeblich verloren gegangene Protokoll dem Criminalgerichte ein=

reichte, und damit hatte er die Unglückliche völlig verloren gegeben.

Aber früher noch standen ihm jene beiden redlichen Wahrliebs als gefürchtete Competenten an der Erbschaft feindlich entgegen. Durch den Dr. Krokodilus war er genau davon unterrichtet, daß Baffing in ihrem Hause gewohnt hatte und sehr zu ihren Gunsten eingenommen war. Ja noch mehr: er hatte erfahren, daß der alte Wahrlieb in Baffing's Auftrage eine Art von Tagebuch führte, welches jede, die Mitglieder der Familie des Erblassers betreffende Mittheilung aufnehmen mußte; dieses Tagebuch sollte gleichsam dem seinigen zur Controle dienen. Das konnte er nicht zugeben. In den Besitz dieses Buches mußte er sich setzen um jeden Preis, und die beiden Wahrliebs mußten als Miterben an der Erbschaft aus Batavia völlig verschwinden und vernichtet werden.

Dazu gab es nur zwei Wege, entweder ihre Sittlichkeit zu verdächtigen und ihren guten Ruf zu vernichten, oder, wenn Madeleine dazu nicht mitwirken wollte, sie dem Kerker zu überliefern und bis zum Tode zu inquiriren.

Das Letztere auszuführen, war ihm möglich geworden durch die ihm übertragene despotische Gewalt eines Staatsinquisitors.

Bevor er aber sich selbst jeder Möglichkeit beraubte,

durch Madeleinens Hand, oder indem er sie nach und nach der Frömmelei oder selbst der katholischen Kirche zuführte, die Erbschaft aus Batavia für seine Freunde, die Jesuiten, zu erschleichen, suchte er sich eine andere Hülfsquelle zu eröffnen, die er mit großer Schlauheit vorbereitet hatte.

Er sandte einen Büreaudiener zu dem Geheimen Forst= und Domainencassen=Rendant Schwudder und ließ denselben einladen, bei ihm zum Frühstück vorzusprechen.

. . . .

Schwudder war darüber sehr glücklich. Er zweifelte nun nicht mehr, daß es ihm endlich gelungen sei, die Gunst des in dieser Erbschaftssache so einflußreichen Rechtsgelehrten gewonnen zu haben. In dieser Hoffnung wurde er noch bestärkt durch die ausgezeichnete Freundlichkeit, womit ihn derselbe empfing.

So unangenehm, kalt, zurückhaltend und schroff dieser Legulegus auch im gewöhnlichen Leben gegen Jeden sich benahm, um so angenehmer und liebenswürdiger konnte er sich machen, wenn es ihm darauf ankam, irgend Jemanden für seine Zwecke zu gewinnen.

— Mein lieber Schwudder, — sprach er, indem er dem Eintretenden begrüßend die Hand reichte, — machen wir keine Umstände mit einander; ich kann Ihnen eine günstige Nachricht mittheilen, und da ich weiß, daß

Sie ein großer Apicius sind, so habe ich es nicht unterlassen wollen, diese Mittheilung durch ein Sortiment von Delicatessen zu würzen, die mir kürzlich mein Freund, des Kaisers Beichtvater, aus Triest gesendet hat.

— Sehr gütig, — dankte Schwudder, indem er sich auf dem ihm angewiesenen Sessel, dem Sitz des Hofgerichtsraths gegenüber, niederließ.

Zwischen ihnen stand ein runder gedeckter Tisch, der mit den Delicatessen besetzt war, welche Legulegus mit einer Umständlichkeit, als gäbe es nichts Wichtigeres auf der Welt, vorzulegen und anzupreisen begann.

— Dieser Tokaier-Ausbruch, mein lieber Legulegus, — sprach er, indem er die mit Korkwerk umflochtene Flasche entkorkte und in die grünen, eigenthümlich geformten Gläser, die sich oben ballonförmig fast schließen, um von dem köstlichen Arom des Weines nichts verfliegen zu lassen, und die dann unten bis auf den Boden des Fußes hohl sind, um es auch an der Quantität nicht fehlen zu lassen, was an der Qualität so sorgfältig erhalten wird, — also, dieser Tokaier-Ausbruch, ist so ächt wie Gold, von dieser Lage, dieser Trefflichkeit und diesem Alter kommt er im Handel nicht vor. Dieses Goldweinchen vom ersten Feuer und von einer Blume — riechen Sie nur, — wie diese Ananas, die wir zum Nachtisch anschneiden werden, findet sich im Keller der reichsten Ungarischen Magnaten und dann als Präsent-

wein im kaiserlichen Cabinetsweinkeller. Den Beichtvätern aber steht bekanntlich der Weinkeller wie das Gewissen seines Beichtsohns offen, und auf diesem Wege erhielt mein Freund, der Beichtvater des Kaisers, das halbe Dutzend Flaschen, das er mir zusandte. Nun, wie finden Sie dieses Weinchen?

— Delicieux!

— Begreiflich, denn nur von der besten, sonnigsten Lage der berühmtesten Weinberge in Ungarn werden in den vorzüglichsten Jahren die reifsten Trauben ausgewählt. Aus diesen pflückt man wieder die vollkommensten Beeren, die zum Aufplatzen reif sind, mit großer Vorsicht aus, legt sie auf weidene Hürden über einer Kufe und nur, was am zuckersüßen Saft austräufelt, ohne Anwendung der Kelter, das erzeugt, nach der sorgfältigsten Behandlung in den trefflichen Felsenkellern diesen Cabinetswein, von dem man gern die Flasche mit fünf Dukaten bezahlen würde, könnte man ihn dafür haben.

— Er ist köstlich . . . .

— Wenigstens zur Einleitung gut genug. Beginnen wir mit diesen großen Präsent-Austern. Sie sind im Seewasser von den Küsten Illyriens, durch den kaiserlichen Cabinetscourier hierher spedirt, der mit Depeschen nach London von Zeit zu Zeit hier durchzugehen pflegt; nehmen Sie den Saft dieser Citronen aus

Messina dazu, Sie werden selten eine vollkommnere Frucht von angenehmerer Säure zu sehen bekommen.

— Ausgezeichnet, und welche Wonne, solche Auster, gleitet fast noch lebend und unzermalmt hinunter.

— Hier sind auch gebratene Austern, lieber Schwudder, mit feinem Provenceröl und ein Paar Tropfen Vinaigre de mille fleurs, nicht zu verachten . . . .

— Ich bin hier noch beschäftigt . . . .

— Auch diese Sardines en huile, wie sie in verschlossenen Blechkästen hier ankommen, kann ich empfehlen.

— Sie überschütten mich mit Wohlthaten . . . .

— Nur zum Anfang, lieber Schwudder, um den Appetit zu reizen; dann gehen wir über auf dieses Ragout fin en coquille, das aus Schnepfen- und Fasanenbrust mit Capern, Sardellen und andern feinen, pikanten Zuthaten gemischt, ein wahres Meisterstück unseres berühmten Restaurants, Herrn Callestan, genannt werden darf, auch diesen italienischen Salat von unserm Postillione kann ich empfehlen. . . .

— Sie sind sehr gütig . . . .

— Es macht mir in der That Vergnügen, liebster Freund, Ihren Appetit zu sehen, da es mir selbst bedeutend daran fehlt und ich überhaupt aus Princip sehr mäßig lebe. Doch ich sehe, Ihr Glas ist leer; der Grund ist gelegt mit Tokaier, so lassen Sie uns denn

einige Flaschen Johannisberger Cabinetswein, noch ächten Elfter, von der ersten Lage, den Hals brechen. Auch diese Qualität kommt begreiflich nicht im Handel vor, ich verdanke sie der Güte des trefflichen Pater Chrysostomus, Beichtvater Sr. Durchlaucht des Fürst Metternich.

Doch verschonen wir unsere Leser mit der Aufzählung aller der Leckereien, die hier bei diesem Dejeuner begreiflich auf eine viel interessantere Weise zum Vortrage kamen, als wenn wir hier eine noch so glänzende Schilderung davon entwerfen wollten, die doch den Appetit nur anregen, nie befriedigen könnte.

Wenden wir uns vielmehr zum Schluß des Mahls, welches unsern Schwudder bereits in die glücklichste Stimmung von der Welt versetzt hatte.

— Nun, mein Lieber, wie geht's mit Ihren Kindern? — fragte Legulegus.

Schwudder zuckte die Achseln und sagte: — So, so. —

— Der Aelteste hat sich nicht gehalten, wie ich höre, bei dem Oberförster Grunewald . . . .

— Bei dem Oberförster Grunewald? Wer sagt Ihnen, daß er dort gewesen sei? —

— Nun, Ihr Sohn selbst, Ihr . . . .

— Der Erztaugenichts. —

— Er treibt wieder sein Vagabondenleben nach wie vor; ich würde ihn enterben an Ihrer Stelle. —

— Ich habe ihm schon den Vaterfluch gegeben, ich mache ihn erblos.

— Nun, und Ihr zweiter Sohn?

— O, der Mißrathene!

— Kaum aus dem Zuchthause entlassen, hat er wieder gestohlen, weil Sie sich von ihm losgesagt haben, indem es ihm an jedem Subsistenzmittel fehlte und Niemand sich seiner annehmen wollte. Auch der verdient enterbt zu werden. —

— Er sei enterbt. —

— Und Ihre Tochter . . . . ?

— Meine Luise ist ein braves Mädchen, wenn auch . . . . .

— Leider steht sie im üblen Ruf, weil sie einige Mal — bei Ihrem unvermählt lebenden Vorgesetzten gewesen ist — —

— Um für mich eine Zulage auszuwirken, ich hatte sie selbst hingeschickt, sie ist unschuldig . . . .

— Aber was die böse Welt sagt . . . .

— Stadtklatsch, sonst nichts . . . .

— Schlimm genug. Der Ruf eines Mädchens ist ihr Alles. Ist dieser verloren, das wiegt vor den Augen der Welt schwerer, als der Verlust der Tugend, wenn Niemand ihren Fall erfährt.

— Heillose Moral!

— Heillos, aber es ist dem einmal so, und wir

können die Welt nicht anders machen, wie sie ist. Darum, lieber Freund, möchte ich Ihnen wohlmeinend rathen, sagen Sie sich in Ihrem Testamente los auch von diesem Kinde.

— Von meiner Luise? nie! Sie wird mir freilich nicht selten unbequem, indem sie mir Vorstellungen macht über dieses und jenes, aber sie meint es doch im Grunde gut und ist die einzige Stütze, Freude und der Trost ihrer Mutter.

— Mit der Sie auch nicht besonders im Frieden leben. Sie sollten sich scheiden lassen von ihr; Sie sehen, ich meine es gut . . . .

— Scheiden, freilich, es würde uns Alle glücklich machen, aber, ich fürchte das Aufsehen, meinen Ruf — — und dann möchte auch kein rechtlicher Grund dazu vorliegen.

— Ich besorge, wenn Sie es wünschen, eine Scheidung durch ein landesherrliches Rescript; man bringt Gerüchte in Umlauf, die alle Schuld auf die Frau werfen. Man sorgt durch eine kleine Pension für deren und ihrer Tochter nothdürftigen Unterhalt, und dann stehen Sie allein und sind Herr Ihres Willens und Vermögens.

— Vermögen? es ist ein negatives, besteht aus Schulden, wie Sie wissen, Herr Hofgerichtsrath.

— Nun, nun, was noch nicht ist, kann noch wer-

den. Ich kann Ihnen sagen, und das ist die angenehme Nachricht, die ich Ihnen ankündigen wollte, daß gerade Ihre Betheiligung bei den wohlthätigen und gemeinnützigen Anstalten hiesiger Residenz Ihnen das Wohlwollen des Testamentsexecutors zugewendet hat.

— Ich wagte es zu hoffen. Indeß schien es mir . . . .

— Als ob er selbst ein Vorurtheil gegen Sie habe . . . .

— Ganz recht, aber auch der Herr Hofgerichtsrath waren nicht besonders zu meinen Gunsten gestimmt. —

— Das hat sich aber geändert, und ich darf Ihnen jetzt sagen, daß Sie Ihren Zweck, die Erbschaft vielleicht ganz und allein zu erhalten, erreichen werden, wenn Sie sich unbedingt meiner Leitung hingeben.

— Herr, ich bin Ihr Knecht, verfügen Sie über mich wie über eine Drahtpuppe.

— Sagen Sie, wie über einen Leichnam. Der Mensch, der sich meinem Willen unterwirft, darf keinen andern haben, keine Bewegung, keinen Gedanken, den ich ihm nicht eingebe . . . .

— Entsetzlich, aber was thut man nicht um dieser süßen Millionen wegen.

— Nun wohl, so hören Sie meine Bedingungen.

— Ich genehmige zum Voraus Alles! aber Geld! Geld! Geld!

— Also erstlich: Sie enterben alle Ihre Kinder —

— Außer Luisen ....

— Die soll versorgt werden ....

— Wenn das wäre ....

— In einem Kloster aufgenommen, wenn sie römisch-katholisch werden würde.

— Den Glauben wechseln! das thut sie nie.

— Man muß sie durch Noth und Hunger zwingen.

— Das werde ich nie zugeben, so lange ich noch einen Pfennig habe.

— Das könnte bald der Fall sein; denn in meiner Hand liegt es, Ihnen die Erbschaft zu entziehen, oder zuzuwenden.

— Das Letztere, unter dieser Bedingung, es wäre schrecklich, die Natur verleugnen, den Glauben abschwören, niemals.

— Es ist doch seltsam, daß die Moralität und Unmoralität in jedem Menschen ihre bestimmten Grenzen hat, über welche er nicht hinauszuschreiten wagt. So ist es auch bei Ihnen der Fall. Sie werden zugeben, daß Sie gerade kein Heiliger sind.

— Freilich, indeß ....

— Scheuen Sie den einen Schritt weiter, der Sie durch gute Werke, die sich daran knüpfen lassen, geradezu in den Himmel führen würde.

— Daran glaube ich nicht, — sprach Schwudder trocken.

— Nun, dann werde ich andere Beweggründe auf Sie einwirken lassen müssen. Doch lassen Sie uns noch eine Salve geben aus dieser Champagnerflasche.

Damit schenkte er ein den perlenden Schaumwein und rief: — Vivat die Erbschaft in Batavia! vivant die Millionen!

— Vivant, vivant! — jubelte Schwudder und trank in vollen Zügen, es war ein Desperationsrausch, den er sich anzutrinken suchte, denn er schien unruhig in seinem Gewissen zu werden.

Da endlich nahm Legulegus ein sorgfältig eingewickeltes Papier aus seiner Brieftasche und fragte mit einer freundlichen Malice im Blick: — Kennen sie dieses, lieber Schwudder?

Dieser aber verfärbte sich und stammelte ein verlegenes: — Nein, man hat meine Handschrift nachgeahmt, um mich in's Unglück zu stürzen.

— In diesem Falle, mein guter Rendant, erlauben Sie mir wohl, Ihnen ein Protokoll vorzulesen, welches ich aus Schonung für Sie ganz allein, doch mit beweisender Kraft aufgenommen habe.

Kaum hatte Legulegus den Eingang gelesen, worin es hieß: „Es erschien der vormalige Schauspieler Robert

Schwudder . . . . so sank dessen Vater wie vernichtet auf seine Kniee . . . .

— Der Rabensohn! — rief er aus, — ist zum Vatermörder geworden, er hat mich verrathen! Gnade, Gnade!

— Sie erkennen also doch an, mein lieber Schwudder, daß Sie sich völlig in meiner Gewalt befinden? — fragte Legulegus mit derselben freundlichen Ruhe, indem er die Interimsquittung desselben, so wie das Protokoll, welches das Geständniß seines Sohnes, daß er auf Befehl seines Vaters die Quittung dem Besitzer gestohlen habe, enthielt, wieder zusammen und in die Brieftasche legte, die er dann sorgfältig in sein Cylinderbüreau verschloß.

— Ich bin mit Leib und Seele der Ihrige! ich unterschreibe Alles, was Sie wünschen, nur beschwöre ich Sie, mich nicht zu compromittiren.

— Gut also. So hören Sie folgende Bedingungungen, wodurch allein Sie in den Besitz der Erbschaft gelangen und mein Schweigen erkaufen können:

1. Sie lassen sich von Ihrer Frau scheiden?

— Sehr gern.

— 2. Sie enterben Ihre sämmtlichen Kinder, mit ausdrücklicher Bezeichnung ihrer Unwürdigkeit.

— Auch Luise?

— Auch die.

— Wohlan denn, unglückliches Kind, so opfere dich der Rettung deines Vaters! Ich genehmige die Bedingung.

— 3. Sie werden die Erbschaft erhalten, wenn Sie eifrig fortfahren, Vereine zu stiften für das Gemeinwohl, für die Interessen der arbeitenden Classen und Beschäftigung der Armen. Man wird Ihnen die Mittel geben, dergleichen mit Eclat in's Leben treten zu lassen.

— Ich werde mein Möglichstes thun.

— 4. Werden Sie eine unwiderrufliche Schenkung auf den Todesfall Ihres gesammten Nachlasses, mit Einschluß der zu erwartenden Erbschaft rechtsverbindlich errichten, zu Gunsten eines Mannes in Freiburg, dessen Namen in dem Blanquet der von Ihnen vor Notar und Zeugen zu unterzeichnenden Schenkungsurkunde offen bleiben wird . . . .

— Nach meinem Tode? ja!

— 5. Sie werden sich der eignen Verwaltung dieses Vermögens begeben, und mir die Curatel darüber, unter Entbindung von jeder Recherche, Inventur und Rechnungsablegung, auftragen. Sie werden Sich begnügen, wenn ich Ihre Schulden davon bezahle und Ihnen anständig zu leben gebe; Sie werden allen Ansprüchen auf den Ueberschuß zum Voraus entsagen.

— Wenn ich muß? ja!

— Als Garantie für die Erfüllung dieser Bedin-

gungen behalte ich die Beweise, welche Sie lebenslänglich in's Zuchthaus bringen würden. Nur auf diesem Wege, wenn Ihr persönliches Interesse mit meinen Plänen zusammentrifft, werde ich für Ihre Wohlfahrt sorgen können.

— Lassen Sie uns diese Angelegenheit nun auch formell in Ordnung bringen.

Das geschah, und Legulegus machte noch zwei Bedingungen. — Erstlich, — sagte er, — trinken Sie von heute an kein bairisches Bier mehr, was ohnehin über kurz oder lang zerstörend auf Ihre Gesundheit, sogar tödtlich wirken könnte.

— Das ist hart, — seufzte Schwudder.

— Dagegen empfehle ich Ihnen Weißbier zu trinken; das bringt Sie mehr mit der arbeitenden Classe in Verbindung. Der kleinere Bürger ist der Stammgast in den meisten Weißbierstuben. Wenn Sie sich dort populair machen, werden Sie um so sicherer die Erbschaft erlangen; von dem Frauenverein, dem Enthaltsamkeitsverein, so lange er die jetzige pietistische Richtung hat, so wie vom Missionsverein und der Bibelgesellschaft können Sie sich zurückziehen. Herr Baffing giebt nichts darauf, sondern Alles auf Förderung des Wohlstandes der untern Classen. Herr Baffing interessirt sich lebhaft dafür.

— Ich gelobe diesen Winken zu folgen.

— Auch ist es nothwendig, daß Sie Ihren Ruf reinigen von dem Verdacht einer unsittlichen Verbindung mit einer Wittwe Liebreich. Sie muß fort von hier mit ihren Kindern.

Schwudder wurde abwechselnd blaß und roth. Er fühlte, daß hier mit Leugnen nichts gebessert werde.

— Herr! — rief er, — Sie sind allwissend; aber Sie rauben mir meine Seele, mein Leben, wenn ich diese Freundin opfern sollte, diese lieblichen Kinder . . . . !

— Und wenn Sie nun Ihr Leben im Kerker zubringen müßten, würden Sie dann glücklicher sein?

— Machen Sie was Sie wollen; lassen Sie die Person fortschicken, nur sie und die armen Kinder nicht darben.

— Man wird besser für sie sorgen, als es bisher von Ihnen geschehen ist; auch Ihre Luise wird versorgt werden; alles unter der Rubrik von Almosen; die frommen Väter, welchen ich auf diese Weise die Erbschaft zuwenden werde, empfangen dieselbe nur, um gute und fromme Werke, zur größeren Ehre Gottes, zu stiften. Unter der Rubrik „Gaben der Milde und Wohlthätigkeit zu spenden" werden sie stets bereit sein, für Ihre Hinterbliebenen zu sorgen; nur das Eine nicht vergessen, Ihrer Tochter Ehre und Ruf müssen Sie selbst vernichten.

— Das ist entsetzlich, unnatürlich!

— Aber unerläßliche Bedingung! —

. . . .

So hatte der Hofgerichtsrath Legulegus mit Hülfe seiner amtlichen Stellung und seiner geheimen Verbindungen seinen Operationsplan verändert. Er hatte Madeleine gänzlich aufgegeben, und von den übrigen Mitbewerbern unschädlich gemacht: die beiden Wahrlieb, Vater und Sohn, und die drei Kinder Schwudders. Er hatte diesen in seiner Gewalt und jetzt nur noch gegen die Familie des Ministers und die unglückliche Verstümmelte zu operiren. Deren Bruder war ebenfalls vorläufig zum Schweigen gebracht. Es war Vorkehrung getroffen, daß derselbe nicht eher aus dem Kloster in die Welt entlassen wurde, als bis er sein mögliches Erbtheil den frommen Vätern der Gesellschaft Jesu zu milden Zwecken geschenkt haben würde, oder bis auf andere Weise sein Austritt den Zwecken des Ordens förderlich sei.

31.

Eine Musterwirthschaft.

Der Fürst, seine Gemahlin und der ganze Hof befanden sich schon seit Weihnachten in Paris. Unermeßliche Summen gingen aus dem kleinen Lande dorthin. In den Staatscassen war beständig Ebbe; selbst die Gehalte der Beamten wurden unregelmäßig bezahlt. Die

nothwendigsten Bauten und Forstculturen waren schon seit vorigem Jahre eingestellt. Es wurden Domainen und Parzellen derselben in möglichster Stille veräußert. Staatsanleihen wurden eben so geräuschlos bei großen Banquierhäusern negociirt. Da aber das Land keine ständische Verfassung hatte, da nur ein sehr ungenügendes Budget über den Staatshaushalt veröffentlicht wurde, und selbst die Zinszahlung nicht anders erfolgte, als gegen Aufnahme neuer Anleihen, so konnten diese nur mit großen Opfern realisirt werden, und zuletzt war der Credit des Ländchens auf der Börse gänzlich dahin.

Dagegen liefen von Zeit zu Zeit von Paris aus bedeutende Wechsel Sr. Hoheit des regierenden Herrn ein, die um jeden Preis realisirt werden mußten, es hätte ihm sonst an Mitteln gefehlt, eine glänzende Hofhaltung in jener großen Capitale des üppigsten Lebens zu unterhalten.

So wendete man sich denn an die kleinen Capitalisten, an Bürger und Bauern, die man durch blendende Anleiheprämien und Staatslotterien verleitete, ihre Ersparnisse in den unersättlichen Schlund der fürstlichen Anleihen zu legen.

Und da Leichtfertigkeit im Schuldenmachen nicht mehr genügen wollte, um die nöthigen Hülfsquellen zu eröffnen, nahm man zu der Unsittlichkeit seine Zuflucht.

Man besteuerte die Prostitution und legte privilegirte Spielhöllen an.

Aber das Alles genügte noch nicht. Ein Staatsbanquerott schien allen Einsichtsvollen unvermeidlich zu sein. Die Unzufriedenheit war allgemein. Das Ministerium befand sich in großer Bedrängniß; aber es hatte die despotische Macht des absoluten Souverains; es hatte eine gewandte geheime Polizei, Kerker, Bajonnette und eine Staatsinquisition.

Die persönliche Freiheit war auf das äußerste gefährdet, Familienbande waren zerrissen. Freunde trauten dem Freunde nicht mehr; Niemand wußte, ob der Andere nicht vielleicht sein geheimer Ankläger sei. Der Hofgerichtsrath Legulegus hatte fast täglich geheime Conferenzen mit dem Minister von Buchenau. Dieser aber konnte sich bald seiner Gläubiger kaum noch anders erwehren, als dadurch, daß er es Legulegus überließ, die dringendsten im Kerker zum Schweigen zu bringen.

Es war eine schreckliche, beängstigende Zeit. Hätten wir im Jahre 1830 gelebt, so würde eine furchtbare Revolution in diesem unglückseligen kleinen Lande ausgebrochen sein.

Aber wir leben nicht mehr im Stadium der Revolutionen, wir leben in dem der Reformen, oder vielmehr des Hindrängens der, mit jedem Tage sich mehr und mehr politisch mündig fühlenden, öffentlichen Meinung zu Verbesserungen und Fortschritten.

Aber wir leben auch noch auf dem Standpunkte der blinden Reaction.

Man widerstrebt jedem Fortschritt, aus Furcht seine Macht aus den Händen zu geben, und begreift nicht, daß es Macht gewinnen heißt, wenn man die Liebe und das Vertrauen des Volkes gewinnt.

Man begünstigt Richtungen, welche der Aufklärung unserer Zeit widerstreben; man beschwört die abgelebten Schemen des Mittelalters herauf, um das Licht unserer Zeit zu bannen; man hemmt jede freie Bewegung der Geister; man wähnt noch, wie vormals, durch Verbote den riesig sich erhebenden Zeitgeist einzuschüchtern.

Das ist ein eitler Wahn! Die Zeit hat ihre Schwingen, die unverbrennbar sind; alles Geistige hat seine ewige unzerstörbare Lebenskraft.

Demonstrationen bleiben nicht aus, wodurch das Volk in Masse seine Unzufriedenheit und seine Wünsche zu erkennen giebt. Alles das geschieht noch auf gesetzlichem Wege.

Aber wird es dabei bleiben, wenn man in gewissen Regionen noch lange jener unseligen Verblendung huldigt?

Gebe das Gott, daß wir Frieden behalten, Frieden im Innern und nach Außen.

Gebe der Himmel, daß das deutsche Volk mit angestammter Ruhe und Unterthanentreue erwarte, wie unsere Zeit langsam, aber um desto gewisser seine Früchte

bringen wird; wie man von Tag zu Tage mehr, selbst ohne es zu wissen und zu wollen, sich zu Concessionen gedrängt sehen wird, die man auf die Dauer vergebens versuchen wird zu verleugnen.

Gebe der Himmel, daß Frankreich keine Julitage von 1830 wieder erlebe. Der Rückstoß auf Deutschland würde furchtbar werden, wenn die Reaction fortfährt, unter dem Geistesdruck den Zündstoff zu häufen.

Doch zurück von dieser allgemeinen Betrachtung, die nicht auf alle deutschen Staaten, nur auf einige, besonders aber auf das kleine Fürstenthum N. paßt, zu den Zuständen dieses Landes, dessen Noth uns den Beweis giebt, wohin die absolute Gewalt führen kann, wenn es das, doch immer im Reiche der Möglichkeit liegende Geschick herbeiführt, daß die Regierung in schwache, schwankende, vorurtheilsvolle, oder gar unwürdige und leichtsinnige Hände kommt.

Wir wollen damit nicht alle absolute Staaten, auch nicht einmal den Absolutismus selbst als Quelle dieses Uebels anklagen, denn die Erfahrung lehrt, daß auch in constitutionellen Staaten die Reaction mit ihren Besorgnissen und Verdächtigungen sich regsam zeigt, und der Servilismus ihr seine Hülfe leiht, und entsetzliche Rückwirkungen gegen den immer vorwärts strebenden Zeitgeist nicht ausbleiben. Das ist einmal der Wellenschlag der Zeit, daß jeder Bewegung ihre Rückwirkung folgt.

Für den Augenblick gab es indeß im Ländchen N. eine unerwartete Hülfe, doch aus beklagenswerther Quelle.

Von Paris aus waren Rimessen eingegangen, die Staatscassen füllten sich wieder, die Beamten wurden bezahlt, Jubel war überall; aber bald kam der hinkende Bote hintendrein. Es verlautete, Seine Hoheit, der regierende Fürst, habe in Paris den längst vorbereiteten Schritt gethan, vorerst noch im Geheim zur römisch-katholischen Kirche überzutreten, und aus der Casse der römischen Propaganda wären ihm bedeutende Summen dafür zugeflossen.

Auch die finanzielle Lage des Ministers verbesserte sich schnell und merklich durch Zuflüsse, deren Quelle Niemand kannte.

Die Rückwirkung aber von allem diesem sollte nicht ausbleiben.

Die römische Priesterschaft erhob immer kühner ihr Haupt. Von der Kanzel herab und aus dem Beichtstuhl wurde Fluch und Verwünschung gegen alle Nichtkatholiken ausgesprochen. Die in gemischter Ehe lebten, oder die ihre Kinder nicht im römischen Glauben erzogen, wurden vom heiligen Abendmahl zurückgewiesen. Unfrieden wurde in Familien gesäet und Zwietracht in das Bürgerthum.

Viele, die mit dem Hofe in Beziehungen standen, und manche hohe Staatsdiener und Militairpersonen be-

reiteten sich vor, zu der alleinseligmachenden Kirche, wie die römische Propaganda die ihrige nannte, überzutreten. Selbst der Minister von Buchenau schien seinen Uebertritt vorzubereiten. Der römisch-katholische Priester und sein glaubenseifriger Caplan hatten täglich Zutritt im engsten Familienkreise der Ministerin, und wie man sagte, auch im Cabinet des Ministers.

Es war eine beklagenswerthe Zeit, eine ängstigende, bedrückende Schwüle.

Die katholische Schule wurde erweitert, und in ein Lyceum umgeschaffen; fremde Gelehrte waren dazu aus der Schweiz verschrieben. Auch dem Gymnasium stand eine Reform bevor. Man sah von Zeit zu Zeit Fremde mit schleichendem Gange, einschmeichelndem Wesen, und feinen, blassen, listigen Gesichtszügen, die besonders viel mit Legulegus verkehrten.

Man sagte, Jesuiten seien berufen, oder wohl gar schon eingezogen.

. . . .

Der Doctor Krokodilus war begreiflich unter solchen Einflüssen auch ein frommer und gesetzter Mann geworden. Keine Spur von Bart mehr sah man auf seinem glatt geschorenen Gesicht; das Kopfhaar kurz verschnitten, das Gesicht stets lächelnd, die grauen Augen listig zugekniffen, der Gang unheimlich behende, aber leise über den Boden hinschleichend; die Kleidung sauber, aber mit

Vermeidung des Blickenlassens aller Leibwäsche; keine Hemdkragen, kein Chemisett, keine Manschetten, sondern zugeknöpft den langen Rock bis unter's Kinn.

Krokodilus war einer der Ersten, der offen zur römischen Kirche übertrat.

Er war anfangs durch den jungen Buchenau, dann auch, empfohlen durch den Hofgerichtsrath Legulegus, im Hause der Ministerin eingeführt, und wußte bald sich dort zu insinuiren.

Der Ministerin las er Heiligen-Legenden vor, ihrer Gesellschafterin schlüpfrige Romane der Dûdevant, und bei den jungen Damen hatte er den Unterricht in der Aesthetik übernommen, und suchte sich bei ihnen durch kleine Gelegenheitsgedichte und musikalische Unterhaltung einzuschmeicheln, was ihm auch einigermaßen gelang.

Uebrigens führte Krokodilus ein geheimnißvolles Doppelleben. Oeffentlich erschien er bescheiden, demüthig, fromm und sittsam; aber man wollte wissen, daß er nächtlich seine Orgien feierte, an welchen einige junge reiche Offiziere und öffentliche Mädchen theilnahmen.

Ja noch mehr, er unterhielt heimlich ein Verhältniß mit einem reizenden Mädchen aus den höheren Ständen, von welchem die böse Welt behauptete, daß sie gegen den Empfang von kostbaren Geschenken aufhöre die Grausame zu spielen. Juwelen, Champagner und Vergnügungsreisen in ein nahes Bad, so wie der grüne

Tisch, woran er Nächte verpraßte, kosteten heillose Summen. Obwohl er gut bezahlt wurde für jede Spionerei, die er anbrachte, und bei der römischen Propaganda stets offene Casse fand, so sah er sich doch nicht selten so von Baarem entblößt, daß er zu seinen alten Pratiken seine Zuflucht nehmen mußte, um sich augenblicklich aus der Verlegenheit zu helfen.

Wir enthalten uns hier, seine Gaunerstückchen zu erzählen, die er so schlau anzulegen wußte, daß er immer in den Schranken der Gesetzlichkeit blieb, wenn er seine Schwindeleien, wie früher, nur jetzt mehr im Großen trieb, oder sich durch erlogene Vorwände Darlehen zu verschaffen wußte, an deren Rückzahlung er niemals dachte.

Legulegus hatte einmal diesen wackern Mann in seinen Dienst genommen, und wir dürfen versichern, daß der Diener seines Herrn und Meisters vollkommen würdig war.

Die Aufgabe, die ihm gestellt wurde, war nichts Geringeres, als die, durch Verleumdungen der abscheulichsten Art dahin zu wirken, daß der armen Johanna der Schutz einer so bedeutenden Familie entzogen werde.

Wir dürfen einem Manne, wie Legulegus war, Feinheit und Gewandtheit genug zutrauen, daß er bei einem Auftrage von so delicater Natur sich nicht bloß gab.

— Mein lieber Dr. Krokodilus, — sagte er unter

Anderem zu diesem, — ich hege für die treffliche, edle Familie Sr. Excellenz des Herrn Ministers von Buchenau, und für jedes Mitglied derselben besonders, eine so tiefe Ehrerbietung, daß es mir wahrlich wehe thut, die edle, humane Richtung derselben gewissen Mißdeutungen preisgegeben zu sehen.

— Wäre es möglich?

— Leider nur zu wahr. Da hat z. B. der junge Herr von Buchenau die Etourderie gehabt, ein sittenloses junges Mädchen, das er auf der Straße attrapirt hatte, später aus dem Polizeiarrest zu befreien und in das Haus seiner Mutter einzuführen, und diese hat aus überspannter Humanität die Schwachheit gehabt, diese kleine Prostituirte in ihre Familie aufzunehmen und wie eine Tochter zu behandeln; und was sind nun die Folgen von dieser Unbesonnenheit? Man sagt entsetzliche Dinge; z. B. diese Einarmige sei die Maitresse des jungen Herrn, und die Mutter selbst protegire ein solches unsittliches Verhältniß; Andere, die milder urtheilen, behaupten wenigstens, der junge Buchenau, der als ein excentrischer Mensch überall bekannt ist, habe im Ernst die überspannte Intention, dieses Mädchen, das bereits zu den Ehrlosen ihres Geschlechts gehört, denken Sie sich den Unsinn, zu heirathen; und seine Mutter, nur um vor der Welt als Menschenfreundin und Wohlthäterin zu glänzen, habe schon ihre Zustimmung gege-

ben; vor dem schwachen, verblendeten Vater aber könne der junge Mensch machen, was ihm beliebt.

— Das wäre ja ganz entsetzlich!

— Ja, es ist auch entsetzlich, ein wahres Familienunglück; und der wäre der beste Freund dieses hohen Hauses, der bewirkte, daß solche Gerüchte entweder der Ministerin, oder mindestens der jungen Einarmigen auf eine recht eclatante Weise zu Ohren kämen. Man hat ihr schon eine Scene gemacht mit der Todtengräberfrau, in diesem Genre, indeß es war zu viel Pöbel dabei thätig, und dergleichen Pöbelgeschrei macht auf hochgestellte Personen keinen Eindruck.

— Ihnen, mein lieber Krokodilus, der in der Familie der Ministerin Zutritt hat, muß ich es ganz allein überlassen, durch solche Relevationen, und wenn es sein müßte, selbst durch weitere Verbreitung solcher Verleumdungen, versteht sich in wohlwollender Absicht, einen Eclat herbeizuführen, der am Ende das letzte Mittel wäre, die Ehre dieses hohen Hauses wieder herzustellen, indem man die Entfernung jener kleinen Ehrlosen aus dem Hause veranlaßte.

— Ich werde mein Möglichstes thun ....

— Aber Vorsicht und Feinheit! es hat übrigens keine Eile damit. Vielleicht wird die bevorstehende Reise nach Trier die beste Veranlassung dazu gewähren. Sie, mein lieber Dr. Krokodilus, werden der Familie unbe-

merkt dahin folgen, so daß Sie sich derselben vorstellen können, sobald es das Interesse dieses hohen Hauses erfordern wird.

. . . .

So war denn die Zeit der Ausstellung des heiligen Rockes in Trier herangekommen, und auf der Reise dorthin werden wir diese hohe Familie wieder sehen.

32.
Eine Ansicht von Trier.

Die Ausstellung des sogenannten ungenähten heiligen Rockes in Trier hatte viel geistigen Nebel und mittelalterliche Dunkelheit über das südwestliche Deutschland verbreitet.

Die ganze Natur schien über Verdüsterung des Menschengeistes im Sack und Asche zu trauern.

Wenigstens gab es damals, in der zweiten Hälfte des Augustmonats, so wie im September und October des vorigen Jahres (1844) viele trübe Regentage. Nur selten blickte die Sonne durch die schwer am Himmel hangenden Wetterwolken auf die vielen Tausende frommer Pilger, die in hellen Schaaren auf acht bis vierzehn Tage ihre ländliche Heimath verließen, und die Ernte auf den Feldern, wie das Heu auf den Wiesen dem Verderben preis gaben, während sie selbst oft Noth lit=

ten, oder das Letzte ihrer Ersparnisse verzehrten; und das Alles geschah im frommen Wahne, ein dem Himmel wohlgefälliges Werk zu vollbringen.

Es war am 17. August, also am Tage vor der feierlichen Ausstellung dieser Reliquie, deren Aechtheit selbst ihre eifrigsten Verehrer auf mehr nicht, als auf eine höchst unwahrscheinliche Tradition zu begründen vermögen, als unter den vielen Omnibus, Postwagen und Equipagen, die damals die Straße von Koblenz nach Trier passirten, auch eine große, hochbepackte, sechssitzige Reisekutsche sich befand, die, von vier Postpferden gezogen, mit Bedienten und Kammerfrauen im hintern Coupé und auf dem Bock besetzt war.

Langsam ging es in dem hier so breiten und fruchtbaren Neckarthale eine Anhöhe hinauf. Oben hielt der Wagen, und ein Diener öffnete den Schlag.

— Wie Excellenz befohlen haben, — sprach er, — dort hinauf geht der Fußsteig über den Marcusberg.

— Aber, liebe Mutter, der Weg ist sehr steil, Du wirst Dich echauffiren, — sprach eine männliche Stimme aus dem Inneren des Wagens.

— Lieber Adalbert, — entgegnete die Frauenzimmerstimme, — laß Du das meine Sorge sein. Selig werden sein, die mühselig und beladen sind, so steht in der heiligen Schrift, und darum werde ich keine irdische Mühe scheuen, um das Heil meiner Seele zu fördern.

— Vielleicht könnten wir hinauffahren, mindestens bis an die Sanct-Marcuscapelle, — nahm Jener wieder mit bescheidenem Tone das Wort.

— Und oben wird es eine scharfe Zugluft sein, liebste Mutter, wenn Du Dich nur nicht verkältest und krank wirst, — so ließ sich jetzt die bittende Stimme eines jungen Mädchens im Innern des Wagens vernehmen.

— So laßt mir doch meinen wahren, alleinseligmachenden Glauben, wie ich Euch leider den Eurigen lassen muß. Eine Wallfahrt macht man nicht zu Wagen, sondern zu Fuß. Je größer die Mühseligkeit, desto größer das Verdienst solcher guten Werke; und sollte ich krank werden, selbst sterben, liebe Kinder, in Folge dieser Wallfahrt, so hätte ich damit die Märtyrerkrone erlangt und die höchste Staffel auf der Himmelsleiter erstiegen. . . .

Adalbert von Buchenau stieg aus dem Wagen, und reichte seiner Mutter die Hand zum Aussteigen.

Nach dieser wohlbeleibten hohen Dame stiegen noch ihre Gesellschafterin und zwei schöne junge Mädchen mit feinen, interessanten Gesichtszügen aus dem Wagen. Die eine war Cäcilie, die andere Johanna.

Jene führte die Letztere mit liebevoller Besorgniß, indem Beide der Ministerin folgten, die sich von ihrem Sohn und Madame, der Gesellschaftsdame, führen und unterstützen ließ.

— Ich thue es mit Besorgniß und tiefer Betrübniß, liebste Mutter, — sprach Adalbert, — daß ich Dich diese Anhöhe hinauf führe. Mir, als Sohn, steht es nicht zu, dagegen weitere Vorstellungen zu machen, da Du einmal zu dieser Wallfahrt entschlossen bist; aber ich beklage, daß ein fanatischer Priester Dich, geliebte Mutter, verleitet hat, Leben und Gesundheit auf's Spiel zu setzen, um einem leeren frommen Wahn zu genügen.

— Schweig mit Deinen Lästerungen, Du Ungläubiger, — sprach die Ministerin, indem sie schwer athmend schon auf der ersten kleinen Anhöhe stehen blieb, — Du weißt nicht, was das bedeutet, wenn mein Beichtvater mir die Andacht vor dem Gnadenbilde in der St. Marcuscapelle empfohlen, ja zur Pflicht gemacht hat....

— Ich meine, — entgegnete Adalbert, indem er sorglich seine Mutter auf dem schmalen Fußsteig weiter den Berg hinauf führte, — wenn die Allgegenwart Gottes, wie sie uns die heilige Schrift verkündigt, eine Wahrheit ist, so wird es der liebe Gott eben so gut aufnehmen, wenn man in irgend einer Dorfkirche in der Ebene zu ihm betet, als auf einem Berge....

— Als Moses aus der Hand des Herrn die Gesetztafeln empfing, hatte er den Berg Sinai erstiegen, um Gott näher zu sein.

— Wir sind aber keine Juden, liebe Mutter, die an solche Traditionen glauben, und sie buchstäblich auslegen.

— Aber als gute Christen müssen wir dem Priester glauben, wenn er uns sagt, die Fürbitte dieses oder jenes Heiligen sei besonders kräftig und werde sicher erhört, wenn man eine vorgeschriebene Zahl von Gebeten an dem Gnadenort verrichtet, wo sein wunderthätiges Bild der Verehrung der Gläubigen ausgestellt ist.

Adalbert schwieg, weil es ihm unzart dünkte, den Glauben seiner verehrten Mutter durch Zweifel zu beunruhigen. Die Ministerin aber fühlte den Vorwurf, der darin lag, und um ihren Sohn von der religiösen Wichtigkeit dieser Station auf der Wallfahrt zum heiligen Rock nach Trier zu überzeugen, erzählte sie ihm eine lange Legende über die Entstehung der Capelle des heiligen Marcus; und während dem Ersteigen dieses Berges haben wir Zeit, diesen Berg mit seiner wunderschönen Aussicht den Lesern dieser Erzählung näher vor Augen zu rücken.

. . . .

Gerade der Westseite von Trier gegenüber erhebt sich jenseits des dort so breiten und schiffbaren Neckarstromes einer der letzten Vorberge des romantischen Eifelgebirges, das ist der sogenannte Marcusberg mit seinen schroffen Felsen von rothem Sandstein, zwischen welchen nur vereinzelte Birken, Tannen und Strauchwerk bis zum Gipfel des Berges emporsteigen. Nach der Flußseite hin ist die Felsenwand fast senkrecht abschüssig, und gewährt

durch ihr Farbenspiel einen malerischen Anblick. Zwischen Gestrüpp und Steingeröll erblickt man das sogenannte Steinhäuschen, und ein von armen Leuten bewohntes Dörfchen mit elenden Hütten, deren weiße Vorderseiten jedoch gar freundlich bescheiden aus dieser Wildniß nach jenem alten reichen Bischofssitz hinüber blicken. Es wird der „neue Weg" genannt.

Auf dem hohen Kamme dieses Berges thronte zur Römerzeit, wie die Sage lautet, ein Tempel des Sonnengottes Apoll, stolz herabsehend auf die damals so prächtige alte Römerstadt Treviri, die noch heute in ihren Mauern und Umgebungen so manche Ueberreste damaliger Bauwerke bewahrt. An dessen Stelle krönt jetzt seinen Gipfel eine dem heiligen Marcus geweihte Capelle, die während der Marcusoctave das Wallfahrtsziel der gläubigen Bewohner von Trier ist, und dem ganzen Berge seinen Namen gab.]

Außerdem sieht man dort auf der Höhe noch zwei beliebte Lustorte: das Wetterdorfshäuschen und das Weißhaus.

So findet sich da oben, wie fast überall in katholischen Ländern, die Sorge für Leib und Seele vereinigt.

Während die Ministerin, die sehr erhitzt und schwer athmend die Höhe erreicht hatte, sich oben auf einer Steinbank ausruhte, nachdem sie sich in einen kostbaren ostindischen Shawl hatte hüllen lassen, darauf aber in

die Capelle ging, um ihren Rosenkranz zu beten, wählten die jungen Mädchen, von Adalbert begleitet, ihren Standpunkt auf einem vorspringenden Felsen jenes Berges, auf welchem das Weißhäuschen aus den dasselbe umgebenden lieblichen Gartenanlagen anmuthig hervorblickt. Von hier aus übersieht man das ganze, schöne, breite und fruchtbare Neckarthal mit dem breiten, schiffbaren Strom und den das Thal begrenzenden weinreichen Anhöhen, über welche zum Theil noch höhere Berge bis zum blauen Horizont sich erheben.

Kein Wunder war es, daß die jungen Mädchen schwärmten für die Naturschönheit dieser reizenden Gegend, die sich von hier aus mit einem Blick übersehen ließ.

Da unten, ganz im Vordergrunde, lag fast an die schroffe Felswand zu ihren Füßen angelehnt, das Dörfchen Pallien. Die einzeln stehenden Häuser desselben, die übereinander am lebhaften Fall eines Gießbachs liegenden Mühlen, die steile Felswand, die sich hinter den Mühlen erhebt, und die dunkle Palliener Schlucht, über welche, von Bäumen halb verdeckt, in hochgespanntem Bogen die Napoleonsbrücke führt, das Alles giebt diesem Vordergrunde des reichen Bildes den romantischen Charakter eines wilden Gebirgsthals. Ueber jene Brücke führt die zum Theil durch Felsen gesprengte Aachner Straße, Alles ein Werk der kurzen, glänzenden Franzosenherrschaft über dieses vom Himmel so gesegnete

vormalige Pfaffenländchen. Neben Pallien, zwischen der Mosel und dem schroffen Felsenabhange, läuft die Koblenzer Straße durch, die, bis zu der fernen Moselbrücke, mit einer schönen Allee bepflanzt, den Bewohnern von Trier eine der besuchtesten Promenaden gewährt.

Jenseits der breiten und schiffbaren Mosel fesselte die Blicke der jugendlichen Beschauer dieser köstlichen Aussicht die uralte Stadt Trier, deren zahlreiche Thürme und spitze Giebeldächer von dunklem Schiefer sich ernst und feierlich aus dem freundlichen Grün heiterer Gärten erheben. Die hohen düstern Mauern, welche die Stadt selbst an der reizenden Flußseite, mit Ausnahme eines Quais, in der Nähe der Brücke, umschließen, würden derselben ein düsteres, klösterliches Ansehen geben, wenn nicht ein freundlicher Kranz von Dörfern, mit ihren üppigen Obst- und Weingärten, die alte Stadt so täuschend nahe umringten, daß man die ganze weit ausgedehnte, von Laubgrün durchwobene Häusermasse jenseits des breiten Neckarstromes, in welchem sich der blaue Himmel spiegelt, für eine einzige große und reizend gelegene Stadt halten sollte. Gegenüber das liebliche Fischerdorf Zurlauben trägt nicht wenig dazu bei, die Anmuth dieses Bildes zu erhöhen. Klöster, Kirchen und Abteien, die man von hier aus sieht, haben zum Theil weltliche Bestimmungen erhalten.

In der Stadt selbst läßt sich schon auf den ersten

Blick die schwarze Masse des alten, in Ruinen zerfallenden Römerthors erkennen, welches die nördliche Seite der Stadt bezeichnet. Weiter zurück, nach Südosten, erhebt sich stolz der Dom mit seinen so ungleichen Thürmen und an ihn, verbunden durch einen Kreuzgang, schmiegt sich in jungfräulicher Schönheit gothischer Baukunst die Liebfrauenkirche dem uralten Domgebäude an. Auf einem höhern Punkte der Stadt überragt alle diese Häusermassen der alte erzbischöfliche Palast, dessen uns zugewendete römische Fronte an die früheren Zeiten erinnert, wo römische Imperatoren dort ihre Residenz hielten und das Volk der Trevirer unter römischem Schutz so reich und mächtig war.

Jenseit der Stadt wurde das reiche Gemälde geschlossen durch die blaugrünen Gebirge, welche die westliche Abdachung des Hundsrückens, in dortiger Gegend Hochwald genannt, bilden.

In diesem Augenblick zerriß der graue Dunstschleier, welcher bis dahin die Gegend magisch verhüllt hatte, und im vollen Glanz bestrahlte die Sonne das weite wein- und fruchtreiche Thal.

Adalbert enthüllte jede Schönheit desselben, indem er die Bedeutung eines jeden hervorragenden Augenpunktes erklärte. Er kannte diese Gegend von früheren Reisen her; dagegen war den beiden jungen Mädchen Alles

neu und erregte der Anblick dieser herrlichen Natur ihr lebhaftes Entzücken.

Cäcilie hatte doch wenigstens auf verschiedenen Badereisen mit ihrer Mutter die Welt gesehen, aber Johanna war nie nur vor die Thore der Stadt gekommen. Ihre traurige Kindheit hatte sie nur in den geschlossenen Räumen der Fabrikstädte oder elender, dürftiger Wohnungen zugebracht, und nun lag zum ersten Male die weite Welt in ihrem reichsten Bilde enthüllt da vor ihren trunkenen Blicken.

Es ist unmöglich, die Gefühle zu schildern, die das junge Mädchen in dieser Stunde, wie ein Wonnerausch der Seele, durchschauerten. Und dazu dieses wohlthuende Gefühl des Wohlwollens und der Liebe dieser beiden Geschwister, von welchen ihr Cäcilie auf der einen Seite stand und sie zärtlich umschlungen hielt, während auf der andern Seite Adalbert's glänzende Augen mit einem Ausdruck von träumerischer Glückseligkeit an ihren feinen Gesichtszügen hingen, indem er sich selbst weidete an dem so engelreinen Entzücken dieses, wie er jetzt wohl fühlte, im Stillen geliebten jungen Mädchens, von dem er sich sagen mußte, daß ihre jetzige glückliche Lage allein sein Werk sei.

Nun ertönte von unten herauf feierliches Glockengeläute. Leise, getragen von den lauwarmen Lüften, schwellten die tiefen Töne der Domglocken zu immer mächtigern

Klängen heran und von allen andern Kirchthürmen der Stadt, so wie der umherliegenden Dörfer, begleiteten die helleren Klänge der kleineren Glocken jene tiefen Grundtöne der Domglocken und bildeten damit ein harmonisches Glockengeläute von einer so großartigen Wirkung, wie es mächtig die Gemüther zur Andacht zu stimmen vermag.

— Ja, wahrlich! — rief Adalbert aus, — Himmel und Erde verkünden das Dasein Gottes.

— Und seine Allgegenwart, — fügte Cäcilie hinzu.

— Und seine Liebe, — ergänzte Johanna. — Wie durchdringt Gottes allwaltende Liebe die ganze weite herrliche Natur, wie beglückend auf das arme Menschenherz wirkt ein solcher Anblick und durchweht uns mit Ahnungen einer unendlichen Seligkeit, zu welcher der noch im Irdischen befangene Blick des Menschen nicht heraufzureichen vermag!

— Aber der reine Glaube, liebe Johanna, — sprach Adalbert, — fordert auch ein reines Herz, wie es das Ihrige ist, und das unsere, liebe Cäcilie, und weil Menschen mit dieser reinen, tiefen Innerlichkeit des religiösen Gefühls im Leben der großen Welt so selten vorkommen, weil es daher so wenige Menschen giebt, die mit dem Geist und Gefühl sich über das Sinnenleben der Welt zu erheben vermögen, so erfand man gewisse Vorstellungen und Glaubensformeln, die mehr oder we-

niger Begriffe von menschlicher Unvollkommenheit auf das höchste geistige Wesen Gottes übertragen, und nannte das Religion. Unreine Beweggründe, oder auch geistige Beschränktheit kamen hinzu, um nach und nach den reinen, frommen, so geistig hoch stehenden, die Seele mit Liebe und innerm Frieden durchdringenden Gottesglauben durch menschliche Satzungen zu entstellen. So geschah es, daß eine nach weltlicher Herrschaft strebende Hierarchie in der römisch-katholischen Kirche Lehren erfand, die dem reinen Geiste Jesu Christi und seiner Evangelisten und Apostel nie in den Sinn gekommen waren. So auch war es in den evangelischen Kirchen das starre Festhalten am Buchstaben der heiligen Schrift, oder das kränkelnde Spielen mit mystischen Bildern, welches das Gemüth krank macht, und am Ende zum Wahnsinn führen kann.

— Doch meine Meinung ist die: man lasse Jeden bei seinem Glauben, wenn er sich dadurch nur geistig und sittlich gehoben fühlt. Selbst ein frommer Irrwahn kann reine Herzen zu Gott führen. Deshalb würde ich auch noch nicht den Stab brechen über diese Ausstellung des sogenannten heiligen Rockes. Die daran glauben, daß es wirklich und wahrhaftig das Kleidungsstück sei, welches Jesus Christus selbst getragen habe, werden dadurch eben so lebhaft an den von Gott begeisterten Stifter unserer Religion erinnert, als uns, die wir

nicht an die Erhaltung eines solchen Kleidungsstückes durch achtzehn Jahrhunderte und vielfache Kriegsunruhen und Völkerbewegungen glauben können, der Genuß des heiligen Abendmahls zu einer symbolischen Erinnerung wird, die uns mächtig stärkt und erhebt im Glauben zu Gott und unserem Erlöser.

— Darin aber liegt das Verderbliche und Verwerfliche dieser Ausstellung, daß sie von Oben herab angeordnet zu sein scheint, um den irdischen Glanz der römisch=katholischen Kirche und ihre Macht auf die Gemüther des Volks zu erhöhen. Man hat damit der in Deutschland um sich greifenden Aufklärung einen Damm entgegensetzen wollen, daß man durch zahllose, unter bischöflicher Genehmigung gedruckte Tractätlein, so wie von der Kanzel und im Beichtstuhl die große Masse des Volks in dem Wahn bestärkt, als sei diesem alten Kleidungsstücke göttliche Kraft verliehen, Wunder zu wirken, Lahme auf die Beine zu bringen und Blinde sehend zu machen. Daraus entsteht denn aber eine Anbetung der Reliquie, wo die Beschlüsse der tridentinischen Concilien nur Verehrung gestatten. Wer aber ein lebloses, von Menschenhand gewobenes Kleidungsstück anbetet, hätte es auch wirklich unser Weltheiland getragen, begeht damit eine Abgötterei, denn er fällt damit von Gott ab, den wir allein im Geist und in der Wahrheit anbeten sollen.

— Noch, meine Lieben, sind wir sämmtlich Protestanten, oder besser gesagt: reine evangelische Christen, aber ich fürchte die Macht der Sympathien, die Euch, Ihr beiden mir so theuren Mädchen, leicht hinreißen könnte, Euch der gereinigten Lehre Jesu Christi zu entfremden und dem römischen Glauben unserer lieben Mutter zuzuwenden. Unmöglich kann der aufgeklärte, geistigfreie Mensch dabei seinen innern Frieden finden. Und deshalb allein sprach ich aus dem Innersten meiner Seele diese Warnung hier aus, gleichsam im Vorhofe eines Götzentempels, wo jedoch das Gefühl: Gott ist überall gegenwärtig mit seiner Liebe, aus dem Schooße einer überreich gesegneten Natur so überzeugend, so beseligend zu uns heraufquillt.

— Nie, — versicherte Johanna, — werde ich den Glauben verleugnen, dessen Bekenntniß ich erst vor wenigen Monaten vor Gottes Altar so feierlich ausgesprochen habe.

— Und nie, — erklärte Cäcilie, — indem sie feierlich, wie zum Schwur ihre Hand auf das Herz legte, würde es mir möglich sein, etwas zu glauben, was mein Verstand nicht zu ergründen und zu begreifen vermag.

— So helfe Gott Euch in Eurem Glauben stärken, — sprach Adalbert, — indem er beiden jungen Mädchen, deren Augen in Thränen schwammen, die Hände reichte und die ihrigen liebevoll drückte.

So stand die schöne Gruppe noch in unnennbaren religiösen Gefühlen, voll Liebe und Innigkeit, bei dem Anschauen der entzückenden Gegend versunken, als Tritte nahten, und Cäcilie sich umsehend sprach: — Da kommt die Mutter, von zwei Geistlichen begleitet.

33.

Der Jesuitenzögling.

Wir müssen etwas zurückgehen in unserer Erzählung, ehe wir unsre Leser wieder auf den Punkt hinführen können, wo wir sie zuletzt verlassen haben.

In der römischen Kirche hat die geistliche Disciplinargewalt ein unfehlbares Mittel, auch den entschiedensten männlichen Charakter und den klarsten Verstand in die engsten Schranken des Gehorsams zurückzuführen. Sie nennen dieses Abtödten des Fleisches und des Geistes im Menschen.

Johannes Illger war, wie wir wissen, wegen seiner freigeistigen und toleranten Predigt in N., wohin man ihn nach Absolvirung seiner theologischen Studien geschickt hatte, auf Anzeige des Pfarrers Eiferer zur Pönitenz in ein Kloster von der strengsten Regel geschickt.

Da man sein Verbrechen kannte, so suchte man ihn planmäßig geistig und leiblich abzutödten. Er erhielt

eine einsame Zelle, mit vier leeren Wänden, deren Mauern nicht einmal mit Kalk beworfen waren. Licht und Luft erhielt er durch eine Oeffnung in der dicken Mauer, die so hoch und schmal und nach innen zu verjüngt war, wie eine Schießscharte; doch war sie neun Fuß hoch vom Boden angebracht, so daß Johannes nur einen schmalen Streif vom Himmel sehen konnte. Durch diese Oeffnung fiel ein schmaler Lichtstreif in das übrigens dunkle Zimmer auf ein aus Alabaster auf schwarzem Holz mit vieler Kunst und Wahrheit geschnitztes Crucifix, das auf einem kleinen roh gezimmerten Eichentisch in einer Ecke des Gemachs gegenüber sich befand. Vor demselben lag ein natürlicher Todtenschädel auf zwei Gebeinen, neben demselben stand auf der einen Seite ein Wasserkrug, auf der andern lag eine Geißel mit neun Strängen. An der einen Seitenwand, kaum sichtbar im Dämmerlicht des Tages, war eine niedrige Bank angebracht, die zum Sitzen und zum nächtlichen Lager bestimmt war, doch keine Matratze und keinen Kopfpfühl hatte. Nur eine grobe Decke von Kuhhaar konnte der geistliche Sträfling zum Einhüllen benutzen. Uebrigens war seine einzige Kleidung eine braune Mönchskutte von eben so grobem, friesartigem Zeuge, welche er ohne leinene Unterkleidung auf dem bloßen Leibe tragen mußte.

Seine Speise bestand einen Tag um den andern

aus Wasser und Brod, und einer Wassersuppe, die ihm aber auch entzogen wurde, wenn er etwas an den geistlichen Exercitien versäumte, welche ihm auferlegt waren.

Diese bestanden in einer gewissen Anzahl von Gebeten, die er kniend vor dem Crucifix halblaut murmelnd hersagen mußte, und das geschah nicht nur bei Tage, sondern auch des Nachts, mit jedem vollen Glockenschlage, und da seine Kerkerzelle im Thurme des Klosters, nahe unter der Glockenstube, lag, so wurde er jedes Mal, selbst wenn er schlief, durch das Knarren des Räderwerks und der Stränge, an welchen die Uhrgewichte hingen, geweckt und auf den nächsten Glockenschlag vorbereitet, der mit dröhnender Gewalt an sein Ohr drang.

Hatte er einmal nur die vorgeschriebenen Gebete versäumt, oder war nicht niedergekniet, oder zu spät von seinem harten Lager aufgestanden, so erschien am folgenden Morgen ein finsterer, graubärtiger Mönch, begleitet von zwei handfesten Klosterknechten, der ihm sein Vergehen vorhielt; ein Beweis, daß er durch eine verborgene Oeffnung in der Thür beobachtet wurde, und das war selbst des Nachts möglich, indem man eine brennende eiserne Lampe in die Maueröffnung über der Thür von außen einschob, so daß dadurch das Innere der Zelle spärlich erleuchtet wurde.

Nach diesem Vorhalt meldete ihm der Pater No=

vizenmeister, welche Strafe ihm der hochwürdige Prior des Klosters für diese gottlose Versäumniß der frommen Uebungen zudictirt habe. In der Regel bestand dieselbe in einer Selbstgeißelung auf dem entkleideten Oberkörper, die so lange fortgesetzt werden mußte, bis sich Blutspuren in den aufgehauenen Striemen zeigten. Weigerte sich dessen der unglückliche Jüngling, so übernahmen auf einen Wink des Novizenmeisters die beiden Klosterknechte das Geschäft der Geißelung und dann geschah es nicht ohne verletzende Rohheit und Grausamkeit, weshalb später Johannes die schmerzhafte Selbstgeißelung vorzog.

Während dieser Pönitenzzeit bekam er kein menschliches Wesen zu sprechen. Alles Flehen, alle Klagen schienen an tauben Ohren oder gefühllosen Herzen abzugleiten. Seine Wächter und Wärter schienen nur die Gabe der Rede zu haben, wenn sie ihm einen Verhaltungsbefehl anzukündigen hatten.

So war denn Johannes nach Verlauf von sechs Wochen dahin gekommen, daß er abgemagert, fast zum Skelett, kaum noch die Kraft hatte, aufzustehen und seine stündlichen Gebete zu verrichten. Seine Nerven waren besonders durch die gestörte Nachtruhe so erregt, daß er bei jedem Glockenschlage zusammenzuckte. Seine Glieder waren wund gerieben, theils vom Liegen auf der harten Bank, theils von den zahlreichen Geißelun-

gen. Dabei hatte er ein beständiges heimliches Frösteln, wechselnd mit fliegender Hitze, ein trockener Husten stellte sich ein, der Puls ging schnell und fieberhaft, und der Schlaf floh den Unglücklichen gänzlich.

Um sein geistiges Leben stand es nicht besser. Anfänglich hatte er in dem reichen Schatz einer wissenschaftlichen Bildung bei einer lebhaften Phantasie Stoff gefunden, sich angenehm zu unterhalten; aber der Glokkenschlag und die geistlosen Gebetformeln störten ihn in seinen liebsten Betrachtungen. Dann, wenn er die gedankenlosen, lateinischen Gebete nach den Perlen seines Rosenkranzes abgeleiert hatte, erhob sich wohl seine Seele zu einem wahren, innerlichen Gebet zu Gott um Rettung und Hülfe in dieser verzweiflungsvollen Lage; aber die Hülfe kam nicht und ein Tag nach dem andern verging trübe und unglücklich, wie der vorige.

Auf seine Bitten hatte man ihm ein Buch gegeben. Es war nur der schmale Lichtstreif von dem Bilde des Gekreuzigten, wo es ihm möglich war, so viel zu sehen, um die Schrift lesen zu können. Aber es war ein Legendenbuch mit lauter Heiligen-Sagen, die in kaum verständlichem Mönchslatein, andre wieder in alterthümlichem Plattdeutsch geschrieben waren. Die Entzifferung der veralteten Mönchsschrift kostete Anstrengung

und seine schon durch den Körper geschwächte Geistes-kraft ermattete dabei.

So blieb ihm denn nichts übrig, als ein dumpfes, gedankenloses Hinbrüten, das am Ende in eine Leere der Seele überging, welche weder Wünsche noch Hoff-nungen mehr in ihm aufdämmern ließ und selbst die Er-innerung an eine glücklichere Vergangenheit gänzlich in seiner Seele ausgetilgt zu haben schien.

Endlich erlag der unglückliche Jüngling dieser geisti-gen und leiblichen Abtödtung, und unfähig, sich von seinem Lager wieder zu erheben, wurde er dem Prior des Klosters als krank gemeldet.

— Jam satis est! — sprach dieser, und faltete ei-nen Brief zusammen, den er eben erhalten hatte; dann befahl er, den Corrigenden, wie man den armen Jo-hannes nannte, in die Krankenstube des Klosters zu ver-setzen und den Pater Ambrosius zu rufen, um ihm weitere Befehle zu ertheilen.

Pater Ambrosius war ein Anderer, als jener Ker-kermeister, den Johannes nur von der schrecklichen Seite hatte kennen gelernt. Jener war ein milder, liebens-würdiger Greis, der die Pflege der Kranken unter seiner Aufsicht hatte.

Johannes glaubte in den Himmel versetzt zu sein, als er aus einer tiefen Ohnmacht, in welche er durch die Anstrengung seines Transports gefallen war, sich in

eine helle, freundliche Zelle versetzt sah, wo Blumen und Räucherwerk und das vor dem allerdings vergitterten Fenster schwankende Weinlaub, nebst einem guten Bett und einer freundlichen Aussicht auf den Klostergarten, eine ganz eigenthümliche, stille Behaglichkeit hervorgerufen hatte. Das liebreiche Zureden des alten Paters, dessen milde Züge und sanfte Sprache schon Vertrauen einflößten, war für den Leidenden eine so ganz neue Erscheinung, daß er in einen Strom von Thränen ausbrach, und dann die Dankbarkeit selbst war für jede Liebe und Güte, die dem davon gänzlich Entwöhnten hier erwiesen wurde.

So gewann Johannes nach und nach seine geistige Lebenskraft wieder; auch siegte endlich die Jugend und gute Pflege über seine Krankheit, und da er jetzt von den geisttödtenden Exercitien, wegen seiner Reconvalescenz entbunden war, so forderte sein wieder erwachender Geist dringend einige Nahrung. Er wünschte seine früheren Studien wieder aufnehmen zu können, und wandte sich mit der Bitte um einige gute römische und griechische Classiker an den freundlichen Pater Ambrosius.

— Mein lieber Sohn in Christo, — sprach dieser, — ich beklage aufrichtig, daß Deinen Wünschen hier nicht genügt werden kann. Dieses Kloster von der strengsten Regel gestattet seinen Bewohnern durchaus kein andres Buch, als das Brevier und ein altes Legendenbuch, denn jede

geistige Bildung und Aufklärung gilt dem hochwürdigen Prior und dem Convent dieses Klosters als ein Scheuel und Greuel, das mit allen Waffen der Ascetik ausgetrieben werden muß. Da aber Dein Wunsch, die in Freiburg empfangene Grundlage einer scholastischen Gelehrsamkeit weiter auszubilden, ein achtbares Streben bekundet, so schlage ich Dir vor, um die Gnade zu bitten, daß man sich bei unserem hochwürdigen Bischof dahin verwende, daß dieser Deine Aufnahme im deutschen Colleg in Rom vermittle.

Johannes wußte, daß diese Anstalt eine höhere Jesuitenschule war, in welche die Zöglinge, die in Deutschland für die Zwecke des Ordens verwendet werden sollten, ihre letzte höhere Ausbildung erhielten. So sehr nun auch die ihm angeborne Milde und Klarheit des Verstandes jene Richtung des Jesuitenthumes verabscheute, die eine Abtödtung alles Willens und jeder Denkkraft, so wie auch Verdammung aller anders Glaubenden bezweckte: so war er doch auf der andern Seite tief durchdrungen von der höchsten Achtung für die Gelehrsamkeit und den sittlich-strengen Wandel dieser frommen Väter von der Gesellschaft Jesu, daß er mit Freuden diesen Vorschlag annahm und den Pater Ambrosius bat, das Weitere einzuleiten.

Johannes war weit davon entfernt, jede andere Schattenseite dieses Ordens, als die eben angedeutete, nur zu ahnen.

Eben so wenig hatte er eine Ahnung von der tief angelegten Intrigue, die seine Erlösung aus dem schrecklichen Disciplinarkerker des Klosters und seine Versetzung in das Jesuitencolleg zu Rom bewirkt hatte.

Er wußte nicht, daß der römisch-katholische Priester, Eiferer in N . . . . ., von dem Affiliirten des Jesuitenordens, Hofgerichtsrath Legulegus, Kenntniß erhalten hatte, welche Wichtigkeit die Existenz des zur Correction in ein Kloster geschickten jungen Caplans, Johannes Illger, wegen der Erbschaft aus Batavia habe, und daß derselbe entweder moralisch verderben oder leiblich und geistig vernichtet, oder aber völlig für die Zwecke des Ordens gewonnen werden müsse. Nur dann würde er in den beiden ersten Fällen von der Erbschaft ausgeschlossen werden, in dem letzteren aber, wenn er erst völlig, wie die Jesuiten sich ausdrücken, in einen Leichnam des Herrn verwandelt sei, leicht bewogen werden könne, der hochwürdigen Gesellschaft Jesu für ihre milden Zwecke die Erbschaft zuzuwenden. Und da, nach der Versicherung des Priesters Eiferer, der junge Caplan Geist und Kenntniß zeigte, auch einen solchen Grad von Feinheit und Liebenswürdigkeit im Benehmen, bei einem hübschen und gewinnenden Aeußeren, besaß: so wurde beschlossen, denselben auf einige Zeit in das deutsche Colleg nach Rom zu senden, in der Hoffnung, dadurch ein fähiges Mitglied für den Orden heranzubilden.

Das also war der Beweggrund, der Johannes Befreiung aus dem Klosterkerker und dessen Absendung nach Rom zur Folge hatte. Man würde sich kein Bedenken daraus gemacht haben, ihn langsam zu tödten, hätte der Orden nicht gemeint, denselben Zweck auf mildere Weise zu erreichen, und den größeren Nutzen des Ordens damit zu vereinigen.

. . . .

Durch die freundliche Milde des Paters Ambrosius war Johannes gleichsam wieder ein Mensch geworden. Der Pater hatte ihm viel Liebes und Gutes von dem Colleg erzählt und ganz besonders die ernste Wissenschaftlichkeit und die wohlwollende Liebe, die dort herrschte, gerühmt. Seine innere Regsamkeit, sein wiedererwachtes geistiges Leben und besonders eine fast poetische Gemüthstiefe, die ihm eigen war, hatte ihm freilich mit ganz andern und glänzenderen Farben das innerste Wesen dieser höheren Bildungsanstalt vorgespiegelt, als er dort in jener scholastischen Beschränkung jeder geistig freiern Richtung wiederfand.

Schmerzlich war ihm diese Täuschung. Dort schien ihm, schon nach dem ersten Eintritt in die düstern Klostergebäude des Collegs, nicht der wohlwollende Geist der Milde zu herrschen, wie er sich das alles so schön, still und freundlich gedacht hatte. Nur die strenge Subordination eines beschränkten, beschaulichen Lebens schien

hier zu walten. Rings herum sah er Symbole der Ascetik, und nirgends eine Spur jener ansprechenden Gefälligkeit, die auch in dem Gemach eines ernsten Philosophen dem eintretenden Gast verkündet, daß hier die Musen heimisch sind.

Nach einigen Stunden einsamen Aufenthalts im Refectorium des Klosters wurde er zu dem Pater Aloysius Landes, Rector dieses deutschen Collegs, geführt. Dieser nannte sich einen Landsmann seines Zöglings und empfing ihn mit jener übertriebenen Freundschaftlichkeit, die so selten vom Herzen kommt und zum Herzen geht.

Nachdem er ihn zärlich umarmt hatte, begrüßte er ihn, als seinen lieben geistlichen Sohn und fragte nach seiner Gesundheit und ob er nicht Hunger und Durst habe?

Aber dem armen Johannes war es nicht um Essen und Trinken zu thun. Er fühlte sich dort so fremd bei diesem neuen freundlichen Vater, neben der Todtenstille, die hinter so vielen verschlossenen Thüren herrschte, an welchen er auf dem langen Kreuzgange vorübergeführt war.

Johannes mochte seine Mißstimmung nur schlecht unter seiner lächelnden Miene zu verbergen wissen, denn Pater Landes fuhr fort:

— Sie sind traurig, mein liebes Kind!

— Nicht doch, mein ehrwürdiger Herr Pater, — fiel Johannes rasch ein, — es ist nur der schnelle Wechsel meines Geschicks, das Ihnen bekannt sein wird, die feierliche Abgeschiedenheit dieses Klosters und die Heiligenbilder an allen Wänden sind es, was mich so ernst gestimmt hat. Der Wechsel war etwas rasch. Ich stellte mir das deutsche Colleg anders vor. Indeß entscheidet ja der erste Eindruck nicht. Vielleicht ist es gut, daß schon der Anblick dieses Hauses mich so unheimlich überraschte. Ich hoffe, daß ich mich dann später um so besser zurecht finden werde und denke doch auch hier noch recht herzlich froh zu werden.

— Das werden Sie gewiß, mein theurer Sohn, sobald Sie das Ihnen widerfahrene Glück erkennen, — entgegnete der Rector. — Sie sind ja ein Auserlesener von Tausenden, den wir mit Gottes und seiner heiligen Mutter Maria Hülfe aus dem verderblichen Zeitstrom an das Land des wahren Glaubens zu retten hoffen. Und welchen schönen Wirkungskreis finden Sie, wenn Sie nur erst Vertrauen zu uns gefaßt haben werden. Giebt es etwas Höheres auf Erden, als ein Gärtner zu sein in dem Weinberge des Herrn, und das Unkraut der ansteckenden Ketzerei ausrotten zu können, das heut zu Tage üppiger als je aufgesproßt ist?

— Sie sind, — fuhr er gütiger fort, — außer mir der Einzige aus dem kleinen deutschen Fürstenthum

N . . . . . in diesem Colleg. Ich bin also Ihr Landsmann. Um so theuerer und fester werden Sie sich mir anschließen und mir nicht den Gram bereiten, den ein Undankbarer auf mich gehäuft hat, welchen ich vor einem Jahre hier so freundlich in unserer Mitte aufgenommen hatte. Der Verblendete hat das Licht des Herrn nicht erkannt. Er verließ uns vor wenigen Monaten und kehrte, ohne Ablegung des heiligen Eides wieder zurück nach Baiern. Aber die Strafe des Himmels hat ihn bereits ereilt. Sein Vater, dem wir von seinen verstockten, ruchlosen, ketzerischen Gesinnungen Kunde gegeben hatten in einem Briefe, der vor ihm in seine Heimath ankam, wollte nichts mehr von seinem verruchten, freigeistigen Sohne wissen, und sagte sich gänzlich von ihm los. Und so trieb ihn denn der Hunger, sich in München als gemeiner Soldat anwerben zu lassen.

— Glücklicher, — erzählte der redselige Rector, nicht ohne tiefer liegende Absicht fort, — war ich bei der Bekehrung des . . . . Grafen von . . . . . r. Dieser Herr brachte sonderbare Ansichten aus Deutschland mit und wollte anfangs in seinem Palast nicht einmal meinen Besuch annehmen. Endlich aber hat ihm die Fürbitte der heiligen Jungfrau und das inbrünstige Flehen meiner Ordensbrüder einen Strahl des Lichtes erwirkt. Er ist jetzt mein frommes Beichtkind geworden und

ich verspreche mir von seiner hohen Verbindung in B...., daß auch die dortige Regierung bald unserem unermüdlichen Streben sich günstiger beweisen wird.

— So eröffnen sich auch jetzt gerade in Ihrem und meinem Vaterlande schöne Aussichten für Sie, während Sie hier Ihre Studien nach den Rathschlüssen Gottes vollenden.

— Mein theurer Sohn, — sprach er weiter, indem er wie segnend seine Hand auf Johannes' gebeugtes Haupt legte, — ich sorge für das leibliche Wohl der mir vom hochwürdigen General anvertrauten Zöglinge so gut, wie für ihr geistiges.

— Aber nun von etwas Anderm, mein lieber jungen Bruder in Christo! Man hat Sie bis jetzt, in den ersten Tagen Ihres hiesigen Aufenthalts, Ihrem eignen Nachdenken allein überlassen. Nun aber sehnen Sie sich wohl nach der Bekanntschaft mit Ihren lieben Landsleuten. Diese finden Sie hier aus fast allen deutschen Staaten. Fern vom Vaterlande bilden wir hier gleichsam eine deutsche Kolonie, die in Liebe und Einigkeit zusammenhält und Sie sind als deren Mitglied aufgenommen. Meine lieben Zöglinge befinden sich nun aber gerade außerhalb des Hauses. Wir haben noch Ferien und ich sandte sie hinaus auf unsere Villa St. Saba, wo sie den Tag in fröhlicher Unterhaltung hinbringen. Auch haben sie dort unschuldige Spiele, Alles freuet

sich und jubelt. Da werden Sie gleich sehen, wie angenehm es sich bei uns leben läßt. Sie werden nicht einen einzigen Unzufriedenen finden. Wir bilden Alle nur eine große Familie, die gleiche Gesinnung, gleiche Lebensart und gleiche Genüsse zur unzertrennlichen Eintracht verbindet. Diese Villa ist nur eine halbe Stunde von hier entfernt, und damit Ihnen die Zeit bis zum Abend nicht zu lang werde, sende ich Sie sogleich mit einem Frater hinaus. Bis Sie zurückkommen, werde ich ein freundliches Zimmerchen für Sie eingerichtet und für angenehme Gesellschaft gesorgt haben, damit Sie mir in Ihrer neuen Heimath nicht melancholisch werden. Ich sehe an Ihren bewegten Gesichtszügen, daß ich Ihr Herz, Ihr Vertrauen gewonnen habe. Lassen Sie diese Freudenthränen eines Greises dafür sprechen, wie innig ich Sie liebe und wie väterlich ich Ihr Heil besorgen werde.

Diese gewinnende Rede eines siebenzigjährigen Greises mit ehrwürdigem, weißem Haar hatte den ersten unangenehmen Eindruck des ersten Eintritts in das Colleg verwischt und Johannes ging in Begleitung eines gesprächigen und muntern Fraters durch eine enge Nebengasse und dann zwischen verwachsenen Ruinen hindurch in's Freie.

. . . .

Als Beide sich der Villa näherten, hörte Johannes

aus der Kirche einen von vielen Stimmen gesungenen Choral ertönen. Es war etwa drei Uhr Nachmittags und die Zöglinge sangen eben die Vesper.

Johannes harrte, düster durch den Garten schreitend, auf die Beendigung dieser kirchlichen Feier.

Nach einer Viertelstunde öffnete sich eine Seitenpforte der alten Klosterkirche und die Zöglinge traten paarweise und schweigend heraus in's Freie; jeder in hochrothem Talar, der mit einem schwarzen Cingulum (Gürtel) eng um den Leib gebunden war. Auf dem Kopfe trug jeder eine Priestermütze. Das ist ihre gewöhnliche Hauskleidung. Auf ein Zeichen des Präfects zerstreuten sie sich in beliebigen Gruppen durch den Garten.

Der Frater, der Johannes' Wegweiser gewesen war, führte ihn nun in das Haus ein, zum Pater Minister des Collegs und stellte ihn demselben vor.

Dieser Pater ist ein Niederländer von Geburt und heißt de la Croix. Er ist Mitarbeiter am römischen Codex librorum prohibitorum (Verzeichniß der verbotenen Bücher) und besorgt die materiellen Bedürfnisse des Collegs. Er führt die Casse der Zöglinge, von welchen keiner Geld in den Händen haben darf und begleitet sie gewöhnlich auf ihren Ausflügen nach St. Saba, welches wöchentlich einmal und in den Ferien zweimal geschieht.

Pater de la Croix empfing Johannes eben so freundlich als der Rector, und ließ den Präfect rufen.

Diesem, der einer der älteren Zöglinge ist, gab er den Auftrag, den Alumnen der philosophischen Kammer zu befehlen, ihn gut und geziemend zu unterhalten. Dann durfte er mit dem Präfect in den Garten zurückgehen.

— Was ist denn ein Alumnus der philosophischen Kammer, — fragte Johannes, während Beide die Treppe hinabstiegen.

— Die Zöglinge, — entgegnete der Präfect, — sind abgetheilt in Philosophen und Theologen. Beide Theile leben zwar in demselben Gebäude, kommen jedoch in keine Berührung mit einander. In diesem Garten hier unterhalten sich die Philosophen; jenseit der Kirche und jener Mauer dort befinden sich die Theologen.

Im Garten wurde Johannes von den Zöglingen recht herzlich empfangen. Sie erzählten viel von ihrer Zufriedenheit und dem Nutzen des beschaulichen Lebens. Dann luden ihn drei von den Jüngern zu einer Truccoparthie ein. Das ist ein eigenthümliches, in Italien übliches Spiel. Die Spielenden, von welchen jeder eine Kugel erhält, theilen sich in zwei gleiche Parteien, und beginnen von einem gegebenen Punkte an mitten durch einen Ring zu werfen. Von der Stelle aus, wo

die Kugel niederfällt, beginnt der zweite Wurf und so fort.

Obwohl sich Johannes bei dieser ungewohnten Beschäftigung sehr ungeschickt benahm, so waren doch die Zöglinge galant genug, ihn gewinnen zu lassen und seine Gewandtheit am Schluß zu rühmen.

Eine Stunde später wurde zur Meranda gerufen. Bei dem Anblick der Portionen von delicatem Kuchen und trefflichem Wein, welche jeder Zögling erhielt, bekam Johannes Respect vor Küche und Keller dieses Jesuitencollegs.

Nur ausnahmsweise durfte diesmal bei Tische gesprochen werden, und das geschah zu Ehren des neuen Ankömmlings, wie man ihm sagte, der an diesem ersten Tage seines Eintritts noch als Gast behandelt wurde. Sonst herrschte das Gesetz des Schweigens bei jeder Mahlzeit.

Auf ein gegebenes Zeichen erhoben sich die Zöglinge wieder vom Tisch und die vorige Unterhaltung begann wieder, nämlich Schach, Kegeln und Trucco. Alle andern Unterhaltungen sind streng verboten. Eben so muß natürlich auch ohne Geld gespielt werden.

Gegen Abend versammelten sich die Zöglinge abermals auf ein gegebenes Zeichen zu Gebet und Verehrung der Jungfrau Maria.

Dann gingen die Zöglinge in den Ankleidesaal.

Dort nahm jeder Alumne seinen spitzen Dreimasthut und zog seine Scholastica an, die in einem geschlossenen langen Ueberwurf von hochrother Farbe besteht. Paarweise in einem langen Zuge schritten sie nun der Stadt zu. Johannes ebenfalls. Der Präfect und Pater de la Croix schlossen den Zug.

Der Weg wurde gegen das Forum eingeschlagen.

— Jene große Ruine dort ist wohl das Colosseum? — fragte Johannes seinen Begleiter.

— Ich glaube, — war die kurze Antwort.

— Und die zerfallenen Mauern, dort links von der Straße auf dem Hügel?

— Reste aus der Heidenzeit, — sprach eintönig der Begleiter.

Es war die weltberühmte Domus aurea des Nero, zu deren Erbauung er die ganze Provinz Achaja geplündert hatte.

— Und die drei Bogen nach einander? — fing Johannes wieder an.

— Alles Denkmale der Heidenzeit, — lautete die Antwort.

Er hatte fragend auf die berühmten Triumphbogen des Titus, Severus und Constantin M. gezeigt.

— Aber diese dreifach gewölbte Mauer und dort die sechs Säulen vor uns?

— Nur Ueberbleibsel der alten Heiden, — war die Antwort.

Es waren der sogenannte Tempio della Pace und der Jupitertempel.

So war es klar, daß die Zöglinge dieser höheren Lehranstalt, im blinden Haß gegen die alte classische Heidenzeit, weder Alterthumskunde noch Philologie trieben, obgleich sie fast bei jedem Schritt über die großen Denkmale jener classischen Zeit stolperten.

Diese Bemerkung traf Johannes' wißbegierige Seele tief verletzend. Es war auf der ganzen Reise hierher einer der Lieblingsgedanken des wißbegierigen Jünglings gewesen, nunmehr das classische Alterthum in seinen Kunstdenkmälern und Ruinen kennen zu lernen, und nun sah er, mitten unter den Schätzen einer großen Vergangenheit, von jeder Belehrung, jeder Andeutung sich verlassen.

Beim Eintritt in das Colleg that jeder Zögling, wie der Pförtner, der ihm zuerst die Thür geöffnet hatte, er bekreuzigte sich und ging dann in die Hauscapelle zum Gebet.

Johannes, da er noch nicht eingekleidet war, wurde noch als Gast betrachtet. Er sollte erst das beschauliche Leben in diesem Colleg lieb gewinnen, ehe man ihn in die Zahl der Alumnen aufnahm. Der Pater Rector dispensirte ihn daher von der Andacht und führte ihn

freundlich auf sein Zimmer, indem er sich sorgfältig theilnehmend nach Allem erkundigte, was er in der Saba gemacht, gesehen und empfunden habe.

. . . .

Das Abendessen, an dem zwei neue Ankömmlinge, ein Neupreuße und ein Hannoveraner, nebst einem älteren, bereits zum Priester geweihten Zögling, Theil nahmen, zeugte ebenfalls für die Trefflichkeit des Kochs und des Kellners.

Die zwei, um einen Tag früher dort angekommenen Gäste, fühlten sich schon ganz wie zu Hause, während Johannes ein unheimliches Gefühl durchaus nicht bemeistern konnte.

Jenen gefiel es besonders, wie sie sagten, daß man hier nichts lernen müsse, was nicht streng zum Fach gehöre; daß die Philosophie, die hier getrieben werde, nur eine Widerlegung aller philosophischen Systeme und eine Vorbereitung zur Theologie sei; daß diese aber nur historisch und polemisch vorgetragen werde, als zweckdienliche Uebung zu einem späteren, ernsteren Kampf. Auch die Auslegung, welche man dem Grundsatz: hier nicht vielerlei, sondern Viel (non multa, sed multum) zu lehren, gab, mundete den beiden Ankömmlingen wie Zuckerwerk. Erst später erkannte Johannes, daß das nichts anders sagen wollte, als: man gebe dem Zögling

erst dann ein zweckmäßiges Lehrbuch in die Hände, wenn man seinen Verstand durch Betrachtung von Tod, Gericht, Himmel und Hölle, Engel und Teufel nach der Anweisung der ehrwürdigen Väter von allem Irdischen gereinigt und wohl verwahrt hat vor jedem möglichen Rückfall in dasselbe.

Ihm verging alle Eßlust bei solchen Entdeckungen, die allen seinen Erwartungen zuwider liefen. Er hörte Aeußerungen dort, die man sonst nur in der Geschichte des dreißigjährigen Krieges wieder findet; und eiskalt lief es ihm über den Rücken, daß er nicht ächt römisch-katholisch sein sollte, weil er die Protestanten, die hier nur Ketzer genannt wurden, im Grunde des Herzens nicht für schlecht und ewig verdammt halten konnte.

Aber Johannes hatte einmal schon furchtbar gelitten, weil er sein treffliches Herz und den ächt christlichen Geist der Duldung an geweihter Stelle hatte reden lassen. Er hütete sich daher wohl, seine Meinung darüber zu äußern, besonders da er aus Erfahrung wußte, daß damit nichts gebessert werden könne.

So hörte er denn auch schweigend mit gesenktem Kopfe eine Apotheose des Collegs an, welche jener ältere Zögling, der im Begriff war nach Deutschland abzugehen, um dort als Hülfsprediger oder Caplan angestellt zu werden, mit vieler Beredtsamkeit sprach.

Wir tragen kein Bedenken, den Schluß dieser erbau-

lichen Rede mitzutheilen, weil wir daraus ersehen können, wie gefährlich für Deutschland die eigentliche Richtung dieses römischen Jesuitencollegs ist.

— Wir bekommen — so schloß er seine Rede — täglich eine gefährlichere Stellung in unserm Vaterlande. Die Mehrzahl unserer eignen Glaubensbrüder ist nur noch dem Namen nach römisch, und selbst unsere größten Theologen Mühler und Döllinger haben in ihren Schriften manchen irrthümlichen Satz aufgestellt, wie unser hochgelehtrer Professor, Pater Perrone, in seinen Schriften gründlich nachweist. Es ist so weit gekommen, daß man nur noch in Rom ein guter Priester werden kann. Alle deutschen Priesterseminare und alle deutschen Regierungen halten ein gottloses Regiment. Theils bestehen letztere aus Ketzern, theils lassen sie ketzerische und gottschänderische Schriften ihres verderbten, ruchlosen Gelehrtenstandes ungehindert drucken und verkaufen. Meine lieben Freunde, wir sind eine kleine Schaar Apostel in dem großen Land der aufgeklärten Heiden; aber desto erhabener ist unsere Bestimmung, und desto größer wird dereinst der Lohn sein. Drum wollen wir auch fest stehen und unsern Glauben vertheidigen, und wehren uns mit allen uns zu Gebote stehenden Mitteln. Meine Freunde, das werden Sie Alle einst recht klar einsehen, wenn Sie einige Jahre in dieser väterlichen Anstalt zugebracht

und den Beruf unsers Schöpfers wahrhaft aufgenommen haben in Ihre Herzen.

Die beiden jüngern Zöglinge zollten dieser Rede vielen Beifall. Den ältern Alumnen war damit nichts Neues gesagt, denn es war die Sprache, die sie täglich hören mußten.

Johannes blickte stumm über die Tafel hin. Er vergaß zu essen und zu trinken; da wendete sich der begeisterte Mann, der sein Schweigen für die Wirkung seiner Beredtsamkeit halten mochte, gegen ihn und sagte:

— Sie gehören zu den Glücklichern von uns, denn Sie sind aus einer Provinz, wo man wenigstens in dem Ländchen N . . . . Ihrem Abgange in's Colleg keine Hindernisse entgegengestellt haben und Sie gewiß nach Ihrer Rückkehr mit einer passenden Anstellung wieder bedenken wird. Der Freund an Ihrer Seite, der Hannoveraner, hat gewiß nur mit Mühe von seiner Landesbehörde die Erlaubniß dazu erwirken können. Unser zweiter Freund, der Rheinpreuße, durfte von seiner Landesregierung nicht einmal einen Paß nehmen. Nur durch Empfehlung an eine nicht preußische, katholische Behörde gelangte er in den Besitz eines solchen und damit hierher.

Die beiden Zöglinge erzählten nun alle die Künste, Vorwände und Schliche, die sie angewendet hatten, um hierher zu kommen, worauf auch andere deutsche Alumnen solche Erzählungen mittheilten.

Es ergab sich daraus, wie leicht die Wachsamkeit der Regierungen in dieser Beziehung getäuscht werden könne, und wie nachsichtig wieder andere sind in der Aufnahme verkappter Jesuitenzöglinge.

So haben unter andern Hannover, Preußen und selbst Oesterreich ihren Unterthanen den Eintritt in das Collegium germanicum in Rom theils nicht erlaubt, theils untersagt; demungeachtet findet man im Hannöverschen 21 vormalige Mitglieder des Collegs ganz ruhig im Lande auf ihren geistlichen Pfründen sitzend, und in Preußen nehmen die jungen Theologen, die sich dort jesuitisch ausbilden wollen, Reiselegitimation nach irgend einem katholischen Staate, erhalten daselbst dann leicht durch Empfehlungen Pässe nach Rom, und haben sie dort ausstudirt, so kehren sie auf dieselbe Weise in ihre Heimath zurück und werden sämmtlich als Seelsorger in den Diöcesen Trier, Münster und Paderborn angestellt. Selbst aus Oesterreich, wo auf das Verbot streng gehalten wird, sogar von der höheren Geistlichkeit, fanden mehrere junge Priester den Weg nach Rom und wurden später in ihrer Heimath wieder angestellt.

Der oben erwähnte ältere Zögling trug eine kurzgefaßte Geschichte des deutschen Collegs in Rom vor, die er mit folgenden charakteristischen Worten einleitete:

— Als in jener unheilvollen Zeit, welche durch die Ketzerei Luthers und seiner Anhänger das Vaterland ver-

giftet, auch die kaum erstandene ehrwürdige Gesellschaft Jesu von den Abtrünnigen verdächtigt und im Gott wohlgefälligen Geschäfte der Ketzervertilgung gehemmt wurde, faßte der heilige Ignatius von Loyola, unser aller Vater, durch Gottes Eingebung den Plan, eine Anstalt in Rom zu gründen für deutsche Jünglinge, welche daselbst unter Aufsicht der ehrwürdigen Väter in den Grundsätzen des allein wahren Glaubens erzogen und dann als Weltpriester zurückgeschickt werden sollten in ihre Heimath, um die Treuen zu stärken und die Abtrünnigen wieder zurückzuführen zum Heil.

— Papst Julius III. und die Cardinäle unterstützten das gottgefällige Werk durch hohe Privilegien und reiche Geldgeschenke. Kaiser Ferdinand und der Baiernherzog Albert wurden bald thätige Gönner des Collegs und Gregor XIII. erhob es zu einer Höhe, die bald die reichsten Früchte trug. Viele Grafen und Edelleute wurden dadurch für den Orden erzogen und gewonnen, und viele Zöglinge stiegen in allen Theilen Europas zu hohen Aemtern empor. So war einer derselben Papst geworden (Gregor XV.), zweiundzwanzig wurden Cardinäle, sechs Erzkanzler des römischen Reichs, 21 Erzbischöfe und Primates, 135 Bischöfe, 124 Suffraganbischöfe, 84 gelehrte Verfechter unserer heiligen Religion, und vierundzwanzig starben in ihrem Apostelberuf als Märtyrer.

Durch die Aufhebung des Ordens versank auch die-

ses Collegium in Unbedeutendheit, so daß es kaum noch mehr als dem Namen nach bestand. Sobald aber im Jahre 1814 Se. Heiligkeit der selige Papst Pius VII. durch die berühmte Bulle „Sollicitudo omnium animarum" die ehrwürdigen Väter wieder in ihre Rechte einsetzte, warfen diese auch bald ihren väterlichen Blick auf das verwaisete Deutschland, das ihrem christlichen Sinne am Herzen lag. Aber das Werk war jetzt schwer. Theils fehlte es an Einkünften, die im Lauf der Zeiten verloren gegangen waren, theils auch war Deutschland jetzt schwieriger geworden. Doch Gott ist mit uns, wie ehemals. Das Vermögen der Anstalt mehrt sich täglich wieder; und haben wir auch noch nicht die alten Reichthümer und den alten Einfluß, so besitzen wir doch den alten Geist, die alte Mission und die Regeln des heil. Ignatius. Jeder von uns trachtet nach seinen Kräften, einen Stein zum neuen Bau zu schaffen. Noch ist die Zeit zu kurz, um schon reife Früchte zu sehen. Aber die Anfänge ermuthigen. Jacob Fontana aus Lausanne, der erste Zögling des neu hergestellten Collegs, erhob als Coadjutor der Pfarre in Bern bereits im Jahre 1823 und 1824 kraftvoll seine Stimme gegen das verruchte Treiben der gemischten Ehen. Zwar brachten ihn die Bürger Berns aus der Stadt, allein der Märtyrer um des heiligen Glaubens willen, fand gastliche Aufnahme bei unsern Vätern und Lehrern zu Freiburg. Ja er

wurde sogar zur Schmach seiner Feinde 1833 bischöflicher Kanzler, und 1836 Archidiakon.

— Nächst diesem hochverdienten Manne zählen wir auch schon einen Bischof, nämlich den päpstlichen Hausprälaten, Carl August, Grafen von Reisach, Bischof zu Eichstädt, welcher der Erste ist, der in Deutschland wieder ein Knaben- und Priesterseminar nach den Bestimmungen unserer Väter organisirte. Diesen trefflichen Männern stehen schon viele andre Jesuitenväter zur Seite. Wir noch studirenden Jünglinge bestehen jetzt aus funfzig und sind alle von gleichem Eifer beseelt.

— Seit 1838 hat sich die Thätigkeit dieser Missionszöglinge bedeutend vermehrt. In Baiern leben jetzt 40, in Baden 3, in Würtemberg 1, in Nassau 6, in Rheinpreußen (Trier, Münster und Paderborn) 25, im Hannöverschen 21, in Oldenburg 2, in der Schweiz 48 (ohne die in den dortigen Klöstern lebenden Jesuiten), in Holland 3, in Belgien 2 und in Polen 2; in Summa 125, welche mit den in der Anstalt befindlichen Zöglingen schon ein ganz artiges Heer für die Ausbreitung der Jesuitenmoral im deutschen Klerus bilden.

Zu Anfang des tridentinischen Concils wurde dieses Colleg zum Musterbild aller bischöflichen Priesterseminare erhoben; eine Auszeichnung, welche die Vorstände desselben nicht spurlos vorübergehen ließen. Alle Zöglinge

sind noch heute verpflichtet, ihren Einfluß auf deutsche Priesteranstalten nach Kräften geltend zu machen.

. . . .

Während dieser Vorträge war die Stunde angebrochen, nach welcher alle Bewohner des Klosters zu Bette gehen müssen. Daher trennten sie sich und jeder ging in sein Schlafzimmer.

Johannes lehnte sich an's Fenster, durch welches er nur den klaren Sternenhimmel sehen konnte, weil die Seite nach der Erde hin mit Bretern verschlagen war. Er gedachte seiner Studien in Freiburg. Wie war doch das Ganze dort noch so viel milder, oder wenigstens verdeckter eingerichtet? — oder war es Heuchelei, wenn man dort weit mehr als hier den Charakter der Humanität und einer gewissen Liberalität und Weltbildung zur Schau trug, um nicht die Zöglinge aus den höchsten und reichsten Ständen von vorn herein abzuschrecken?

Dort freilich waren es nur die niederen Vorschulen des Jesuitenthums gewesen, die Johannes besucht hatte; hier aber befand er sich auf einer der hohen Schulen römischer Propaganda; und da es bekannt war, daß er bereits in Freiburg studirt hatte, so glaubte man sich hier um so weniger Zwang anthun zu müssen, den eigentlichen Zweck dieser Anstalt zu maskiren.

Mit ganz anderen Erwartungen war er hierher gekommen.

— Bin ich wirklich in Rom, — fragte er sich selbst, — diesem Eldorado der Humanität? Sind das wirklich Grundsätze der Jesuiten, der unschuldigen, verfolgten, verläumdeten, liebevollen Söhne des heiligen Ignatius von Loyola? — Was bewegt meine Brust so heftig und so angstvoll? Zittre ich nur, weil diese Lehren, bis jetzt in sanfteren Worten vorgetragen, mir unverständlich blieben? — Oder sind dies in der That fremde Lehren? — Bin ich plötzlich in einer neuen Welt?

So dachte er lange hin und her, aber er rang vergebens nach der Ruhe, und kein Schlaf schloß sein müdes Auge nach diesem ersten Tage der Erkenntniß.

Er hatte noch aus seiner früheren Erziehung her kindliches Vertrauen genug, um zu hoffen, daß ein offenes Wort bei dem gegen ihn so gütig gewesenen Rector auch ein geneigtes Gehör finden werde. Er wünschte sich hinweg von diesem Asyl der Heuchelei, finsterer Berechnungen und kalten Formen; er sehnte sich hinaus in das offene freie Leben, auf eine Pfarrstelle, wo er einer christlich-andächtigen Gemeinde seine Liebe zu Gott und Liebe aller Menschen unter einander predigen konnte. Diese göttliche Liebe aber war seine Religion und Menschenliebe im höchsten, reinsten und edelsten Sinne war sein Cultus.

Schon mit dem Anbruch des Tages stand er in der Halle des Rectors und ließ denselben um ein offenes

Wort bitten, indem er sich gedrängt fühle, ihm zu bekennen, was ihn in dieser Nacht bewegt habe.

Gütig, wie am Tage zuvor, ließ ihn der Rector, Pater Landes, vortreten und hörte mit freundlicher Geduld, wohl eine Stunde lang, seine Erzählung und Klagen an.

Johannes war, bei der Erziehung, die er empfangen hatte, begreiflich sich selbst noch nicht klar geworden. Er warf daher bei seinem Vortrage, den er sich in der vergangenen schlaflosen Nacht ausgedacht hatte, Philologie und andere Antiquitäten, Citate aus der Abendunterhaltung und Bruchstücke aus der früher getriebenen Philosophie so bunt durch einander, daß daraus ein Gallimathias wurde, der alles Andere weit eher begründet haben würde, als den daran geknüpften Wunsch: als Weltpriester nach Deutschland zurückkehren zu dürfen.

Als er endlich schwieg, ergriff der Rector freundlich seine Hand und antwortete im einnehmenden Ton eines gütigen Mentors:

— Du lieber Gott, was sind Sie doch für ein rascher Mensch! Sie brechen ja in einem Augenblick die ganze Welt über's Knie zusammen, als wäre es nur so ein dürres Birkenreis. Sehen Sie uns nur erst recht genau an. Wir sind ja ganz zahme Lämmlein, die nur aus christlicher Liebe die verirrten Schafe wieder zurückführen wollen in den Schafstall der Auserwählten.

Wir bekehren nicht mit Feuer und Schwert, und säen keinen Zank und Streit unter die Menschen. Mein Sohn, den ich Ihnen gestern zu Ihrer Unterhaltung sandte, hat sich in seinem frommen Eifer nur etwas vergessen und harte Ausdrücke gewählt. Sie dagegen haben bei Ihrem kurzen Aufenthalt viel zu freisinnige Ideen mit sich gebracht. Natürlich sind damit zwei Gegenpole unangenehm an einander gerathen. Doch das legt sich Alles mit der Zeit. Werden Sie nur fromm und beten Sie fleißig, daß der Herr Ihnen das wahre Licht des Glaubens sende. Ich begreife Ihre Aufregung wohl und zürne Ihnen deshalb auch gar nicht. Sie haben ja noch keine ächt christliche Erziehung genossen, denn Ihre Studien in Freiburg waren ja doch im Grunde nichts weiter gewesen, als Vorbereitung für Ihre jetzt erst beginnende höhere Ausbildung. Daß Sie damit noch nicht gereift waren für den hohen Beruf eines Weltpriesters, haben Sie ja offen bewiesen durch Ihre erste Predigt in N., deren Unziemlichkeit und innern Widersprüche Ihnen einige Unannehmlichkeiten von Seiten Ihrer geistlichen hohen Vorgesetzten zugezogen haben.

— Sobald Sie, — fuhr der Rector mit salbungsvoller Beredtsamkeit fort, — nur kurze Zeit nach unsern Hausregeln leben, werden Sie schon von selbst das Unnöthige, ja Schädliche aller der Wissenschaften erkennen, die Sie jetzt ungern vermissen. Uebrigens glauben Sie

ja nicht, daß Sie sich hier zwangsweise befinden. Wir stehen viel zu hoch, um die Wohlthaten unseres Instituts irgend Jemandem aufzudringen. Aber wir haben das Vertrauen zu Ihnen, daß Sie sich dieser Wohlthat noch würdig machen werden. Es würde uns allerdings bekümmern, wenn wir uns in dieser Voraussetzung geirrt haben sollten. Wäre das aber der Fall, so hätte ich doch immer die Verpflichtung, Sie in die Hand Ihrer geistlichen Obrigkeit zurückzuliefern, aus der wir Sie empfangen haben. Wünschen Sie das, so gehen Sie, ich aber wasche meine Hände in Unschuld wegen der strengen Disciplin, die Sie dann wieder empfangen dürfte. — Sie haben ja eine kleine Probe davon kennen gelernt, hat sie Ihnen nicht gefallen, so möchte ich Ihnen doch als Ihr väterlicher Freund wohlmeinend rathen, mich zu bitten, daß ich Sie die Wohlthat dieser trefflichen Anstalt, die Sie ja ohnehin nur erst ganz oberflächlich kennen, noch einige Zeit genießen lasse. — Machen Sie die Probe, wenn Sie es wünschen, und Sie werden bald erkennen, daß es ein verdienstliches Werk ist, womit nur Ihr zeitliches und ewiges Heil befördert werden soll, mein lieber theurer Sohn in Christo!

Bei der Erinnerung an die schreckliche Pönitenzzeit im Kloster war dem armen Johannes aller Muth zum Austritt aus diesem Colleg gesunken. Zudem hatte die

milde gütige Rede des Priors, trotz dem, daß er dem Ganzen kein rechtes Vertrauen abgewinnen konnte, doch günstig auf ihn gewirkt. Er dachte: es bleibt ja doch nichts verloren, wenn ich die Lehren und das Treiben hier noch eine Zeitlang beobachte, und so nahm er sich vor, zu bleiben und so viel Nutzen aus den weitern Belehrungen zu ziehen, als nur immer möglich war. Er blieb daher, weniger aus Ueberzeugung, wie als Gefangener unglücklicher Verhältnisse.

Die nächsten Tage vergingen in lauter geistlichen Betrachtungen. Johannes sprach während derselben, der erhaltenen Weisung gemäß, nicht ein Wort, hörte viel predigen von Tod und Gericht, von ewigen Freuden und ewigen Martern, vom Fegefeuer und der Jungfrau Maria, vom heiligen Ignatius und heiligem Aloysius, von Reliquien und von Wundern, vom heiligen Carl Borromäus, der Abtödtung alles Fleisches und noch tausend andern Abtödtungen, wobei ihm angst und bang' um's Herz wurde. Darauf mußte er zur Generalbeichte gehen und erhielt vollkommenen Ablaß.

So war denn nach und nach unter mildern Formen das Werk der geistigen und fleischlichen Abtödtung vollendet, das man im Kloster von der strengen Regel auf eine viel weniger milde Weise begonnen hatte.

Nach jener Vorbereitung wurde der junge Priesterzögling würdig befunden, einzutreten in das Heilig-

thum und den geweihten Rock zu empfangen. Daher schnitt ein Frater jetzt seine, im harten Klostergefängnisse und auf der Reise wieder gewachsenen Locken ganz kurz am Kopfe ab, und Johannes schritt nun, gleich den übrigen Alumnen, gesenkten Hauptes mit der Priestermütze auf dem kahlen Kopfe, in rothem Gewande, mit dem schwarzen Gürtel durch die langen dunklen Gänge dieser alten Klostergebäude.

Und so war denn der Jesuitenzögling vollendet.*)

. . . .

So war denn die Zeit der bevorstehenden Ausstellung des heiligen Rockes in Trier herangekommen.

Es war im Juli des Jahres 1844, da empfing der Rector des deutschen Jesuitencollegs in Rom folgenden in Chiffern geschriebenen Brief, datirt aus N....:

»Hochwürdiger Confrater!

Indem ich es Ihrer höhern Weisheit anheim gestellt lasse, zu beurtheilen, ob der dem deutschen Colleg zugesandte Alumne, Johannes Illger aus N...., der hier in unglücklicher Verblendung durch seine unbesonnene Kanzelrede sich eine wohlverdiente Correction zugezogen hatte, bereits reif

*) Die vorstehende Schilderung des deutschen Jesuitencollegs in Rom hat eine historische Bedeutung, da sie der zweiten Abtheilung der: „Aufzeichnungen eines Jesuitenzöglings im deutschen Colleg in Rom, von J. Georg Koberle“ (in den Grenzboten Nro. 44.) entlehnt ist.

sei zu einer Mission im Interesse eines hohen Ordens.

„In diesem Falle würde ich dringend empfehlen, ihn unter dem Geleit eines erfahrenen Fraters als Socius nach Trier zu senden.

„Am 17. Aug. d. J. wird in der Mittagsstunde die in sogenannter gemischter Ehe lebende Ministerin von Buchenau, nach dem mir vorliegenden Reiseplan, auf ihrer Wallfahrt nach Trier zur Ausstellung des ungenähten heiligen Rocks unsers Herrn und Heilands in der St. Marcuscapelle auf dem Marcusberge bei Köln eine Gebetsstation halten. Da sie noch zwei junge Personen, ihre Tochter und die Schwester des oben genannten Alumnen, mit sich führt, die jedoch bis jetzt noch im verruchten Ketzerthum verharren, als welches um so hartnäckiger geschieht, als der Bruder der Erstern, ein völlig entschiedener Liberaler, dessen Seelenrettung wir leider gänzlich verloren geben müssen, sie begleitet, so wäre es zu wünschen, daß man jener vornehmen und als Gemahlin des ersten Ministers in einem Lande, in welchem wir schon Fuß zu fassen beginnen, höchst bedeutsamen Dame, einen eingeweihten, möglichst jungen Geistlichen als Reisecaplan zur Leitung ihrer frommen Exercitien zugesellte, der zugleich auch Einfluß gewinnen könnte auf die Bekehrung jener ketzerischen jungen Mädchen, wozu seine Eigenschaft als Bruder der Einen,

dem jungen Johannes den Weg bahnen könnte. Die hohe Frau ist darauf vorbereitet und ganz damit einverstanden. Aus den wichtigsten Gründen aber wäre es wünschenswerth, daß der junge Illger, wenn sonst kein mir noch unbekanntes Bedenken entgegensteht, diese Mission eines Reisecaplans auf einige Wochen übernähme, und wenn er sich dabei zeigt als ein willenloser Leichnam zu höherer Ehre Gottes, so dürfte es angemessen sein, ihn entweder wieder als Caplan, oder als Lehrer in der hier neu zu organisirenden Schule, unter den Auspicien der Gesellschaft Jesu zu verwenden. Ich darf meinen hochwürdigen Bruder bei dessen bekanntem Scharfsinn nicht erst daran erinnern, daß Johannes Illger und dessen Schwester, als wie es scheint vom Testamentsexecutor sehr begünstigte Miterben der reichen Erbschaft aus Batavia, hohe Bedeutung für die ehrwürdige Gesellschaft Jesu haben.

„Sie werden erkennen, wie wichtig es für das Interesse des Ordens ist, dieses junge Mädchen, das sich jetzt unter dem Schutze einer so angesehenen und mächtigen Familie befindet, entweder dieses Schutzes zu berauben, oder es zum römisch=katholischen Glauben zu bekehren und zum Eintritt in ein Kloster zu bewegen, in welchem Falle sie zur Abtretung ihres Erbtheils an unsere hochwürdige und achtbare Gesellschaft leicht zu bewegen sein dürfte. Zu dem liegt noch mehr im Hintergrunde, wor=

über ich mich jetzt nur andeutend aussprechen darf, und aus solchen Beweggründen bliebe es wünschenswerth, daß Johannes Illger unter meinen nähern indirecten Einflüssen bliebe.

„Zwei Fälle sind möglich.

„Entweder gelingt es Ew. Wohlehrwürden wohlangelegter Freundlichkeit, den durch strenge Klosterpönitenz geistig und leiblich abgetödteten jungen Mann dahin zu bringen, daß er durch Ablegung der üblichen Gelübde sich in die Gesellschaft Jesu aufnehmen läßt, oder das gelingt nicht.

„Alsdann, im erstern Falle, wenn er Jesuit wird, so würde die ihm zufallende Erbschaft aus Batavia ipso jure Eigenthum der Gesellschaft Jesu werden; und dürfte dann nur dafür gesorgt werden, daß er in einem Lande verwendet würde, wo der Orden anerkannt ist, mithin die Abtretung der Erbschaft nöthigenfalls gerichtlich erstritten werden könnte. Hoffentlich werden wir bis dahin hier im N . . . .schen so weit sein; denn unser Fürst ist in die alleinseligmachende Kirche zurückgetreten und die vorerst heimliche Berufung der Jesuiten zur Uebernahme der Schulen ist bereits höchstens Orts genehmigt.

„Im zweiten Falle dagegen, wenn Johannes Illger sich weigern sollte, den feierlichen Eidschwur, der ihn auf ewig zum Leichnam in der Hand unsers hochwürdigsten Ordensgenerals machen würde, zu leisten, muß darauf

gedacht werden, daß man ihn entweder moralisch oder physisch zu Grunde richte; denn alsdann wäre sein Ausschluß von der Erbschaft nothwendig, und in diesem Falle müßte ich ihn doch einigermaßen in der Hand behalten, um ihm zu rechter Zeit gleichsam moralisch das Genick umdrehen zu können.

„Jedenfalls also wird es nützlich sein, den jungen Alumnen demnächst wieder hierher zurückzusenden; denn meine Seele dürstet danach, ihn zum größern Ruhme Gottes entweder zu gewinnen, oder zu vernichten.

„Vielleicht entsteht zwischen ihm und der jungen Cäcilie von Buchenau, einer jungen Person von schwärmerischen Neigungen, ein Verhältniß, das Beide in's Verderben stürzt; desto besser! —

„Was übrigens den jungen Adalbert von Buchenau betrifft, so ist derselbe nicht mehr zu retten. Unverbesserlich der neuen Richtung des Zeitgeistes hingegeben, muß er fallen, fallen wie drei andre Miterben: der Tischler Wahrlieb, Vater und Sohn und die Magdalene Letellier, die unsinnig genug war, die rettende Hand, die ich ihr bot, zurückzuweisen, bereits der Gefangenschaft und Criminalstrafe verfallen sind.

„Für alle Fälle habe ich noch einen andern Competenten in der Tasche, einen Menschen, der durch meine Mitwissenschaft seiner Verbrechen in blinder Ergebenheit einer der Unsrigen geworden ist. Ich habe ihm den

Rath gegeben, sich populair zu machen, menschenfreundlich zu leben, für eine Zeitlang dem Laster zu entsagen und sich damit um den Tugendpreis zu bewerben.

„Ich sehe nichts Arges dabei. Es geschieht ja doch Alles — — — in majorem Dei gloriam!

Legulegus."

Dieser Brief bewog den freundlichen Rector, den Zögling Johannes noch einmal zu einer vertraulichen Unterredung einzuladen.

Seine Beobachtungen waren von der Art, daß er nicht zweifelte, in diesem jungen Menschen ein willenloses Werkzeug seiner höheren Absichten gefunden zu haben.

Johannes war in der That durch die geistlose Gelehrsamkeit, die hier fast nur im Auswendiglernen ascetischer Schriftsteller im barbarischen Mönchslatein bestand, so wie durch gedankenloses Herleiern lateinischer Gebetsformeln, durch Schweigen und Todesbetrachtungen, auch in Folge der früher erlittenen Mißhandlungen, in jene geistige Stimmung und Abtödtung des Seelenlebens versunken, welche der vorhabenden Prüfung des Rectors nur günstig sein konnte.

Es war eine solche Erschlaffung aller Seelenkräfte bei ihm eingetreten, daß er weder eigne Gedanken, noch die geringste Willensthätigkeit zu haben schien. Er antwortete auf die an ihn gestellten Fragen in den angelernten Formeln, war mit Allem, was man von ihm

forderte, zufrieden und hörte jetzt schon mit einer bedenklichen Gleichgültigkeit auf die Ankündigung, daß sein liebster Wunsch, in die Welt zurückzukehren, erfüllt werden würde. Unbedingter Gehorsam gegen die Gebote seiner Obern, das war die einzige Idee, die ihn wie eine Schicksalsmacht beherrschte. In diesem Zustande leiblicher und geistiger Erschlaffung, hielt er das beschauliche, gedankenlose Hinbrüten unter leeren Gebetformeln und Müßiggehen, wie er es hier im Colleg gesehen hatte, für seine Lebensbestimmung, und der freundliche Rector wußte es durch kluge Redewendungen dahin zu bringen, daß Johannes um das Glück bat, als sei es die höchste Wohlthat, die ihm erzeigt werden könne, in den heiligen Orden der Väter Jesu aufgenommen zu werden.

Er war bereit, das vorgeschriebene Ordensgelübde abzulegen. Am bestimmten Tage erschien er mit niedergesenkten Blicken im Betsaal der Anstalt (Sacellum) vor sämmtlichen Mitgliedern des Collegs, und schwor einen heiligen Eid, Zeitlebens in That und Wort den Constitutionen getreu zu bleiben, welche die Verfassung des heil. Ordens der Gesellschaft Jesu den Zöglingen vorschreibt.

Es war ihm zu diesem Zwecke ein Formular überreicht worden, das er laut und deutlich zu sprechen und dann mit der Hand auf dem Evangelium, neben Kreuz und Kerzen,

mündlich zu beschwören, darauf schriftlich zu unterzeichnen und in die Hände der Vorstände zu legen hatte.

. . . .

Es wird nicht ohne Interesse sein, die in der päpstlichen Stiftungsbulle vom 31. Aug. 1552 deutlich ausgesprochenen Zwecke des deutschen Jesuiten-Collegs genauer kennen zu lernen.

Folgendes ist darin, unter Androhung der Ungnade des allmächtigen Gottes und der heiligen Apostelfürsten Petrus und Paulus für ewige Zeiten zur unumstößlichen Maxime erhoben:

„Die Zöglinge sind bestimmt und werden nach Deutschland zurückgesendet zur Herbeiziehung Anderer zu Christo zur Verkündigung und Lehre des Wortes Gottes, so wie zur Entdeckung des verborgenen Giftes der Ketzereien, zur Unterdrückung und Vernichtung offener Irrthümer, zur Vertheidigung des katholischen Glaubens durch Wort und That und, wo er ausgerottet ist, zur Wiedereinführung desselben.

„Damit dies erreicht werde, sind die Zöglinge dahin zu bringen, daß sie nicht von Menschen, sondern von Gott selbst geleitet werden, welcher sie würdigt, durch die Vorstände der Anstalt mittelbar zu ihnen zu sprechen.

„Ferner soll ihnen die Führung derjenigen Waffen eingeübt werden, welche sie zu ihren Zwecken brauchen. Selbst ihre Privatstudien sind so streng zu überwachen,

daß keinem ein Buch zu Gesicht kommen kann ohne die Bewilligung der Vorstände der Jesuiten. Es soll dabei mehr auf die Fortschritte im Geist, als auf die Fortschritte in der Wissenschaft gesehen werden; deshalb sollen auch bürgerliches Recht und Humaniora, niemals in diesem Colleg vorgetragen werden.

„Bei der Aufnahme soll auf den Fortschritt in christlicher Wissenschaft und Tugend, so wie auch auf Vorzüge des Körpers und andere äußere Zierden, die zu Erwartungen berechtigen, wohl gesehen werden.

„Ferner müssen die Zöglinge versprechen, Zeitlebens unter dem Gehorsam des Papstes zu bleiben.

„Die Jesuiten sind angewiesen, die in Deutschland lebenden Mitglieder des Collegs stets zu überwachen.

„Ueberdies sollen stets Männer in Deutschland angewiesen werden, die mit den nöthigen Eigenschaften und Verhältnissen ausgestatteten Jünglinge aufzusuchen und für das Colleg zu gewinnen.

„Kein im Colleg Erzogener darf nach Deutschland zurückgesandt werden, ohne daß durch den Rector oder einen andern Jesuiten den Protectoren der Anstalt (jetzt dem Jesuitengeneral Pater Rohan) vorerst ausführlicher Bericht über ihn erstattet wurde. Die Protectoren der Anstalt (jetzt der General) sollen dabei sorgfältig erwägen, ob die abgehenden Zöglinge an einen bestimmten Ort zu fixiren seien, oder ob sie bald da, bald dorthin

wandern sollen, je nachdem es die Art der Krankheit *) zu erfordern scheint.

„Desgleichen sollen die frommen Gewohnheiten des Collegs sämmtlich aufgezeichnet und allen spätern Alumnen zur Beobachtung mitgetheilt werden. Er erfährt davon nur allmälig Bruchstücke durch mündliche Mittheilung.

So war es auch dem jungen Frater Johannes ergangen. Vor seinem Abgange hatte der Rector ausführlichen Bericht über ihn erstattet und der General genehmigt, daß er versuchsweise, unter Begleitung eines erfahrnen Jesuiten, nach Trier geschickt werden solle. Je nachdem nun diese Mission günstigen oder ungünstigen Erfolg haben würde, solle der Jüngling entweder als Weltgeistlicher nach N . . . zurückgeschickt, oder unter strenge Aufsicht in das Colleg zurückgerufen werden.

Aus Vorsicht hatte man dem jungen Jesuiten noch nicht das volle Licht gegeben. Der Eidschwur, der ihn ewig band an die Interessen des Ordens, der seine Person und sein Erbtheil in die Hände der Gesellschaft Jesu gab, war ihm abgenommen; aber vorsichtig hatte man ihm noch das volle Licht über das Wesen und die frommen Gewohnheiten (piae consuetudines), denen er angehörte, vorenthalten.

So war es ihm unbekannt geblieben, wozu er sich

---

*) Ein bildlicher Ausdruck für den Zustand der Aufklärung in Deutschland.

eigentlich verpflichtet hatte. Hätte er alle diese frommen Gewohnheiten des Ordens, dem er nun mit Leib und Seele angehören sollte, gekannt, so würde er Entsetzen vor der Hinterlist dieser heuchlerischen Satzungen empfunden haben und sein von Natur offenes Gemüth wäre in Abscheu vor solcher Falschheit zu sich selbst gekommen; seine Seele hätte Kraft gewonnen, den geforderten Eid zu verweigern.

So aber lebte er noch immer in dem frommen Wahn, daß der Orden ein Gott wohlgefälliger, menschenfreundlicher Verein für die Vollbringung guter Werke sei. Und da man ihn völlig unbekannt gelassen hatte mit seinen Ansprüchen an die Erbschaft aus Batavia, so wußte er auch nicht, welches große Opfer er durch seinen Eintritt in die Gesellschaft Jesu derselben gebracht.

34.
Die Wallfahrt, Lichtseite.

Die beiden Geistlichen hatten, um ihre Mission nicht zu sehr in die Augen fallen zu lassen, ihre rothe Ordenskleidung nicht angelegt; doch verrieth der Schnitt der langen, von oben bis unten zugeknöpften schwarzen Röcke, die mit einem breiten Leibgürtel um die Hüften festgehalten wurden, so wie der Priesterkragen von schwarzem Flor an den Halsbinden und die dreieckigen Hüte, wie sie

italienische Priester zu tragen pflegen, ihren geistlichen Stand.

Indem sie näher kamen, glaubte Johanna ihren Bruder erkannt zu haben.

Ein leiser, schüchterner Ausruf verrieth diese Entdeckung ihrer Freundin, welche, eben so überrascht, die junge Einarmige mit schwesterlicher Zärtlichkeit an sich schloß.

Adalbert bat sie leise, sich nicht zu verrathen, überhaupt jede lebhafte Gefühlsäußerung zu unterdrücken.

Aeußerst langsam kam die Ministerin von Buchenau näher in der Mitte der beiden Jesuiten, die mit auf die Brust gesenkten Köpfen kein Auge aufschlugen, und daher auch die beiden jungen Mädchen noch nicht gesehen zu haben schienen.

Der eine von Beiden war eine noch sehr jugendliche und, man konnte wohl sagen, wie ein Seraph so himmlisch leuchtende Engelsgestalt; der andre war älter, sehr brünet, mit scharf geschnittenen Gesichtszügen und schwarzen, listig funkelnden Augen, die er jedoch nur selten aufschlug.

Adalbert war ihnen entgegen gegangen.

Die Ministerin stellte die beiden Geistlichen ihrem Sohn vor. Sie erzählte ihm gläubig, wie durch ein Wunder des heiligen Marcus der Himmel sie so hoch begnadigt habe, ihr diese würdigen Priester als fromme Begleiter auf dieser Pilgerfahrt zuzuführen.

— Du lächelst ungläubig, mein Sohn, — fuhr sie fort, — haben Sie Nachsicht mit seiner Schwachheit, ehrwürdige Väter; leider ist es mir nicht vergönnt gewesen, diesen unglücklichen Verirrten im wahren alleinseligmachenden Glauben zu erziehen. Aber der Glaube wird Dir in die Hand gegeben werden, mein Sohn, laß Dir von dem Pater Franziscus hier erzählen, wie diese beiden Geistlichen aus Rom durch eine Vision des heiligen Marcus aufgefordert sind, in dieser Stunde gerade in der St. Marcuscapelle hier zu erscheinen, indem sie hier Gelegenheit finden würden, Gott wohlgefällige fromme Werke zu üben.

— Ja, es ist so, — versicherte der Aeltere von Beiden, ohne die Augen aufzuschlagen, oder die Personen, mit denen er redete, anzusehen. — Der heilige Marcus erschien mir im nächtlichen Gesichte und sprach zu mir: Gehe nach Trier, erwarte am 17. Aug., in der Mittagsstunde, vor meinem Altar in der mir geweihten Capelle betend, eine hohe Frau, die sich Ministerin von Buchenau nennen wird; stelle ihr den jungen Bruder Johannes vor, den sie noch von N . . . . aus als Prediger kennen wird; sag' ihr, es sei der Wille des Himmels, daß dieser sie auf ihrer Pilgerfahrt begleite, wie auch schon früher einmal beschlossen gewesen sei; und dem jungen Caplan hat er durch meinen Mund verkündet, er werde hier seine Schwester treffen, um sie

aus den Banden einer verruchten Ketzererei und den Klauen des Teufels zu erlösen; ist es nicht so, Frater Johannes?

— Ja, — sagte dieser leise, — indem er den Kopf tiefer sinken ließ, — Frater Franziscus hat mir seine gehabte Vision gerade so erzählt, wie er sie hier berichtet hat.

— Siehst Du, Ungläubiger? — rief die Ministerin ihrem Sohne zu. — Wahrlich hier reden Zeichen und Wunder! Woher anders konnten diese ehrwürdigen Väter in Rom wissen, daß ich gerade in dieser Stunde in der Marcuscapelle beten würde; woher wissen, daß ich mir den jungen Caplan Johannes als Reisecaplan gewünscht habe? woher wissen, daß dieser seine verlorene Schwester hier treffen würde?

— Das ist ohne Zweifel schon eine Gnadenwirkung des heiligen Rockes in Trier, der morgen erhoben und ausgestellt werden wird, — sagte Adalbert ironisch.

— Ja, mit Gott und Jesu Christo, so ist es, — sprach Pater Franziscus, der sich stellte, als habe er die Spöttelei des jungen Mannes, die sich schon im Ton der Stimme bemerklich machte, nicht erkannt; die Ministerin warf ihrem Sohn einen Blick der Mißbilligung zu, der ihm Schweigen in Gegenwart seiner Mutter auflegte.

— Aber wo ist meine Schwester? — fragte Johannes, indem er zweifelnd auf die beiden jungen Mädchen blickte.

— Mein lieber Bruder, — sprach Franziscus halblaut auf lateinisch zu ihm, — ich sehe die Affecte der Liebe und Erwartung auf Deinen Gesichtszügen und erinnere Dich daran, daß der Sohn der Kirche keine Familie hat, als die Kirche, die ihm eine gütige Mutter ist.

Bei dieser Mahnung durchschauerte den jungen Caplan eine innere Kälte, und so nahte der Augenblick, als ihm die Ministerin die arme Johanna vorstellte mit den Worten: — Diese ist Ihre Schwester, Pater Johannes, sie hat als Kind durch ein Unglück den einen Arm verloren und war in verzweiflungsvoller Lage, als mein Sohn sie mir zuführte und meine Menschenfreundlichkeit sie rettete.

— Den Arm verloren! — rief Johannes mit einem kaum noch zurückzuhaltenden Ausbruch von Liebe, Freude und Schmerz! — arme Schwester!

— Johannes, lieber Johannes, mein Bruder! — jauchzte Johanna auf mit dem Schmelz der tiefsten Empfindung in der Stimme, und war im Begriff in seine unwillkürlich sich ausbreitenden Arme zu sinken.

Da trat Pater Franziscus dazwischen und sprach: — Deine Gelübde verbieten Dir jede Berührung eines Weibes und sei es auch Deine leibliche Mutter oder Schwester!

Schaudernd trat Johannes hinweg und beschämt und verwirrt wich auch Johanna von ihm zurück, und

sank in die Arme ihrer Freundin; denn ein Herz mußte sie doch haben, dem sie alle ihre reiche Liebe ausschütten konnte.

— Die Hand aber darf man doch jedem Priester küssen, also auch dem Bruder, — sprach Cäcilie und führte Johanna wieder ihrem Bruder zu. Das junge Mädchen ergriff mit lebhafter Innigkeit seine Hand, drückte sie an ihre Lippen und dann an ihr Herz, mit einem Blick voll unaussprechlicher Liebe.

— Ich wenigstens, — rief sie, — habe kein Gelübde abgelegt, Dich nicht zu lieben, und so sage ich es frei, daß ich nächst Gott Dich, mein Bruder, über Alles liebe.

— Und er nimmt diese Liebe und diese Huldigung an im Namen der Kirche, die seine Mutter ist, — sprach der ältere der beiden Geistlichen.

— Ja, meine Schwester, — entgegnete Johannes, — nur im Namen der Kirche kann ich Deine Liebe und Deinen Handkuß annehmen, hoffend, daß der Himmel das Werk der Rettung Deiner armen Seele gelingen lassen werde.

Für Adalbert war diese Scene so schmerzlich als peinlich. Er durchschaute das ganze Gewebe der Pfaffenlist und wagte doch nicht seiner Mutter zu sagen, daß es Lug und Trug sei mit der vorgegebenen Vision und daß die Nachricht von ihrer Reise höchst wahr-

scheinlich auf dem Wege der gewöhnlichen Briefpost nach Rom gegangen sei; daß endlich geheime Pläne der römischen Propaganda mit dieser Mission in Verbindung stehen müßten. Bei der gänzlichen Verblendung seiner Mutter würde er doch nichts damit ausgerichtet haben, und ein guter Sohn ehrt selbst die Schwächen und Vorurtheile seiner Mutter.

Eben so peinlich aber war ihm diese Durchkältung eines durch die Bande der Natur geheiligten Verhältnisses, durch die kalte, eiserne Kirchendisciplin. Er fühlte, was Johanna dabei leiden mußte, und um die peinliche Scene so schnell als möglich abzubrechen, schlug er vor, sich nach dem Wagen zurückzubegeben und die Reise fortzusetzen.

. . . .

Unten auf der Landstraße hielt der große Reisewagen der Frau Ministerin von Buchenau; bei demselben befand sich die zurückgelassene Bedienung. Den Felsensteig herab kamen vorsichtig und mühsam die Herrschaften, die Ministerin, geführt von ihrem Sohn und gestützt von ihrer Gesellschafterin, war, wo es die Breite des Weges erlaubte, begleitet von dem Pater Franziscus, der ihr viel Erbauliches über den Gnadenort St. Marcus versprach, zum großen Verdruß des jungen Buchenau, der seinem Grundsatz getreu ein mißbilligendes Stillschweigen beobachtete.

Dieser Gruppe folgte eine andre, die auf dem Wege bis hier, umgeben von der reichen herrlichen Natur, immer mehr von der beengenden Zurückhaltung des ersten Wiederschens abgelegt hatte. Das waren Johanna, von Cäcilien geführt, und an der Seite der Erstern ihr Bruder, der junge Jesuitenzögling Johannes.

Als sie sich in der Nähe des Wagens befanden, sahen sie einen großen Theil der Landstraße mit Pilgern bedeckt, die theils einzeln, theils in Gesellschaften oder gemeindeweise nach Trier zogen.

Eine große Prozession erregte besonders ihre Aufmerksamkeit. Die Ministerin beschloß sich derselben zu Fuß anzuschließen. Sie nahm ihren Rosenkranz von duftenden Perlen zwischen die mit feinen, weißen Glacéhandschuhen bekleideten Hände und trat mit ihrer Gesellschafterin unmittelbar hinter der Geistlichkeit ein in den frommen Zug.

Auch die beiden Jesuiten, die beiden jungen Mädchen und zuletzt Adalbert, wollten seine Mutter nicht verlassen und wandelten daher zu Fuß, zum Theil als Ketzer unter der gläubigen Menge.

Die Prozession eröffneten die Pfarrer der Gemeinden, umgeben von einem zahlreichen Klerus ihrer Diöcese, alle in reichem Ornat, die Sakristane und Chorknaben mit den rothen Röcken und weißen Ueberwürfen, und vorangetragen wurden die Vexillen, Kreuze und Kirchen-

fahnen der Pfarreien. Diese letztern enthielten das mit goldnen Franzen umgebene Bild des Schutzheiligen der Kirche; auch ragten aus dem langen Zuge von Männern und Frauen, Greisen und blühenden Jugendgestalten hier und da die Fahnen und Embleme der verschiedenen Zünfte hervor, die sich in geordneten Zügen der Wallfahrt angeschlossen hatten.

Ueberall hörte man fromme Gesänge, oft von kunstgemäß eingeübten Sängerchören aufgeführt, oder das Murmeln lateinischer Gebetformeln zu den Perlen des Rosenkranzes.

Manche trugen geweihte Wachskerzen, am hellen Tage brennend, in dem frommen Wahn, dadurch dem Heiligen, dem sie das Wohl ihrer Seele empfohlen hatten, eine angenehme Huldigung darzubringen.

Man sah Personen aus allen Ständen, doch meistens Landleute der Gegend und vorzüglich viel hübsche Bauermädchen in ihrer malerischen Landestracht.

Dieser allgemeine Charakter der Hingebung und Frömmigkeit so zahlloser Menschen machte auf die beiden jungen Mädchen den tiefen Eindruck der Sympathie, der so leicht kein weibliches Gemüth entgeht.

Es wurde dieser Eindruck immer mächtiger, je näher die frommen Züge dem durch sein graues Alterthum ehrwürdigen Bischofssitz Trier kam.

Immer deutlicher und harmoniereicher hörte man

das Glockengeläut vom Dom her, auf dessen hoher Kuppel eine mächtige Kirchenfahne wehte und alle die zahllosen Kirchen und Kirchlein in der Stadt und in den vielen dieselben umgebenden Dörfern, Flecken und Weilern, begleiteten jenes harmonische Glockengeläut mit ihren, oft weither durch die Lüfte getragenen Glockenklängen; dazu die frommen Gesänge, und das Alles gab einen Einklang von wundersamen Tonwellen, die wie aus Himmelshöhen herabgeweht, alle Gemüther in Eintracht, Liebe und Frömmigkeit zum Lobe des Herrn und seiner Heiligen erhob.

Unter solchen Eindrücken war denn endlich, nach mehrstündigem Wallen, der fromme Pilgerzug vor der langen dunkeln Brücke über den breiten, mit Schiffen bedeckten Moselstrom angekommen, die, ein altes Römerwerk, Jahrtausenden zu trotzen scheint; da wurde Halt gemacht, weil den bischöflichen Anordnungen gemäß zuvor ein Bote nach der Dompropstei abgeordnet war, um die Zahl der Mitglieder der Prozession, die Namen der Gemeinden, die dazu zusammen getreten waren, und die Stunde ihrer Ankunft anzumelden.

Während der Zeit sah man auf der breiten und schiffbaren Mosel mehrere mit Pilgern besetzte Dampfboote und zahllose Marktschiffe und Kähne heranschwimmen, von welchen fromme Gesänge die Luft durchtönten.

Immer mehr vergrößerte und verdichtete sich die

Menschenmenge, immer feierlicher wurde die Bewegung, immer höher erhob sich das religiöse Gefühl der Gläubigen.

Johannes sprach zu den beiden jungen Mädchen in der durch den mächtigen Eindruck solcher Umgebungen erhöhten Stimmung: — Wahrlich, es muß doch ein Geist Gottes diese heilige Handlung umwehen, wie wäre es sonst möglich, daß Tausende und aber Tausende, von demselben Gefühl der tiefsten und innigsten Gottesverehrung durchdrungen, sich hier zusammenschaaren, um dem ewigen Gott der Liebe ihre Huldigung und Anbetung darzubringen?

Solche Bemerkungen verfehlten ihre Wirkung nicht auf die reinen unschuldigen Seelen der jungen Mädchen. Obwohl sie nicht denselben Glauben theilten, nicht an den Perlen des Rosenkranzes ihre unverstandenen Gebete abzählten, so waren sie doch in eine erhöhte Stimmung versetzt und so durchdrungen von religiösen Gefühlen, so feierlich bewegt, daß unbewußt sie der Gedanke beschlich: wie glücklich sind doch diese Menschen, die einen Glauben haben, welcher selbst im Wahn so auf die Massen des Volks einwirkt und alle Gemüther zu Gott erhebt.

In dieser feierlichen Bewegung über alle irdischen Verhältnisse hinweggehoben, ging ihnen die Seele auf für eine wahrhaft himmlische Liebe. Sie schlossen Gott und die Welt in ihre reinen Herzen ein. Von einem unendlichen Wohlwollen für die ganze Menschheit fühlten

sie sich durchdrungen. Und wenn das weibliche Gemüth nicht lieben kann, ohne sich wie der Kelch einer Blume der Sonne ihrer Liebe zuzuwenden, so waren es auch Johanna und Cäcilie, die das Idol der Liebe für alle ihre Gefühle und Gedanken gefunden hatten, und zwar Johanna, in ihrem Freund und Retter aus tiefster Schmach und Erdennoth, in Adalbert und Cäcilie, hatte mit jugendlicher Schwärmerei die Idee aufgefaßt: der junge Geistliche sei kaum noch ein irdisches Wesen, sondern ein Seraph, ein Engel des Himmels.

Solche Gefühle waren zu heilig in der jungfräulichen Brust dieser jungen Mädchen, um sie einander mit=theilen zu können, und doch einen Erguß muß ein solcher Strom der Liebe aus den davon durchdrungenen jung=fräulichen Herzen finden, und so war es denn die innigste Zärtlichkeit gegen einander, welche diese beiden jungen Mädchen nur noch liebreizender machte.

Ihre Augen leuchteten von einer Wärme des Gefühls, wie sie Freundschaft allein nicht erweckt, ihre Hände drückten einander, ihre Blicke hingen schwärmerisch anein=ander, Cäcilie hatte ihre Freundin wie ein geliebtes Kind umfaßt, und diese schmiegte sich an ihre Brust mit der Hingebung und dem Vertrauen eines zärtlichen Kindes. Selbst der Ton ihrer Stimme war weicher und melodi=scher geworden, und was sie sagten, zeugte von einer Er=

hebung des Gemüths, wie es nur in den Weihestunden des Lebens die Seele zum Uebersinnlichen emporhebt.

Weniger ergriffen von diesem massenhaften Herannahen der Pilger aus allen Dörfern und Städten des nahen und fernen In- und Auslandes fühlte sich Adalbert, der sich unter die Wallfahrer selbst mischte, um den wahren Geist dieser großen Bewegung näher kennen zu lernen.

. . . .

Während dem sah man den Pater Franziscus im salbungsvollen Gespräch mit der Ministerin, indem er ihr die Geschichte des heiligen Rockes mittheilte und dessen hohe Bedeutung erklärte.

Er erzählte ihr, wie die Geschichte des heiligen Rocks weniger auf schriftlichem Zeugnisse als auf der Tradition und dem Glauben so wie der Verehrung vieler Jahrhunderte beruhe. So sei anzunehmen, daß das ungenähte heilige Kleid, welches vier Jahrhunderte hindurch unverwest in Staub und Moder gelegen, von der Kaiserin Helene, der Mutter des Kaisers Constantin, auf ihrer Wallfahrt in den Orient an heiliger Stätte erhoben und dem Dom zu Trier geschenkt sei. Neun Jahrhunderte hindurch sei dort das heilige Kleidungsstück vermauert und verschwunden gewesen, indem eine heilige Ehrfurcht die Erhebung und Ausstellung desselben gehindert, dann sei der heilige Rock Jahrhunderte lang verschollen gewesen.

Erst im Jahre 1196 sei diese heilige Reliquie in der Domkirche zu Trier wieder aufgefunden, zum ersten Male öffentlich ausgestellt. Von da an weisen bestimmte Nachrichten und Urkunden hin auf eine Reihe von Ausstellungen des heiligen Rocks bis auf die letztvorhergehende im Jahre 1810.

Dann enthüllte Pater Franziscus die mystische Bedeutung dieses heiligen Kleides. Mit vieler Salbung sprach er: — Sobald die Kirche selbst als der mystische Leib des Herrn, wie die Schrift sie bezeichnet, erfaßt ist, liegt auch die mystische Beziehung der Kleider des Herrn zu seiner Kirche sehr nahe. Sie bezeichnen die Kirche nach ihrer innern Seite (dem innern Gefüge) und nach ihrer äußeren Seite (der räumlichen Ausbreitung). Aeußerlich soll die Kirche ausgebreitet werden nach allen vier Himmelsgegenden, wie dort die Theilung des Oberkleides des Herrn bei der Kreuzigung es prophetisch vorgebildet hatte. Allein bei dieser Ausbreitung nach den vier Himmelsgegenden hin, bei dieser viergetheilten Gestalt der äußern Umfassung der Kirche, ist und bleibt die innere Seite, das Lebensgefüge derselben ungetheilt, ist allenthalben dasselbe und geht als ein geistiges Gewebe des Glaubens und der Liebe, als Band der Eintracht, untheilbar durch alle Glieder des mystischen Leibes des Herrn hindurch.

Kurz, das in vier Theile zerschnittene Oberkleid ist

ein Bild der nach den vier Himmelsgegenden äußerlich viergestaltigen Ausbreitung der Kirche; und der ganz aus einem Gewebe bestehende, ungenähte und unzertheilte Rock des Herrn erscheint dem Gläubigen als Bild der innerlich durch die Liebe zum Ganzen zusammengefügten Einheit, der lebendigen Zusammengehörigkeit und Untheilbarkeit der Kirche. Daher kommt es denn auch, daß das frevelhafte Unterfangen der Häretiker und Schismatiker, von den Kirchenvätern durchgängig bezeichnet wird mit den Worten: „Sie zerreißen den ungenähten und untheilbaren Rock des Herrn; sie sind grausamer, als die Soldaten bei der Kreuzigung des Herrn, die dessen ungenähten Rock verschont haben.

So unglaublich auch es dem gesunden Verstande klingt und so sehr es allen Gesetzen und Erfahrungen der Natur widerspricht, daß ein solches Kleidungsstück so viele Jahrhunderte im Verborgenen sich sollte erhalten haben und daß dessen Aechtheit über allen Zweifel erhaben sei, und so weit auch die an sich geistvolle mystische Bedeutung dieses heiligen Kleidungsstückes hergeholt ist, so wenig man bei einer nüchternen Besonnenheit daran glauben kann, daß die Viertheilung des Oberkleides Christi und die Unterlassentheilung des Unterkleides nur irgend eine prophetische Beziehung auf die große äußere Ausbreitung und innere Einheit der Kirche in fast zwei Jahrtausenden gehabt haben könne, so war

doch die Frau Ministerin sehr erbaut von dieser noch mit gelehrten Citaten geschmückten Ausführung. Eben so gläubig fromm hörte sie auch die folgende scholastische Widerlegung der gemachten Einwürfe gegen die Aechtheit des heiligen Rockes in Trier an, indem er ausführte, daß das heilige Gewand in Argenteuil das Oberkleid des Herrn, dieses aber das Unterkleid gewesen sei; denn die gelehrten Kirchenväter hätten jenes eine Cappa (das heiße Mantel), dieses aber die Tunica inconsutilis (den ungenähten Rock) genannt. Aehnlich verhalte es sich auch mit allen den übrigen heiligen Röcken, die in Galatien, Jaffa und an vielen andern Orten aufbewahrt und gezeigt würden. Denn, so bildete er einen Zirkelschluß, weil die Aechtheit des heiligen Rocks zu Trier über jeden Zweifel erhaben ist, so folgt daraus, daß alle übrigen ausgestellten s. g. heiligen Röcke entweder unächt, oder andre Kleidungsstücke aus der Garderobe des Herrn sein müssen, und darin wieder liegt dann der Beweis für die Aechtheit des heiligen Rocks in Trier.

Am Schluß seiner gelehrten Erörterung schenkte er der Ministerin eine Schrift, die den Titel führte:

„Geschichte des heiligen Rocks in der Domkirche zu Trier, bearbeitet und auf Veranlassung des Herrn Bischofs von Trier, als Einleitung der öffentlichen Ausstellung dieser h. Reliquie im Herbst des Jahres 1844 von Marx, Professor

am bischöflichen Seminar. Mit Approbation des hochwürdigsten Herrn Bischofs, Trier 1844. Fr. Linz'sche Buchhandlung."

Aus dieser Schrift war die Gelehrsamkeit genommen, welche der Pater Jesuit der hohen Frau mit so vieler Salbung vortrug. Dieselbe ist nichts als eine scholastische Sammlung von vermeintlichen Beweisen für die Aechtheit des im Dom zu Trier aufbewahrten Gewandes, die, so wie wir gesehen haben, dem Geschichtsforscher, wie dem Denker ein Lächeln über die Sprünge, Hypothesen, gewagten Ueberlieferungen, unrichtigen Citate und unlautern Quellen entlocken, die durch Trugschlüsse mit einander verbunden, wohl geeignet sein mögen, auf die gläubige Menge überzeugend einzuwirken.

Und wäre dem Bischof Arnoldi in Trier sonst kein Vorwurf zu machen über die Ausstellung des heiligen Rocks, so würde doch die bischöfliche Approbation einer solchen, nur auf Täuschung einer gedankenlosen Menge berechneten Schrift, die stärkste Mißbilligung und der gerechte Unwille aller aufgeklärten Menschenfreunde treffen müssen.

. . . .

Während derselben Zeit hatte der andere junge Jesuitenzögling ein Gespräch von weit tieferer Bedeutung mit den beiden jungen Mädchen.

Auf dem ganzen Wege hierher hatten die nun wieder ver-

einigten Geschwister Zeit genug gehabt, die Mittheilung über beiderseitige Lebensereignisse, seit ihrer Trennung am Leichnam ihres verunglückten Vaters, gegeneinander auszutauschen.

Solche Besprechung des wirklich Erlebten unter den wieder vereinigten Geschwistern war wohl geeignet, die starre Rinde einer erkünstelten Zurückhaltung zu schmelzen, welche die kirchliche Stellung des jungen Caplans, in Folge der Mahnung seines Socius, dem Erstern auferlegt hatte. Und so war denn nach und nach mehr Wärme und offene Hingebung in die Unterhaltung gekommen. Als Johanna die Güte und Liebe der engelschönen Cäcilie schilderte, und diese erröthend und dankbar ihre schwesterlich geliebte Freundin küßte, da traten dem jungen Geistlichen die Thränen des dankbarsten Mitgefühls in die milden, frommen Augen, und mit einem Blick voll Liebe und Dankbarkeit, der ihm gewiß schwere Pönitenz zugezogen haben würde, wäre sein Socius bei ihm gewesen, sagte er dem edlen jungen Mädchen tiefgefühlte Worte des Dankes in einer so schönen, zum Herzen dringenden Sprache, wie sie nur dem reinsten und zartfühlendsten Gemüth in einer der höchsten Weihestunden des Lebens zu Gebote steht.

Nach und nach aber ebneten sich diese Gefühlswellen der anziehendsten Unterhaltung, und als die Prozession an der alten Römerbrücke, deren schwarze Pfeiler so schauerlich ernst und feierlich aus dem so bewegten Wasser-

spiegel hervorragen, genöthigt war, Stillstand zu machen, traten diese drei auf ein anmuthiges Plätzchen zur Seite, wo sie die ganze reich bewegte und so großartig erhebende Scene mit einem Blick überschauen konnten.

So weit das Auge reichte, sah man Knieende und Betende und hörte fromme Gesänge. Glockengeläute ertönte in der Nähe und Ferne. Auf viele Tausende wirkte schon die Nähe des Orts, wo noch vermauert und verschlossen der heilige Rock des Herrn bewahrt wurde, und wieder erneuerten sich die Sympathien der Andacht in den dafür so empfänglichen jungen Mädchenseelen.

Da wendete Cäcilie an den jungen Caplan die Frage: Welche tiefere Idee ist es in der katholischen Kirche, die diese mächtigen Wogen der Andacht in so vielen tausend Gemüthern von Personen aus allen Ständen, von jedem Alter und Geschlecht erzeugt, während wir Protestanten keiner so schwärmerischen Ergießung der Andacht fähig sind?

Und nun enthüllte Johannes eine Ansicht von der tiefen, religiösen Idee des Katholicismus, wie sie hoch über der dogmatischen und scholastischen Theologie der Jesuiten oder selbst der jesuitischen Priesterseminare steht. Der reine, klare Geist dieses trefflichen Jünglings hatte sich aus der geistigen Abtödtung im Pönitenzkloster und im deutschen Colleg zu Rom, unter dem blauen Himmel seines deutschen Vaterlandes, wieder zu einer reineren und freieren Ansicht erhoben. Es waren ihm früher

einmal Schriften von Wessenberg und Hermes in die Hände gekommen, die er heimlich gelesen hatte, und eignes Nachdenken hatte ihn weiter geführt in der Aufklärung des Glaubens, als jene Scholastik und Dogmatik, die man ihm eingeimpft hatte, zulassen wollte. Jetzt aber war es unter der Anregung dieser lieblichen Mädchen und bei einer Sympathie der Andacht, die auch auf sein reines und frommes Gemüth nicht ohne mächtige Einwirkung bleiben konnte, daß gleichsam ein Licht himmlischer Klarheit sein ganzes geistiges Wesen durchleuchtete und wieder von ihm ausstrahlte, um den beiden jungen Mädchen einen höhern Begriff von dem geistigen Wesen der römisch-katholischen Religion zu geben, als sie bis jetzt gehabt hatten.

Es ist hier nicht der Ort, seine ganze Rede voll Liebe und versöhnender Milde wiederzugeben, die, ohne daß er es mit jesuitischer Hinterlist beabsichtigt hätte, doch der empfangenen Instruction gemäß mehr als alle Scholastik geeignet war, einen tiefen und auf das ganze Leben dieser jungen Seelen einwirkenden Eindruck zu machen. Nur einige Gedanken mögen daraus mitgetheilt werden, um den höheren Geist zu erkennen, der aus ihm sprach.

— Das Christenthum, — sprach er, ist eine Religion, deren Glaubensgrund auf einer äußeren Offenbarung beruhet. Die Protestanten glauben diese nur in der

Bibel zu finden, der Katholik dagegen findet sie in der Bibel und der Tradition, das ist, in dem organischen Leben seiner vom heiligen Geist erfüllten Kirche.

— Daraus folgt von selbst weiter, daß, da die Bibel allein steht, jeder evangelische Christ das Recht der Selbstforschung in dem Buche, während der Katholik eine überliefernde Kirche hat. Darum protestirt der Protestant gegen jegliche Autorität einer überliefernden, folglich erklärenden Kirche.

— Ganz anders ist die Lehre des Katholicismus. Von der Thatsache der Erlösung geht ihm Alles aus. Der Mensch fing mit dem Guten an; aber es entstand die Thatsache des Irrthums und der Sünde. Eine Thatsache war es, daß der Sohn des ewigen Vaters die Schuld hinwegnahm. Dieser stiftete das Christenthum, als göttlich offenbarte Religion. Der Sohn und der Geist lehrten; es lehrten die Boten (Apostel) des Sohnes, das Christenthum durchdrang die Gemüther. So war der Grund des Glaubens, diese als Thatsache in der Zeit erscheinende mündliche Offenbarung. *Nicht Jedem können sich Offenbarungen wiederholen.* Was der Sohn und seine Boten den Gläubigen verkündeten, überlieferten die Nachfolger der Boten von Geschlecht zu Geschlecht. Aber nur einiges von dem, was die Boten gelehrt, und als von dem Herrn empfangen, vorgetragen, war geschrieben und darum ist

unsere Erkenntniß reicher, weil wir neben der geschriebenen auch die Tradition der mündlichen Ueberlieferung haben.

Johannes führte dann aus (freilich der schwächste Theil seiner Ausführung), daß die Kirchenväter, die Päpste und die Concilien, die getreuen Bewahrer dieser mündlichen Ueberlieferungen und daher auch die einzigen unfehlbaren Ausleger des Wortes Gottes seien.

— Aber, — fragte Cäcilie, — warum hält man diese von den Kirchenvätern, die doch Menschen waren und menschlich irren konnten, bezeugten Satzungen für wirkliche Wahrheiten?

— Weil, — entgegnete Johannes, ihre Anstalt göttlichen Ursprunges war, weil ihr eine göttliche Offenbarung zu Theil geworden ist.

Cäcilie und Johanna begnügten sich nachdenkend den Kopf zu senken. Hier schien ihnen allerdings eine sehr gewagte Behauptung und damit eine schwache Seite des Katholicismus zu liegen, doch fehlte ihnen die Logik, um den Zirkelschluß, durch welchen nur diese Behauptung begründet werden konnte, enthüllen zu können.

— Wie kann man daher, — fuhr Johannes siegreich fort, — die Kirche tadeln, daß sie Unfehlbarkeit für sich in Anspruch nimmt, und jede Beurtheilung durch die Vernunft verschmähet? Die katholische Kirche kann daher nur eine sein; denn die Offenbarung kann nicht

zugleich geschehen und nicht geschehen, sie kann nicht zugleich wahr und nicht wahr sein.

Dieses Raisonnement mußte auf junge Mädchen, die nicht an ein scharfes, logisches Denken gewöhnt sind, unter solchen, alle religiösen Gefühle aufregenden Umgebungen, einen tiefen Eindruck machen.

Eben so wenig wie Johannes, war es Ihnen zum Bewußtsein gekommen, daß gerade die Aechtheit und Wahrheit dieser Grundlage des Katholicismus, die Tradition oder Ueberlieferung von den Aposteln auf die spätern Generationen der Bischöfe, Kirchenväter und Päpste eine ganz willkürliche und nirgends bewiesene Fiction der allmälig immer mehr nach Weltherrschaft strebenden römischen Hierarchie gewesen war, und daß daher die aus solchen angeblichen Traditionen entstandenen menschlichen Satzungen vom Protestantismus verworfen werden konnten, ohne im Mindesten die Lehren des Christenthums, wie sie uns die heilige Schrift überlieferte, zu beeinträchtigen.

Mit derselben, auf diese jungen Gemüther so siegend einwirkenden Beredtsamkeit fuhr Johannes fort, die auf solchen Grundlagen consequent erbauten Lehren des Katholicismus in ihren Hauptzügen zu enthüllen.

— Die katholische Kirche, — sprach er mit erhöhter Stimme, — ist die Gemeinde der Heiligen, welche einen Glauben, eine Liebe, eine Hoffnung hat; sie ist

hienieden die streitende, in jenem Leben die siegende Kirche. Sie glaubt die drei Personen der Gottheit, die Erlösung, die Freiheit und Unsterblichkeit und die Gesetze der Moral. Die Kirche soll das Reich Gottes herstellen. Der erste Mensch war ein unmittelbares Geschöpf Gottes, frei von Sünde, geschmückt mit Unschuld und Heiligkeit, Anspruch habend auf ewiges Leben. Wegen der Sünde des ersten Menschen wurden auch alle seine Nachkommen Sünder vor Gott und daher gleichfalls des ewigen Lebens verlustig. In diesem Zustande der moralischen Zerrüttung sollte der Mensch nicht bleiben, berufen zum Reiche Gottes sollte er heilig und vollkommen sein, wie Gott selbst heilig und vollkommen ist. Zur Erreichung dieser erhabenen Bestimmung hilft ihm die Offenbarung 1) durch Belehrung (Erleuchtung des Menschengeschlechts) und 2) durch außerordentliche innere Heiligung (Weihe des Menschengeschlechts).

An diese Lehre von der Erbsünde und der Erlösung durch Christum, die auch von Protestanten, wenn auch in anderer Weise, getheilt, von den Rationalisten derselben aber verworfen wird, knüpfte er nun in consequenter Durchbildung die Enthüllung der katholischen Lehren von der Unsterblichkeit, vom Fegefeuer, von den Heiligen und den sieben Sacramenten.

— Diese sieben Sacramente — sprach er — sind die besonderen Mittel zur Entsündigung und Heiligung

des Menschen. Sie sind das Wesen der katholischen Mystik. Ohne Mystik ist der Mensch kalt und hart. Die katholische Mystik aber unterscheidet sich von der protestantischen dadurch, daß jene mehr allgemein, und durch den Geist der kirchlich-religiösen Einrichtungen fester bestimmt ist, während diese, den Gefühlen des Einzelnen hingegeben, sich zu oft im Nichtigen auflöst. Der Mittelpunkt der katholischen Mystik ist das heilige Abendmahl; die Gläubigen treten dadurch in reale Gemeinschaft mit dem Herrn; eine Fülle der seligsten Gefühle bietet sich ihnen dar.

— Wirklich sind die Einrichtungen der katholischen Kirche (sagt Ch. Fr. Schlosser) wie ein Tempel gebaut, der dem Eintretenden, wenn er den Blick zum Boden wendet, viele verschiedene Hallen und Altäre zeigt; der, wenn man den Blick zum Himmel kehrt, in einfacher Wölbung, groß und majestätisch sich zusammenschließt.

— Von jener höheren Anmuth an, welche das Evangelium empfiehlt, von jener höchsten Erkenntniß an, welche blos stiller Betrachtung und Ruhe zu Theil wird, bis zum treuherzigsten und bildlichsten Volkslehrer hinab, für alle Zustände und Bedürfnisse haben diese Lehren des Katholicismus Sorge getragen. Man würde sehr irren, wenn man annehmen wollte, daß die Kirche nur darum die Mystik begünstige, nur darum mit den Künsten sich verbände, um Anhänger an sich zu ziehen

und innere Mängel zu verdecken; sie bedarf dessen nicht, sie bietet Worte des Lebens und ihr Glaubenssystem ist rein und consequent; auch ihre Moral ist rein.

— In der That, — schloß Johannes seine nur leise, aber eindringlich gesprochene Rede, — ist der eigentliche Glaube der katholischen Kirche, deren symbolische Bücher doch so offen daliegen, von den Protestanten so entstellt worden, daß es nicht zu bewundern ist, wie auch der gebildetere Protestant den guten Katholiken um seinen Verstand zum mindesten bedauert um der Satzungen willen, die man der katholischen Kirche unterlegt.

— Doch, der Zug setzt sich wieder in Bewegung, ich behalte mir vor, dieses Thema bei weiteren Veranlassungen noch einmal ausführlicher zu erläutern. — Der Himmel gebe Dir, meine Schwester, und Ihnen, mein theueres Fräulein, Erleuchtung über den wahren Glauben, der, wenn er auch nicht allein zur Seligkeit führt, doch das Heil der Seele unter den Wirren und Verirrungen einer sündigen Welt bedeutend fördert.

So hatte Johannes als ein gebildeter Katholik, der jedoch fest an den einmal in sich aufgenommenen Satzungen seiner Kirche hielt, eine mächtig überredende Kraft auf die ohnehin schon durch die hinreißende Macht der Sympathien, dem Katholicismus zugewendeten jungen Gemüther geübt und so vorbereitet auf noch viel großartigere Erscheinungen schlossen sie sich dem Wallfahrts-

zuge wieder an und gingen im Gefolge ihrer Mutter über die alte Brücke von Trier, um in der diesem Pilgerzuge angewiesenen Kirche Sanct Gervasius ihre Andacht zu verrichten.

Mitten auf der von dunklen Basaltquadern erbauten alten Brücke steht aber in einem halbrunden Ausbau ein großes Crucifix. Der Anblick des Gekreuzigten wirkte mächtig auf die Schaaren von Gläubigen, die da wallfahrteten nach Trier, um seinem heiligen Rock ihre Verehrung und Anbetung zu zollen, und Keiner ging vorüber, ohne ein Knie zu beugen und ein andächtiges Paternoster zu beten.

Auch die Ministerin machte hier eine Betstation und die beiden Jesuiten knieten an ihrer Seite. Johanna und Cäcilie wurden aber von dem plötzlichen Anblick des gekreuzigten Weltheilandes und so brünstiger Verehrung desselben so ergriffen, daß auch sie niederknieten und leise ein andächtiges Vaterunser sprachen.

35.

Die Wallfahrt, Schattenseite.

Adalbert übrigens hatte sich mitten unter das Volk gemischt, und während dieser Zeit ganz andere Beobachtungen und Erfahrungen gemacht.

Er sah, wie Weiber und Männer unbefangen mit

einander plauderten, während sie äußerlich fromme Kirchenlieder mitzusingen schienen.

Er sah und hörte junge Landmädchen und junge Burschen neben einander knieend dem traulichsten Liebesgeflüster sich hingeben, während sie die Perlen ihres Rosenkranzes durch die Finger laufen ließen.

— Zwischen dem Ave Maria, ora pro nobis hieß es: liebes Mariechen, diese Nacht liegen wir wieder auf dem Heulager zusammen, wie im letzten Nachtquartier, wo Alles bunt durcheinander lag auf Heuböden, in Scheunen und Ställen, aber es läßt sich doch gar zu schön schlafen — so Arm in Arm und Mund an Mund in süßen Küssen und herzigem Liebesgeflüster.

— Ach ja, liebes Franzel, — hieß es zurück, — es ist gar zu hübsch auf der Wallfahrt; man hat nit Sorgen und nit Mühe, und Mutter paßt nit auf, denn wir stehen ja Alle unter dem Schutz des heiligen Rocks.

— Und wenn's auch e'n Bissel Sünde wär', lieb's Mädel, so macht's der heilige Rock Alles wieder gut, denn die Rockfahrt bringt Ablaß für jede Sünde, sagt unser Herr Pfarrer.

Eine Gruppe ernster Bauern und Pächter, die in der That mit ihren Gedanken zu Hause zu sein schienen, fragte Adalbert: — Nun, liebe Landsleute, wie steht's mit der Ernte?

— Die steht in Gottes Hand.

— Ihr habt sie wohl alle schon eingescheuert, denn Regen giebt's alle Tage und Ihr werdet doch die Frucht auf dem Felde und das Heu auf den Wiesen nicht verlassen, ohne erst für Haus und Hof gesorgt zu haben?

— Ach, lieber Herr, — entgegnete ein alter würdiger Bauer mit grauem Haupthaar, — heut wär's schön Wetter gewesen zum Einscheuern und fängt's morgen wieder an zu regnen, wie es den Anschein hat, so ist Alles verdorben und wir haben das ganze Jahr hindurch nichts zu leben.

— Laßt es gut sein, Nachbar. Ich habe auch mit meinen Söhnen und Knecht und Magd meinen Hof verlassen; kein Tagelöhner ist im ganzen Dorf mehr zu haben, aber unser hochwürdiger Herr Pfarrer trieb uns an: — Macht fort, — sprach er, — unterdeß daß Ihr betet, wird der heilige Rock auf dem Felde die Ernte bewachen und der Herr wird seine lieben Engellein senden, um sie einzuscheuern.

Das wurde während des Betens und Singens gesprochen und den Rosenkranz hatten sie dabei in den Händen oder Bilder vom heiligen Rock, die sie inbrünstig küßten.

Auf einem mit einem Pferde bespannten Wagen lag eine alte Frau, die ganz contract war und bei jedem Rütteln des Wagens aufschrie. Nebenher gingen Männer

und Frauen und Kinder und sangen nach der Melodie eines Kirchenliedes: Heiliger Rock bitte für uns, thu' ein Wunder, heiliger Rock, und mach' unsere Großmutter gesund.

Auf andern Wagen lagen Fieberkranke, ja Sterbende.

Und wenn Adalbert die Begleiter derselben fragte: aber glaubt Ihr denn, daß sie genesen werden durch die Reise, die noch ihren Tod beschleunigen wird, so antworteten sie: — O Herr, — der heilige Rock vermag Blinde zu heilen und Lahme gehen zu lassen, — sagt unser Herr Pfarrer, — warum sollte er nicht, wenn wir inbrünstig zum heiligen Rock beten, auch unsere Kranken gesund machen?

Ein Priester der Gemeinde, der Adalbert's Fragen und diese Antworten bemerkt haben mochte und ohne Zweifel den gebildeten Ketzer in dem Fremden erkannt hatte, mischte sich in's Gespräch und sagte in väterlichem Ton:

— Mein guter Herr, machen Sie mir meine lieben Pfarrkinder nicht irr im Glauben an die Wunderthätigkeit dieses heiligen, ungenähten Rocks unsers Herrn und Erlösers. Es handelt sich ja hier um etwas weit Größeres und Schätzbareres, als um eine heilige Reliquie irgend eines Heiligen. Und was suchen wir anderwärts im Menschenwort Rechtfertigung dieser unserer Verehrung des heiligen Rocks und unseres Glaubens an dessen gött-

licher Gnaden- und Wunderwirkung, da uns schon die heilige Schrift diese Rechtfertigung darbietet. Ist nicht nach dem 2. Buche der Könige, Cap. 13, 21., durch die Berührung der Gebeine des Propheten Elisa ein Todter wieder zum Leben erweckt? Hier aber ist mehr, als die Gebeine eines Propheten, es ist der Rock, den der Herr auf seinem Leibe getragen und mit seinem Schweiße befeuchtet hat. Nach dem neuen Testamente wirkte Gott Wunder sogar durch Gegenstände, welche in naher Beziehung zu seinen heiligen Dienern standen. So u. a. heißt es in der Apostelgeschichte Cap. 19, 11 u. 12: „Auch wirkte Gott nicht geringe Wunder durch die Hand des Paulus, so daß man auf die Kranken von seinem Leibe die Schweißtücher und Gürtel auflegte, und die Krankheiten von ihnen wichen und die bösen Geister ausfuhren.“ Ebenfalls nach der Apostelgeschichte Cap. 5, 15 heilte der Schatten des vorübergehenden Apostels Petrus Kranke von ihren Gebrechen. Hier aber ist denn doch wahrlich mehr, als die Schweißtücher des h. Paulus und der Schatten des h. Petrus. Hier ist das Kleid desjenigen, der, göttliche und menschliche Natur in sich vereinigend, die Menschen mit Gott wieder versöhnt hat. Ist ein Kleid, das der als Mensch gewordene Sohn Gottes getragen, nicht ein weit heiligeres Kleinod und läßt es sich wohl annehmen, daß es minder mächtig in seinen göttlichen und wunderthätigen Gnaden-

wirkungen sei, als die Gebeine des Propheten Elisa die Schweißtücher und der Gürtel des Apostels Paulus und der Schatten des heiligen Petrus?

— Nein, meine lieben Kinder in Christo, — fuhr er gegen die Kranken und ihre Umgebungen gewendet fort, — glaubet, so wird Euch geholfen werden, steht in der heiligen Schrift, und so wird uns denn auch der Anblick des heil. Rocks im Geist lebhaft versetzen in jene Tage, wo Christus, Gottes Sohn, erbarmend und liebevoll, unter den Menschen wohnte; wo eine wunderbare Kraft selbst aus seinen Kleidern ausging, und Kranke heilte, wo ein blutflüssiges Weib schon durch die Berührung des Saumes seines Kleides geheilt wurde (Matth. 9, 20—23); wo im Glanze himmlischer Verklärung zwischen Moses und Elias sein Antlitz leuchtete, wie die Sonne und seine Kleider weiß waren wie der Schnee; wo er am Kreuze hing, sterbend den schmerzlichen Tod für die Sünden der Welt, und die Diener der weltherrschenden Roma neben dem Kreuze über seinen Rock das Loos warfen. In dieser so lebhaften Erinnerung, ja innern Anschauung alles dessen, was sich in der Seele des Gläubigen mit dem heiligen Rock verbindet, glaubt der Christ aus dem Kleide her Den, der es getragen hat, selber reden zu hören; glaubt das heilige Kleid von jenem Lichtglanze überstrahlt, der auf Tabor dem heil. Petrus die Worte entlockt hat: „Hier ist gut

sein," glaubt es von jenem Schweiße durchdrungen zu sehen, der von des Herrn Angesicht am Oelberge geflossen. Nun aber, wo der Glaube gegründet ist, tritt Gottes Einwirken, so gern als innere Heilung, wie auch als äußere Heilung der Gebrechen der Seele und des Leibes hervor, und das Alles geschieht in vollkommner Reinigung gläubiger Seelen.

. . . .

— Was sagen Sie zu diesem Unsinn, — redete eine bekannte Stimme den jungen Buchenau an, und ein Arm schob sich traulich unter den seinigen; es war der Doctor Krokodilus, der, ausgestattet wie ein Pilger mit dem Mantelkragen, breitgerändeltem Hute, der Kürbisflasche, dem Ränzel und Rosenkranz, dem Zuge der Wallfahrer sich angeschlossen hatte.

— Ich habe, — fuhr er fort, — absichtlich diesen ultramontanen Witz mitgemacht, und sehe ein, daß er erst auf die äußerste Spitze getrieben werden muß, um lächerlich zu werden und aller Welt zum Gespött zu dienen. Ich habe die Häuser dieser Bürger, die Hütten und Höfe dieser Bauern besucht und mich überzeugt, wie wahr das pfäffische Sprichwort ist: „Mundus vult decipi, ergo decipiatur!“ (die Welt will getäuscht sein, nun so werde sie getäuscht). Ich werde endlich mein Theil dazu beitragen, diese Täuschung der Welt noch zu erhöhen, nur um die Enttäuschung als Gegenwirkung

hervorzurufen. Ich habe gehört und gesehen, wie jene Pfaffen auf der Kanzel, im Beichtstuhl, durch Tractätlein und persönliche Besuche, diese gedankenlose strenggläubige Menge aufgeregt hat, zum heiligen Rock in Trier zu wallfahrten, wie sie dem Einen Reichthum und Glück, dem Andern Gesundheit und langes Leben, dem Dritten Vergebung aller Sünden und jungen Mädchen reiche Freier, den Burschen aber hübsche Mädchen, die Geld wie Heu haben, versprachen, und wie dann ganze Familien Haus und Hof, Acker und Viehstand verließen, oder auch ihren letzten Sparpfennig, selbst ihr Bett hingaben, um Geld zur Wallfahrt nach Trier und zum Opfern an den heiligen Rock zu erlangen. Ja, es ging sogar so weit, daß Mütter ihre Töchter oder diese sich selbst an reiche Wüstlinge verkauften, um nur die Mittel zu dieser frommen Wallfahrt zu erwerben, und was sollten sie auch für Bedenken dabei haben, da ihnen verkündet war, daß nach der Bulle Leo X. (vom 26. Jun. 1514) in Vollmacht der Apostel Petrus und Paulus allen denjenigen vollkommener Ablaß ihrer Sünden ertheilt sei, welche zur Verehrung des heiligen Rocks die Domkirche in Trier besuchten und zur Herstellung dieser Kirche milde Beisteuern geben würden.

— Der römische Klerus versteckt sich dahinter, — sprach Adalbert, — daß die Beschlüsse der tridentinischen Concilien nicht die Anbetung der Reliquien, mithin auch

des heiligen Rocks, sondern die Verehrung derselben (non adorationem, sed venerationem) verordnet haben, und dieses sei im Grunde nichts Anderes, als die Erweisung einer Ehrfurcht, wie sie auch Protestanten dem Andenken ihrer großen Männer erwiesen.

— Gleichwohl, — rief Krokodilus, — verleiten sie die gedankenlose, frommgläubige Menge durch Verkündigung der Wunderkraft des heiligen Rocks, so wie durch zahllose Tractätlein und Volksschriften, die mit bischöflicher Genehmigung vertheilt werden, diese heilige Reliquie selbst für ein höheres Wesen zu halten, dem sie göttliche Anbetung zollen. Das aber ist eine gotteslästerliche, heidnische Vielgötterei, ein abscheulicher Mißbrauch der edelsten Gefühle im Menschen, ein Frevel am menschlichen Verstande, ein Verbrechen gegen die fortschreitende Aufklärung. Und diese Wallfahrten muß man einige Tage und Nächte mit gemacht haben, wie von mir im Interesse der Aufklärung geschehen ist, um zu erstaunen, wie nur die Sittenpolizei diese fromme Völlerei und Unzucht dulden kann, wozu sie Veranlassung geben. Während Viele fromm und wahngläubig aus voller Seele beten und singen und wenigstens eine Mystik dunkler, religiöser Gefühle, die sie für alle übrigen Lebensverhältnisse untauglich machen, mit sich herum tragen, ist die Wallfahrt für den großen Haufen eine kirchliche Lustparthie, den Bessern eine Erheiterung und Zer-

streuungsreise, den Sittenlosen eine Gelegenheit zu Völlerei und zu nächtlichen Orgien, den Verliebten ein Stelldichein, den leichtfertigen Männern und Weibern eine gute Gelegenheit, ihren Lüsten zu fröhnen und Leichtsinnigen eine Gelegenheit zu toller Verschwendung.

— Mich wundert es, — bemerkte Adalbert, — weshalb die ältern Verbote solcher Wallfahrten nicht mehr beobachtet werden.

Diese heutige Toleranz gegen Finsterlinge und was dem anhängt, ist freilich eins der großen Räthsel unserer Zeit. Blicken wir in die Geschichte von den Hohenstaufen an bis auf die neuere Zeit, so sehen wir Hierarchie und weltliche Macht gegen einander im steten Kampfe. Die Weltherrschaft, die Gregor VII. auf seinem geistlichen Throne an sich gerissen hatte, war den Fürsten der spätern Jahrhunderte ein warnendes Schreckbild geworden, das ihnen zeigte, wohin es führe, wenn der mit eiserner Beharrlichkeit ihr Ziel verfolgenden römischen Hierarchie kein Damm und Ziel gesteckt werde. Friedrich der Große, Joseph II., Max von Baiern und andere Regenten des vorigen Jahrhunderts und im Beginn des neunzehnten hatten erkannt, daß der Monarch auf dem Throne um so fester sitzt, je mehr er die Gewissensherrschaft einer römischen Hierarchie mit ihren Uebergriffen in weltliche Macht fern von sich hält; woher kommt es nur, daß man in unsern Tagen, wo die

Regierungen so eifersüchtig ihr monarchisches Princip bewachen, den Staat im Staate duldet, die römische Hierarchie sowohl, als die Herrschaft der Dunkelmänner jeder Confession?

— Ich habe auch schon darüber nachgedacht, — entgegnete Adalbert, — aber des Räthsels Lösung nicht gefunden. Diese Nachsicht gegen die zahllosen Uebergriffe römischer Hierarchie in weltliche Macht, gegen das Einschleichen des die tiefste Grundlage der Moral verhöhnenden Jesuitenthums, dieses Gestatten von Einfluß der Frömmler, Wunder= und Buchstabengläubigen auf Regierungsmaßregeln hat jetzt mit weniger Ausnahme nicht allein die meisten deutschen Regierungen, sondern auch die von ganz Europa ergriffen. Die Concordate schützen nicht mehr gegen die Uebergriffe des Romanismus, die Gesetze nicht mehr gegen die Willkürlichkeit der Frömmler. Unter dem weiten Mantel der Gewissensfreiheit bildet sich eine geistige Macht, die schwer wie eine finstere Wolke auf das Volksleben drückt, aber noch schwerer die weltliche Macht der Regierungen bedroht. Und dabei ist dieser Mantel der Duldung der Gewissensfreiheit doch noch viel zu kurz, um auch die Freunde einer geistig=religiösen Aufklärung unter ihren Schutz zu nehmen. Woher, — frage ich noch einmal, — diese Erscheinung, — woher diese so fühlbare Parteinahme selbst der aufgeklärtesten Regierungen gegen jenes hierarchische und frömmelnde Element, das den Regierungen an materieller

Macht, wie in der öffentlichen Meinung zehnmal mehr schadet, als jede freie Bewegung der Geister, die gute Patrioten und treue Unterthanen macht, weil sie jeden fremden Einfluß von sich abweiset und Gehorsam dem Gesetze, Verehrung dem Staatsoberhaupte und eine tiefe christlich-sittliche Religion des Herzens erzeugt, auf Grundlage der höchsten Eigenschaften des Menschen, des Gemüths und des Verstandes? Woher dieses Widerstreben gegen jede geistige Entwickelung des Menschengeschlechts in Regionen, die doch selbst so hoch stehen in Wissenschaft und Bildung? wer löset dieses Räthsels tiefere Bedeutung?

Wenn ich nicht irre, so ist es jene dunkle, geheimnißvolle Furcht vor Revolutionen, die selbst der geringsten Hinneigung zur Reform stets ängstlich entgegentritt. Die Geschichte aller Völker hat gelehrt, daß jeder Revolution, sobald sie vom Volksleben ausging, das Erwachen einer geistigen Freiheit der Bewegung vorhergegangen war. Darf man sich wundern, daß bei solchen Befugnissen, welche die Carlsbader Beschlüsse mit ihren Nachwirkungen auf die Presse und so manches Andre hervorgerufen haben, jene Partei der Finsterlinge, so wie die der Römlinge, ein leichtes Spiel hat, wenn sie jede Regung der Aufklärung im Gebiet der Religion als politisch gefährlich denuncirt? wenn diese Partei jedes Streben nach Licht, das sie mit der Fackel der Vernunft

nicht überstrahlen kann, an hoher Stelle als staatsgefährlich verläumdet? Darf es uns daher Wunder nehmen, wenn der Romanismus Duldung seiner Prozessionen und seiner Reliquienausstellungen erreicht, wie er schon Duldung seiner Umgehung der Gesetze in Hinsicht der gemischten Ehen erlangt hat, während, möchte Schreiber dieses, im Geist der Humanität unserer Zeit hinzusetzen, den Katholiken, die sich später von Rom lossagten, der Mitgebrauch protestantischer Kirchen für ihre gottesdienstlichen Versammlungen von ihren evangelischen Mitchristen gern gewährt, von den Regierungen aber versagt wird.

— Doch, die Prozession setzt sich in Bewegunz, — bemerkte Adalbert, wir werden uns anschließen müssen.

— Ich wenigstens bitte um Erlaubniß, mich noch einige Zeit fern halten zu dürfen. Ich bereite einen großen Coup vor, der alle Welt überraschen soll; Sie aber, mein werther Herr Baron, bitte ich nie zu zweifeln, daß ich gesinnungsvoll bin. Möge sich ereignen, was da wolle; stets dürfen Sie überzeugt sein, daß ich immer meinen tief angelegten Plan verfolge, geistige Freiheit und Aufklärung zu fördern, indem ich dazu mitwirke, die Manifestationen der Gegenpartei auf die Spitze zu treiben, so daß ihr Unsinn selbst dem blödesten Auge einleuchten wird.

— Das ist aber unredlich.

— Sagen Sie, — scherzte Krokodilus, — es ist ein Versuch, die Welt homöopathisch zu curiren, Aehnliches mit Aehnlichem zu vertreiben; denn hier gilt es, wie ich schon einmal die Ehre hatte Ihnen zu sagen, den Jesuitismus mit Jesuitismus, den Aberglauben mit Aberglauben auszutreiben. Adieu, auf Wiedersehen! —

. . . .

Kaum hatte Adalbert den Rücken gewendet, so schrie Krokodilus auf: — Weh, wie wird mir! — Hülfe — mich rührt der Schlag! —

Damit fiel er zu Boden, und schien in einer Ohnmacht zu liegen, aus der er erst langsam unter den Bemühungen der Umstehenden sich erholte. Als man versuchte ihn auf die Füße zu stellen, konnte er nicht gehen. Herbeigerufene Wundärzte erklärten, daß ihn ein Schlagfluß gelähmt habe, sie wollten ihm zur Ader lassen, was er aber ablehnte, indem er sagte: — Laßt mich! die Kirche darf kein Blut sehen und im Namen der Kirche bin ich hier, als ein Pilger zum heiligen Rock! Sendet mir einen Priester und ich werde beichten, gebt mir Krücken, damit ich mich zum heiligen Rock hinschleppe. Ein Wunder wird mich heilen!

Das geschah. Ein Kranker, der auf einem Wagen lag, gab seine Krücken her und Krokodilus hinkte, mühsam und beladen, über die alte Römerbrücke nach Trier hinein, indem er mit jedem Augenblick mehr ein Gegen-

stand der Volkstheilnahme wurde; und da er laut und mit frommem Augenverdrehen den Rosenkranz betete, sich auch als reuiger Sünder an die Brust schlug und bekreuzigte, so fehlte nicht viel, daß man ihn jetzt schon fast für einen Heiligen gehalten hätte.

Wie reimte sich das mit seinen freigeistigen Reden, in welchen so viel tiefe Wahrheit und freie Gesinnung zu Tage gefördert wurde?

Adalbert mißtraute allerdings der Redlichkeit seines Charakters; er beklagte, daß die Wahrheit nicht aus edlerer Quelle floß; und dennoch, — sprach er bei sich selbst, — haben Licht und Wahrheit eine so geistige Macht, daß das Licht ein Licht bleibt, auch wenn es aus einem Sumpfe aufsteigt, die Wahrheit eine Wahrheit, auch wenn sie der Lügenteufel selbst verkündet.

Krokodilus aber, indem er gegen Adalbert den Freisinnigen spielte, und alle Früchte eines durch Schriften der Bewegung mit den neuesten Ideen vertraut gewordenen Geistes auslegte, hatte dabei auch seinen tief angelegten Plan vor Augen.

36.

Trier und der heilige Rock.

Schon um acht Uhr Morgens am folgenden Tage luden die Glocken des hohen Domes feierlich zum Hoch-

amte ein, bei welchem, wie verkündet war, der hochwürdigste Bischof Herr Dr. Wilhelm Arnoldi pontificiren sollte.

Durch besondere Begünstigung hatte die Frau Ministerin von Buchenau mit ihrer Begleitung Einlaßkarten zu dieser großen Kirchenfeierlichkeit erhalten, obwohl die Processionen erst nach der feierlichen Erhebung und Ausstellung des heiligen Rocks Zutritt erhalten konnten. Aber schon eine halbe Stunde vor Eröffnung dieser Kathedrale befanden sie sich auf dem mit Platanen besetzten Domhof, und betrachteten diese und andre alterthümliche Bauwerke der Stadt.

Schon der äußere Anblick dieser alten, ehrwürdigen Kirche machte einen tiefen, unauslöschlichen Eindruck, besonders auf die zu einer religiösen Romantik sich so sehr hinneigenden Gemüther der beiden jungen Mädchen.

Selbst Adalbert fühlte sich von diesen steinernen Zeugen eines grauen Alterthums mächtig durchschauert.

Dieses ursprünglich altrömische Bauwerk, mit seinem halbrunden Ausbau, seinen phantastischen spätern Anbauten und den vier Thürmen von ungleicher Höhe undr Form, in seiner nahen Verbindung mit der in gothische Pracht sich kühn und romantisch erhebenden Liebfrauenkirche, gewährte aber auch ein Bild von wunderbarem Zauber.

Unsere Reisegesellschaft hatte schon Tages vorher und früh am Morgen die merkwürdigsten alterthümlichen Ge-

bäude der Stadt in Augenschein genommen, und damit war der Eindruck, den der Dom machen mußte, noch bedeutend erhöht. Die vielen Bauwerke aus dem grauen Alterthum, die altrömische Porta nigra in ihrer seltsamen, fast gespenstisch graciösen Form, aus grauen, von der Zeit geschwärzten Sandsteinblöcken aufgeführt; die s. g. Steipe, jenes hohe, mittelalterliche Gebäude mit dem über normännische Mauerzinnen emporragenden spitzen Schieferdache, vormals das Rathhaus der Stadt, jetzt das Gasthaus „zum rothen Hause" genannt, in welchem unsre Reisenden ihr lange zuvor bestelltes Logis gefunden hatten, davor der große, alterthümliche Petersbrunnen, mit seinen Jahrhunderte hindurch nachgedunkelten Bildsäulen; gegenüber die alte Granitsäule mit dem Kreuz, die im Jahre 958 von dem Erzbischof Heinrich I. zum Andenken an die vielen Kreuze, die vom Himmel fielen, um die sündhaften Trierer zur Buße zu mahnen, aufgestellt war; die düstere, alte St. Gangolphskirche, mit dem Steinbilde ihres Schutzpatrons über dem Haupteingange; der erzbischöfliche Palast mit seinem noch aus der Römerzeit herstammenden Flügelgebäude; die römischen Ruinen der Bäder, mit ihren vierzehn Fuß dicken Mauern; der reich mit alten Sculpturen verzierte St. Georgsbrunnen; das riesige Rolandsbild an einem Hause an der Ecke der Simeonsstraße, die St. Matthiaskirche und der ernste, altrömische Pa-

last Constantin's, dazu die vielen alten Bürgerhäuser im mittelalterlichen Baustyl, mit den hohen und spitzen Schieferdächern, das Alles hatte seine Geschichte und war mit dem geheimnißvollen Zauber einer grauen Vorzeit umweht. Fremdartig, ungehörig schien sich hier und da die neue Zeit mit ihrer modernen Zierlichkeit in das geheimnißvolle, ehrwürdige Alterthum hineinzudrängen, ohne damit den mächtigen Eindruck der Pietät und Ehrfurcht schwächen zu können, der das Mittelalter mit seiner geistlichen Herrschaft und seinem frommen Aberglauben gespenstisch wieder heraufbeschwört in eine Gegenwart, die überall nach dem Lichte ringt.

Wenn jemals eine Oertlichkeit in der Welt geeignet war, die Gemüther vorzubereiten auf einen so großen hierarchischen Feldzug, mitten in das Lichtgebiet unserer Tage hinein, so war es der in mittelalterlicher Architektur gleichsam festgebannte Bischofssitz Trier.

Es passen darauf einige Gedanken, die Victor Hugo in seinem Roman: „Notre Dame de Paris" so wahr als schön ausgesprochen hat.

— Bis zum 16. Jahrhundert, — sagt er, — war die Architektur das Buch der Menschheit, worin sie den Nachkommen ihre Gedanken und Gefühle überlieferte.

Nachdem er die Architektur der ältesten Zeiten durchgegangen ist, sagt er ferner:

— Am nächsten und uns noch verständlichsten liegt

den heutigen Tagen das Mittelalter. Im ersten Zeitraum desselben, als der Vatican aus den Trümmern des alten, welterobernden Roms ein neues, die große europäische Theokratie, erbaute, spricht sich der Geist der Jahrhunderte symbolisch in der geheimnißvollen romantischen Baukunst, Schwester der Architektur Indiens und Aegyptens, aus. Jeglicher Gedanke der Zeit ist in diesem düstern, romantischen Styl niedergeschrieben. Ueberall sieht man die unveränderliche Hieroglyphe päpstlicher Einheit, Unumschränktheit, Unerforschlichkeit und Macht; überall den Priester, die Kaste, wie das Volk.

— Dann aber bringen die Kreuzzüge einen neuen Geist in die Abendlande, der Feudalismus will mit der Theokratie theilen. Der Adel durchbricht das Priesterthum; hin und wieder die Gemeinde den Adel. Die Hieroglyphe der Architektur schmückt auch die hochgethürmten Felsenburgen. Unter den hohen Spitzbogen der Kathedralen spricht das Priesterthum nicht allein, auch der freie Geist des erwachenden Volks durch seine Dichter.

— Diese Dichter sind Baumeister und Steinhauer in den wissenschaftlicheren Maurergilden. Größer als ihr Jahrhundert, verewigen sie ihren Spott über dasselbe. Kapitäler und Hallen der Kirchen zeigen in ihren Schnörkeln die Tyrannei der Großen, die Sittenlosigkeit der Priester; Könige im Rachen des Satans; Nonnen und Pfaffen schamlos verkuppelt. Ein bacchischer Mönch mit Eselsohren und den

Weinbecher in der Hand, lacht der Gemeinde in's Gesicht. Nur in dieser Art war damals der Gedanke frei; er hatte in der Architektur ein Privilegium, das unserer heutigen Preßfreiheit gleicht. Hätte sich der Gedanke in einem geschriebenen Buche gezeigt, das Buch wäre mit dem Autor durch Henkershand auf öffentlichem Markte verbrannt worden.

— So war bis auf Guttenberg die Architektur die allgemeine Hauptschrift. Das Mittelalter schrieb die letzte Seite dieses, im Orient begonnenen, im griechischen und römischen Alterthum fortgesetzten Granitbuches.

— Die allgemeinen Kennzeichen aber jeder priesterherrschaftlichen Sculptur sind: Unveränderlichkeit, Abscheu vor Fortschritten, Erhaltung der überlieferten Linien, Weihe der ursprünglichen Typen, eine stehende Form des Menschen und der Natur.

So war auch die Architektur von Trier, ganz das Gepräge einer solchen mittelalterlichen Priesterherrschaft.

Und das waren Adalbert's Gedanken bei dem Betrachten jener alten Baudenkmäler, deren Geschichte die beiden Jesuiten ihren Pflegebefohlenen legendenartig erzählten. Adalbert hatte erst kurz zuvor die angeführte Stelle in Victor Hugo's „Notre Dame" gelesen und erinnerte sich daran jetzt mit großer Lebhaftigkeit.

. . . .

Endlich wurden die Pforten des Domes eröffnet und unsere Reisenden wurden aus der unermeßlichen Menschenmenge erlöset, die, mit jeder Stunde durch neu einziehende Pilgerschaaren vermehrt, die sonst so stillen, meistens engen Straßen und kleinen Plätze dieser alten Bischofsstadt in ein wogendes Meer von menschlichen Gestalten aller Art verwandelt hatte.

Alle erwarteten mit dem wahren Heißhunger gläubiger Seelen den großen Augenblick, wo ihnen die beseligende Anschauung des himmlischen Kleidungsstücks unseres Mensch gewordenen Weltheilandes vergönnt werden würde.

In der erhöhten Stimmung, worin sich unsere Heiligen=Rockspilger befanden, mußte auch die romantische Architektur dieses alterthümlichen Bauwerks die Gemüther mit einem Schauer der Ehrfurcht durchdringen. Die römischen Ueberreste eines nur aus Werkstücken mit eisernen Klammern zusammengehaltenen Bauwerks bilden ein Viereck, das durch mächtige Pfeiler in ein Hauptschiff mit zwei gleichgroßen Nebenschiffen eingetheilt ist. Aus den massiven Postamenten dieser Pfeiler steigen zahllose mächtige Bogen und Rippen empor, welche in flachen Spitzbogen endend in geheimnißvoll dämmernder Kreuzwölbung die Decke tragen. An den mächtigen Pfeilern sieht man imposante Grabdenkmäler mit reichen Sculpturen, die kunstreich gearbeitete Kanzel,

den alterthümlichen Taufstein und sechzehn Nebenaltäre. Unter diesen zeichnen sich besonders der Altar der heiligen drei Könige und der ihm gegenüberstehende Kreuzaltar aus. Beide ließ Johann Hugo von Orsbeck in Rom aus Marmor anfertigen. Bei dem erstern fand er seine Ruhestätte. Unter den Grabmälern ist besonders das des Johannes von Schönberg sehenswerth, welches mit herrlichen Basreliefs geschmückt ist, die indeß leider sehr beschädigt sind.

Die Kanzel steht am dritten Pfeiler linker Hand. Ihre alten Bilderwerke in reicher Sculptur stellen die acht Seligkeiten und das jüngste Gericht vor.

An dem der Kanzel gegenüberstehenden Pfeiler rechter Hand steht der Allerheiligen Altar, den der Kurfürst Lothar von Metternich noch vor seinem Tode setzen ließ.

Im Hintergrunde des Hauptschiffes erhebt sich der mit einem eisernen Gitterwerk abgeschlossene hohe Chor. Eine breite, steinerne Treppe führt hinauf. Auf jeder Seite derselben steht ein Altar und neben demselben sieht man die vergoldeten, aus Holz geschnitzten Statuen Constantins und der heiligen Helena.

Im hintern Theile des Chors steht der Hochaltar, klein und aus Holz gearbeitet. Der obere Theil dieses Altars war vor kurzem abgetragen, so daß hinter demselben die hohe und schön gearbeitete Marmortreppe und das silberne

Tabernakel, in welchem der heilige Rock gelegen hatte, sichtbar wurde.

Die Marmortreppe führte in die Schatzkammer des Doms, die im hohen Chor an beiden Seiten angebrachten Stühle der Domherren sind ebenfalls mit kunstreichem Schnitzwerk aus Holz versehen. Auf der linken Seite des Chors ist noch eine kleine Orgel angebracht, die an den Wochentagen gespielt wird. Unter dem Chore befindet sich eine Krypta.

In diesen ehrwürdigen Räumen, die an sich schon eine mächtige Erhebung erwecken, begann nun das Hochamt mit seiner römischen Pracht und phantastischen Priesterherrlichkeit, seinen in Roth und Gold mit Perlen und Edelsteinen gestickten Meßgewändern, der pagodenartigen Bewegung der Priester und Administranten, den geschwungenen Rauchfässern, die Alles in betäubende Weihrauchdüfte hüllten. Das Murmeln lateinischer Gebete, die Choräle und Diaphonen, wie von Engelsstimmen aus Himmelshöhen gesungen, und voller Orgelstrom füllte mit Harmonie die hohen Bogen und Kreuzgewölbe dieser in ein mystisches Helldunkel gehüllten Hallen, welche mit Betenden und Knieenden von jedem Alter, jedem Geschlecht und jeden Standes gefüllt waren.

Auf der Höhe der Altarstufen sah man den hochwürdigsten Bischof Arnoldi pontificiren, umgeben von der hohen und niedern Geistlichkeit seiner Diöcese.

Nach Beendigung des Hochamts bestieg der Domdechant, Kanonicus Dr. Braun, die Kanzel und hielt eine Rede, die auf die Aussetzung des heiligen Rocks Bezug hatte und auf die hohe Bedeutung dieser Reliquie hinwies.

Darauf erfolgte die Erhebung und Ausstellung der Reliquie, ein feierlicher Act, der Alles mit den Schauern der Andacht durchwehte.

Auch Cäcilie und Johanna fühlten sich davon ergriffen. An ihrer Seite kniete Johannes, dessen innerste Hinneigung zu einer geistigen Freiheit hier überwunden war durch die Macht der großen Erinnerung an unsern Erlöser und Weltheiland, dessen aus Wolle ohne Naht gewobener Rock von verschossener Purpurfarbe aus dem silbernen Reliquienkasten emporgehoben und auf einer kreuzförmigen Stange den Blicken der Gläubigen ausgestellt war.

Als nach beendigter Feierlichkeit Johanna ihren jungen Freund Adalbert fragte, ob er sich nicht durchdrungen fühle von der geistigen Nähe des Weltheilandes, dessen irdisches Kleid vor ihren Blicken entfaltet sei, da lächelte der junge Mann wehmüthig.

— Ich beneide, — sprach er, — diese kindlichen, einfältigen Gemüther, die sich durch solches Priesterblendwerk erbaut und gestärkt fühlen; ich aber kann nichts darin erblicken, als den letzten Versuch einer römischen Hierarchie, in unserm Jahrhunderte der Aufklärung die

Masse des Volks in Wahn und Aberglauben zurückzuführen; denn in der That gehört wenig Geist und Bildung dazu, um die Unmöglichkeit der Aechtheit dieses Kleidungsstückes zu erkennen, und wenn wir annehmen dürfen, daß die römischen Priester, die dazu mitwirkten, die doch meistens gebildete und aufgeklärte Männer sind, wie man dieses namentlich auch dem Bischof Arnoldi nachrühmt, unmöglich selbst an die Aechtheit des Rockes und die Wahrheit und Heiligkeit ihres kirchlichen Gaukelspiels glauben können, so stehen diese unter der entsetzlichen Anklage, absichtlich das Volk getäuscht zu haben, um es durch Abgötterei und Aberglauben in die Finsterniß voriger Jahrhunderte zurück zu versetzen; denn im Trüben zu fischen, das war neun Jahrhunderte hindurch die Politik jeder nach weltlicher Macht strebenden Theokratie, und ist es noch heute.

— Und dennoch, — sprach Cäcilie mit einem schwärmerischen Aufschlag ihrer schönen Augen, — können wir Beide uns des tiefen Eindrucks nicht erwehren, den schon das religiöse Mitgefühl so vieler tausend frommer Christen in uns erweckt.

— Ich möchte behaupten, — fügte Johannes, der herangetreten war, hinzu, — in Sachen der Religion sollte der Mensch nie vernünfteln, noch deuteln wollen, sondern sich vertrauungsvoll dem blinden Glauben hingeben. Wahrlich, ich sage Euch, die gewinnen am in=

nigsten den Frieden und erheben sich mit voller Seele zu Gott, die im Gefühl und nicht im Verstande ihren religiösen Glauben aufnehmen.

— Es ist doch etwas Erhabenes und Göttliches in dieser Mystik des katholischen Cultus, — antwortete Johanna leise und bescheiden.

— Allerdings die Phantasie bestechend und ein träumerisches Schweben in frommen Gefühlen begünstigend, aber nicht stärkend und belebend für Geist und Herz, nicht reinigend das Leben, sondern zur Werkheiligkeit führend und verleitend, den Geist Gottes zu verkennen. Noch einmal, hütet Euch Beide, daß Ihr Euch nicht durch Pfaffen-Lug und Trug, so wie durch die Macht großer Sympathien verleiten laßt, den gereinigten evangelischen Glauben abzuschwören und Euch einem Glauben zuzuwenden, der durch menschliche Satzungen und willkürliche Traditionen das reine Urchristenthum entstellt und entweiht hat.

Cäcilie und Johanna senkten die Augen und erwiederten dieses Mal kein Wort auf Adalbert's wiederholte Ermahnung; ein Beweis, wie sehr schon der Katholicismus mit seiner sinnlichen Pracht und phantasiereichen Hoheit, mit seiner sinnverwirrenden Mystik und seinen hinreißenden Sympathien auf ihre, für jeden Eindruck des Schönen und Erhabenen so empfänglichen jungen Seelen gewirkt hatte.

. . . .

Um ein Uhr setzten sich die Züge der Pilgerschaaren in der bestimmten Ordnung in Bewegung. Mehrere Gemeinden waren jedes Mal unter dem Vortritt ihrer Geistlichkeit, wovon Einer jedes Mal die Leitung des Zuges übernommen hatte, nach einander aus den ihnen zur Versammlung angewiesenen Kirchen, St. Paulin, St. Gervasius, St. Paulus, St. Antonius, St. Laurentius und St. Gangolph, nach dem Dom hin gewallfahrtet. An 16000 Pilger rechnete man in jeder Stunde der Ausstellung zum heiligen Rock, und zwölf Stunden dauerte an jedem Tage diese Ausstellung.

Zur Aufrechthaltung der Ordnung waren am Eingange des Doms, den man mit einer Barrière versehen hatte, Gensdarmen und Polizeibeamten aufgestellt.

Der liebe Gott, der hier gleichsam durch den heiligen Rock sichtbar repräsentirt wurde, bedurfte also eben so gut, wie jedes irdische Wesen, Gensdarmen und Polizei zu seinem Schutze. Der Andrang war ungeheuer, doch wurde die gesetzliche Ordnung nicht gestört.

Im Inneren waren die Geistlichen des Doms, die Alumnen des Priesterseminars und eine aus Bürgern der Stadt gebildete Ehrenwache aufgestellt, die an den seidenen Schärpen über die Schulter, oder Binden um den Arm in den Trierschen Stadtfarben, gelb und roth, zu erkennen waren.

Vier Opferkasten, deren Ueberschriften die Gaben für den Dom, für das Knabenconvict und für den Kölner Dombau bestimmten, waren aufgestellt. Unausgesetzt klirrten darin die hinein geworfenen Münzen, und da die Menge die Ueberzeugung hatte, durch dieses Opfer im Angesichte des heiligen ungenähten Rockes sich Vergebung ihrer Sünden zu erkaufen, so lag es nahe, dabei an Tetzel's Ablaßkasten zu denken, der bekanntlich die Inschrift führte: „Wenn der Groschen im Kasten klingt, die Seele in den Himmel springt."

Vom Portal zur Rechten bis zum hohen Chor bildeten Kirchenbänke einen Gang, durch welchen die Züge sich bewegten, um durch Ersteigung der Marmortreppe zur unmittelbaren Anschauung des heiligen Kleinodes zugelassen zu werden.

Abends waren die Hauptstraßen der Stadt glänzend erleuchtet. Das Gedränge der auf- und niederwogenden Menschenmenge war unermeßlich. Der königliche Landrath in Trier hat bekannt gemacht, daß nach und nach dort 20,000 Personen Unterkunft und Bewirthung finden können. Zugleich hat derselbe Einheimische wie Fremde eingeladen, sich aller Kritik über religiöse Gegenstände und Meinungen zu enthalten. (! ! !)

So ging ein Tag nach dem anderen hin. Der

großen Heilung der Gräfin von Droste Vischering, ging noch eine andere voraus, die wohl in kleinern Kreisen bekannt wurde, aber nicht wenig dazu beitrug, den Glauben an die wunderthätige Kraft des heiligen Rocks zu erhöhen.

. . . .

Eines Tages erhielt die Ministerin einen Brief, der so lautete:

Gnädigste Frau!

Auf der Pilgerfahrt hierher wurde ich vor mehr als tausend Zeugen durch einen Schlagfluß an beiden Beinen gelähmt. Ich betete und beichtete sofort einem würdigen Geistlichen der Procession meine Sünden und dieser verkündete mir im Namen des HERRN, HERRN, daß solche urplötzliche Lähmung die göttliche Strafe sei für ein frevelhaftes, freisinniges Wort, welches der Erzfeind aller göttlichen und menschlichen Dinge † † †! mir kurz zuvor gegen Ew. Excellenz Herrn Sohn in den Mund gelegt hatte. Nachdem ich diese Sünde bereuet und einen Opfergroschen in den Ablaßkasten des heiligen Doms zu Trier zu legen gelobt hatte, ertheilte mir der würdige Priester im Namen der Kirche die Absolution und versprach mir Heilung durch die göttliche Gnadenwirkung des heiligen Rocks, so ich Angesichts desselben niederknieen und andächtig beten würde.

Auf meine Anzeige von dem zu erwartenden 48sten Wunder bestimmte die geistliche Behörde in der Domdechanei heute die zweite Nachmittagsstunde, wo ich Angesichts von Tausenden frommer Zeugen die Wunderkraft des heiligen Rocks zu erwarten haben würde. Ich lade daher auch Ew. Excellenz mit Dero gesammter Umgebung dazu ein, mit dem Ersuchen, mir zuvor einige Zeugen zu senden, die den Zustand der völligen Lähmung meiner untern Extremitäten, worin ich mich auf dem Bette liegend befinde, gehörig constatiren können; denn der Unglauben der Ketzer und Abtrünnigen wird nicht verfehlen, das zu erwartende Wunder demnächst in Zweifel zu ziehen und als betrügliche Vorspiegelung anzugreifen.

Zum Ueberfluß lege ich hier ein über meine wirkliche und wahrhaftige apoplektische Fußlähmung von dem bischöflichen Arzt Dr. . . . . ausgestelltes Zeugniß bei..

Unterzeichnet

Dr. Krokodilus."

Die Frau Ministerin sagte ihrem Sohn kein Wort von diesem Brief, beauftragte aber die beiden Jesuiten, Franziscus und Johannes, sich in das Quartier zu begeben, wo Dr. Krokodilus lag. Beide bezeugten ihm, daß er wirklich an dem geschilderten Uebel krank darniederliege. Pater Franziscus wußte vielleicht um sein Geheimniß, Johannes aber war ein zu offenes und ver-

trauungsvolles Gemüth, um nicht leicht getäuscht werden zu können.

Das erwähnte Zeugniß aber stammte von dem Arzt her, der später eine Broschüre herausgab über die wunderthätigen Heilungen, die durch die Wunderkraft des heiligen Rocks geschehen sein sollten. Wir lassen es unentschieden, ob er ein Getäuschter oder ein Täuschender war. Im erstern Falle gehörte er zu den Schwachköpfen, im letztern zu den Volksbetrügern.

Als nun die Stunde gekommen war, hatte das massenhafte Heranziehen der Pilgerfahrten aus nahen und fernen Weilern, Dörfern und Städten abermals den alterthümlichen Dom mit seinen hohen Kreuzgewölben gefüllt.

Ueberall hörte man unter frommen Gesängen die Gebete erschallen: „Heiliger Rock, bitte für uns! heiliger Rock, sei uns gnädig!"

Und es war aus der von der Kirche gebotenen Verehrung des heiligen Rocks eine Anbetung desselben geworden. Die beschränkte Einsicht des Volks war durch das, alles Licht der Aufklärung verdunkelnde, römische Priesterthum verleitet worden, das Werk von Menschenhand, den alten Rock, den man für das ächte Kleid Jesu Christi ausgegeben und mit göttlicher Wunderkraft ausgestattet hatte, für einen Gott zu halten und durch

Anrufung desselben einen wahrhaft heidnischen Gottesdienst unter römisch-christlicher Form zu begehen.

Aber diese Anrufung der göttlichen Wunderkraft that auch sein Wunder. Denn durch die sich theilende Menge kam ein Mann elendiglich auf zwei Krücken hinkend, geführt von zwei Priestern einer Landgemeinde und wurde so die Marmortreppe zum hohen Chor hinaufgetragen.

Dort ließ man ihn nieder auf seine Kniee. Er beugte den Kopf nieder bis zum Boden, faltete die Hände und betete, bei der durch die gespannte Erwartung eintretenden Stille, den Umstehenden hörbar, im heulenden Tone: „Heiliger Rock, sei mir armen Sünder gnädig; heiliger Rock, heile mich von meiner Lähmung."

Und dann betete er ein halbes Dutzend Pater-Noster und Ave-Maria nach den Perlen seines Rosenkranzes und erhob sich ohne Beistand, indem er rief: — Gelobt und gebenedeit sei der heilige Rock, durch seine Wunderkraft bin ich geheilt.

Dann legte er seine Krücken auf die Stufen des Altars nieder und ging mit hocherhobenen Händen stolz und frei durch die ihn anstaunende Menge.

Unter den zahllosen Zeugen dieser Scene befand sich auch die Ministerin mit ihrer Begleitung, und diese waren, außer ihrer Gesellschaftsdame, Cäcilie, Johanna und die beiden Jesuiten.

Johannes bemühte sich, dem Bildungsstande unserer

Zeit gemäß, diese Erscheinung natürlich zu erklären, als eine Folge der durch die Exaltation der frommen Begeisterung erhöhten Nerventhätigkeit, wodurch eine so plötzliche Heilung bewirkt sei. Aber sein Socius, Bruder Franziscus, verwies ihm ernstlich eine so freigeistige Meinung, da es ein gotteslästerlicher Frevel sei, an der Wunderkraft des Kleides unseres Herrn zweifeln zu wollen. Auch er berief sich dabei auf das Zeugniß der heiligen Schrift, wo noch die Gebeine des heiligen Elisa Todte erweckt, auch die Schweißtücher und der Gürtel des Apostels Paulus, so wie der Schatten des Apostels Petrus Kranke geheilt habe.

— Aber wo ist Adalbert, – fragte Johanna, indem sie sich ängstlich umsah. — Was wird Dein freigeistiger Bruder dazu sagen, liebe Cäcilie? wo mag er nur sein, daß er dieser Wunderwirkung des heiligen Rocks nicht beigewohnt hat?

37.

Alte Bekannte.

Adalbert hatte an diesem Tage Begegnisse, die auf seine und der Seinigen Zukunft nicht ohne bedeutenden Einfluß blieben.

Während seine Mutter und Schwester und Johanna

unter Begleitung der beiden Jesuiten sich in den Dom begaben, um die Wunder des heiligen Rocks anzuschauen, nahm Adalbert die sehenswürdigen Ueberreste aus der alten Römerzeit in Augenschein, welche Trier und seine Umgebung enthält.

Es war schon gegen fünf Uhr Abends, also nach Beendigung jener wundersamen Heilung im Dom; da befand sich Adalbert in den s. g. römischen Bädern und betrachtete mit dem regen Interesse, welches eine wissenschaftliche Bildung für Alterthumsforschung gewährt, diese verfallenen Riesenmauern, mit den zerklüfteten halbrunden Thürmen und den in die blaue Luft hineingezeichneten Fensterbogen.

Noch stand er da, versunken in die alte Zeit der römischen Herrschaft über die Gallier und tapfern Trevirer, und sah im Geiste den Glanz und die Größe dieser römischen Kaiserstadt, als im Jahre 292 n. Chr. Geburt der Imperator Constantinus Chlorus, Vater Constantin's I., dort seine Residenz nahm, um den damals vielfach bedrohten germanischen Grenzen näher zu sein. Da kamen zwei elegant gekleidete, nicht mehr ganz jugendliche Männer auf ihn zu und der Eine von ihnen, in dem Adalbert nicht ohne Ueberraschung den Dr. Krokodilus erkannte, redete ihn an mit dem leichten höflichen Wesen eines Mannes von Welt.

— Hier, mein Herr Baron, — sprach er, — habe

ich die Ehre Ihnen meinen Freund, den Freiherrn von G . . . . vorzustellen. Er ist Lieutenant außer Dienst und befindet sich jetzt auf einer Vergnügungsreise nach Paris. Da er früher schon die Ehre gehabt hat Ihnen bekannt zu werden . . . .

— Ich wüßte nicht, wo ich das Glück gehabt hätte, — entgegnete Adalbert, indem er sich mit höflicher Zurückhaltung verneigte.

In der That war mit diesem adligen Vagabunden, der im Polizeigefängniß den jungen Buchenau angesprochen hatte, eine so wesentliche Veränderung vorgefallen, daß es dem jungen Mann unmöglich war, sich desselben noch zu erinnern. Das rothe Haar hatte einer schwarzen eleganten Tour Platz gemacht, der Schnurrbart und viereckt geschnittene Kinnbart war schwarz gefärbt. Er trug jetzt eine Brille und war sorgfältig elegant gekleidet und sein Benehmen war jetzt das eines Mannes, der gewohnt ist in den höhern Kreisen der Gesellschaft sich zu bewegen. War noch etwas, das an sein früheres Gaunerleben hätte erinnern können, so war es jene gekupferte Röthe auf dem vollen, etwas aufgedunsenen Gesicht und die Heiserkeit der Stimme, wie beides wohl Folge eines zur Gewohnheit gewordenen übermäßigen Branntweingenusses zu sein pflegt.

Krokodilus und von G . . . . wechselten mit einander einen fragenden Blick und schienen sich darüber

verständigt zu haben, diesen Anknüpfungspunkt, der dem Herrn von G . . . . nicht besonders zur Ehre gereichte, aufzugeben und einen andern zu wählen.

— Dann habe ich mich geirrt, — sprach Herr von G . . . ., — ich glaubte vor zwei Jahren auf der Parforcejagd, bei dem Prinzen Ottokar von N . . . . . einen Baron von Buchenau kennen gelernt zu haben, damals Jagdjunker Sr. Hoheit . . . .

— Das war ein entfernter Vetter von unserm Hause, aber von einer ganz andern Linie.

— In diesem Falle bitte ich um Entschuldigung, bin indeß sehr erfreut, daß der Zufall eines Mißverständnisses mir das Glück gewährt, den Sohn Sr. Excellenz des Herrn Ministers von Buchenau kennen zu lernen. Ihr Herr Vater befindet sich doch wohl? ich hatte die Ehre ihn zum letzten Male in der Soirée des . . . . schen Gesandten zu sehen.

— Darf ich fragen, wo sich die Herren kennen gelernt haben, — fragte Adalbert, indem er anfing Mißtrauen zu schöpfen.

— Ein Zufall im Hause des Generals von Schlagtod, der mir diesen Herrn als einen beliebten Dichter vorstellte.

Adalbert schwieg und kam auf Gegenstände von allgemeinem Interesse zu sprechen.

Es war von den Sehenswürdigkeiten Triers die

Rede, von den römischen Ruinen und mittelalterlichen Bauwerken, sogar vom Wetter, denn eine dunkle schwere Regenwolke zog so eben über die altersgraue Porta nigra herein in die alte Bischofsstadt, und so kam man denn unwillkürlich wieder auf das Unwesen der heiligen Rockfahrt.

Herr von G . . . . verrieth weniger Geist und Kenntnisse, als jene pikante Oberflächlichkeit in der Erzählung kleiner Thatsachen, welche die Tagesfragen lächerlich machen. Da waren nach seiner Erzählung die sämmtlichen prostituirten Weiber aus Koblenz zum heiligen Rock gewallfahrtet und als tugendhafte Jungfrauen zurückgekehrt; eine Menge zur Ehre des heiligen Rocks weiß gekleideter Mädchen, mit Rosen und Kornblumen im Haar, waren auf der dreitägigen Pilgerfahrt im Regen und Schmuz, und durch unsaubere nächtliche Lagerstellen in Scheunen und Viehställen so zugerichtet, daß die Farbe der Unschuld und die Blume der Liebe und Treue im boue de Trier zu Grunde gegangen sei. Er erzählte von Weibern, die auf der Landstraße und einer, die selbst auf dem Markte von Trier am hellen Tage entbunden sei; von erdrückten Personen und übergefahrenen Kindern; von Hunger, Durst und Noth, die viele Pilger aus den untersten Volksclassen erlitten hatten, indem sie dem heiligen Rock vertrauten, daß es vom Himmel gebratene Tauben,

Manna und Kupferdreier regnen werde; von ganzen Heerschaaren frommer Betbrüder und Betschwestern, die in Trier auf offener Straße hätten übernachten müssen, während die Trierer Zeitung fortwährend die große Ordnung und Sittlichkeit, die überall geherrscht habe, rühmte.

— Was Wahres daran ist und was übertrieben, — sprach Adalbert, — vermag ich nicht zu untersuchen. Bei der größten Umsicht der Behörden können Unordnungen nicht vermieden werden, wenn auf einmal Abends an 20,000 Menschen, meistens aus den untersten Ständen, die Mehrzahl Frauenzimmer, viele ohne Geld einrücken. Ich muß gestehen, ich hätte im Jahre 1844, nachdem das Rheinland an das aufgeklärte Preußen gekommen war, nicht mehr für möglich gehalten, was im Jahre 1810 geschah. Ich erblicke in der Zulassung der ganzen Trierschen Feierlichkeit nur eine unendlich weit ausgedehnte Concession an den römischen Klerus. In dem katholischen Frankreich sind gesetzlich die Processionen verboten und doch erleben wir auch dort, daß selbst officielle Assistenz dabei erzwungen wird. Noch nie hat Rom so kühn sein Haupt erhoben, nie so der Staats- und Polizeigewalt, so wie der Civilisation und gesunden Vernunft Hohn gesprochen, als durch diese Rockfahrt. Die Wallfahrt von so vielen Tausenden, gerade aus dem Bauern- und Arbeiterstande, fällt in die Zeit der

Ernte, wo jeder Tag einen dreifachen Verlust nach sich zieht: entbehrten Verdienst, baare Geldausgaben und Verderb der Ernte. Es fragt sich, hat die sonst so wachsame Polizei denn gar keine Ahnung davon, wie wenig christlich and sauber es zugeht, wo Hunderte von Menschen beiderlei Geschlechts, die Meisten aus den untern, oft so rohen Ständen, mehrere Nächte hindurch in Heuschuppen und auf Böden zusammen campiren? Und wer hat in solchen Tagen der heiligen Rockfahrt eine größere Macht über die Gemüther, der Papst oder der König? Wie kann man erwarten, daß es gute Patrioten und verständige, arbeitsame Unterthanen, daß es Familienväter, die das Glück und den Wohlstand des Hauses fördern, bleiben, die mit Leib und Seele sich dem römischen Klerus, dem Aberglauben, der frommen Völlerei und dem Nichtsthun hingegeben haben? Mich wenigstens erfüllt diese große Bewegung eines dunklen, mittelalterlichen Kirchengeistes mit tiefer Betrübniß, und trostlos würde ich sein, dämmerte nicht in mir eine Ahnung, daß diese Reaction die gesammte Volksbildung Deutschlands mit edlem Unwillen erfüllen werde, und daß daraus dann ein reines Licht der geistigen Freiheit und religiösen Aufklärung erwachen werde.

Krokodilus hütete sich wohl, dazu ein Wort zu sagen; denn er hatte den Plan gemacht, wegen dieser durch den Landrath verbotenen Kritik über den heiligen Rock

Adalbert von Buchenau bei der Polizei zu denunciren, um ihm Verlegenheiten zu bereiten. Er erzählte dagegen mit dem Ton der Frommgläubigkeit, bei dem man jedoch die spottende Ironie durchhörte, wie er auf der Wallfahrt hierher vom Schlagfluß gerührt sich habe vor den heiligen Rock schleppen lassen und von dessen Wunderkraft augenblicklich geheilt sei.

— Daß eine solche freche Lüge Glauben finden konnte, — rief Adalbert im edlen Unwillen, — ist eben so wenig ehrenvoll für Sie, wie für die große Menge, die sich dadurch täuschen ließ. Doch mir läuft die Galle über, so oft ich an diese große Spiegelfechterei nur denke; von etwas Anderem denn. Wie steht's im Vaterlande? Sie kommen direct dorther, Herr von G . . . .?

— Zu dienen. Der Staatsbankerott ist ausgebrochen; die Zahlungen sind eingestellt; der Verkauf der Domainen ist eine wahre Verschleuderung geworden; der Fürst ist katholisch geworden; Jesuiten sind berufen; der Hofgerichtsrath Legulegus herrscht wie ein Großinquisitor, kein Mensch ist mehr seiner Freiheit sicher; das Volk murrt, aber im Stillen; denn Kerker, geheime Polizei und Bajonnette erhalten die gesetzliche Ordnung. Das Ministerium aber, ich bitte um Entschuldigung, Herr von Buchenau, da Ihr Herr Vater selbst Minister ist, hat den Kopf verloren.

— Hier giebt es nur ein Mittel zu retten und

zu helfen: eine landständische Verfassung. Daß endlich der Artikel 13 der Wiener Bundesacte zur Wahrheit werde, der da sagt: „Jeder deutsche Bundesstaat wird eine landständische Verfassung haben," wird unter Umständen, wie die vorliegenden, in dem kleinen Bundesstaate N . . . . zur gebietenden Nothwendigkeit.

— Sie haben, — nahm Krokodilus das Wort, — dieses Thema trefflich ausgeführt, Herr von Buchenau, in der kleinen Broschüre: „Ob Lüge, ob Wahrheit," die so viel Aufsehen gemacht hatte im N . . .schen und dort verboten und confiscirt wurde, allein zu spät wie gewöhnlich, nachdem die Schrift in Aller Händen war. Man hat dem Verfasser nachgespürt auf jede Weise und ahnete nicht, daß der Sohn des ersten Ministers . . . . . .

— Ich, Herr Doctor? wie kommen Sie darauf, mich für den Verfasser dieser Schrift zu halten?

— Ganz einfach durch Sie selbst, mein geehrter Herr; die darin entwickelten herrlichen Gedanken sind Wort für Wort dieselben, die Sie mir bei unsern oft so interessanten politischen Gesprächen dargelegt haben. Wir haben ja die Sache zehnmal durchgesprochen; ich müßte ein sehr unglückliches Gedächtniß haben, wenn ich Ihre Ideen nicht wieder erkennen sollte; zumal, da Sie auch zum Theil die meinigen sind.

— Aber, lieber Freund, — sprach Herr von G . . . .

— Du siehst, daß dieser geehrte Herr Furcht hat, für den Verfasser gehalten und dadurch compromittirt zu werden. In solchen Fällen muß man discret genug sein, eine Meinung unterdrücken zu können.

— Ich — Furcht haben? — entgegnete Buchenau, — nein gewiß nicht. Ich halte es für niederträchtig, anonym etwas zu schreiben, das man nicht den Muth hat offen zu vertreten, wenn es darauf ankommt. Daß ich als Verfasser mich nicht nannte, geschah nur aus Schonung für meinen trefflichen Vater, der leider als Staatsmann noch an den veralteten Vorurtheilen klebt und Gott weiß wie unter wahrhaft diabolischen Einflüssen steht. Und da ich mir der guten Absicht bewußt bin, so würde ich den Muth haben, damit geradezu vor meinen Vater und selbst vor das Angesicht des Fürsten hinzutreten und ihm zu sagen: Lesen und beherzigen Sie dieses und das Land wird gerettet werden.

— Also Sie bekennen sich Verfasser der Schrift: „Ob Lüge, ob Wahrheit" zu sein? fragte von G . . . . mit der Aufmerksamkeit eines Inquirenten, der in der Feststellung eines unumwundenen Geständnisses nicht bestimmt genug zu Werke gehen zu können glaubt.

— Ich werde es nie leugnen, obwohl ich die Veröffentlichung dieses Umstandes nicht wünsche.

— Das sind sehr achtbare Gesinnungen von Ihnen, mein werther Herr Baron, — nahm von G . . . .

das Wort. — Aber so viel ich die Welt kenne, wird die Schrift nur zur That werden können, wenn Sie mir erlauben, dieselbe in Paris dem Fürsten von N . . . . selbst vorzulegen und zugleich Sie als den würdigen Urheber dieser trefflichen Rathschläge zu nennen. Der Fürst von N . . . ., dem ich von den Prinzen unsres Hauses persönlich empfohlen bin, ist ein Herr von edlen Gesinnungen, der mit aufrichtigem Herzen das Wohl seines Landes will, leider aber durch angeerbte Vorurtheile und durch üble Rathgeber, bei seinem beklagenswerthen Leichtsinn dieses schöne Ländchen in das grenzenlose Unglück gestürzt hat, aus welchem wahrlich nur die gesammte Volkskraft, wenn sie durch wackere Landstände vertreten wird, eine Rettung möglich macht. Der Wahrheit wird er sein Ohr nicht verschließen und diese Wahrheit wird ihm um so eindringlicher erscheinen, wenn man ihm sagen darf, daß sie in wohlwollender Absicht von dem Sohne seines ersten Ministers an's Licht gefördert sei.

— Ich habe nichts dagegen.

Krokodilus und von G . . . . wechselten Blicke der Verständigung.

— Sie erzeigen mir vielleicht die Ehre, — sprach der Letztere äußerst höflich, — heute Abend mein Gast zu sein, im Adler; man speiset dort sehr gut, und wir werden dort einige gleichgesinnte Freunde finden, mit

denen wir diese für Ihr Vaterland so wichtige Angelegenheit weiter besprechen können.

— Ich bin Ihnen sehr verbunden, mein Herr, für Ihre gütige Einladung, indeß bekenne ich offen, daß ich aus Grundsatz jede Besprechung politischer Angelegenheiten in größern Kreisen vermeide. Indem ich für die Sache des Fortschritts die Feder führe, glaube ich auf die öffentliche Meinung aufklärend, bildend, das Gute fördernd und das Schlechte und Verkehrte verdammend einwirken zu können. Das geschieht in wohlwollender Absicht. Würde ich aber mich mit Andern über zu ergreifende Maßregeln besprechen, dann wäre das der Anfang zur That; ich würde Demagoge und Revolutionair — — und dieser Vorwurf soll nie auf mir haften. Ich achte jede gesetzliche Ordnung, liebe den Fortschritt und die Aufklärung, verdamme aber jeden gewaltsamen Umsturz der Dinge. Dergleichen hat den Völkern noch nie Heil gebracht.

— Nun, — entgegnete von G . . . ., — wir brauchen ja auch über politische Dinge nicht zu reden, wir machen ein Spielchen, — — ich lege Bank auf unter Freunden, bei verschlossenen Thüren wird ja wohl der König Pharao unserer guten Polizei keinen Anstoß geben, zumal unter höhern Ständen.

— Ich nehme nie an Hazardspielen Antheil.

— Bravo! sehr brav von Ihnen, mein lieber Herr

von Buchenau; jeder Zoll an Ihnen ist ein Edelmann . . . .

— Ich protestire gegen diese Aeußerung; mir steht das rein Menschliche höher, und ich wenigstens bin der Meinung, daß man einen Edelmann nicht höher stellen könne, als wenn man ihm sagt: Sie sind ein trefflicher Mensch.

— Diese schätzbare Eigenschaft, — sprach Krokodilus, — erlaubt mir Ihnen die Lage eines unglücklichen Landsmanns an's Herz zu legen. Es ist der junge Schwudder, ein leichtsinniger Mensch, der aber, mit dem trefflichsten Herzen begabt, vielleicht noch zu retten ist aus einer wahrhaft verzweiflungsvollen Lage.

— Schwudder? was ist mit ihm?

— Er hatte durch meine Bemühungen ein gutes Engagement bei einer reisenden Bühne bekommen; allein sein Unstern wollte, daß zwei leichtfertige Mädchen aus N . . . . ihm gefolgt waren, die eine, Aglaga, erhielt als Liebhaberin, die Andere, Bertha, als Soubrette Engagement bei derselben Bühne. Jene aber wurde ausgepfiffen, vielleicht weniger ihres Spiels wegen, als weil sie von der Bühne herab zu sehr mit jungen Offizieren kokettirte. Das aber nahm unser Kleeblatt gewaltig übel und da sie zudem alle Drei Schulden gemacht hatten, so gingen sie bei Nacht und Nebel davon und kamen hierher nach Trier, um ein neues Engagement zu suchen.

— Indeß hatte der junge Schwudder an seinen Vater, wie er mir sagte, einen Drohbrief geschrieben und mit umgehender Post eine nicht unbedeutende Geldsumme zur Verfügung erhalten. Da ergab er sich mit seinen beiden Mädchen einem lustigen, ausschweifenden Leben, verschwendete und verspielte das Geld, zerrüttete seine Gesundheit und liegt jetzt krank ohne Geld, von den beiden Mädchen unterhalten, denen er nachsehen muß, wie sie auf die ehrloseste Weise Geld verdienen, um ihren armen, kranken Freund, den sie mit unbegrenzter Gutmüthigkeit verpflegen, davor zu sichern, daß man ihn nicht in das Armenhospital schickt, denn vor dieser Armenhauspflege hat unser Schwudder Respect. Lieber sterben, hat er erklärt, als wieder Armenhäusler werden. In dieser entsetzlichen Lage regt sich der letzte Funken einer bessern Natur in seiner Seele. Er bereut seinen Leichtsinn und hat mir heilig versichert, daß er gewiß ein besserer Mensch werden würde, wenn ihn nur irgend ein Menschenfreund von der entsetzlichen Nothwendigkeit retten wollte, von dem Ertrage der Prostitution leben zu müssen.

— Herr Gott, welche bodenlose Tiefe der Sittenverderbniß! — rief Adalbert aus, — welche Zerrüttung in diesen Abgründen der menschlichen Gesellschaft! Da auf der einen Seite sehen wir, wie Armuth schon der Gesellschaft für ein Verbrechen gilt; der Arme

wird gleich dem Verbrecher geächtet durch eine Züchtlingskleidung, durch Zwangsarbeit und Beraubung der Freiheit. Ihn trifft dieselbe Verachtung, gleichviel ob schuldig oder unschuldig, und als Arbeitsscheuer wird er bestraft, wenn die Folge dieses Brandmals der Armenhauspflege ist, daß ihn Niemand in Arbeit nehmen will. Auf der anderen Seite sehen wir eine Sittenlosigkeit, die bis zur tiefsten Infamie herabgesunken, kein Mittel scheut, um den schnöden Lüsten zu fröhnen, oder nur jämmerlich das Leben zu fristen; und inmitten dieses Strudels von Schande und Unsittlichkeit, von Armuth, Krankheit und Verachtung sehen wir dort einen Jüngling, aus einer gebildeten Familie, begabt mit Talenten und Kenntnissen, nicht ohne Züge von Herzensgüte, nur noch schwach mit den Wogen kämpfen und untergehen. Ich werde noch das Letzte versuchen, ihn zu retten. Kann ich sein Inneres bewegen, so will ich ihn in einer achtbaren Familie in Kost und Pflege geben; jene beiden Hetären aber müssen von ihm entfernt werden. Die Polizei muß sie in ihre Heimath zurückschicken. Führen Sie mich zu ihm.

— Das wird um so leichter geschehen können, — sprach Herr v. G . . ., — da ich in demselben Hause wohne. Ich hoffe bei dieser Gelegenheit die Ehre zu haben, Sie wieder zu sehen, mein Herr Baron.

Damit empfahl er sich, und kehrte nach der Stadt zurück.

— Kennen Sie diesen Herrn genau? — fragte Adalbert mit Blicken, die einiges Mißtrauen verriethen.

— Wie man Leute an öffentlichen Orten kennen lernt. Man nimmt den Moment der Unterhaltung mit, und bekümmert sich nicht um ihre Privatangelegenheiten.

— Ich weiß nicht, woran es liegt, aber es ist etwas Degoutantes in dieser Persönlichkeit. Auch kommt mir die Stimme vor, als hätte sie mich irgend wo schon auf unangenehme Weise berührt. Wissen Sie, jetzt habe ich es, was es ist, es ist jener Ausdruck von tiefer Gemeinheit, wie er durch schlechte Sitten entsteht und sich selbst der feinern Weltbildung als übles Gepräge anhängt. Ich werde doch Bedenken tragen, einem solchen Menschen Aufträge von so hoher politischer Wichtigkeit zu geben.

— Mir scheint es selbst so, daß er ein mauvais sujet ist; ich bediene mich seiner auch nur, um dazu mitzuwirken, daß diese fromme Komödie in ihrer vollen Blöße erscheine. Morgen wird übrigens eine vornehme Dame, die völlig gelähmt ist, die Wunderkraft des heiligen Rockes auf eine starke Probe stellen. Mich soll es doch wundern, wie er sich mit Ehren aus dieser Affaire ziehen wird.

— Wollen Sie mich zu dem jungen Schwubder führen?

— Heute Abend, bis dahin habe ich noch dringende Geschäfte.

— Auf Wiedersehen.

— Ich werde Sie abholen, Punkt neun Uhr heute Abend.

— Gut, ich werde alsdann wieder zu Hause sein.

. . . .

Krokodilus ging nach der Stadtseite zu über den Platz, wo sich der ehemalige erzbischöfliche Garten befand, und Adalbert bestieg einen Miethwagen und fuhr nach dem zwei Stunden entfernten Dorfe Igel, um dort die merkwürdige zweiundsiebenzig Fuß hohe Pyramide aus der alten Römerzeit mit den vielen verwitterten und zerbröckelten alten Bilderwerken in Augenschein zu nehmen, welche Alterthumsforscher für ein Grabdenkmal der angesehenen römischen Familie der Secundiner halten.

Dadurch gewannen Krokodilus und v. G * * * Zeit ihre bösen Anschläge gegen seine Ruhe und Sicherheit auszuführen.

38.

Das Pasquill.

In dem Gasthause zur Steipe saß die Ministerin von Buchenau beim Thee, umgeben von ihrer Gesellschafterin, ihrer Tochter und Johanna.

Die beiden Jesuitenzöglinge waren ebenfalls eingela= den und zugegen. Pater Franziscus zeigte sich als ein eben so feiner und gewandter Weltmann, wie er ein vollkommener ascetischer Geistlicher war, wo es darauf ankam, in diesem Sinne zu wirken.

Nachdem, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, für heute der religiöse Paroxysmus der Ministerin für den heiligen Rock vorüber war, schien es ihr angenehm zu sein, als Pater Franziscus eine bedeutende Unterhaltungs= gabe entwickelte, indem er mit liebenswürdiger Unbefan= genheit pikante Anekdoten und Züge aus dem Leben mit= theilte, die er so drollig vorzutragen wußte, daß er die beiden ältern Damen in die heiterste und behaglichste Stimmung dadurch versetzte.

In einer ganz anderen Seelenstimmung saßen Jo= hannes mit seiner Schwester und Cäcilie ziemlich ent= fernt in einer Fenstervertiefung, wo sie, so lange es noch hell war, auf das unermeßliche Menschengewühl dort un= ten auf dem Markte bei dem mit alten Sculpturen so reich verzierten Petersbrunnen herabgesehen hatten, ohne jedoch viel mit einander zu reden; denn jede dieser drei jungen Personen hatte einen ganzen Berg von Gedanken auf dem Herzen liegen.

Johanna dachte wohl vorzugsweise an Adalbert, den sie seit Vormittags nicht gesehen hatte. Seine Abwe= senheit beunruhigte sie so, daß sie eigentlich für keine

andere Gedanken Raum hatte; doch wagte sie nicht davon zu reden, um nicht Cácilie zu beunruhigen, so sagte sie zu sich selbst, aber eigentlich war es die natúrliche Schúchternheit der ersten jungfräulichen, sich selbst kaum noch bewußten Liebe, die ihr Zurückhaltung auflegte in allen Dingen, die mit Adalbert nur in der leisesten Beziehung standen.

Cácilie dagegen schwärmte für den jungen Jesuiten, der, nachdem er in so lieber Umgebung aus der geistigen Apathie erwacht war, in die ihn der Klosterkerker und die Jesuitenschule in Rom versetzt gehabt hatte, die ganze Liebenswürdigkeit seines milden Charakters und seiner von göttlicher Liebe durchdrungenen religiösen Gesinnungen entfaltete. Es waren Worte der Weihe, die Cácilie aus seinem Munde vernahm, und während die Geschwister Hand in Hand da saßen und einander oft zärtlich in's Auge blickten, hatte Cácilie ihren weißen schwellenden Arm um die feine Taille ihrer Freundin gelegt; denn diese hatte keine zweite Hand, um ihr diese darzureichen. So hatte sich in dieser so rührend schönen Gruppe eine Kette von liebevollen Herzen gebildet, aus welchen ein Pulsschlag gleichsam in das andere überging und alle Drei zu einem geistigen Kleeblatte der zartesten und innigsten Gefühle vereinigte.

In dieser Stimmung befanden sie sich, als ein Diener eintrat und den Dr. Krokodilus anmeldete, der, wie

wir wissen, in der letzten Zeit Zutritt zu der intimen Umgebung der Ministerin erhalten, auch den beiden jungen Mädchen einige Unterrichtsstunden gegeben hatte, die jedoch durch die Reise unterbrochen waren.

Krokodilus war jener wunderbar Geheilte, von dem ganz Trier geredet hatte. Er hatte also für die fromme Weltdame eine neue Wichtigkeit gewonnen. Auch die beiden Jesuitenzöglinge interessirten sich für eine Persönlichkeit, an welcher der heilige Rock seine Wunderkraft geübt hatte, und so wurde denn der Literat mit zuvorkommender Artigkeit empfangen.

Jetzt war er im schwarzen Salonfrack mit weißer Halsbinde, doch ohne sichtbaren Kragen oder Manschetten, weltbürgerlich elegant gekleidet. Sein Auftreten war indeß noch immer leise und schleichend, sein Blick niedergeschlagen und das Auge hob er nie empor zu dem mit ihm Redenden, und so war er mit dem Wesen, das er sich angewöhnt hatte, seitdem er den Plänen des Hofgerichtsraths Legulegus dienstbar war, das vollkommene Abbild eines Jesuiten im kurzen Rock.

Die beiden Mädchen und Johannes nahmen von seiner Anwesenheit wenig Notiz, desto aufmerksamer hatten ihn die älteren Damen empfangen. Seine wunderbare Krankheits- und Heilungsgeschichte machte begreiflich den Anfang der Unterhaltung; doch bald kam man

auf Tagesneuigkeiten und von da war der Uebergang leicht gefunden auf die neueste Literatur.

Krokodilus besprach das moderne Cliquenwesen unter gewissen Literaten, die kritische Lobhudlerassecuranz, die Ignoranz und Gewissenlosigkeit mancher Journalisten und Kritiker, die Frechheit vieler Zeitschriften, eine Folge der Concurrenz und Buchhändlerspeculation, die ein anständiges Honoriren der Beiträge gar nicht zuließen, weshalb denn in Deutschland die bessern Schriftsteller ihre Talente den Tagesblättern entzögen, während in Frankreich der umgekehrte Fall sei, daß die Journale und Zeitungen von den ersten geistigen Kräften der Nation unterstützt würden, denen aber auch reicher Ehrensold und Anerkennung zu Theil würde. Dann kam er auf die neuesten Erzeugnisse der Presse, und da die Damen Interesse dafür zeigten und ihn aufforderten, ihnen etwas vorzulesen, sagte er:

— Ich habe es mir denken können, daß eine Dame von so hoher Geistigkeit für die literarischen Novitäten des Tages Interesse zeigen würde; deshalb bin ich so frei gewesen, einen Buchhändler mit dem Neuesten und Interessantesten der schönen Literatur hierher zu bestellen. Ich vermuthe, daß er schon hier sein wird, die Damen dürfen nur befehlen . . . . .

— Charmant, lassen Sie ihn kommen. Ich setze voraus, — wendete sie sich gegen Pater Franzis-

cus, daß den ehrwürdigen Vätern diese profane Unterhaltung kein Aergerniß sein wird.

— Nichts weniger als das, — entgegnete Pater Franziscus. — Mit Ausnahme der ketzerischen Bücher, die im Verzeichniß der vom heiligen Vater verbotenen stehen, ist jedes profane Buch ein Mittel, die Welt, wie sie im Argen liegt, kennen zu lernen, und da man ein Uebel nicht heilen kann, ohne es zu kennen, so bedarf die geistliche Heilkunst solcher Prognose, um die Natur und den Sitz der Krankheiten zu kennen, welche die alleinseligmachende Kirche zu heilen berufen ist. Möge daher die profane Vorlesung beginnen, in majorem Dei gloriam. Consentio!

Krokodilus fragte den aufwartenden Diener, ob der Buchhändler da sei; und auf die Erklärung, daß derselbe bereits seit einer Viertelstunde im Vorzimmer auf Befehl harre, gebot die Ministerin, den Buchhändler eintreten zu lassen.

— Es ist der erste Commis in der L....schen Buchhandlung, — bemerkte Krokodilus, als ein hochgewachsener Mann mit schwarzem Kinn- und Schnurrbart, schwarzem, anschließendem Haar und einem röthlich aufgedunsenen Gesicht eintrat, unter jedem Arm ein Bücherpacket tragend.

Unsre Leser werden in dieser Erscheinung den einst rothhaarig gewesenen adligen Vagabunden Herrn von G...

erkannt haben, der jedoch, wie wir gesehen haben, hier in Trier mit der Eleganz und den Ansprüchen eines Cavaliers von Familie aufgetreten war. Jetzt diente er, unter der bescheidenen Maske eines Commis aus einer Sortiments-Buchhandlung, den tief angelegten Plänen des Hofgerichtsraths Legulegus, und wir dürfen nicht zweifeln, daß dieser ihn mit den Mitteln ausgestattet hatte, um, wie Nachmittags geschehen war, mit dem Lüstre eines Cavaliers von Ehre wieder auftreten zu können.

Der angebliche Buchhändler legte seine Novitäten aus auf einem neben dem Theetisch hingestellten größern Mahagonitisch. Jetzt traten auch Johannes mit den beiden jungen Mädchen heran, um an der Musterung der neuesten Literatur Theil zu nehmen.

— Hier sind die neuesten und erbaulichsten Schriften über den heiligen Rock, — sprach der angebliche Buchhändler, — alle mit höchster bischöflicher Erlaubniß herausgegeben.

— Lassen wir das bis Morgen, — sprach die Ministerin, — wir haben für heute zur Genüge unsern geistlichen Appetit am heiligen Rock gestillt. Diese fromme Lectüre sei unser Biscuit in der Erbauungsstunde. Heute Abend wünschen wir so etwas Pikantes zur Erheiterung zu lesen.

— Hier, — der ewige Jude von Eugen Sue, — mit Carlsruher Stahlstichen.

— Fi donc, — ein abscheuliches Buch! —

— Eine Gotteslästerung, meine Gnädigste, — fügte Pater Franziscus mit einem frommen Seufzer hinzu, indem er sich bekreuzigte.

— So greifen wir nach einem andern Buche. —

— Das neueste Werk von der Frau Paalzow, — „Van der Nees . . . . .“

Mit diesen Worten reichte es ihr der Buchhändler.

— Der erste Theil, — sprach Krokodilus, — beginnt anziehend, der zweite ist Episode, den rathe ich ganz zu überschlagen, um nicht an der Zerrissenheit der Lectüre langsam hinzusterben.

— Hier Gutzow's gesammelte Werke, „Zopf und Schwert,“ das in Berlin nicht aufgeführt werden darf und „Wiener Eindrücke,“ deren Indiscretion dem Verfasser in Wien, wo er so wohlwollend aufgenommen wurde, nicht besonders zur Empfehlung gereichen wird. Es ist überhaupt, — fuhr Krokodilus fort, der übrigens von dem, was er rügen wollte, selbst nicht frei war, — eine lästerliche Richtung in einem Theil unserer Tagespresse, die darin besteht, daß junge Literaten, besonders wenn sie nichts Gediegenes produciren können, in kurzen pikanten Artikeln Persönlichkeiten carrikiren, und zwar oft von solchen Personen und Verhältnissen, die sie entweder gar nicht kennen, oder von denen sie Wohlwollen genossen haben.

— Das Eine, — rief Cäcilie, ist leichtsinnig, das

Andere undankbar; Beides aber giebt Zeugniß vom schlechtesten Herzen und gesinnungslosen Charakter.

— Einer der leichtfertigsten und oberflächlichsten Faiseurs in diesem Genre ist ein gewisser Feodor Wohl in Berlin, der sich selbst, seine Soireenconnexionen in der Salonwelt, so wie seine Glacéhandschuhe in das glänzendste Licht zu stellen weiß, übrigens bald verschollen sein wird; denn solche kleine Stechfliegen in der modernen Belletristik haben selten ein langes Leben.

— Eine pikante Lüge pflegt solchen Leuten oft mehr zu gelten, als eine ehrbare Wahrheit, — bemerkte die Ministerin.

— Ich könnte, — nahm Krokodilus das Wort, — nur um das Genre dieser prickelnden Portraitirungen bloszustellen, ein Beispiel erwähnen, das nur in engern Kreisen, wo man die angegriffene Persönlichkeit kennt, Heiterkeit erweckt hat.

— In einem früheren Hefte der Wespen war ein Artikel von Feodor Wohl gegen die Berliner Voßsche Zeitung und ihren potsdamer Correspondenten, den dort lebenden, bekannten Romanschriftsteller Belani, enthalten. Er ist mein Freund eben nicht und ich bin nicht der seinige, aber ich habe auf einer Reise durch Potsdam Gelegenheit gehabt, seine Persönlichkeit kennen zu lernen und da bin ich denn erstaunt, wie solch ein literarischer Silhouetteur verfährt bei seinen pikan-

ten Zerrbildschnitzeleien. Er hat niemals Belani gesehen, auch nicht einmal sich die Mühe gegeben, sich nach seiner Persönlichkeit zu erkundigen, gleichviel, sie muß doch auf pikante Weise silhouettirt werden. Wie das anfangen? mit der Eisenbahn nach Potsdam fahren? Herrn Belani eine Visite machen? von ihm höflich empfangen werden und dann aus der Schule schwatzen? Gott bewahre, das ist viel zu umständlich für ein Eintagsfliegen-Genie. Man macht es sich leichter. Man hat gehört, daß dieser Belani, als die unbedeutendste seiner Nebenbeschäftigungen, kleine harmlose Localberichte für die Voßsche Zeitung schreibt. Man weiß recht gut, daß man Pikantes und politisch Freisinniges aus Berlin und Potsdam in aller Welt Zeitungen eher suchen darf, als in den Berliner Blättern; man kennt auch den einmal üblichen Curialstyl solcher residenzlichen Localberichte, daß darin, wenn vom Hofe die Rede ist, die: J. J. M. M. oder J. J. K. K. H. H., so wie das Allergnädigste und huldreichst geruhen ꝛc. nicht fehlen darf. Man könnte auch wohl wissen, daß die Redactionen dergleichen hinzufügen, wenn es der Referent an solchen Respectsausdrücken fehlen ließe; man weiß, daß Bürger und Bauern Nachrichten von Unglücksfällen, Feuersbrünsten und Paraden mehr interessirt, als politisches Raisonnement. Man kennt diese Farbe von Blättern, die zugleich Hof- und Volksblatt sind und nur in der Mitte einige

gediegene, vorsichtig-freisinnige, leitende Artikel mit aufladet, aber was thut es, ex ungue leonem, aus der Klaue erkennt man den Löwen, warum nicht aus dem Zeitungsartikel den Verfasser? Gut also, dem Genie ist ja Alles möglich; mit phanthasiereicher Intuition construirt sich denn auch Herr Feodor Wohl das Portrait von Belani, einen Erzpedanten, der nie ausgeht ohne Regenschirm, sich nie hinsetzt, ohne die Rockschöße sorgfältig auseinander zu nehmen, einen Servilen, der „nach Lakeienküssen riecht," einen allerunterthänigsten Gelegenheitsdichter, der nie einen allerhöchsten oder höchsten Geburtstag hingehen läßt, ohne die Allerhöchsten und höchsten Herrschaften anzusingen; der die Bildnisse des Königs, der Königin und der Prinzen und Prinzessinnen des königlichen Hauses an allen Wänden hängen hat; der Sonntags und an Allerhöchsten und höchsten Geburtstagen seinen fünf kleinen Kindern einen Kloß mehr giebt, als an Alltagen, der entweder in einem Büreau sitzt, oder Anstellung in einem solchen sucht. Zufällig aber gilt Belani bei seinen Freunden und Bekannten als ein freisinniger Mann, der den König ehrt und das Gesetz und die Behörden achtet, aber auch freimüthig in Wort und Schrift für den Fortschritt redet, der mit dem Erwachen der geistigen Freiheit jubelt und mit ihrer Unterdrückung trauert, der die Aufklärung liebt und die Verdunkelung haßt; der stets furchtlos der Humanität das

Wort reden wird und die Mängel und Gebrechen unserer modernen Civilisation ohne Scheu verfolgt, der, um auf seine persönlichen Verhältnisse überzugehen, lieber einen Mantel, als einen Regenschirm trägt, damals einen Paletot, an dem man die Rockschöße nicht auseinander nehmen kann; der zwar in tiefster Hochachtung ein Bild des verewigten Königs über seinem Schreibtisch hängen hat, aber noch zur Zeit kein anderes Bild aus der königlichen Familie, die er im Sommer fast täglich zu sehen Gelegenheit hat; der u. a. keine fünf Kinder, sondern nur eine Tochter hat; der nie ein Gelegenheitsgedicht am hohen Geburtstage gemacht hat, dem man vielleicht eher ein wenig zu viel Ungenirtheit als Pedanterei vorwerfen könnte: kurz Belani und seine Freunde amüsirten sich damals sehr über jene so völlig verfehlte Zeichnung, und wenn die andern nicht richtiger sind, so wird Herr Feodor Wohl bald einpacken müssen*) mit seinen pikanten Personalskizzen, die zu unähnlich sind, um auch nur als Carricatur gelten zu können.

Cäcilie erröthete im edlen Unwillen und sprach: — Alle die in den Wespen Angegriffenen könnten sich mit Vater Gellert trösten, der da singt:

„Die schlechtsten Früchte sind es nicht,
Woran die Wespen nagen **).“

---

*) Ist schon geschehen. Der Setzer.

**) Danke! Der Verfasser.

— Das sind aber alte Geschichten, — bemerkte die Ministerin.

— Ich erwähne sie auch nur, um dieses Genre, das noch heute in der modernen Literatur spukt, richtiger zu charakterisiren, als es die überall nach Skandal und Persönlichkeiten haschende böse Welt aufzufassen pflegt.

— Nun aber giebt es nichts ganz Neues in diesem Genre? — fragte die Ministerin, — es giebt doch in der That nichts Amüsanteres, als auf fremder Leute Kosten zu lachen.

— Aber Mama, — sprach Cäcilie, indem sie den Ton des Vorwurfs durch einen kindlichen Handkuß zu mildern suchte, — wenn man sich nun über uns auf solche Weise lustig machen wollte?

— Wer könnte es den Leuten wehren? — indeß steht unsere Familie viel zu hoch in der öffentlichen Achtung, um selbst den frechsten Angriff dieser Art fürchten zu müssen.

— Haben Excellenz vielleicht schon das Schweizer-Taschenbuch gelesen, — fragte der angebliche Buchhändler, — eigentlich ein deutsches Taschenbuch, von deutschen Verbannten geschrieben, es ist in der Schweiz gedruckt, der Debit noch nicht freigegeben; indeß gerade dieser Umstand macht es interessant. Auch enthält es eine famose Geschichte aus einer deutschen Adelsfamilie,

die höchst pikant ist und auf wahren Thatsachen beruhen soll. Hier ist das Buch.

— Lesen Sie, Doctor, lesen Sie, — rief die Ministerin mit Eifer.

— Vielleicht wäre Pater Franziscus so gütig. Ich muß gestehen, mir schmerzen noch die Augen, in Folge des erlittenen Schlaganfalls; morgen werde ich wieder vor dem heiligen Rock beten und hoffe dann auf völlige Heilung.

Herr von G.... packte seine Bücher zusammen und entfernte sich, mit Zurücklassung dieses Taschenbuchs, nachdem er dem Literaten einen Wink des Verständnisses zugeworfen hatte.

Pater Franziscus nahm dieses Buch, blätterte darin und sagte: — Von der Kirche und der Religion steht kein Wort darin; es ist also keine ketzerische Schrift und sonst möge es enthalten was es wolle, ich trage kein Bedenken es vorzulesen.

Und er begann zu lesen, während Krokodilus seiner jetzigen Gewohnheit nach kein Auge aufschlug.

Es war die Geschichte vom Junker von Bücheler und seiner Liebsten. Mit jedem Abschnitt trat die Aehnlichkeit zwischen Johannens Rettung durch Adalbert und die Aufnahme der Erstern in der hochadeligen Familie mehr und mehr an's Licht. Aber die mit Humor und Gewandtheit in gereimten Versen abgefaßte Erzählung

gab den Anfang und Fortgang mit so viel Delicatesse, daß, obwohl die Ministerin, Cäcilie und Johanna erkannten, daß die Rettung der Letztern gemeint sei, nichts Anstößiges in der Vorlesung gefunden werden konnte. Es war sogar die Farbe der Menschenfreundlichkeit, des Wohlwollens und der Theilnahme für die Gerettete fest gehalten. Des fehlenden Arms der Unglücklichen war mit keinem Worte gedacht und so fühlte die Ministerin sich dadurch geschmeichelt und Johanna und Cäcilie konnten sich nicht verletzt fühlen, obgleich es Beiden peinlich war, dieses Werk der Menschenliebe unter einem so durchsichtigen Schleier dem oft so lieblosen Urtheil der Welt preisgegeben zu sehen. So wurde denn ohne Unterbrechung bis zu den letzten Versen gelesen; diese aber enthüllten mit einem Schlage die ganze schändliche Ironie der Erzählung. Sie lauteten:

„Hört die Moral von der Geschichte:
Schön Hannchen war 'ne feile Dirn
Mit einem Arm, hübsch am Gesichte;
Sie hatte gar die freche Stirn,
Mit dem Baron verliebt zu spielen;
Mit Undank Wohlthat zu vergelten,
Schon als Baronin sich zu fühlen.
Er war ein Narr, — wollt ihn nicht schelten, —
Verliebt und schwach, will er sie frein,
Sie soll nicht länger Kebsweib sein."

Diesen Schluß las der Pater Franziscus eben so unbefangen, als alles Frühere. Die vorausberechnete Wir=

kung aber war entsetzlich. Die Ministerin wurde kirschroth vor Aerger. Die wohlbeleibte Dame lief Gefahr zu ersticken in ihrem Aerger.

— Ich Unglückliche! — rief sie, indem sie hinten übersank gegen die Stuhllehne, — das hat man davon, wenn man Bettelbrut aufnimmt!

In demselben Augenblick hatte sich Johanna erhoben und im Begriff, zu den Füßen der Ministerin niederzuknieen, fiel sie ohnmächtig auf den Boden nieder.

Cäcilie war außer sich.

— Mama, — rief sie aufgeregt und warf sich auf ihre Kniee, indem sie die Ohnmächtige aufhob an ihre Brust und versuchte sie durch Küsse wieder in's Leben zurückzubringen, — Du bist grausam, Du hast diese Unschuldige getödtet! — —

Johanna wurde fortgetragen und im Nebenzimmer den Kammerfrauen zur Wiederbelebung übergeben, Krokodilus aber schlich mit heimlichem Hohnlächeln davon. Er war der Verfasser jenes Pasquills; der Anstifter desselben war Legulegus, Mitwisser war der Jesuit, Pater Franziscus.

Der Zweck, diese Miterbin des Schutzes einer hohen, einflußreichen Familie zu berauben, lag vor Augen, so wie auch der, sie und jene Familie der öffentlichen Verachtung Preis zu geben. Der Jesuit Franziscus knüpfte noch andere Pläne daran. Auch die beiden Jesuiten

entfernten sich. Die Ministerin trank Zuckerwasser und eiferte gegen ihre Gesellschafterin über den Unsinn, wozu sie sich habe verleiten lassen, solche Bettlerin in's Haus aufgenommen und wie Kind vom Hause behandelt zu haben.

— Anstatt Gotteslohn und den Ruf der Wohlthätigkeit zu verdienen, hat man Undank und Verlästerung davon! Augenblicklich soll mir die Dirne aus dem Hause!

Das war aber ein Entschluß, der mit dem dieser so feinfühlenden jungen Unglücklichen zusammentraf.

* * * * * * * * * * * * * * * * * * * *

Als Johanna sich erholt hatte und auf das gemeinschaftliche kleine Zimmer der beiden jungen Mädchen geführt war, fragte sie Cäcilien mit einer vom thränenlosen Schmerz fast erstickten Stimme:

— Mein gnädiges Fräulein, hätten Sie wohl die Güte, Ihrer würdigen Frau Mutter einen Brief von mir zu überbringen?

— Um Gott, Johanna, — rief Cäcilie, und die Thränen strömten dabei über ihre blühenden Wangen, woher dieser kalte, unfreundliche Ton? woher dieses fremde: „Sie," dieses mir wehethuende: „gnädige Fräulein?" warum nicht: Du, und Schwester, oder doch wenigstens: Cäcilie . . . .?

— O meine himmlisch gütige Freundin, — rief Jo=

hanna und nun hatte auch sie den Schmerz mildernde Thränen gefunden, — wie darf ich es wagen, noch in Deiner Engelsnähe zu weilen, auch Du bist ja von mir gekränkt, auch Dir, wie Deinem ganzen Hause habe ich Unglückliche Schmach und Unehre gebracht.

— Aber unschuldig, so beruhige Dich doch, mein süßes Herz!

Mit diesen Worten umschlang sie das in ihrer Wehmuth an ihre schwesterliche Brust wie hingegossene junge Mädchen und trocknete ihr schmeichelnd die Thränen von den Wangen, während sie den ihrigen freien Lauf ließ.

— Unschuldig oder nicht, der Erfolg bleibt derselbe, — sprach Johanna in tiefster Seele traurig. Du selbst mußt es einsehen, daß ich hier nicht länger bleiben kann im Schooße einer Familie, die mich so unverdient mit Wohlthaten überhäuft hat. Ich werde mein Bündelchen schnüren und noch in dieser Nacht abreisen, das wollte ich Deiner guten Mutter schreiben, mit Dank für ihre Wohlthaten.

Cäcilie entließ sie aus ihren Armen. — So, — sprach sie, von einem schneidenden Schmerz der Seele durchzuckt, — und mich wolltest Du verlassen? mich, die ohne Dich keinen Tag leben kann, bringst Du dabei gar nicht in Anschlag!

— Verzeihe, Geliebte, aber muß ich ja doch ohne Dich leben, ich elendes, verstümmeltes Wesen, das

ohne Deine Liebe, Deine Stütze gar Nichts mehr ist, so wirst Du es doch auch ohne mich können; Dir, im Glanz des Reichthums und der Schönheit lebend, wird es unendlich leichter werden mich zu entbehren, die ich ja doch für Dich eine Last bin, als es mir werden würde, von Dir mich zu trennen.

— Du bist ungerecht in Deinem Schmerz, denn Du gewährst mir mehr, als ich Dir, meine süße Johanna. Auf einer Höhe einsam stehen, ist doppelte Einsamkeit. Du allein milderst mir durch Deine Liebe und Anhänglichkeit das Geschick, in einem Stande und in Verhältnissen geboren zu sein, worin man so schwer das innigere Anschließen der Herzen findet. Darum, liebes Hannchen, bitte ich Dich und beschwöre Dich, erzeige Deiner armen, schwesterlichen Freundin die Liebe, bei ihr zu bleiben. Meine Mutter will ich schon beruhigen; die hat mich viel zu lieb, um nicht am Ende Alles zu thun, was ich ernstlich wünsche.

— Aber, meine süße Cäcilie, wie kann ich denn bleiben? ich müßte mich ja todtschämen, wenn nach solchem Skandal ich noch einen Tag in Deiner Familie bliebe. Auch Adalbert darf ich nicht wiedersehen . . . nie, nie wieder . . . .

Bei diesen Worten flossen ihre Thränen auf's Neue und mischten sich mit denen ihrer zärtlich geliebten Freundin; denn beide junge Mädchen küßten einander, die

eine um die andere zu trösten, ohne jedoch selbst einen Gedanken des Trostes im Herzen zu tragen.

— Ich begreife es wohl, — sprach Cäcilie nach einer langen Pause voll Wehmuth und Nachdenken, — daß Du unter solchen Verhältnissen nicht bei uns bleiben kannst. Du würdest der Verläumdung wegen meines Bruders nur neue Nahrung geben, das aber darf nicht geschehen. Dein Ruf muß fleckenrein wieder werden, wie es Deine Tugend ist, aber höre meinen Entschluß; Du gehst und ich gehe mit Dir?

— In's Armenhaus nach N . . . .? — schrie Johanna auf, — denn die Verstümmelte und Hülflose hat ja doch kein anderes Unterkommen, als dorthin.

— Auch in's Armenhaus, — sprach Cäcilie mit einer Ruhe, welche die Festigkeit ihres Entschlusses ankündigte, — und wenn sie uns dort nicht aufnehmen, sieh, so könnte ich mit Dir und für Dich betteln gehen, unter keinen Umständen aber Dich verlassen.

— Liebe, gute Cäcilie, wer giebt uns Rath, wer Hülfe in dieser furchtbaren Bedrängniß? Daß ich lieber sterben würde, als Dich, vom Glück so Hochgestellte, diesen Unannehmlichkeiten auszusetzen, wirst Du mir doch zutrauen?

— Wir Beide kennen die Welt nicht, ach wir armen verlassenen Kinder!

— Wollen wir meinen Bruder in Rath nehmen?

— Um keinen Preis; er würde das ganze Pasquill für eine nicht zu beachtende Bosheit erklären, ich kenne seine große Seele, die sich über Alles hinwegsetzt, um nur dem Rechte und seiner Ueberzeugung zu folgen; lieber würde ich meinen Bruder Johannes um Rath fragen, der könnte uns auch als Führer auf der Flucht dienen.

— Ja, laß ihn rufen, — entgegnete Cäcilie, und eine flammende Röthe überflog schnell ihr feines Gesicht, selbst die hohe reine Stirn. Dabei schlug sie die Augen auf und ihre Stimme wurde immer weicher, als sie fortfuhr: — Ja, Pater Johannes ist ein himmlisch Begabter, er wird uns keinen Rath geben, der unserem Seelenheile verderblich sein würde.

. . . .

Johannes war mit Franziscus, auf Veranlassung des Letzteren, der ohne Zweifel in die Intrigue eingeweiht gewesen war, noch im Vorzimmer des geräumigen Logis der Ministerin geblieben. Er empfing die Einladung, zu seiner Schwester zu kommen, und sah den Socius fragend an, wohl wissend, daß der Orden einen Jesuiten, besonders einen Zögling, der noch nicht das volle Vertrauen desselben gewonnen hat, nie allein läßt, am wenigsten duldet, daß er ohne Aufsicht allein mit Frauenzimmern in Beziehung trete.

Die Dienerin, welche diesen Auftrag auszurichten

hatte, wußte allerdings nicht, was die beiden jungen Mädchen mit Johannens Bruder zu reden hatten, aber sie hatte doch die aufgeregte Stimmung Beider erkannt, und Johanna hatte ihr aufgetragen: — Sag' ihm nur, wir bedürften seines Rathes in einer hochwichtigen Angelegenheit.

— Ich werde den Bruder Johannes begleiten, — sprach Franziscus, — als der Aeltere, werde ich ihn mit meinem Rath unterstützen können.

Johanna überzeugte ihren Bruder sehr bald von der Nothwendigkeit, die Familie, welche sie so freundlich aufgenommen hatte und nur durch ihre Anwesenheit in Verlegenheit gesetzt war, zu verlassen, und zwar so schleunig als möglich. Wie dieses auszuführen sei, möge er selbst überlegen, und nur dahin zu wirken suchen, daß die Trennung ohne Haß und Härte geschehe.

— Auch dahin muß gewirkt werden, — erklärte Cäcilie, — daß wir nicht getrennt werden, denn ich bin fest entschlossen, meine unglückliche Schwester nicht zu verlassen.

Vergebens war jeder Versuch, das edle Mädchen davon abzureden. Johannes war in dieser Angelegenheit zu sehr mit dem Herzen betheiligt, um mit dem Kopfe wirken zu können. Trostlos sah er den Pater Franziscus an und erklärte, wenn mein Bruder nicht Rath weiß, ich wüßte keinen.

— Könnten Sie sich entschließen, — fragte Pater Franziscus, — in höchster Erdennoth die Entscheidung Ihres Schicksals Gott selbst anheim zu stellen?

— Ja, bei Gott allein ist Rettung möglich, — rief Johanna, indem sie mit einem frommen, stillen Gebet ihre schönen Augen zum Himmel aufschlug.

— Großer, allbarmherziger Vater im Himmel, — betete Cäcilie aus voller Seele mit gefalteten Händen, — gieb uns Rettung und Frieden in dieser Noth, aber keine Trennung!

— Nur im Schooße der alleinseligmachenden Kirche, — sprach Franziscus, — würden Sie Beide vereint Rettung und Frieden finden. Nur diese allgütige Mutter hat ihre stillen Klöster für von Kummer beladene Herzen. Wenn die Welt mit ihren Gebrechen, mit ihrem Elend, ihrer Noth das Herz zartfühlender Frauen verwundet und von sich stößt, so ist es die heilige Abgeschiedenheit klösterlicher Andacht, die den Beladenen den Himmel öffnet.

— In ein Kloster? — fragte Cäcilie überrascht, — und was sagt Pater Johannes dazu?

— Ja, mein Bruder, was ist Deine Meinung darüber? — fragte ihn Johanna.

Und seine Augen glänzten, wie von einer himmlischen Begeisterung gehoben, indem er sprach:

— Gerade in die zartfühlende Frauenbrust legte die

Natur die edelsten Gefühle. Das Weib will beglücken. Es wohnt in ihm die Sehnsucht, nicht blos durch Worte, sondern auch durch Thaten, selbst durch Aufopferung, durch Entsagung, ja durch Wohlthätigkeit, bei eigener Armuth, den ächten Christussinn zu offenbaren. So entstanden die Frauenklöster als eine im Stillen wirkende, fromme Gemeinschaft unschuldiger, nach dem Himmel sich sehnender Herzen. So trugen die ersten Christinnen ihre Gemüthswelt in das Leben über. So weihten sie sich, nach den Worten der Schrift, dem Bräutigam im Himmel. Man nennt solche fromme Gemeinschaft Nonnenklöster. „Nonne" aber bezeichnet nach rein morgenländischem Sprachgebrauch ein weibliches Wesen, welches durch strenge Enthaltsamkeit der Verführung entgangen ist und sein Herz fleckenlos bewahrt hat. Darum sucht und findet man auch die Unschuld, gepaart mit dem Streben für Menschenwohl zu wirken, vorzugsweise in den Frauen- und Nonnenklöstern, die schon seit dreizehn Jahrhunderten für gebrochene Herzen und verkümmerte Gemüther die letzte heilige Zufluchtsstätte gewesen sind. Gebe der Himmel darin auch Euch seinen ewigen Frieden. Amen.

Cäcilie und Johanna hatten einander bei dieser Rede angeblickt mit Augen voll schwärmerischer Liebe, zärtlicher Innigkeit und frommer Hingebung. So hielten

sie sich einander umschlungen und Beide sanken nieder auf ihre Kniee und Cäcilie sprach:

— Wir nehmen an den Frieden, den der Himmel uns bietet im Schooße seiner heiligen Kirche.

— Wir wollen uns bekennen, — ergänzte Johanna, — zum Glauben unserer Mutter, hoffend, daß uns der Himmel seinen ewigen Frieden gewähre.

— So empfangt denn, — sprach Johannes mit feierlich erhobenen Händen, die er auf die niedergesenkten Köpfe der beiden engelschönen Dulderinnen legte, — den Segen des Herrn; der Herr segne Euch und erhalte Euch zum ewigen Leben und gebe Euch seinen himmlischen Frieden in Ewigkeit. Amen.

— Versuchen wir jetzt, — sprach Pater Franziscus — die würdige Mutter dieser trefflichen jungen Dame für ihren Gott wohlgefälligen Entschluß zu stimmen; aber hören wir erst an, wohin sie sich neigt. Sie, meine geistliche Tochter in Christo, Fräulein Cäcilie, werden im Nebenzimmer warten, um uns zu Hülfe zu kommen, wenn Ihre Frau Mutter zu mildern Maßregeln in dieser, ihr Gemüth so tief verwundenden Angelegenheit nicht zu bewegen sein sollte.

. . . .

Es war schon spät Abends, als beide Jesuiten noch eine Audienz bei der Frau Ministerin nachsuchten und erhielten.

Anfangs war diese furchtbar erbittert gegen die arme Johanna. Obwohl sie an der Unschuld derselben nicht zweifelte, so ging es doch in diesem Falle, wie es so oft bei charakterlosen Menschen vorkommt, alle Schuld wurde auf die Unschuldige geworfen. Sie allein sollte die Schuld der Schmähschrift tragen, weil sie durch ihr Eintreten in diese hohe Familie dazu Veranlassung gegeben habe. Vergebens stellte Johannes vor, daß ja seine arme Schwester an dieser Aufnahme gar nicht Schuld sei; daß sie sich auf keine Weise zugedrängt habe, sondern daß, wenn Menschenliebe ein Verbrechen sei, dieses Niemanden treffe als Ihre Excellenz selbst und Deren Herrn Sohn.

— Das hilft Alles nichts, — entgegnete die Ministerin, — in diesem Falle hätte die Bettlerin nicht so frech sein müssen, eine Stellung anzunehmen, die ihr gar nicht zusteht; ich aber kann durchaus nicht zugeben, daß ein Geschöpf meiner Gnade noch länger mich und meine so hohe Familie compromittire. Ich bestehe darauf, diese Einarmige soll noch heute Abend fortgeschickt werden.

— Meine arme Schwester, — sprach Johannes mit Milde und einem schmerzlichen Ausdruck seiner feinen Züge, — ist ja dazu auch bereit. Sie selbst erkennt ihre Entfernung als eine moralische Pflicht der Dankbarkeit für Ew. Excellenz Wohlthaten; aber es fragt

sich nur, wohin mit ihr? Auf die Straße kann sie doch nicht geworfen werden.

— Man übergebe sie der Polizei mit der erforderlichen Erklärung, damit diese sie in ihre Heimath zurücksende; dort mag die Behörde für ihre Unterbringung Sorge tragen. Ich befasse mich nicht mehr damit; die böse Welt würde ja, wie die Sachen jetzt stehen, in meinem fortgesetzten Schutz nur eine Bestätigung der Lüge, daß ich ein Verhältniß dieser Person zu meinem Sohn billige, finden und das mit Recht. Fort muß sie, und zwar noch ehe Adalbert zurückkehrt; man hole einen Polizeicommissair herbei, daß ich ihm meine Declaration machen kann, damit er die Person sogleich mit fortnehme.

Die nur angelehnt gewesene Thür öffnete sich jetzt und Cäcilie trat ein, bleich, wie ein Geist.

— Was willst Du hier? — rief ihr die Ministerin strenge zu, — geh auf Dein Zimmer und sage der Kammerfrau, daß sie sogleich die Person mit dem einen Arme in ihr Schlafgemach einschließe; Dir aber verbiete ich, bei meinem Unwillen, mit dieser Creatur jemals wieder ein Wort zu wechseln.

— Liebe Mutter, — erklärte Cäcilie und alles Blut war ihr zum Herzen getreten, — ich habe im Nebenzimmer Deine lieblose Entscheidung mit angehört. Ich beschwöre Dich, — und damit sank das in ihrer Seelen=

angst so bleiche junge Mädchen vor ihrer Mutter auf die Kniee, — sei doch milde gegen die Unschuldige! Und wenn Du kein Herz hast für diese Unglückliche, so habe doch ein Herz für Dein Kind, das Du tödten würdest, wenn Du ihr diese schwesterliche Freundin raubtest.

— Mach mir keine Scene, — sprach die Ministerin noch immer erbittert, — ich bin es müde, das Spielwerk Deiner Laune zu sein. Der Ehre meines Hauses bin ich es schuldig, hier mit Strenge und Festigkeit zu handeln.

Damit ergriff sie die silberne Klingel und schellte dem Diener.

— Mutter, liebe Mutter, was willst Du unternehmen? — rief Cäcilie aufstehend.

— Du wirst es sogleich hören. Jean, — sprach sie zu dem eintretenden Bedienten, — Sie gehen sogleich zum Polizeicommissair des Reviers, und ersuchen denselben, sich noch diesen Abend zu mir zu bemühen in einer wichtigen Angelegenheit. Sollte mein Sohn nach Hause kommen, so werde ihm gesagt, ich und meine Tochter hätten uns bereits zur Ruhe begeben und lassen ihm gute Nacht wünschen.

— Jean, — sprach Cäcilie, — Sie sind so gut, draußen zu warten; ich werde meine Mutter bitten Ihnen einen andern Auftrag zu geben.

Der Diener trat ab, und Cäcilie wendete sich gegen ihre Mutter.

— Du hast meine Bitte nicht erhört. Ich habe daher nichts mehr von Dir zu erflehen. Aber Du hast Deinen Willen erklärt, so vernimm denn auch den meinigen. Ich bin fest entschlossen, die arme, hülflose Unglückliche, die ich einmal unter meinen Schutz genommen habe, nicht zu verlassen. Wenn Du sie verstößest, liebe Mutter, so verstößest Du auch mich. Sobald der Polizeicommissair kommt, werde ich sie mit meinen Armen umschlingen, ich werde mich fest an sie anklammern, so daß nur Gewalt mich von ihr losreißen könnte. Und geschieht das, so springe ich aus dem Fenster.

— Unsinnig genug dazu wärst Du, — sprach die Ministerin verwirrt.

— Auch entschlossen, liebe Mutter; ich schwöre nicht, aber Du kennst mich und meine Festigkeit. Man kann mich martern, einsperren, Hunger und Durst leiden lassen, und, was mir weher als Alles thut, böse mit mir sein, aber nicht mich wankend machen in Entschließungen, die ich einmal für recht und nothwendig erkannt habe.

— Aber was willst Du, Ungerathene? Deine Mutter willst Du verlassen, um dieser Fremden zu folgen?

— Ja, liebe Mutter, dazu bin ich entschlossen; diese

Unglückliche mit einem Arm bedarf meines Beistandes, Du aber hast Reichthum und Bedienung, auch ohne mich. — Cäcilie, liebe Cäcilie, den Kummer meinen Muttersorgen zugefügt, rechnest Du für nichts? Du weißt, mein Kind, wie ich Dich liebe, ich bitte, ich beschwöre Dich, bleib bei mir, die ich Dir ja doch durch die heiligsten Bande des Blutes näher stehe als Jene .... und laß sie ziehen. Ich will ja gern Kostgeld für sie bezahlen, nur aus Liebe zu Dir, meine Cäcilie.

— Auf Liebe und Bitten war ich nicht gefaßt, meine Mutter! — rief das junge Mädchen in Thränen ausbrechend, indem sie zärtlich schmeichelnd ihre Mutter küßte, — das wären die einzigen Waffen, die mich überwinden könnten, — fuhr sie fort, — wenn nicht eine höhere Stimme in meinem Innern mir geböte: Deine Pflicht ist es, die Unmenschlichkeit Deiner Mutter wieder gut zu machen, und Dich der Verstoßenen anzunehmen. Johanna selbst kann und will nicht bleiben, wo Verläumdung ihr letztes und höchstes Gut, ihre jungfräuliche Ehre verletzt, und ich werde ihr folgen, weil ich sie liebe und sie nicht allein lassen kann in ihrem Unglück. Aber es giebt noch einen milderen Weg, liebe Mutter, und diese würdigen Väter haben es übernommen, Deine Einwilligung nachzusuchen.

Damit zog sich Cäcilie zurück und beauftragte den im Vorzimmer wartenden Diener, in einer halben Stunde

eine Postchaise zu bestellen; den Polizeicommissair zu holen fügte sie hinzu, sei nicht nöthig.

. . . .

— Was fange ich nur an mit dem eigensinnigen Trotzkopf?

Mit dieser Frage, die bewies, wie sie schon wankend geworden war, wandte sich die rathlose Frau an die beiden Jesuiten, als sie sich mit ihnen allein sah.

Da sie zuerst ihre Blicke auf Johannes geworfen hatte, so sagte dieser mit gedämpfter Stimme: — Mein Herz ist zu sehr betheiligt in dieser Angelegenheit, um Rath geben zu können. Ich habe nur um Eins zu bitten: daß die unvermeidliche Entfernung meiner armen Schwester mit Milde und Liebe geschehe.

— Und Sie, Pater Franziscus?

— Ich bin der Meinung, — entgegnete der Aeltere der beiden Jesuiten, — daß der Herr diejenigen seiner Kinder züchtigt, die er am liebsten hat; denn des Menschen Trübsal führt ihn zum Heil! Und so haben wir es denn als eine unmittelbare Gnadenwirkung des heiligen Rockes zu betrachten, daß der Herr Ihnen, gnädige Frau, durch meinen Mund die Kenntniß jener gottlosen Verläumdung sandte, denn in Folge derselben ist in den Gemüthern der unglücklichen Johanna und Ihrer trefflichen Tochter der Entschluß zur Reise gekommen, in den

Schooß der allein ihren Gläubigen die ewige Seligkeit bietenden römisch-katholischen Kirche zurückzukehren.

—Wäre es möglich?

— Es ist so, wie ich sagte und Ew. Excellenz würde sich eine Staffel auf der Himmelsleiter, die einst Jacob im Traume gesehen, erwerben und zur Rechten Gottes unter den Auserwählten Ihren Platz angewiesen erhalten, wenn Sie diese beiden jungen Mädchen in das Stift der englischen Fräulein nach Mainz schicken würden, um dort zum Uebertritt in den Schooß der heiligen Kirche vorbereitet zu werden.

— So geschehe es denn und Gott gebe seine himmlische Gnade zu diesem guten Werke. Ich kann um so eher darauf eingehen, da auch mein Gatte, der Minister, um dem Beispiel des Fürsten zu folgen, entweder in diesem Augenblick schon übergetreten oder doch dazu in jeder Stunde bereit ist.

. . . .

— Nach Verlauf einer halben Stunde saßen Johanna und Cäcilie, mit von Thränen gefüllten Augen und einer frommen Wehmuth im Herzen, in der Postchaise und befanden sich auf dem Wege nach Mainz. Die beiden Jesuiten saßen ihnen gegenüber. Und auf der nächsten Station, während des Pferdewechsels, schrieb Franziscus an den Pater-Rector nach Rom, und sandte davon Abschrift nach N . . . . zu Legulegus.

In diesen Briefen hieß es:

„Ein großer Sieg ist zur größern Ehre Gottes erfochten. Zwei der jungen Miterbinnen an der Erbschaft aus Batavia, Johanna und Cäcilie, sind im Begriff, in den Schooß der heiligen Kirche zurückzukehren uud Profeß zu leisten. Die heiligen Gelübde werden der Kirche ihre Erbtheile zuwenden, wenn es nicht angemessener gefunden werden sollte, die Eine als entehrt durch die Schmähschrift zu excludiren und die Andre als verschollen zu übergehen. Der junge Bruder Johannes hat dazu, ohne es zu wollen und zu wissen, wesentlich mitgewirkt durch den Einfluß, den er auf die Gemüther der beiden jungen Mädchen geübt hat, bei der Einen als Bruder, bei der Andern durch irdische Liebesentzündung. Uebrigens verdient sein Benehmen Tadel. Noch immer hat er zu viel Gemüth und Geist, die frühere Abtödtung seines Leibes und Geistes ist noch keinesweges genügend gewesen; denn mit seinem Wiedereintritt in die Welt und besonders durch die Sympathie der beiden liebenswürdigen jungen Mädchen ist der Leichnam wieder zum Menschen voll Bewußtsein und Willenskraft erwacht. Noch ist er dem Glauben treu; aber er ist schwach und hört mehr auf den Geist, als auf das Wort.

„Der vierte Miterbe, Adalbert von Buchenau, wird

hoffentlich in diesem Augenblicke schon entehrt und fest-gesetzt sein.

39

Die Roulette.

Es war etwa um neun Uhr Abends, als Adalbert von Buchenau, von seiner Landparthie zurückkehrend, vor dem rothen Hause, der s. g. Steipe auf dem Markte, aus dem Wagen stieg.

Krokodilus trat ihm entgegen und sagte: — Wenn es gefällig wäre, so suchen wir jetzt den Unglücklichen auf. Er befindet sich in diesem Augenblicke in schlechter Gesellschaft und es wäre vielleicht jetzt gerade der günstigste Zeitpunkt, ihn zu retten.

— Gut, wir gehen.

. . . .

Ueberall berühren sich die Extreme, aber nirgends stärker, als wo das Heilige mit dem Profanen, wo die Ascetik mit dem Sinnlichen in Berührung tritt.

So auch in Trier zur Zeit der Ausstellung des heiligen Rocks.

Dort ruhten im Schatten der Nacht die ernsten düstern Bauwerke des Doms, mit ihren Thürmen und ihrer riesigen Thurmfahne; im Innern die Messe lesenden Priester, Tausende von Knieenden und Betenden und

auf dem Hochaltare das heilige Gewand von flammenden Kerzen umgeben.

Daneben, durch einen Kreuzgang mit dem Dom verbunden, die im gothischen Baustyl leicht und anmuthig sich erhebende Liebfrauenkirche. Da, auf dem von den stillen, alterthümlichen Häusern reicher Domherren umgebenen Domplatz, unter dem Schatten hoher Platanen, deren breite Blätter schon anfingen herbstlich gelb zu werden, Schaaren von Pilgern aus den niedern Ständen, von jedem Geschlecht und Alter, die, eben eingezogen in's Thor, noch kein Unterkommen hatten finden können und dort lagerten in unmittelbarer Nähe des heiligen Rocks, um unter dessen Schutz im Freien zu übernachten.

Und da wieder, in der Nähe dieser das religiöse Gefühl anregenden Bewegung, in einer der engen, mit hohen gothischen Häusern düster besetzten Nebengassen eins jener verrufenen Häuser, das unter der schweigenden Duldung der Polizei, oft selbst gegen Besteuerung der Unsittlichkeit, dem Laster geweiht ist.

Dorthin führte Krokodilus den sittenreinen jungen Mann, der wohl wußte, wohin er geführt wurde; aber in seiner Seele war der Abscheu vor dem Unreinen so tief gewurzelt, daß er gewiß war, in dem Anblicke des schamlosen Lasters nicht einmal eine Versuchung, geschweige denn eine Gefahr zu finden.

Adalbert wurde über den Hof, eine schmale Treppe hinauf geführt.

Dort betraten sie ein großes Zimmer, den s. g. Salon, in welchem mehrere junge Männer in Sackpaletos von leichtem Sommerzeuge und junge und ältere Mädchen sich nach den Mißtönen eines verstimmten Fortepiano's im Walzer drehten. Andere, die unbeschäftigt waren, umringten die neuen Ankömmlinge. Frechheit und Buhlerei übten hier eine alles Gefühl empörende Zudringlichkeit.

Wir enthalten uns jeder weitern Schilderung. Krokodilus befreite Adalbert von den Zudringlichkeiten dadurch, daß er sagte: — Geht, es ist der Doctor, den die Polizei zu dem Kranken schickt.

— Ach der arme Mensch, — sprach eins der leichtfertigen Mädchen, — er spielt eben sein letztes hohes Spiel um's Leben.

— War doch ein guter Junge trotz seiner beiden Bräute, die uns mit ihren hübschen Augen in's Handwerk pfuschen.

— Er will mit Pauken und Trompeten abfahren in die andere Welt, wenn es eine giebt, hat er gesagt.

— Ja, zur Hölle, spricht der Pfaffe, bei dem ich heute meine Gemeinschaft mit diesem lieben, von Gott verdammten Ketzer gebeichtet und von dem ich Absolution erhalten habe.

— Wir sollten ihn alle in den Dom tragen, der heilige Rock würde ihn gesund machen.

— Dummheit, Helena, als ob der heilige Rock sich um die Ketzer bekümmerte.

— Man sollte ihn bekehren, die Priester auf den Hals schicken. Wenn er die heiligen Sterbesacramente empfinge, könnte er doch noch selig werden.

— Schade um den hübschen blonden Jungen, wenn ihn der Teufel wie ein Beefsteak am Höllenfeuer braten sollte.

Ueber diese Frivolität fühlte sich Adalbert von einem Abscheu durchdrungen, der ihm fast jede Hoffnung, den verlorenen Jüngling in solchen Umgebungen noch zu retten, benahm.

— Es kann doch nichts helfen, — sprach er zu Krokodilus, — kehren wir wieder um.

— Je größer die Schwierigkeit einer sittlichen Errettung ist, — sprach dieser, — desto größer das Verdienst vor Gott, wenn die Rettung gelingt. Vor Allem wird daher zu wirken sein, daß er sich aus diesem verrufenen Hause fortbringen lasse; unter andern Umgebungen würde der arme Robert in sich kehren, denn er hat bei allem Leichtsinn doch ein weiches, für jeden Eindruck empfängliches Gemüth.

— Wir wollen es versuchen, — entgegnete Adalbert.

. . . .

Und nun betraten Beide ein Gemach, in welchem sich ihren Blicken ein seltsamer, unheimlicher Anblick darbot.

Das Licht einer von der Decke herabhängenden Lampe fiel auf einen grünbehangenen Spieltisch, in dessen Mitte eine Roulette gedreht wurde. Der Teppich enthielt die für dieses Spiel üblichen Bezeichnungen: roth und schwarz, Paar oder Unpaar und die Nummern.

Um den Tisch herum sah man mehrere männliche und weibliche Gestalten gruppirt. Die Streiflichter der Lampe fielen auf meistens bleiche und erdfahle Gesichter, hohle Wangen, tiefliegende Augen, rauhe Bärte oder grellrothe Schminke.

— Jeu et fait! rien ne va plus! — rief der Banquier und Croupier, hier in einer Person im heischeren Ton einer durch Bier- und Branntweinvöllerei verdorbenen Kehle. Er drehte die Roulette, auf allen Plätzen lag Silbergeld, vor ihm ein Haufen harter Thaler, Gulden und Achtgroschenstücke, und nicht ohne Ueberraschung erkannte Adalbert den ihm heute vorgestellt gewesenen Freiherrn von G . . . .

In demselben Augenblicke aber sah er diesem Menschen gegenüber eine Erscheinung, die ihn mit innerstem Grauen erfüllte.

Es war ein junger Mensch, bleich wie ein Todter, mit tiefliegenden feuchten Augen, verwildertem, dünnen, blonden Bart- und Haupthaar. Er saß auf einem

Lehnsessel und war so schwach, daß zwei Mädchen an seiner Seite stehend, die überhaupt die zärtlichste Sorgfalt für ihn zu hegen schienen, sich wechselnd bemühten, ihn aufrecht zu erhalten, während er spielte und mit starrer Aufmerksamkeit den Lauf der Kugel, die eben noch aus einem Loche in das andere sprang, verfolgte.

Ueberhaupt war die Spannung aller Anwesenden auf das Spiel so groß, daß das Eintreten Adalbert's und seines Begleiters nicht bemerkt war, zumal da der Boden des Spielzimmers, um jedes Geräusch zu vermeiden, mit einer Fußdecke belegt und die leise in den Angeln sich bewegende Thür nur angelehnt war.

Eintönig rief der Bankhalter: — Rouge, vingtun, pair et passe!

Mit gieriger Harke wurden die Gewinne der Bank eingezogen, und mit fliegender Hand die der Spieler ausgezahlt.

— Verloren, der letzte Ring, die letzte Liebesgabe meiner armen Mutter, — so murmelte der Kranke zwischen den Zähnen und Bertha und Aglaja, denn es waren die beiden leichtfertigen Mädchen aus dem Polizeigefängniß zu N .... streichelten seine Wangen und die kleine Brünette lehnte den Kopf des zum Sterben Erschöpften an ihre Brust, während sie ihre glänzenden Augen schon kokettirend auf die beiden Eingetretenen warf, die sie zuerst bemerkt hatte.

— Der Casus macht mich lachen! — rief er mit Faust von Goethe voll Bitterkeit, und stieß den verlorenen Ring von sich, dem Spieler zu, — nun soll das letzte Hemde dran und dann das Leben.

— Faites votre jeu, Messieurs et mes Dames,'— rief der Bankhalter.

Die Spieler setzten und rückten ihre Thaler und halbe Guldenstücke auf die bestimmten Plätze.

— Mein letztes Hemd auf Schwarz! — nach meinem Tode erst zahlbar, — rief der zum Sterben Kranke, mit einem grauenvollen, die Zähne fletschenden Lachen.

— Sind Sie von Sinnen? — fragte G . . . .

— Ihr Hemd, ein Todtenhemd . . .! und wenn es vom feinsten Batist wäre, was könnte ich dagegen setzen?

Mit dem Kater aus Goethe's Faust lallte der Kranke, mit schon schwerer Zunge:

„O würfle nur gleich
Und mach' mich reich,
Und laß mich gewinnen,
Gar schlecht ist's bestellt,
Und wär' ich bei Geld,
So wär' ich bei Sinnen."

— Erlauben Sie, Herr von G . . . ., — sprach Adalbert, indem er mit bescheidenem Anstand vortrat, — daß ich für den Satz dieses Herrn ein Geldstück setze und mit diesem Doppellouisd'or den Ring einlöse?

— Ah, Herr von Buchenau, mit Vergnügen, es wird eine große Ehre sein, wenn Sie mitspielen.

— Nicht für mich, für diesen Unglücklichen.

— Adalbert! — rief Robert Schwudder, indem er den Jugendfreund erkannte, aber mit einem Ton der Stimme, so gepreßt, so geisterhaft, daß Jener zusammenschauerte.

— Still, Robert, das Spiel beginnt!

— Jeu et fait, rien ne va plus!

Neue Spannung, neue Aufmerksamkeit, während welcher Adalbert den Ring einlöste.

Die Roulette kreisete, die Kugel lief und kam zur Ruhe.

— Noir, trente et un, impair et passe, — rief der Banquier und zahlte zu dem Goldstück, das Adalbert gesetzt hatte, ein zweites.

— Das ist Dein Gewinn, Robert, — sprach er, — aber unter der Bedingung, daß Du aufhörst zu spielen und mir einige Worte unter vier Augen erlaubst.

— O prächtig, — rief der Kranke, die ihm zugeschobenen Goldstücke einstreichend, — nun haben wir wieder Geld wie Heu und hören erst die Bußpredigt an; danach aber Ananas-Punsch mit Champagner für Euch Alle, und mein Sterbebett stellt Ihr in den Saal und singt mir den König von Thule:

„Es war ein König in Thule
Gar treu bis in das Grab,

Dem sterbend seine Buhle
Den goldnen Becher gab."

— Ihr singt's mir bis zum Schluß, wo es heißt:

„Dort stand der alte Zecher,
Trank letzte Lebensgluth,
Und warf den heiligen Becher
Hinunter in die Fluth.
Er sah ihn stürzen, trinken
Und sinken tief in's Meer,
Die Augen thäten ihm sinken,
Trank nie einen Tropfen mehr."

— So sage ich: lustig gelebt und fröhlich gestorben, das heißt dem Teufel die Rechnung verdorben. Uebrigens, — schloß er und stürzte in aufflammender Fieberhitze ein Glas Punsch hinunter, das ihm Aglaja reichte, — verordne ich, daß alle lustigen Mädchen dieses Hauses und ihre Freunde und Onkels eine Polka um meine Leiche tanzen, denn fröhlich gelebt und selig gestorben, das heißt dem Teufel die Rechnung verdorben!

Diese Aeußerung der entsetzlichsten Frivolität des Leichtsinnes, der selbst noch mit dem Tode seinen Frevel und Spott treibt, und dabei der eben so entsetzliche Anblick eines so verwilderten sterbenskranken Menschen, dessen tiefliegende Augen wie aus einem gespenstischen Schädel Alle anstarrte, dem die brennenden, aufgetrockneten Lippen nicht mehr die weißen Zähne bedecken konnten, so daß sein wildes Lachen gräßlich war, hatte alle Mitspieler mit einem unwillkürlichen Grausen ergriffen. So ruhte

eine Minute das Spiel und es war eine tiefe Pause eingetreten.

In diesem Augenblicke erkannte Robert den Doctor Legulegus, der etwas zurück, mehr im Schatten neben ihm stand. Goethe's Faust hatte Robert, als seine Lieblingslectüre, erst in diesen Tagen wieder gelesen und daher die vielen Reminiscenzen daraus, die er seiner Gewohnheit nach auch heute anbrachte.

Er sprach zu Adalbert mit den Worten Margarethens, indem er auf den Literaten deutete:

„Der Mensch, den du da bei dir hast,
Ist mir in tiefer Seele verhaßt;
Es hat mir in meinem Leben
So nichts einen Stich in's Herz gegeben,
Als des Menschen widrig Gesicht."

Höhnend erwiederte Krokodilus mit den Worten Faust's:

„Liebe Puppe, fürcht' ihn nicht."

Doch Robert fuhr fort:

„Seine Gegenwart bewegt mir das Blut,
Ich bin sonst allen Menschen gut;
Aber, wie ich mich sehne dich zu schauen,
Hab' ich vor dem Menschen ein heimlich Grauen,
Und halt' ihn für einen Schelm dazu!
Gott verzeih' mir's, wenn ich ihm Unrecht thu?"

Krokodilus antwortete höhnend:

„Es muß auch solche Käuze geben."

und ging hinaus; denn er hörte in diesem Augenblick ein dumpfes Klopfen an der untern Treppenthür, die vom Hofe her in dieses Hintergebäude führte und mei=

stens verschlossen gehalten wurde. Nur eine vertraute Pförtnerin im Vorhause hatte die Schlüssel dazu, und ließ die Mädchen und die in das Geheimniß Eingeweihten hinauf und heraus.

Es klopfte noch einmal. Alle stutzten und horchten auf.

— Es klopft? Herein! wer will mich wieder plagen, — fragte Robert.

— Es ist die Polizei, — sagte einer der Anwesenden, der indeß aus dem dunklen Fenster in einer Nebenkammer gesehen hatte.

— Wohin retten wir uns? — riefen Mehrere.

— Folgt mir durch den geheimen Ausgang, den ich kenne, — sprach von G.... Jeder zog in der Eile das auf dem Tische liegende Geld ein, und folgte dem Bankhalter durch eine hinter einer großen Schilderei befindliche Tapetenthür, die, bei der alterthümlichen Bauart eines solchen Trierschen Hauses, durch eine enge Wendeltreppe in der Mauerdicke einen Ausgang in den Garten und von da in ein Nebengäßchen öffnete.

— Ich kann nicht folgen, — sprach Robert, und lehnte sich erschöpft in den Sessel zurück; meine Polizei, die mich bald abholen wird, ist der Tod. Ja, meine Freunde:

„Denn so ist mir das Dasein eine Last,
Der Tod erwünscht, das Leben mir verhaßt.“

— Und wir verlassen Dich nicht, — sprach Rosa.

— Nicht anders, — entgegnete Aglaja mit leichtfertigem Muthwillen, — als wenn Herr von Tod käme, mich zu der letzten Polka aufzufordern.

— Und ich habe keinen Grund zu entfliehen, — erklärte Adalbert und setzte sich ruhig auf den jetzt leeren Sessel des Bankhalters.

— Hier vor allen Dingen ist der Ring Deiner lieben Mutter wieder zurück, — die Dich so lieb hatte und schon so viel Thränen um Dich geweint. Sie hat nun ausgelitten, Robert.

— Todt? —

— Ja, nach dem letzten Briefe, den ich aus N .... erhielt, hat Gott sie abgerufen aus ihrem unglückseligen Dasein.

— Meine Mutter, ach, meine arme Mutter, — rief er in Thränen ausbrechend, und auf einmal verschwunden war all' sein frivoler Leichtsinn, ach, wenn sie noch einmal ihren lieben Robert hier hätte sehen können, so einsam sterbend, fern vom Vaterhause, wie er in toller Lust mit dem Tode ringt, nur um seine Schrecken nicht zu fühlen.

— Und dieser Ring, — dabei küßte er ihn und betrachtete ihn mit glänzenden Augen, — es war einst der Brautring meiner guten Mutter, den ihr der Vater geschenkt hatte, als er noch gut und liebevoll war. Nun aber, als ich mit seinem Fluch beladen unter die

Comödianten gehen wollte, da schenkte sie mir diesen Ring und sagte: Lieber Robert, so oft Du dieses Zeichen der nun längst erloschenen Liebe Deines Vaters betrachtest, so möge dieser Ring Dir warnend sagen, daß Leichtsinn und sinnliche Leidenschaften auch das reinste Gemüth verderben und die innigste Liebe zu Grunde richten. Gelobe es mir feierlich, diesen Ring bis in Deine Todesstunde zu behalten und unter keinen Umständen zu verkaufen oder zu verschenken. Ich gelobte, was sie forderte, und habe es gehalten; denn er war das Einzige, was ich nie, selbst nicht in der dringendsten Noth verkauft oder verschenkt habe. Ihn nicht zu verspielen, hatte ich ja nicht gelobt und nur bis zur Sterbestunde hatte ich versprochen, ihn zu bewahren; nun, und mit mir wird es ja ohnehin bald aus und vorbei sein. — Bei diesen Worten hustete er und warf Blut aus. Kaum war dieser Moment vorüber, so sprach er mit schwacher Stimme:

„O Tod! — ich kenn's, das ist mein Famulus.
Es wird mein schönstes Glück zunichte."

— Du bist zu bedauern, lieber Robert; aber Dein Zustand ist noch keinesweges rettungslos . . .

— Mir hat es der Arzt gesagt, daß ich ein Kind des Todes sei, wenn ich nicht meine Ausschweifungen unterlassen würde; aber so lange ich noch Geld hatte, dachte ich mit Mephistopheles im Faust:

„Der Geist der Medizin ist leicht zu fassen;
Ihn durchstudirt die groß' und kleine Welt,
Um es am Ende geh'n zu lassen,
Wie's Gott gefällt."

und hab' es nicht gelassen, bei Bluthusten und Lungenschwindsucht so lange im Saus und Braus zu leben, bis es Matthäi am letzten war und nun aus ist mit mir und am Ende.

— Jedenfalls, — sprach Adalbert, — wird Deine Rettung nur möglich werden, wenn Du Dich in eine öffentliche Heilanstalt . . . . .

— Nur in kein Hospital, kein Armenhaus, ich habe allen Respect vor dieser fabrikmäßigen Menschenliebe, die so schön ist auf dem Papiere, so sauber bei allen Visitationsvisiten und Besuchen der Menschenfreunde erscheint und doch so schrecklich im wirklichen Leben ist. Ich habe es erfahren, was diese papierene Humanität, in der Nähe betrachtet, für ein menschenfressendes Ungeheuer ist.

— Du übertreibst, lieber Robert. Indeß, mag diese Abneigung begründet sein oder nicht, so wirst Du doch selbst bei einiger Ueberlegung einsehen, daß hier in diesen wüsten Umgebungen für Dich keine Hoffnung ist; selbst die Rücksicht sollte Dich entfernen, daß Du den Namen einer achtbaren Familie trägst. Ich bin gern bereit, ein stilles, bescheidenes Quartier für Dich zu miethen und die Miethe und Kost für Dich zu bezahlen;

auch mögen diese beiden Mädchen zu Deiner Pflege bei Dir bleiben, wenn Du es wünschest, und ich sende Dir den geschicktesten Arzt in Trier und besuche Dich täglich, so lange ich noch hier bin.

— Lieber, guter Adalbert, — sprach Robert in den weichsten Tönen und reichte ihm über die schreckliche Roulette hin seine magere, verknöcherte Hand, — Du sorgst so freundlich für mich, der ja doch schon längst ein dem Leben Verlorener ist, und sorgst nicht für Dich selbst, der, von der schrecklichsten, boshaftesten Intrigue umgeben, in jedem Augenblick in Gefahr ist, verhaftet zu werden.

— Mein lieber Robert, wer könnte Interesse haben, mich zu verfolgen? darüber bin ich ganz ruhig.

— Sie kommen näher, — sprach eins der Mädchen, das im Vorzimmer gehorcht hatte, — sie scheinen erst drüben das Nest ausgenommen zu haben, nun wollen sie hier auch diese Spielhölle aufheben.

— Schließ zu, — rief Aglaja.

— Nicht zuschließen, — gebot Robert, — ich scheue keine Untersuchung und werde Zeugniß geben, wer der Bankhalter war.

— Derselbe rothhaarige Mensch, — sagte Robert, — der Dich, Adalbert, im Polizeiarrest zu N . . . ansprach, und jetzt nur durch gefärbtes Haar unkenntlich sich gemacht hat.

— Also dieser adlig gewesene Vagabund? ha, nun erinnere ich mich seines Namens von G . . . . Aber er spielt ja den Cavalier. Woher hat er das Geld erhalten, um mit diesem Luxus und als Bankhalter auftreten zu können?

Es ist das Schandgeld für falsches Zeugniß, das auch ich empfangen habe; es ist das heimtückische Spiel der Kabale, deren Zweck und Ziel ich noch nicht durchschaue, deren Hauptagent jener nichtswürdige Krokodilus ist. Und an der Spitze der ganzen Intrigue steht jener schreckliche Staatsinquisitor, der Hofgerichtsrath Legulegus in N . . . . Es ist dieselbe Intrigue, die bereits den braven Tischlermeister Werner und seinen Sohn, so wie dessen Braut, die schöne Madeleine, in den Kerker geliefert hat und jetzt ist die Reihe an Dir. Unter dreifacher Anklage sollst Du fallen: ein Haus der Liederlichkeit besucht, den heiligen Rock verlästert und eine hochverrätherische Schrift geschrieben zu haben. Das ist Alles, was ich mir nur so nach und nach aus vereinzelten Andeutungen abgemerkt habe.

— Ha, jetzt geht mir ein Licht auf; alle die Genannten sind Miterben an der Erbschaft aus Batavia, wenn sie sich über einen tugendhaften Lebenswandel ausweisen können. Und dieser Legulegus, nach seinen Gesinnungen zu urtheilen, ist er Jesuit. Krokodilus aber ist für jede Niederträchtigkeit feil, die ihm nur bezahlt

wird. Ich darf jetzt nicht zweifeln, daß die beiden jungen Geistlichen, die meine Mutter umgeben, ebenfalls heimliche Jesuiten und in den Plan, die Erbschaft an sich zu reißen, mit verwickelt sind. Meine nächste Pflicht ist, nach Hause zu eilen und meine Schwester, wie die arme Johanna zu bewachen, daß ihnen nichts Leides geschieht, dann aber sorge ich für Dich, Robert. Du gehörst selbst mit zu den Miterben und bedarfst nur Genesung des Körpers und moralische Erhebung, um Antheil am Glück zu erlangen. Das sei fortan meine Aufgabe, Dich auf den Weg der Rechtlichkeit, Sittlichkeit und zum Glück zurückzuführen.

Mit diesen Worten war er im Begriff, sich eben aus dem Sessel des Croupier zu erheben, als gegen ihm über die Thür aufging und ein Polizeicommissair mit Gensd'armen eintrat.

. . . .

— Ha, — rief der Commissair der Polizei, — so haben wir endlich die sauberen Vögel auf frischer That ertappt, die hier schon lange heimlich verbotenes Spiel getrieben haben.

— Sie irren sich, Herr Polizeicommissair, — sprach Adalbert, mit dem Bewußtsein seines Ranges und seiner Unschuld, — ich heiße Adalbert von Buchenau und habe mich hierher führen lassen, um einen unglücklichen Freund

zu retten, hier diesen schwer Kranken, Robert Schwudder, meinen Landsmann und Schulkamerad.

— Können Sie sich legitimiren als Herr von Buchenau?

— Ja, durch meine Aufenthaltskarte! —

Er griff dabei in seine Rocktasche und vermißte die Brieftasche. Ich muß sie verloren haben, oder sie ist mir gestohlen. Heute Nachmittag in den Ruinen der römischen Bäder hatte ich sie noch. Ich erinnere mich noch, daß ich, auf einem Stein sitzend, darin einen Theil der Ruinen gezeichnet hatte. Als die beiden Herren kamen, Dr. Krokodilus, der mich hierher geführt hatte und von G . . . ., der hier Bankhalter war, legte ich mein Portefeuille auf meinen Sitz, da habe ich es vermuthlich liegen lassen; aber wenn Sie sich nur bemühen wollen nach der Steipe, wo meine Mutter, die Ministerin wohnt, so wird man mich dort anerkennen.

— Mein Herr, es sind zweierlei Fälle möglich: entweder Sie sind die Person, wofür Sie sich ausgeben, oder Sie sind es nicht. Im letztern Falle würde ich Sie als einen nicht legitimirten Fremden, der in einem verrufenen Hause, an einer verbotenen Spielbank betroffen ist, festnehmen müssen; im erstern Falle aber auf den Grund einer Requisition von N . . . . aus, womit hier zu Protokoll gegebene Zeugnisse übereinstimmen.

Diese Requisition legte der Polizeicommissair Adalbert von Buchenau vor. Sie lautete so:

„Da ermittelt ist, daß Adalbert von Buchenau zu N . . . in communistische und socialistische Umtriebe verwickelt und darin schwer gravirt ist; da ferner bedeutende Anzeigen vorliegen, welche denselben verdächtigen, Verfasser der hochverrätherischen Schrift: Ob Lüge, ob Wahrheit, zu sein, so geben wir hiermit dem Vorzeiger dieses, Doctor Krokodilus, Vollmacht und offene Requisition, denselben überall hin zu verfolgen, alles aufzubieten, um den Inculpaten zu einem offenen Geständniß zu vermögen, und sobald dieses geschehen ist, dessen Verhaftung und Auslieferung anhero zu bewirken. Die Behörde, der diese Requisition vorgezeigt werden wird, ersuchen wir, unter Erbieten zu jeglicher Rechtserwiederung, den Anträgen des genannten Krokodilus, unseres geheimen Polizeiagenten, zu willfahren.

Leguleguꝛ,

Fürstl. N . . . scher Hofgerichts-Rath und Untersuchungscommissarius für politische Verbrechen."

— Das ist seltsam, — sprach Adalbert mit der ihm eigenen Ruhe und Würde. — Und wer sind diese Denuncianten gegen mich? ein verkümmerter Literat, der ein literarischer Gauner ist; und ein cassirter Edelmann, der Richter aber ein heimlicher Jesuit!? Pfui über

die Schande — — für deutsche Justiz! Unter der Aegide der Oeffentlichkeit wäre es gar nicht möglich, eine erbschleicherische Intrigue auf diese Weise durchzuführen; aber diese heimliche Justiz . . . .

— Mein Herr, nicht einmal in meiner amtlichen Gegenwart können Sie sich enthalten, unbesonnene Reden zu führen. Ich bin nicht Ihr Inquirent und habe Ihnen keinen Vorhalt zu machen; aber aus reiner Humanität, die nach höchster Instruction der Polizeibeamte unter keinen Umständen verleugnen darf; auch in der That nur, um Ihr eigenes Rechtsgefühl zu überzeugen, daß die wichtigsten gesetzlichen Gründe für Ihre Verhaftung vorliegen, erlaube ich mir die Fragen, die Sie mir auf Ehre und Gewissen beantworten werden: erstlich, haben Sie nicht hier auf der Roulette ein Goldstück gesetzt?

— Ja, aber nicht für mich, sondern für meinen armen Freund, der sein letztes Hemd verspielen wollte.

— Das bleibt sich gleich vor dem Gesetze. Die Thatsache steht also fest, daß Sie am verbotenen Hazardspiel Theil genommen haben?

— Ja, aber . . . .

— Das Aber, mein Herr, wird erst später in der Defension zur Erörterung kommen. Können Sie zweitens leugnen, daß Sie heute Nachmittag drei Uhr in den römischen Bädern sich einer herabwürdigenden Kritik über den heiligen Rock erlaubt haben?

— Nein, indeß ich bin Protestant und glaube nicht an solche geistliche Comödien.

— Da hören wir es! Sie haben mindestens gegen die landräthliche Verfügung gefehlt und auch dafür Strafe verwirkt, abgesehen von Ihrer Gotteslästerung, die Sie eben aussprachen. Drittens können Sie es leugnen, daß Sie im Handwerkerverein zu N... und in dem Verein für Besserung der Lage der Arbeiter Reden geführt haben, die leicht dahin hätten führen können, daß das Volk auf die Meinung gekommen wäre, es hätte auch Rechte der Regierung und dem Staate gegenüber?

— Die hat es auch, und zwar sehr große und heilige. Rechte und Pflichten der Regierung und Regierten sind gegenseitig.

— Da hören wir's, wie die leidigen communistischen Ideen Ihr Inneres durchdrungen haben.

— In diesem Sinne, ja.

— Also eingestanden! Und viertens, haben Sie es nicht gegen zwei Zeugen zugestanden, daß Sie Verfasser dieses Buches sind?

Damit hielt er ihm ein Exemplar seiner Schrift: „Ob Lüge, ob Wahrheit" vor, und Adalbert sprach mit Ruhe:

— Ja, mein Herr Commissarius, gegen zwei Schurken habe ich dieses Geständniß abgelegt; aber ich scheue

mich nicht, es gegen jeden Ehrenmann zu wiederholen. Ich bin stolz darauf, es offen ausgesprochen zu haben, daß es für einen Staat, besonders in einer finanziellen Bedrängniß, wie der unserige ist, kein Rettungsmittel giebt, als getreue Erfüllung des Artikel 13 der Wiener Bundesacte; und wenn das ein Verbrechen ist, daran zu erinnern . . . .

— Das ist ein schweres Verbrechen, es ist Hochverrath, mein Herr, und unter diesen Umständen wird Ihnen Ihr eigenes Rechtsgefühl sagen, daß die wichtigsten Gründe vorliegen, Sie vorerst Ihrer persönlichen Freiheit zu berauben und Sie an die Staatsinquisition Ihres Vaterlandes auszuliefern.

— In diesem Fall, — sprach Adalbert ruhig, — wird mein Vater schon dafür sorgen, daß man sich wenigstens keine Ungerechtigkeit gegen mich erlaubt. Mein Vater ist der erste Minister des Fürsten von N . . . Freiherr von Buchenau, mein Herr Commissarius, das ist Ihnen vielleicht unbekannt geblieben.

— Gewesen, mein Herr Baron; nach den Mittheilungen des Dr. Legulegus hat Ihr Herr Vater seine Dimission eingereicht, und der Fürst hat ihn in Gnaden entlassen. Herr Legulegus wird als sein Nachfolger bezeichnet.

— In diesem Falle freilich ist Alles verloren.

— Mein Herr Polizeicommissair, — rief Robert mit

schwacher Stimme, — ich bin ein Mann des Todes, ich beschwöre Sie, meine letzte Aussage zu Protokoll zu nehmen. Die ganze Intrigue wird dadurch aufgedeckt werden. Legulegus ist ein Jesuit, ein Schurke; Krokodilus ist sein Helfershelfer, Beide haben mich verleitet falsch Zeugniß abzulegen. Der andere Zeuge von G . . . ist ein Gauner, ein Vagabund, ebenfalls gedungen, falsche Anklagen schändlich zu unterstützen.

— Wer sind Sie?

— Ein vormaliger Schauspieler, Robert Schwudder aus N . . .

— Mein Jugendfreund und Schulkamerad gewesen, — ergänzte Adalbert.

— Und diese beiden Mädchen, wer sind die?

— Auch vormalige Schauspielerinnen, meine beiden Geliebten.

— Saubere Vögel alle Drei. Da aber Du krank bist, Monsieur Schwudder, so kann ich Dich nicht hinschicken, wohin Du gehörst, in den Kerker, sondern in ein Armenhospital, wo man Dich als Gefangenen detiniren wird.

— Weh mir! — schrie er auf, und er fing wieder an, hohl aus der Brust herauf zu hüsteln.

— Diese beiden Mädchen aber werden auf dem Schub in ihre Heimath zurückgeschickt.

— Sie endlich, Herr von Buchenau, haben die

Güte, sich von diesen beiden Gensd'armen in sicheren Verwahrsam führen zu lassen. Das Weitere wird von höherer Bestimmung abhängen. Meine Mission ist zu Ende. Allons, vorwärts!

. . . .

Die beiden Mädchen wurden mit abgeführt. Der Abschied war herzzerreißend für Robert Schwudder. Er wollte sich ihnen nachstürzen, aber die Kraft verließ ihn. Und als nach einer halben Stunde die Träger mit dem Krankenkorbe aus dem Armenhospital kamen, um den Kranken dorthin zu bringen, lag dieser am Boden ohne Regung, schwimmend in seinem Blute.

Ein Blutsturz hatte den Unglücklichen getödtet.

. . . .

Adalbert war in ein sicheres Thurmgefängniß gebracht. Als man nach der Steipe schickte, um seiner Mutter diese Nachricht zu bringen, lag diese in Ohnmacht.

Sie hatte kurz vorher von ihrem Gemahl einen Brief empfangen des Inhalts:

„Mache Dich auf Unangenehmes gefaßt. Die Jesuiten haben nicht Wort gehalten, nachdem sie ihren Zweck unter meiner Mitwirkung erreicht hatten. Ich befinde mich dadurch in der peinlichsten Finanzverlegenheit. Der Staat ist nicht mehr zu retten. Als Mann von Ehre konnte ich unmöglich in die Forderungen eingehen, die man an mich stellte, um

das ganze Land völlig in die Hände dieser Jesuitenfreunde zu bringen. Ich sah mich genöthigt, meine Dimission einzureichen, und der Fürst hat mich in Gnaden entlassen. Aber ich bin dadurch in die Hände meiner Gläubiger gegeben. Sequestration und Wechselarrest sehe ich im Anzuge. Zum Glück bleibt Dir noch das kleine Gut in Liebenwalde, das Dein Eingebrachtes und Witthum ist. Dorthin rathe ich Dir, Dich zurückzuziehen, um dem Eclat der unvermeidlich werdenden Einschränkungen, der Versteigerung Deiner kostbaren Einrichtungen und dem höhnenden Mitleid oder dem kalten Ignoriren unserer Freunde in der Residenz zu entgehen. Jedenfalls empfehle ich Dir Einschränkung Deines gewohnten Aufwandes. Beikommende Summe in Papieren ist das Letzte, was ich habe aufbringen können; es wird aber genügen, die Kosten Deiner Heimreise zu bestreiten.

Dein auch im Unglück Dich liebender Gatte

Franz, Freiherr von Buchenau."

Es läßt sich mit Worten nicht beschreiben, welchen Eindruck dieser Brief auf die stolze, so sehr am irdischen Glanz hängende Frau machen mußte.

Ihre erste Sorge war, diese Nachricht vor ihrer Gesellschafterin und ihren Domestiken geheim zu halten. Dabei fühlte sie sich selbst doch so rathlos, daß sie keinen Entschluß fassen konnte.

Sie verwünschte jetzt den Entschluß, ihre Tochter von sich entlassen zu haben, da deren mehr entschiedener Charakter und eine weniger am Irdischen hängende Gesinnung ihr in einer so entsetzlichen Lebenslage wenigstens eine moralische Kraft gegeben haben würde, die ihr jetzt gänzlich fehlte.

Auf der anderen Seite war sie froh, daß dieses ihr Lieblingskind in seiner harmlosen Unkenntniß der schrecklichen Ereignisse nicht beunruhigt werde. Und da das Kostgeld für beide junge Mädchen auf ein Jahr vorausbezahlt war, so mußte sie sich am Ende noch glücklich schätzen, daß wenigstens für das Seelenheil derselben durch die erwartete Bekehrung hinreichend gesorgt sei.

Eine Frau aber hat selten die Kraft, einen sie drückenden Kummer allein zu tragen, und noch weniger jene Rathlosigkeit, die aus dem Blick in eine durch Versinken irdischer Glücksgüter getrübte Zukunft entsteht. So vertraute denn auch endlich die Ministerin ihrer vieljährig treuen und verständigen Kammerfrau Boden, daß sie aus religiösen Gründen sich entschlossen habe, in aller Stille auf ihrem kleinen Gute Liebenwalde ihr Leben zu beschließen.

Die kluge Frau errieth leicht, daß ganz andere Gründe, als die vorgegebenen, diesen Entschluß bewirkt haben müßten; aber sie war zu feinfühlend, um sich dieses merken zu lassen und antwortete blos:

— Soll ich eine Postchaise bestellen, Excellenz? im Fall die gnädige Frau vielleicht Ihre Gesellschaftsdame und die Bedienten ablehnen wollten, so wäre es doch wohl, um Scenen zu ersparen, wünschenswerth, daß Excellenz beliebten, heimlich abzureisen und Ihren Entschluß schriftlich zurückzulassen.

— Du hast ganz recht, liebe Boden, indeß ich fürchte, daß ich auch von Dir mich werde trennen müssen.

— Ach gnädige Frau, das würde mich trostlos machen! Ich habe mir durch Ihre Güte ein so schönes Capitälchen erspart, daß ich, im Fall ich Ihrer Dienste entlassen würde, die Bitte wagen möchte, mich als Pensionairin in Ihrem Hause zu behalten. Alsdann würde ich es noch als ein großes Glück betrachten, wenn Excellenz mir erlaubten, meine liebe Gewohnheit, dieselben zu bedienen, unentgeltlich fortsetzen zu dürfen.

— Du bist eine treue Seele, liebe Boden, und bleibst bei mir, wir theilen, was wir haben; indeß eins wollen wir doch noch versuchen. Ich werde morgen sechs Stunden auf meinen Knieen liegen und zum heiligen Rock beten, daß er mir Schutz und Gnade verleihe. Ich habe den festen Glauben, daß das heilige Gewand unsers Herrn und Heilandes Zeichen und Wunder thun wird, mir meinen Sohn wieder zu geben und in der Heimath Alles zum Guten zu wenden.

— Und wenn alles Beten und Knieen vor dem heiligen Rocke nichts helfen sollte?

— So würde ich all mein Vertrauen darauf verlieren, würde an der Aechtheit dieses ungenähten Kleides zweifeln und Alles, was mir die Priester gesagt haben, für Lug und Trug halten.

— Nun dann hätte denn doch das Unglück noch den Nutzen, — murmelte die Kammerfrau vor sich hin, — der gesunden Vernunft ihr Recht wieder zu geben.

. . . .

Am folgenden Tage erneuerten sich jene großartigen Pilgerfahrten, welche die vom Ende des 11. bis zum Ende des 13. Jahrhunderts von den christlichen Völkern des Abendlandes zur Eroberung von Palästina unternommenen Kreuzzüge versinnlichten. Wie damals der erste Anblick der heiligen Stadt auf die Pilger so mächtig ergreifend wirkte, so hörte man auch jetzt, daß beim Erscheinen der hohen Thürme, von deren einem eine große Fahne, mit dem rothen Kreuz im weißen Felde, den ermüdeten Wallfahrern schon von weitem entgegen winkte, jedesmal ein unbeschreiblicher Eindruck derselben sich bemeisterte, so daß wie von den Kreuzfahrern auf der Höhe von Jerusalem ein tausendstimmiges: „Hosianna in excelsis," jene Hymne erschallte und dieses den Pilgern alle Beschwerden und Verluste vergessen ließ.

So berichteten die Trierer Zeitungen, ein naives

Geständniß der römischen Priesterschaft, daß es ihr galt, das Mittelalter mit seinem frommen Wahn wieder herauf zu beschwören, um das Licht der Aufklärung unserer Tage zu bannen.

Unter der täglich wachsenden Menge von Fremden bemerkte man viele ausländische Geistliche, nach deren Aussage noch bedeutende Schaaren andächtiger Pilger aus fremden Ländern die heilige Rockfahrt nach Trier unternehmen dürften.

Regengüsse wechselten mit Sonnenschein. Der Schmuz auf den Wegen und Straßen der Stadt überstieg alle Begriffe; aber den frommgläubigen Pilgern waren alle Entbehrungen, alle Beschwerden, Verkältungen, Husten, Schnupfen und Fieberanfälle eine Prüfung, die ihnen der heilige Rock auflegte, um als Märtyrer ihres frommen Glaubens dereinst seiner Gnadenwirkung desto würdiger zu sein.

Vom Rhein und von der Mosel, von der Saar und der Eifel, vom Hundsrück und Hochwald kamen Tag und Nacht, fast ununterbrochen Heereszüge frommer und unfrommer Rockfahrer heran, und die Trierer Zeitung rühmte tagtäglich die fromme erbauliche Gesinnung, die gute Unterbringung und Beköstigung der Pilger, bei einer trefflichen Erhaltung der Ordnung, während andre, nicht von dem Klerus in Trier abhängige Zeitungsberichte gerade das Gegentheil verkündeten.

Morgens in der Frühe von fünf bis sechs Uhr wurden die in der dortigen Strafanstalt befindlichen Verbrecher, gegen 300 an der Zahl, unter Begleitung ihrer Aufseher, Gensdarmen und Soldaten zur Verehrung des heiligen Rocks in den Dom zu Trier geführt.

Das heilige ungenähte Gewand, von Verbrechern, Kerkerknechten, Kettengerassel und Waffengeräusch umgeben, bildete ohne Zweifel den stärksten Gegensatz des Heiligen und Profanen, des Reinen und Unreinen der Kirche und der Kerkermacht, ein Sinnbild von Himmel und Hölle.

An demselben Tage erfolgte die wunderbare Heilung einer jungen Gräfin, die, seit mehrern Jahren contract, aus dem Gasthofe zu Trier in den Dom gefahren vor dem heiligen Rock in tiefster Andacht gläubig niederkniete, und dann aufstand, vor den Augen von Tausenden die Marmortreppe herabstieg und durch den Dom, zum Erstaunen Aller, am Arm ihrer Großmutter und ohne Krücken sich zu Fuß nach Hause begab.

Diese wunderbare Heilung wurde das Tagsgespräch aller Gläubigen. Die Krücken blieben ausgestellt neben dem heiligen Rock zum Zeugniß seiner Wunderkraft. Die schönen Tage des Mittelalters waren damit wieder heraufbeschworen. Der Bischof Arnoldi, um sich den Anschein von Aufklärung zu geben, hat befohlen, die

Sache zu untersuchen, um die Wahrheit der Wunderthätigkeit des heiligen Rocks gerichtlich festzustellen.

Kein Wort des Zweifels, kein Laut der Entrüstung über solchen geistlichen Spuk ließ sich vernehmen.

Ein ärztliches Gutachten stellte die Herstellung der zur Nachkur in die Bäder von Kreuznach zurückgekehrten jungen Gräfin außer Zweifel.

Und dennoch hat ihr der Arzt gerathen, sich neue Krücken machen zu lassen, da sie, nur mit Anstrengung von zwei Personen mehr getragen als geführt, im Bade zu Kreuznach gehend gesehen wird. Aber die fromme Dame will den heiligen Rock nicht so arg compromittiren und quält sich daher den Nichtgläubigen glauben zu machen, sie sei geheilt. Verständige Aerzte erklärten sich das Wunder einer scheinbaren Heilung dadurch, daß die Lähmung in der Verkürzung einer Sehne bestanden habe. In Folge eines durch die Exaltation des Gebets geweckten Vertrauens habe die Gräfin beim Aufstehen eine ungewöhnliche Anstrengung gemacht, auf das kranke Bein zu treten, so daß die verkürzte Sehne gerissen sei oder sich gelängt habe und sei dadurch, wenn auch schmerzhafter, die Wirkung einer Operation des Sehnendurchschnittes vollendet, ohne jedoch volle Heilung bewirkt zu haben; denn noch leide sie Schmerzen, habe eine Geschwulst an derselben Stelle und könne nur mit der Spitze der Fußzehen schmerzhaft auftreten.

Auch der Schäfer von Niederempt ist in Trier angekommen, vermuthlich um seine Wunderkraft in der Heilung von Krankheiten durch Gebet und Auflegen der Hände wieder aufzufrischen; denn das Publicum hatte schon daran allen Glauben verloren.

Solche Gnadenwirkungen des heiligen Rocks mußten auch der Ministerin neue Stärkung im Glauben werden.

Sie reisete daher Abends in aller Stille mit ihrer Kammerfrau ab, hoffend, daß die Gnadenwirkung des heiligen Rocks nachfolgen werde.

. . . .

Adalbert aber in seinem Kerker überdachte sich in schlafloser Nacht die Intrigue, die ihn und seine Familie in's Unglück gestürzt hatte. Obwohl auch die Fäden derselben dunkel und verworren vor seinem geistigen Auge lagen, so war ihm doch so viel klar, daß es die Erbschaft aus Batavia sei, nach welcher die Jesuiten und die Kirche ihre gierigen erbschleicherischen Hände ausstreckten, und indem ihn unwillkürlich Robert's Erinnerungen und Citate aus Goethe's Faust wieder einfielen, summte er vor sich hin mit Mephistopheles' Worten:

„Die Kirche hat einen guten Magen,
Hat ganze Länder aufgefressen,
Und doch noch nie sich übergessen;
Die Kirche allein, meine lieben Frauen,
Kann ungerechtes Gut verdauen.“

40.

Liebe, Jesuitenmoral und Karthäusergedanken.

Auf der nächtlichen Reise nach Mainz hatten die durch die Ereignisse höchst aufgeregten Gefühle der beiden jungen Mädchen und des jugendlichen Priesters Johannes eine bestimmtere Richtung gewonnen; sie waren tiefer und selbstbewußter geworden.

Eine ganze Nacht einem schönen, jungen Mädchen, das in holder Befangenheit von süßer Schwärmerei durchdrungen ist, gegenüber zu sitzen, vermag kein junger Mann ohne die tiefsten Sympathien in seiner Seele bewegt zu fühlen.

Vergebens würden wir versuchen, diese Welt von seelentiefen Empfindungen zu enthüllen, die Beide bewegte, als sie bei dem milden Licht der Sterne Auge im Auge den Abglanz ihrer strahlenden Blicke erkannten.

Und dieser Strahl, der wie ein unsichtbares magnetisches Fluidum, gleich einem electrisch ausströmenden Nervenäther herüber und hinüber schoß und beide jugendliche Herzen mit Wonne und Wehe erfüllte, das war Liebe.

Eine Liebe, deren Unmöglichkeit für das irdische Leben Beide erkannten, die darum aber die höhere, geistige Natur einer himmlischen Liebe angenommen hatte.

Die arme Johanna dagegen hatte nicht dieses reiche Bewußtsein einer solchen dem Himmel hingegebenen

Liebe. Ihr lag Adalbert wahrhaft am Herzen. Sie liebte ihn mit reinster jungfräulicher Innigkeit; auch war sie sich seiner Gegenliebe bewußt. Nur das bescheidene Bewußtsein ihrer körperlichen Unvollkommenheit und ihres niedrigen Standes hatte in ihr noch nie nur die Idee der Möglichkeit einer ehelichen Verbindung zwischen ihr und Adalbert aufkommen lassen, und in reinen weiblichen Gemüthern ist die Achtung der Forderungen der Sittlichkeit so groß, daß bei solchen äußern Hindernissen auch die stärkste Liebe in jene sanfte Resignation übergeht, die mit allen Hoffnungen auf Liebesglück auch jede Ansprüche an das Leben selbst aufgiebt.

In einem solchen Zustande tugendhafter Resignation sind religiöse Gefühle dem weiblichen Herzen, was die Thräne im Auge dem Schmerzgefühl ist, eine Milderung der Seelenleiden.

. . . .

Johannes hatte zu bittere Erfahrungen gemacht, um nicht gegen seinen Socius, den Jesuiten Franziscus, in allen religiösen Dingen die tiefste Verschlossenheit zu beobachten.

Dasselbe war der Fall bei der Beichte in Hinsicht aller weltlichen Gedanken und Gefühle, mithin auch wegen der Liebe des jungen Jesuitenzöglings für die

schöne Freundin und muthige Beschützerin seiner armen Schwester.

Beide Jesuiten waren einer des Andern Beichtvater und hatten die Verpflichtung, täglich einander die Beichte abzuhören und die Absolution zu ertheilen. Aber Beide wußten, was sie davon zu halten hatten und namentlich, daß das sonst einem jeden Geistlichen heilige Beichtgeheimniß gegen den Vorgesetzten keine Geltung habe; denn jeder von ihnen war beauftragt, die Gedanken des Andern in der Beichte zu erforschen und dem Rector heimlich mitzutheilen. Jeder hütete sich also wohl, Ereignisse oder Gedanken zu verrathen, die nicht nach den Regeln des Ordens erlaubt waren.

Zu dem Erlaubten freilich gehörte Vieles, was Johannes erst nach und nach aus einem Buche kennen lernte, das er sich noch während seines Aufenthalts in Mainz aus einer Klosterbibliothek zu verschaffen gewußt hatte. Es war das Buch: „die Moral und Politik der Jesuiten" von Ellendorf, worin dieser leider zu früh verstorbene Kämpfer für Wahrheit und Recht aus den Schriften der vorzüglichsten theologischen Schriftsteller des Ordens (der s. g. Scholiasten) die verworfene Moral und verbrecherische Politik der Jesuiten schonungslos enthüllt hat.

Den Einwurf, der meistens von den Vertheidigern der Jesuiten vorgebracht wird, daß man die schlechten

Grundsätze und Verbrechen, welche etwa zweihundert fanatische Jesuitenschriftsteller berichteten, nicht dem ganzen Orden zur Last legen dürfe, widerlegte er von vornherein siegreich durch die Erklärung, daß Alles, was die Moraltheologen und Politiker des Ordens über denselben Schlechtes und Greuelhaftes geschrieben haben, nur mit der förmlichen Approbation des Ordens im Druck erschienen sei.

Da Pater Franziscus in seinem Innern eine unfreie und unsittliche Natur war, und er sich bei den edlern Gesinnungen seines jungen Socius vor jeder heimlichen Anzeige bei seinen Obern sicher wußte, so ging er gern des Abends bürgerlich verkleidet aus, vermuthlich seinen verliebten Abenteuern nach, obwohl er dem sittenreinen Johannes einzureden suchte, es gelte, eine alte reiche Wittwe zu einer Schenkung an den Orden zu bewegen, und diese sei so nervenschwach, daß die Gegenwart eines Zweiten den ganzen Plan vereiteln würde. Und so hatte denn Johannes Zeit genug, das ganze Buch heimlich durchzulesen und dessen Inhalt durchzudenken.

Mit Entsetzen erfüllten ihn die Lehren der Jesuitenmoral, die er hier aus bekannten casuistischen Autoren der Jesuiten zum ersten Male in seinem Leben so unverhüllt zusammengestellt fand.

Dort fand er unverschleiert den Grundsatz ausgesprochen: „der Zweck heiligt das Mittel," diesen Grundsatz, der, wenn er überall befolgt würde, alle

Treue und allen Glauben aus der menschlichen Gesellschaft verscheuchen, alle Bande des Staats und der Familie zerreißen würde, ein heilloses Princip, das den frechsten Hohn des Egoismus gegen das Sittengesetz des Weltheilandes enthält, dessen Namen sich dieser Orden anmaßte und führte.

Die nächsten Folgerungen, welche die Jesuiten aus jenem Hauptgrundsatz herleiteten, sagten ihm: „Gott als höchster Richter beurtheilt nicht die äußere That, sondern blos die geheime Absicht des Thäters. Daher sei keine That, ob sie auch nach menschlicher Beurtheilung noch so unmoralisch und verbrecherisch scheine, dieses auch wirklich, wenn nicht auch die Absicht eine böse sei. Wenn daher der Thäter seiner That eine gute Absicht unterschiebe, oder auch solche nur an die Stelle der schlechten setze, so sei er gerechtfertigt."

Diese furchtbare Theorie, durch die sich jedes, auch das abscheulichste Verbrechen ohne Gewissensscrupel begehen läßt, haben die Jesuiten zu einer eigenen, consequent durchgeführten Wissenschaft ausgearbeitet.

Und so theilen sie denn die verschiedenen Arten erlaubter Sünden ein.

„Man darf sündigen, heißt es, wenn man irgend eine billigende Autorität eines scholiastischen Schriftstellers auffinden kann; warum? weil alsdann die Verantwortung nicht auf dem Sündiger, sondern auf der fremden

Autorität haftet, die jene Sünde billigte. Es sind aber gerade diese jesuitischen Scholiasten so reich an Beispielen erlaubter Sünden, daß es keine Sünde giebt, für welche sich nicht eine solche Rechtfertigung finden ließe. Dann nennen sie die That probabel. Und das System, auf welches die Folgerungen dieses Grundsatzes schulgerecht gebaut sind, heißt der Probabilismus."

Man darf ferner sündigen, heißt es in diesen Lehren der Jesuiten, wenn man sich einen erlaubten Gegenstand als Zweck der Handlungsweise einbildet, das nannten sie „Leitung der Absicht."

Auch darf man sündigen „mit innerem Vorbehalt" (reservatio mentalis), wenn man bei einer Handlung eine andere Absicht denkt, als man ausspricht. Warum? weil man sich alsdann eine Beschränkung seiner Absicht hinzudenkt; dadurch ist die Aeußerung für das Gewissen etwas wesentlich Anderes, als sie scheint. Einen Jesuiten bindet kein Eid, der mit innerem Vorbehalt des Gegentheils ausgesprochen ist.

Man darf ferner sündigen durch Zweideutigkeit, wenn man einen Ausdruck gebraucht, der mehrere Bedeutungen hat und wenn man im Gedanken eine andere Bedeutung des Wortes annimmt, als jene, welche der Hörende glaubt und annimmt.

Und so rechtfertigt die Jesuitenmoral Lüge, Betrug, Meineid, Mord und Unzucht.

Am furchtbarsten aber sind die Lehren der Jesuiten im Gebiet der Politik. Sie vertheidigen „Volkssouverainetät“ und selbst „Fürstenmord,“ wo es ihre Zwecke fordern und sind die gefügigsten Helfer der Despoten, wo es darauf ankommt, jedes Aufkeimen des menschlichen Geistes zu unterdrücken.

Und das Alles verüben sie unter der Formel: „in majorem dei gloriam“ (zum größeren Ruhme Gottes).

Wahrlich, ein frevelhaftes Beginnen!

Unbegreiflich bleibt daher die Gleichgültigkeit, ja die Förderung des Einschleichens dieser raffinirtesten und dem Gemeinwohl gefährlichsten aller frömmelnden Heuchler bei so manchen Regierungen und Völkern. Sie schmeicheln immer dem, der die geistige Dunkelheit fördert und sind die entschiedensten Gegner aller Lichtfreunde auf irgend einem religiösen Gebiet.

Noch viel Anderes und Entsetzliches hatte Johannes aus diesem Buche gelernt, was sein Gewissen beunruhigte. Seinem innern Rechtsgefühl, seiner wahrhaft frommen Religiosität und einer Sittlichkeit, wie sie der edelsten Menschenwürde entspricht, war es unmöglich, sich zu einem solchen System von heuchlerischer Sophistik und verbrecherischem Lügengewebe zu bekennen.

Und dennoch hatte er einen feierlichen Eid geleistet, die Gewohnheiten und Grundsätze der Gesellschaft Jesu

stets zu befolgen; aber er hatte sie nicht gekannt, nicht gewußt, was er beschwor.

Und konnte ein Eid ihn binden, der ihm Verbrechen und Sünde, Heuchelei und Gotteslästerung zur Pflicht machte?

Konnte ein Eid ihn binden, welchen er denen geleistet hatte, die selbst keinen Eid für bindend halten?

Hatte er nicht wenigstens Gehorsam gelobt und Gehorsam gegen seine Obern, und war nicht wenigstens dieser Eid für ihn bindend?

Und dann, ist nicht jeder Eid ein Versprechen unter Anrufung des Namens Gottes? Befand er sich nicht in der schrecklichen Alternative, entweder wie ein jeder gute Christ den Eid für bindend zu halten, und dann mußte er sich für gebunden erachten, oder wie ein Jesuit über den Eid zu denken; dann aber befolgte er nur die Grundsätze der Jesuiten, wenn er den Eid für gelöset erklärte; wendete er aber jesuitische Grundsätze an, so war er Jesuit und mußte Jesuit bleiben. Ein schrecklicher Kreis, in welchem sich sein beunruhigtes Gewissen drehte!

So verzog sich die Selbstentscheidung über sein Geschick bis Ende des Octobers. Johannes wurde von Tage zu Tage stiller und in sich gekehrter. Ein tiefer Trübsinn beherrschte seine Seele. Er begab sich in Begleitung des Paters Franziscus zurück nach Rom, nachdem Beide noch in Trier dem öffentlichen Uebertritt der

beiden, ihm so theueren jungen Mädchen beigewohnt hatten.

Auch im deutschen Colleg in Rom behielt er sein tiefes betrübtes Schweigen bei. Es war unmöglich, ihn zur Theilnahme an irgend einem Spiel zu bewegen. So nannte man ihn denn bald spottweise den Karthäuser.

Bei diesem Namen erinnerte sich Johannes, daß es der einzige geistliche Orden war, in den zu treten einem Jesuiten erlaubt werden konnte, weil in diesem Orden das Gesetz des ewigen Schweigens herrschte.

Die Vorgesetzten des unglücklichen Jünglings überzeugten sich täglich mehr, daß derselbe seiner innersten Natur nach für die Zwecke des Ordens niemals zu verwenden sein würde. Strafen konnte man ihn nicht, denn er erfüllte stets mit lautloser Willenlosigkeit die Gesetze des Hauses, und war im Auswendiglernen sinnloser Aufgaben einer der fleißigsten Schüler.

Man kannte ihn jetzt hinreichend, um in seinem Innern zwei Extreme zu entdecken, eine völlige Seelenlosigkeit im Zustande der geistigen Abtödtung, oder eine gefährliche Hinneigung zu geistiger Freiheit, sobald er zurück in die Welt trat. In beiden Fällen war er dem Orden mehr eine Last als ein nützliches Mitglied; nur der eine Umstand, die Erbschaft aus Batavia, gab seiner Mitgliedschaft Bedeutung, und deshalb wollte man ihn nicht verstoßen.

Da kam endlich Johannes selbst auf den Gedanken, Karthäusermönch zu werden. Das ewige Schweigen und die völlige klösterliche Abgeschiedenheit von der Welt entsprach seiner jetzigen unglücklichen Stimmung. Er wagte daher, bei einer freundlichen Ansprache seines gegen ihn stets gütigen Rectors die Bitte, um Ueberweisung in das Noviziat eines Karthäuserklosters; und gern wurde ihm dieses gewährt, jedoch die kleine Bedingung gestellt, daß er eine möglicherweise ihm zufallende Erbschaft dem deutschen Colleg in Rom und Namens desselben dessen Rector unwiderruflich schenke.

Johannes war damit zufrieden. Ein Notar nahm die Schenkungsurkunde auf und Johannes wanderte zu Fuß über die Alpen, mit dem nöthigen Empfehlungsschreiben versehen, um als Noviz in ein baiersches Karthäuserkloster von der strengsten Regel eintreten zu können.

41.

Anklage.

So schien denn mit dem Ende des Jahres 1844 Alles sich zu vereinigen, um den Jesuiten in Deutschland große Erfolge zu sichern.

Erlauben wir uns einen kleinen Ueberblick der vorliegenden Verhältnisse.

Der Fürst von N . . . . war zu der Confession sei-

ner Gemahlin, der römisch-katholischen Religion übergetreten. Viele angesehene höhere Staatsbeamte und dem Hofe nahestehende Personen befanden sich in geistlicher Vorbereitung, um seinem Beispiele zu folgen. Andere hatten ihren Uebertritt bereits vollendet; dahin gehörte der Exminister von Buchenau.

Es giebt keine betrübendere Erscheinung, als diese Wandlung des Glaubens aus äußerer Rücksicht. Die aus solchen äußeren Gründen den Glauben, in welchem sie geboren und erzogen sind, ablegen und einen fremden Glauben annehmen können, haben entweder keinen Glauben zu verlieren gehabt, oder keinen neuen gewonnen. Es ist kein Gegenstand des Wollens, etwas zu glauben oder nicht zu glauben, sondern es ist das Ergebniß einer innern Nothwendigkeit; daher sind die, welche ohne innere Ueberzeugung den Glauben wandeln, Heuchler und Lügner und da ihr Bekenntniß Lüge mit dem Heilgsten, mit dem Göttlichen im Menschen treibt, so sind sie Verächter Gottes, den man doch nur im Geist und in der Wahrheit anbeten soll.

Der Minister von Buchenau hatte seine Dimission genommen und lebte in höchst beschränkten Umständen auf dem kleinen Gute seiner Gemahlin. Eine Pension hatte ihm zwar der Fürst verwilligt, aber in den Landescassen war selten Geld und als ein gefallener Minister

konnte er darauf rechnen, vor Allen zuletzt berücksichtigt zu werden.

Seine Stammgüter waren mit Sequester belegt, das Allodium und sein Mobiliar stand zum gerichtlichen Verkauf.

Durch die Verhaftung seines Sohnes und Entfernung seiner Tochter war die Lage dieser Familie nur noch unglücklicher geworden.

Das ganze Ministerium war mit unbedeutenden bigotten Menschen besetzt, die Legulegus dem von seinem Lande entfernt lebenden Fürsten als die geeignetsten vorgeschlagen hatte. Er selbst war zum Ministerialrath ernannt und bildete eigentlich die Seele der ganzen Staatsregierung. Legulegus regierte das Land mit der Macht eines Premierministers, doch ohne dessen Verantwortlichkeit, wir können leicht denken, in welchem Geiste er regierte.

Die Jesuiten hatten sich eingeschlichen und, wenn auch noch unerkannt, mehrere Lehrerstellen besetzt. Die katholische Schule war ihnen übergeben und durch eine lateinische Classe in ein Lyceum verwandelt. Auch dem Gymnasium stand eine gleiche Verwandlung bevor.

Dem Exminister hatten die Jesuiten nur einen geringen Theil der Summe bezahlt, die ihm Legulegus versprochen hatte. Das ist die rechte Strafe für die, welche sich verdingen zu einer schlechten That, daß ihnen der Sündenlohn nicht gezahlt wird, um welchen sie ihren

Ruf und ihr Seelenheil feil gegeben haben. Die Jesuiten befanden sich bei dieser Weigerung, nach ihrer Moral, im guten Rechte. Sie hatten erreicht, was sie wollten und fanden es in der Ordnung, ein Werkzeug zur Seite zu werfen, das sie nicht mehr gebrauchten. Das Versprechen war zudem von Legulegus unter dem stillschweigenden Vorbehalt, es nicht zu erfüllen, gegeben und da es ein unerlaubtes Geschäft war, so hatte Herr von Buchenau keine Klage auf Erfüllung, ja seiner eigenen Ehre willen durfte er nicht einmal gegen irgend Jemand in der Welt sich merken lassen, was zwischen ihm und Legulegus verhandelt war. Ob er ihn haßte und verachtete, daraus machte sich der Jesuit im kurzen Rocke nichts.

Die Rolle der Frau Ministerin war ausgespielt. Sie war nicht mehr Präsidentin des wohlthätigen Frauenvereins und mit ihr waren alle diejenigen ausgetreten, die nur aus äußern Rücksichten, um sich Gunst von oben zu erwerben, demselben beigetreten waren.

Aus den höchsten Ständen blieben jedoch noch mehrere hochgebildete Frauen und Jungfrauen, welche von wahrer Herzensgüte sich bewogen fühlten, ihren leidenden Mitmenschen beizustehen, im Verein. Andere von gleicher Gesinnung schlossen sich ihnen an. Sie bewarben sich um den Beitritt achtbarer Frauen aus dem Bürgerstande und die mildherzigen Frauenseelen, die sich in allen Ständen finden, schlossen sich gern ihnen an. Der Ver-

ein wurde weit zahlreicher; man ermunterte die Beschei-
denen und Schüchternen, ohne Scheu ihre Meinung zu
sagen, und so kam im Ganzen mehr praktische Tüchtigkeit
und mehr menschenfreundliche Hülfsleistung in die Wirk-
samkeit des Vereins. An die Stelle des pietistischen
Geistlichen war ein aufgeklärter, humaner Prediger getreten
und die Secretairstelle, welche Schwudder, um sich zu
insinuiren, ausgebeutet hatte, war von einem redlichen,
verständigen Bürger eingenommen, der nur das Wohl
und Weh seiner ärmeren Mitmenschen im Auge hatte.

Das war aber nicht das einzige Gute, das sich in
dem Ländchen N.... anfing zu bilden. Der Geist
der Verdunkelung, der, von den höheren Regionen begün-
stigt, sich über das Volk ausbreiten zu wollen schien,
hatte einen geistigen Widerstand im Volksleben selbst
gefunden. Der Geist in der Mitte des neunzehnten
Jahrhunderts läßt sich nicht mehr unterdrücken und in
Formeln zwängen, wie in der früheren Zeit so leicht war.
Aus den Tiefen der Wissenschaft war der Geist des
freien Gedankens in das offene Leben übergegangen.
Ueberall regte das Streben nach Beengung der geistigen
Freiheit einen Widerstand der gesammten Bildung hervor
und dieses Erwachen zur geistigen Mündigkeit hatte alle
Stände durchdrungen.

Ronge's Feuerbrief gegen den Bischof Arnoldi zu
Trier hatte Alles begeistert. Ronge hatte nur ausge-

sprochen, was schon Gemeingefühl geworden war im deutschen Volke, so weit es nicht mehr als unwissend und bigott unter blinder Pfaffenherrschaft stand. Das Entstehen der deutsch-katholischen Gemeinden in Schneidemühl und Breslau war mit Jubel begrüßt. Adressen und Ehrengeschenke wurden auch von N . . . . aus dorthin erlassen und jeder Versuch der Jesuitenpartei und der Regierung, diese freie, geistig-religiöse Bewegung zu unterdrücken, erweckte neue Manifestationen des zum Licht erwachenden Volksgeistes.

Legulegus als Staatsinquirent hatte alle Hände voll zu thun. Die Kerker füllten sich mit Schlachtopfern des bösen Geistes, der sich der Regierung dieses unglücklichen Landes bemächtigt hatte, aber jedes Opfer regte auf's Neue den Volksunwillen auf. Doch an Gewalt und Widerstand dachte Keiner. Wir leben nicht mehr in dem Zeitalter gewaltsamer Revolutionen, wir leben in dem der Reaction und des gesetzlichen Widerstandes. Das Volk manifestirt seine Abneigung gegen geistige Verfinsterungssucht durch Protestationen, Petitionen und auch durch die Presse, so weit sie sich bewegen darf.

Das Entstehen einer deutsch-katholischen Gemeinde konnte nicht gehindert werden, aber sie konnte sich nur in tiefster Stille entfalten. Man log dem geistigfreien Fürsten, der in Paris zu fern stand, um den wahren Geist dieser Bewegung überschauen zu können, vor, daß

eine politische Aufregung damit bezweckt werde. Der Fürst begriff nicht, daß die Lossagung der Deutschkatholiken von Rom aus Untherthanen des Papstes und seiner Klerisei um so treuere Unterthanen des Landesherrn und seiner Regierung machte. Er ließ daher jede Ungunst, jede Verfolgung dieser neuen geistigen Richtung, die damals erst im Entstehen war, zu.

. . . .

In dieser Zeit war es, als eines Morgens im Vorzimmer des Ministerialraths Legulegus ein Mann im breitgerändelten Hute und schwarzen Sackpaletot sich an den Diener wendete mit dem im kurzen, gebietenden Ton ausgesprochenen Ersuchen, ihn zu melden.

Der Diener machte Schwierigkeiten; der Herr Geheimrath, denn diesen Titel führte Legulegus jetzt, sei beschäftigt, es sei jetzt nicht Sprechstunde, man müsse wiederkommen.

Der Fremde aber übergab dem Diener seine Karte mit den kurzen Worten:

— Diese Karte überbringen Sie sogleich Ihrem Herrn, oder ich stehe dafür, daß Sie augenblicklich aus dem Dienste gejagt werden.

Der Diener trat in's Cabinet. Nach wenigen Augenblicken kam Legulegus am Krückstocke selbst heraus und empfing den Fremden mit dem Ausruf:

Ah, mein werther Herr van der Baffing . . . . ich

schätze mich sehr glücklich, Sie wieder zu sehen . . . . treten Sie näher.

— Guten Morgen, Myn Heer, — sprach dieser in dem trockenen Ton eines Mannes, der nur allein von Geschäften zu reden hat, sonst aber jede nähere Beziehung von vorn herein abschneiden will.

— Nun, Myn Heer, wie steht's; ich denke die Sache wird jetzt reif sein, um die Erbschaft zu vertheilen.

— Vollkommen, mein Herr van der Baffing, obwohl nicht Alles nach Wunsch gegangen ist.

— Lassen Sie Ihr Notizbuch sehen.

— Hier, mein Herr, habe ich in der Voraussicht Ihres baldigen Eintreffens einen Auszug nebst Randbemerkungen anfertigen lassen.

— Lesen Sie, Myn Heer, lesen Sie . . . .

Der Geheimrath Legulegus sprach mit erheuchelter Wehmuth: — Mein Herr von der Baffing, es thut mir leid, nicht viel Gutes von den Meisten dieser Seitenverwandten des Erblassers sagen zu können; aber meine Pflicht und die Wahrheit gehen mir über Alles.

— Schon gut, schon gut! lesen Sie.

Legulegus las:

1. Die Gemahlin des vormaligen Ministers, Freiherrn von Buchenau, in directer Linie abstammend . . .

— Weiß schon, die Abstammung ist richtig; wie steht's mit dem Charakter und der Lebensweise?

— Hat sich bestätigt das Urtheil, was ich darüber in meinem ersten Berichte anzudeuten mir erlaubte. Ihre zur Schau gelegte Menschenfreundlichkeit war nichts als Heuchelei, um auf diesem Wege Antheil an der Erbschaft zu erschleichen. Ihr Gemahl hat das Einschleichen der Jesuiten befördert; er hat das Land durch eine sinnlose Verwaltung zu Grunde gerichtet; er hat seinen Glauben abgeschworen und ist römisch-katholisch geworden, nicht aus innerer Ueberzeugung, sondern um sich höchsten Orts zu insinuiren. So hat er den Haß und die Verachtung des Volks auf sich gezogen und ist dadurch genöthigt, seinen Abschied zu nehmen.

Wir sehen, daß Legulegus sich kein Gewissen daraus machte, das Ungünstige dieser Charakterschilderung noch bedeutend zu übertreiben, wo es galt, seine Zwecke zu fördern. In demselben Sinne fuhr er fort:

— Die Ministerin, auf deren Charakter es eigentlich hier nur ankommen dürfte, hat durch sinnlose Verschwendung ihren Gemahl zu Grunde gerichtet, sie ist religiöse Heuchlerin und wallfahrtete zum heiligen Rock nach Trier, dort hielt sie Gemeinschaft mit zwei Jesuiten und verleitete ihre Tochter zum Uebertritt in die katholische Kirche; seit dem sie ihren Vorsitz bei dem wohlthätigen Frauenverein aufgegeben, ist dieser erst zur wahrhaft heilsamen

Wirksamkeit aufgeblüht; und das einarmige Kind, das sie, um sich den Schein von Menschenfreundlichkeit zu geben, in ihrem Hause aufgenommen hatte, hat sie mit grausamer Härte verstoßen.

— Nun, und weiter, Ihr Sohn?

— Was ich vorausgesagt, hat sich leider nur zu sehr bestätigt. Nummer 2. Adalbert, Baron von Buchenau, hatte nicht nur hier als Communist, Radicaler und Phantast sich vielfacher revolutionairer und demagogischer Umtriebe schuldig gemacht, hat durch öffentliche Reden und Schmähschriften das Volk aufgewiegelt und hochverrätherische Pläne an den Tag gelegt, sondern auch sich in den tiefsten Pfuhl der Unsittlichkeit gestürzt, wie die actenmäßig constatirte Thatsache, daß er in Trier, in einem Hause der Prostitution bei feilen Dirnen und Hazardspiel betroffen ist, beweiset. Er hat gerichtlich eingestanden, am Spiel thätigen Antheil genommen zu haben, hat fromme Menschen in ihrer Andacht gestört, indem er über eine religiöse Handlung höhnisch gespottet. Er ist mit einem Wort ein mauvais sujet, ein Verbrecher an Staat und Kirche, ein unmoralischer Mensch, der sich jetzt mit Recht in strenger Untersuchungshaft hier befindet und schwerlich milder, als mit lebenslänglicher Zuchthausstrafe, belegt werden dürfte.

Van der Baffing zuckte zusammen; aber als feiner Menschenkenner und Mann von klarer, ruhiger Besonnen-

heit erkannte er bald, daß sein Mandatar ein Mensch ohne Gewissen und Wahrheitsliebe sei, der irgend ein tiefes, geheimes Interesse dabei haben müsse, die Miterben, welche seinen Plänen entgegenstanden, von der Theilnahme an der Erbschaft ausgeschlossen zu sehen. Er beschränkte sich daher darauf, mit keinem Wort seine Mißbilligung oder Zustimmung zu erkennen zu geben, indem er sich vornahm, die Wahrheit auf anderem Wege weiter zu erforschen.

— Nun, und die Tochter? — fuhr er fort.

— 3. Fräulein Cäcilie von Buchenau ist eine sentimentale, überspannte, junge Närrin, ein Trotzkopf gegen den Willen ihrer Mutter, gegen die sie alle kindliche Hochachtung aus den Augen setzt. Sie hat sich in einen katholischen Geistlichen sterblich verliebt und Zucht und Ehre so weit vergessen, daß die Obern desselben den jungen Caplan fortschicken mußten, um kein öffentliches Aergerniß zu geben; zuvor aber hat sie sich von demselben entführen lassen und ist mit diesem und einem andern katholischen Priester bei Nacht und Nebel davon gefahren.

— Wohin hat sie sich gewendet?

— Nach Mainz, wo sie zur römisch-katholischen Kirche übergetreten ist, nicht aus Ueberzeugung, sondern um sich bei jenem Priester, in den sie närrisch verliebt ist, zu insinuiren.

— Weiter, wer folgt nun?

— 4. Der geheime Cassenrendant Schwudder, ein Mann von schwer zu ergründendem Charakter, über den ich mir damals mein Urtheil vorbehalten hatte.

— Nun und jetzt . . . . ?

— Kann ich ihm nur das günstigste Zeugniß geben. Ich gestehe, daß mir sein früheres Treiben Mißtrauen gegen diesen Mann erregt hatte. Er war thätig bei allen Humanitätsvereinen hiesiger Residenz, und man war lieblos genug, wie das so in der Welt geht, daß die edelsten Motive verdächtigt werden, wo der Neid in's Spiel tritt, kurz, man war lieblos genug, ihm Schuld zu geben, daß er Alles nur thue, um sich höheren und höchsten Orts zu insinuiren und durch den niedrigsten Servilismus einen Orden zu erschleichen, den er auch erhielt. Allein nach der Entfernung seiner früheren Protectrice, der Ministerin von Buchenau, und nach dem Sturz des Ministers, entwickelte er selbstständig eine höchst achtbare Humanitätsstrebung. Durch genaue Nachforschungen habe ich ein ziemlich vollständiges Verzeichniß der von ihm begründeten wohlthätigen Anstalten und Gesellschaften und der einzelnen Handlungen seiner Mildherzigkeit zusammen gebracht. Ich habe jedes derselben mir polizeilich constatiren und bescheinigen lassen und das ganze Ergebniß seiner menschenfreundlichen Thätigkeit mit allen Beweisen in dieser Druckschrift niedergelegt. Sie werden darin finden, mein Herr van der Baffing,

wie dieser Ehrenmann unter andern einen Actienverein zu Erbauung eines Familienhauses begründet hat, worin 60 Familien aus den untern Arbeiterständen eine billige Wohnung finden können. Es wird dadurch einem der dringendsten Volksbedürfnisse abgeholfen, da die kleinern Wohnungen, außer den für die Gesundheit schädlichen Keller- und Dachwohnungen, bei der Neigung zu Verschönerungen und Prachtbauten immer seltener werden. Ferner ergiebt sich daraus, daß er ein Nachweisungsbüreau für Arbeitsuchende und Arbeitgeber errichtet, dann eine Sparcasse mit Prämien, eine Krankencasse für Fabrikarbeiter, ein Bürgerrettungsinstitut, um fleißige, ohne ihre Schuld heruntergekommene Handwerker mit Vorschüssen an Arbeitsmaterial zu unterstützen; einen Verein zur Krankenpflege armer Dienstboten, eine Unterstützungscasse für Kranke und arbeitslose Personen, u. dergl. m., theils bereits eingerichtet, theils vorbereitet hat. Unermüdet thätig für Gemeinwohl und Linderung der Noth unserer ärmeren Mitbrüder hat er selbst sein Vermögen geopfert und den größten Theil seines Diensteinkommens auf gute Werke verwendet.

— Aber man sagt, daß er ein Biersäufer, ein Schlemmer sei und in unsittlichen Verhältnissen lebe, seine eigene Familie verkümmern lasse.

— Alles Verläumdung, mein werther Herr. Ja, früher hat er allerdings die Bierstuben etwas zu viel

besucht; allein seit seiner, man könnte wohl sagen, sittlichen Wiedergeburt hat er sich nie mehr an solchen öffentlichen Orten sehen lassen.

— Und sein Verhältniß zu einer verrufenen Person?

— War eine Jugendverirrung, ist längst aufgelöset. Diese Zeugnisse von den hiesigen Predigern, so wie von der Polizei und dem Präsidenten des Collegs, worin er steht, setzen es über allen Zweifel, daß es keinen achtbareren, keinen rechtlicheren Mann giebt, der der Erbschaft aus Batavia würdiger wäre, als dieser Geheime Cassen-Rendant Schwudder.

— Wie steht es mit seiner Familie? Er steht nicht in dem Rufe, ein guter Familienvater zu sein.

— Der Mann hat Unglück gehabt in seiner Häuslichkeit, eine Frau, die sich gar nicht für ihn paßte, viel älter als er, unliebenswürdig, unwirthschaftlich, sorgte sie nicht für seine häusliche Annehmlichkeit und zwang ihn gewissermaßen, seine Unterhaltung außer dem Hause zu suchen.

— Man hört diese Entschuldigung sehr oft und doch spricht dagegen: warum sieht man sich nicht besser vor bei der Heirath, sieht mehr auf Geld und Connexionen, als auf Uebereinstimmung der Charaktere? und dann, wenn ein Mann einmal einen solchen Fehltritt gemacht hat in der wichtigsten Entscheidung seines Lebens, so sollte er Charakter genug besitzen, seine Pflichten als

Familienvater nicht zu versäumen, sollte die Schwächen seiner Frau nachsichtsvoller tragen, wenn es ihm nicht gelingt, sie durch Milde und Festigkeit nach und nach auf richtige Wege zu bringen.

— Liebe macht blind, mein werther Herr Baffing, zudem ist nicht jedem Manne Charakterfestigkeit gegeben . . . .

— Nun, wer dieser entbehrt, ist kein Mann, verdient keine Achtung, würde von großen Reichthümern keinen guten Gebrauch machen.

— Mein Herr, wenn Sie die Familienverhältnisse dieses Mannes genau kennten, würden Sie milder sein in Ihrem Urtheil. Er war in der letzten Zeit ein überaus liebevoller Familienvater, hat seine arme Frau, die lange auf dem Krankenlager hinsiegte, auf alle ihm mögliche Weise verpflegt, ihr nach ihrem kürzlich erfolgten Ableben ein glänzendes Begräbniß ausgerichtet, hat öffentlich dabei, so daß es viele Leute gesehen haben, geweint und ihr ein für seine Verhältnisse kostbares Monument setzen lassen. Was will man mehr?

— Hm . . .! und seine Söhne?

— Waren leider beide mißrathen; der Aeltere war ein Taugenichts der ersten Größe, er starb kürzlich in Trier in einem verrufenen Hause, von feilen Dirnen umgeben.

— Pfui! und der Andre.

— Hat einen unglücklichen Hang zum Diebstahl. Er

wurde zum dritten Male ergriffen und hat sich im Criminalgefängniß an seinem seidenen Halstuch erhenkt. Sein Körper ist auf die Anatomie gekommen.

— Und die Tochter? . . . .

— Zufällig besitze ich wegen dieser mißrathenen Person ein unverwerfliches Zeugniß vom Vater selbst. Sehen Sie diesen Brief, den er darüber an mich schrieb, worin er mich ersuchte, den Prediger Sebaldus zu veranlassen, seine Tochter ernstlich zu ermahnen, von ihrer lasterhaften Lebensweise abzulassen. Er beschuldigt sie in diesem Briefe der Näscherei, kleinen Dieberei, Buhlerei, des abendlichen Umhertreibens auf der Straße, der Unsauberkeit und Lügenhaftigkeit. . . . .

Van der Baffing schüttelte schweigend den Kopf. Es mißfiel ihm, wenn er auch an der Wahrheit dieser völlig erlogenen Anschuldigungen zu zweifeln keinen Grund hatte, daß der Vater selbst den Ankläger machte und so noch die letzte Scheu und Scham seines Kindes vertilgte. Er dachte ferner: das sind die Folgen einer solchen liederlichen Wirthschaft des Vaters, der bei seinem Kneipenleben Tag und Nacht sich um die Erziehung und Bildung seiner Kinder nicht bekümmern konnte. Doch meinte er: wir wollen sehen! Vielleicht ist es mit dem Mädchen so arg nicht und was den Vater betrifft: der Mensch kann sich bessern.

— Nun, und die beiden Illgerschen Kinder? — fragte

er, — sind sie aufgefunden und wie steht es mit ihnen? Ist die Legitimation ihrer Abstammung in Ordnung?

— Das Letztere allerdings. Es ist mir gelungen, durch Vernehmung alter Zeugen die Lücke, welche durch Verbrennen der Kirchenbücher in ihrer Legitimation entstanden war, zu ergänzen.

— Die Tochter, Johanna Illger, war von mir, ihrem Vormund, bei redlichen Leuten untergebracht. Allein ein angeborener Hang zur Liederlichkeit verleitete sie zu entlaufen und in ein verrufenes Haus sich aufnehmen zu lassen, wo sie, halb Kind noch, und nachdem sie auf einer Fabrik durch ihre Unvorsichtigkeit einen Arm verloren hatte, sich dem ehrlosesten Lebenswandel hingab, auf den Straßen umher trieb, von der Polizei aufgegriffen, aber durch einen jungen Libertin, den jungen Baron von Buchenau, befreit und in das Haus seiner Mutter aufgenommen wurde, wo sie als Maitresse des jungen Herrn lebte, bis endlich ihr verrufenes Metier an den Tag kam und sie fortgejagt wurde. Man weiß nun nicht, wo diese Person geblieben ist. Wahrscheinlich treibt sie sich als Vagabundin, wenn nicht in noch schlimmeren Geschäften, denn sie ist hübsch und insinuant geworden, im Lande herum. Sollte sie auch später einmal auf dem Schub wieder eingebracht werden, so ist und bleibt sie doch verloren.

— Was ist aus ihrem Bruder geworden?

— Mit großer Menschenfreundlichkeit hatte sich unser katholischer Pfarrer des Knaben angenommen, nachdem sein Vater verunglückt, seine Mutter wahnsinnig geworden war. So wurde er im römisch-katholischen Glauben erzogen und später Priester. Leider aber gerieth er in die Hände der Jesuiten, dieser verrufenen Heuchler und Erbschleicher, und sein Geist wurde unterdrückt. Doch endlich erwachte die edlere Natur in ihm. Er entsagte feierlich dem Orden und wanderte nach Böhmen, um in einem Karthäuserkloster Aufnahme zu finden. Dieser junge Mensch ist rein und tugendhaft wie ein Engel. In die Welt zurückgekehrt würde er segensvoll wirken. Noch ist er Noviz und hat die Ordensgelübde nicht abgelegt. Durch einen Antheil an der Erbschaft könnte er noch gerettet werden, und Niemand würde einen für das Volk beglückenderen Gebrauch von großen Reichthümern machen, als der junge Geistliche Johannes Illger.

— Es waren noch drei Personen, die zu den Seitenverwandten des Erblassers gehören. Eine hatten Sie bei Ihrer letzten Conferenz dringend empfohlen.

— Ja, Madeleine Lalange. Diese Person aber, die mich mit geschickter Heuchelei lange durch den Anschein einer moralischen Besserung getäuscht hatte, verweigerte jede ihre Moralität rettende Hand, lebte mit einem Handwerksgesellen vom schlechtesten Ruf in vertrauten Ver-

hältnissen. Sie war bekanntlich wegen Kindesmord in Criminaluntersuchung gewesen, und am Ende wegen Verdachts zu einer außerordentlichen Strafe verurtheilt, im Uebrigen aber von der Instanz entbunden. Später wurde ein verloren gegangenes Protocoll wieder aufgefunden, das ihr die Wiederaufnahme der Untersuchung zuzog. In Folge dessen befindet sie sich jetzt wieder im Criminalarrest. Sie wird der Ermordung ihres Kindes überführt werden und eine lebenslängliche Zuchthausstrafe wird noch die mildeste Folge davon sein.

Kein Zug im Gesichte des Testamentsexecutors verrieth seine Meinung über diesen Fall, der ihn indeß betrübt zu stimmen schien.

— Nun bleiben noch zwei Personen in Frage, die beiden Wahrlieb, Vater und Sohn. Diese fleißigen Handwerker haben den Ruf, redliche Männer zu sein.

Legulegus zuckte die Achseln.

— Ihre Redlichkeit und ihr offener Bürgersinn war Maske. Es hat sich herausgestellt, daß sie nächtliche Orgien in ihrem Hause gehalten, liederliches Gesindel aufgenommen, Hazardspiel, heimliche Trinkgelage und Kuppelei getrieben haben.

— So . . . ? — fragte Baffing mit einem ironischen Lächeln, das dem Geheimrath Legulegus nicht entging; dieser aber wußte nicht, daß der Testamentsexecutor einige Wochen im Hause dieses redlichen Handwer-

kers gewohnt hatte und daher überzeugt war, daß jene Anschuldigungen völlig grundlos waren. Es machte daher auch keinen Eindruck auf ihn, als Legulegus mit großer Beredtsamkeit sie als Revolutionaire, Volksaufwiegler und Hochverräther darstellte, die für immer ihre Freiheit verwirkt hätten.

— Nun gut, — sprach er jetzt, — also das Ergebniß Ihrer Darstellung wäre, daß sämmtliche Seitenverwandte des Erblassers bis auf zwei Personen unmoralisch und verbrecherisch sind.

— Ja, die Beweise dafür liegen vor.

— Und daß vier derselben unter schwerer Criminalanklage im Gefängniß sitzen.

— Allerdings, leider.

— Aber gerade diese vier Angeschuldigten muß ich sprechen, und zwar allein unter vier Augen, um mich von ihrer Schuld oder Unschuld überzeugen zu können.

— Das wird geradezu unmöglich sein, — sprach Legulegus, der von einem solchen Zusammentreffen Alles zu fürchten hatte, — die Criminalordnung gestattet keinem in Criminaluntersuchung befindlichen Gefangenen irgend eine Verbindung nach Außen hin.

— Hm, es ist gut, — sprach van Baffing trocken, nahm seinen Hut, grüßte und ging.

42.
Sieg der Wahrheit und des Lichts.

Wir hätten jetzt die beste Gelegenheit, einige Bemerkungen über übliche Mißbräuche in Gefängnissen hier einzuschalten.

Wir könnten Genrebilder aus dem Gefängnißleben hier anschließen, die eine neue Seite der Mysterienliteratur unserer Tage darbieten würden. Aber Bilder dieser Art, wenn sie getreu und wahr sein sollen, würden zu oft das sittliche wie das ästhetische Gefühl unserer Leser verletzen müssen, um hier angebracht zu sein; denn tausendfältige Erfahrung, so schmerzlich sie auch dem Menschenfreunde erscheint, lehrt, daß Gefängniß- und Criminalstrafen, dieses letzte Mittel, welches die Gesellschaft anzuwenden weiß, um Gefallene zu bessern und das Gemeinwesen gegen verbrecherische Neigungen zu sichern, in den meisten Fällen gerade das Gegentheil wirken.

Es ist eine alte Klage, die seit Penn und Lady Howard vielfältig erhoben, deren Erledigung aber bis heute, selbst dem Pennsylvanischen Zellensystem, noch nicht gelungen ist, daß die Menschen aus den Gefängnissen in das, sie stets wieder als Geächtete von Neuem ausstoßende Leben roher und erbitterter gegen die menschliche Gesellschaft entlassen werden, als sie hineintreten.

Noch bedenklicher ist es damit in Untersuchungsgefängnissen, wo möglicher Weise Unschuldige sitzen können.

Dort lehrt die Erfahrung, daß die Behandlung der Gefangenen meistens an einem von zwei Extremen leidet: zu große Strenge, oder zu große Nachsicht.

Die erstere wird in der Regel von strengen und diensteifrigen Inquirenten angeordnet. Sie findet in den Gefangenwärtern meistens nur zu willige, oft rohe Vollstrecker des absoluten Willens eines solchen Kerkersouverains.

Es giebt Inquirenten, die zum Voraus so fest von der Schuld eines Angeklagten überzeugt sind, daß sie jedes Mittel für erlaubt halten, ihn zum Geständniß zu bringen. Leugnen nennen sie Verstocktheit und Hartnäckigkeit. Die Tortur hat das Gesetz abgeschafft, aber jene Inquisitionstyrannen wissen sie durch eine geheime Kerkerpeinigung zu ersetzen, die am Ende auch den entschiedensten Charakter mürbe zu machen weiß, so daß er eingesteht, was man von ihm verlangt, oder wenn Charakterfestigkeit dieses beharrlich verweigert, so unterliegt am Ende der Körper des Gefangenen der beharrlich fortgesetzten Mißhandlung des Gefangenen, sei es durch rohe Behandlung, durch Ketten, durch Versagung von Luft, Licht und Bewegung, durch schlechte Beköstigung, ungenügende Kleidung, hartes Lager, Feuchtigkeit, dunstige Beschaffenheit, Zugluft, Ueberheizung oder durchdringende Kälte des Gefängnisses. Durch Schläge bei der geringsten Veranlassung von Ungehorsam, oder Mangel an Unterwürfig-

keit und Demuth, durch Entziehung der freien Bewegung in der Luft, der nöthigen Pflege in Krankheitsfällen, aller menschlichen Theilnahme im Unglück, gewohnter Beschäftigungen und der durch Erziehung und lange Gewohnheit zur anderen Natur gewordenen Lebensbedürfnisse wird die Kerkertortur vollendet, die um so härter und vernichtender wirkt, je mehr sie gebildete Gefangene trifft. Deprimirende Gemüthseindrücke, das Zerreißen aller Bande der Familie, die Abgeschiedenheit von der Welt, die einsame Stille, die nur durch das Rasseln und Klirren von Schlössern, Riegeln und Ketten, oder durch das ferne dumpfe Geschrei der Gepeitschten unterbrochen wird, das Alles gewährt eine Reihe von Qualen, zu welchen rohe, finstere und gewinnsüchtige, im Beruf bereits abgehärtete Kerkermeister ohnehin nur zu sehr geneigt sind, die aber furchtbar, vernichtend auf jedes geistige und organische Leben eines Gefangenen einwirken, wenn sie planmäßig, nach Winken und Andeutungen des Inquirenten, vollzogen werden.

Und ein solcher Inquirent, unbeschränkt als politischer Staatsinquisitor, war jetzt hier über die drei politischen Gefangenen, Adalbert und die beiden Wahrlieb, der Hofgerichtsrath und Geheimrath Legulegus. Seine Grundsätze über diesen Gegenstand haben unsere Leser kennen gelernt aus dem Abschnitt des zweiten Theils, der die Ueberschrift führt: Staatsinquisition (Seite 277).

So dürfen wir denn auch nicht zweifeln, daß die politischen Gefangenen, Wahrlieb, Vater und Sohn, und Adalbert von Buchenau, mit einer Härte und Rücksichtslosigkeit behandelt wurden, die ihre sonst so feste Gesundheit bereits zerrüttet hatte, womit die tiefste Niedergeschlagenheit der Seele gleichsam Hand in Hand ging.

Das andere Extrem im Kerkerleben ist das der zu großen Nachsicht. Es entsteht in der Regel mehr aus Nachlässigkeit und Schlaffheit, oder gar aus Gewinnsucht bei Gefangenen, die noch Geld haben, als aus Gutmüthigkeit. Bedenklich ist es besonders, wenn es in Untersuchungsgefängnissen sich eingeschlichen hat, wo es so oft alle Mühe und Umsicht des Inquirenten in Ermittelung des Verbrechens vereitelt.

Wo der Richter aus Bequemlichkeit die öftere unerwartete Visitation der Gefängnisse unterläßt, wo solche Visitationen vorher angekündigt werden, in welchem Falle man denn eiligst die Ordnung und Reinlichkeit auf einige Stunden wieder herstellt; wo die Localität so beschränkt ist, daß die nothwendige Absonderung der Gefangenen unmöglich oder erschwert wird: da entstehen Collusionen unter den Gefangenen oder nach Außen hin, unzüchtige Geschlechtsverbindungen, Verstocktheit und Erhärtungen im Laster.

Unter solchen Einflüssen lebte Madeleine in einem anderen Criminalgefängnisse. Sie verschmähte jedoch eine

jede Verbindung mit ihren Mitgefangenen; aber sie wußte sich bei der Frau des Gefangenwärters beliebt zu machen und deren Vertrauen zu erwerben, so daß diese ihr mehr Freiheit gestattete, als es die Strenge des Reglements erlaubte. Auch der Inquirent in dieser Angelegenheit war ein humaner junger Mann, der vielleicht auch unwillkürlich gewonnen durch Madeleinens Schönheit und Liebenswürdigkeit, bei einem Zuge von Wehmuth und stiller, rührender Ergebung in ihr hartes Geschick, ihr gern alle die kleinen Erleichterungen, die nur irgend mit der schweren Anklage, worunter sie stand, vereinbar waren, gestattete.

Das Gefängniß, worin sie sich befand, war im zweiten Stock des Hauses, welches dem Gefangenwärter, der auch Gerichtsdiener war, als Dienstwohnung diente. Durch gefällige Hülfe in der Wirthschaft, so wie durch liebevolle Beschäftigung mit deren Kindern, übte sich Madeleine in jenem häuslichen Fleiß bei ächter Demuth, welche überall die Zierde des Weibes ist. Der Gefangenwärter selbst war kein roher Mann; seiner Friedfertigkeit und Bequemlichkeitsliebe hatten die Gefangenen, so wie auch Madeleine jene Erleichterungen zu danken, und diese wußte bald sein Vertrauen in dem Maße zu gewinnen, daß sie nicht einmal des Nachts mehr eingeschlossen wurde und leicht hätte entweichen können, wäre sie dazu nicht zu redlich gewesen.

An diese Gefangenwärterfamilie wendete sich Baffing zuerst, um mit Madeleine zu reden. Durch ein Geschenk von einigen blanken Goldstücken an die Kinder des Gefangenwärters war es leicht zu erreichen, daß Beiden, so lange sie es wünschten, eine Unterredung unter vier Augen gestattet wurde.

Das Wesen dieses Mannes, den Madeleine aus der Zeit seines Aufenthalts in Wahrlieb's Hause schon kannte, war so einnehmend und bieder, daß sie nicht Scheu trug, ihm das entsetzliche Ereigniß, weshalb sie sich in Untersuchung befand, mit allen Umständen, so weit es Schicklichkeit und Schamgefühl erlaubte, zu erzählen. Sie verschwieg ihm auch nicht Legulegus' Anträge und Drohungen, so wie den Inhalt des von demselben eingereichten, angeblich verloren gewesenen Protocolls, und so war denn bald der Testaments-Executor von der völligen Schuldlosigkeit dieser Unglücklichen und von der schändlichen Intrigue jenes Menschen überzeugt, den er nun als einen Affiliirten der Jesuiten erkannte. Schwieriger erschien es jedoch, bei solchen Beweisen das Gericht von der Schuldlosigkeit der Angeklagten zu überzeugen und den hochgestellten Beamten zu entlarven.

Doch auch in dieser Hinsicht erhielt Jahn van Baffing einen unerwarteten Beistand.

. . . .

Es war schon nach wenigen Tagen in N . . . .

bekannt geworden, daß der Testaments-Executor der ungeheuern Erbschaft aus Batavia angekommen sei.

Er logirte im Schwan. Eines Abends sagte ihm der Oberkellner mit einem schlauen Lächeln, daß unten zwei hübsche junge Mädchen auf der Flur ständen, die nach dem reichen Herrn aus Holland gefragt hätten.

— Wenn myn Heer befehlen, hübsch genug sind sie . . . .

— Was sind es für Personen.

— Nun, die Eine ist die schöne Bertha, die jetzt bei dem Husarenregiment steht, die Andre, die blonde Aglaja, ist seit ihrer Rückkehr von ihrer Lustreise die Frau aller Handlungsdiener.

— Pfui Teufel, sie sollen sich zum Henker scheren, bei mir ist nichts zu haben.

Der Oberkellner ging und kam gleich darauf wieder.

— Die Mädchen wollen sich nicht abweisen lassen, — sprach er, — sie sagten, daß sie Ihnen wichtige Mittheilungen über den jungen Schauspieler Schwudder zu machen hätten.

— Ha, so, das ist etwas Anderes. Man lasse sie heraufkommen.

Bertha und Aglaja traten ein und begrüßten den ehrenwerthen Herrn mit jener reizenden Koketterie, die jedoch auf den ernsten und soliden Holländer keinen Eindruck machte.

Van der Baffing empfing sie sehr ernsthaft und mit höflicher Kälte, das einzige Mittel, solche Personen in bescheidener Ferne zu erhalten.

Dieses Benehmen aber versetzte die sonst so dreisten Mädchen in eine Schüchternheit, die am Ende Baffing nöthigte sich ihnen mehr zu nähern, um ihr Vertrauen zu gewinnen. Das geschah aber in einem so väterlich wohlwollenden Ton, daß sie bald offenherzig wurden und ihm in Beziehung auf die Intrigue, die ihn jetzt beschäftigte, Dinge und Verhältnisse mittheilten, die ihm sonst auf keinem andern Wege zugekommen sein würden. Sie erzählten ihm vom Doctor Krokodilus, von Robert Schwudder und Herrn von G . . . . die Scenen im Gesellenverein und später in der Gartenrestauration, und bald blieb ihm kein Zweifel mehr über, daß gegen die beiden Wahrlieb und Adalbert von Buchenau von Seiten dieser sittlich versunkenen Menschen falsche Anklage erhoben und falsches Zeugniß abgelegt sei. Endlich übergab ihm noch Aglaja ein Tagebuch, welches der junge Schwudder über diese schändliche Intrigue geführt hatte. Es stand darin auch die ganze verbrecherische Geschichte seines Vaters verzeichnet, und so gewann denn Baffing immer mehr Beweise darüber, was er längst schon vermuthet hatte, daß der Protegé seines Bevollmächtigten, der Geheime Cassen-Rendant Schwud-

der, ein verbrecherischer und lasterhafter Mensch sei, den er jetzt in jedem Augenblicke entlarven konnte.

Nachdem er über diesen Gegenstand Aufklärung empfangen hatte, forderte ihn sein menschenfreundliches Herz auf, den Versuch zu machen, diese beiden schönen und liebenswürdigen Mädchen aus der tiefen Versunkenheit zu retten, in der sie jetzt ein Abscheu jedes sittlichen Menschen waren.

Er fragte sie in demselben väterlichen Tone, der ihm so natürlich war, wo es ihm galt, menschliches Elend zu mildern, wie sie dazu gekommen wären, ein so ehr- und schamloses Gewerbe zu ergreifen, da doch die gütige Natur sie mit so viel Schönheit und Anmuth ausgestattet habe.

Da ging beiden Mädchen das Herz auf. Sie bekannten mit Thränen, daß sie sich sehr unglücklich fühlten; in allen Freuden des Leichtsinnes erwache doch nicht selten die Stimme der Weiblichkeit, die sie mit Ekel und Abscheu dagegen erfüllten. Durch Verführung, Leichtsinn und Putzsucht wären sie einmal auf die Bahn des Lasters geworfen und nun sei es für sie wieder unmöglich umzukehren, da sie, einmal der öffentlichen Verachtung preisgegeben, nirgends wieder Arbeit fänden oder in rechtliche und sittliche Verhältnisse treten könnten.

— Wenn das Eure aufrichtige Meinung ist, — sprach Baffing, — so will ich Euer Retter sein. Ich

sende Euch unter Aufsicht in eine kleinere Stadt; dort lernt Ihr Beide das Damenschneidern und Putzmachen, und wenn Ihr Euch gut haltet, so werde ich Euch mit nach Batavia nehmen, wo Europäerinnen sehr gesucht und geschätzt werden. Dort wird Euch die Gelegenheit nicht fehlen, Euch an einen braven und wohlhabenden Mann zu verheirathen. Wollt Ihr darauf eingehen?

— O mit tausend Freuden, — riefen beide Mädchen und küßten ihm die Hände, indem sie gelobten, nie wieder sich dem verabscheuungswürdigen Laster hinzugeben, wenn nicht die Noth sie dazu zwinge.

— Dagegen werde ich Euch sicher stellen, aber bedenkt das Eine, daß ich Euch stets beobachten lassen werde. Der geringste Fehltritt wird meine Hand von Euch abwenden. Hier aber habt Ihr Geld, nun bezieht sogleich ein anständiges Logis, nehmt aber keine Besuche an. Morgen um zehn Uhr stellt Ihr Euch auf dem städtischen Criminalgericht, dann sollt Ihr Alles, was Ihr mir erzählt habt, zu Protocoll niederlegen und dann unmittelbar abreisen und dann seid fleißig und rechtlich, so wird es Euch noch einmal wohlgehen. Adieu!

— Noch eins; warum habt Ihr Euch nicht an den Magdalenen-Frauenverein für die Besserung sittlich versunkener Frauenzimmer gewendet, wenn Euch das Laster zuwider ist?

— Ach Herr, — entgegnete Bertha, — diese Demüthigung, diese Ausstellung und das Prunken mit der moralischen Besserung, das erträgt kein Mensch.

– Und dann, — fuhr Aglaja fort, — die Nothwendigkeit, an dem Orte zu bleiben, wo man einmal unwiderruflich der öffentlichen Verachtung preisgegeben ist. . . .

— Nun gut, so glaube ich das Rechte getroffen zu haben, wenigstens die einzige Möglichkeit, noch zu retten, was zu retten ist, bleibt die Deportation, und Ihr habt sie freiwillig gewählt. Adieu, gute Nacht!

. . . .

Am andern Tage begab sich Baffing zu dem Justizbeamten, der die Untersuchung gegen die unglückliche Madeleine Lalange zu leiten hatte.

Es war der Justizamtmann Edelrecht, ein junger Mann, etwa in den dreißiger Lebensjahren, von gesunder Gesichtsfarbe, mit einem schwarzen Backenbart und schönen dunkeln Augen. In seinem ganzen Wesen lag eben so viel Ernst als Milde, Verstand und Gemüthlichkeit.

Als Baffing sich ihm genannt und den Zweck seines Besuchs angedeutet hatte, mit Beziehung darauf, daß Madeleine Lalange eine der Seitenverwandten des Erblassers aus Batavia sei und es ihm jetzt darauf ankomme, über den sittlichen Zustand der armen Gefangenen

ein richtiges Urtheil zu fällen und wo möglich wenn sie dessen würdig sei, ihr schweres Geschick zu mildern: da gab ihr der Justizbeamte das beste Zeugniß; sprach aber mit tiefem Gefühl ihr jede Möglichkeit der Rettung ab.

Zum Beleg seiner Behauptung, daß sie unrettbar verloren sei, schlug er ihm die Acten auf.

Alle Beamte werden Zeter schreien, indem sie dieses lesen und ihn des ungeheuern Verbrechens einer Verletzung des Dienstgeheimnisses bezüchtigen.

Diesen zur Nachricht: Edelrecht war ein Mann von strenger Pflichtmäßigkeit, aber er war kein Pedant, kein blinder Subordinationsmensch, kein krasser Büreaukrat. Er wußte recht gut, was dieses Gebot amtlicher Verschwiegenheit zu bedeuten hatte. Für beschränkte Köpfe war es allerdings eine allgemeine nothwendige Regel, da diese in ihrer Bornirtheit mit dem Ausplaudern von Dienstgeheimnissen Schaden stiften können. Dagegen der gebildete und aufgeklärte Beamte weiß das Unschuldige vom Bedenklichen zu trennen; er wird selbst in Untersuchungssachen immer noch Mittel finden, dem allgemeinen Drange unserer Zeit nach Oeffentlichkeit zu genügen, ohne Offenbarungen zu machen, die dem Gange der Untersuchung hemmend in den Weg treten könnten. Er wird selten sich in der Lage sehen, auf eine bescheidene, unbedeutende Anfrage antworten zu

müssen: ich fühle mich nicht ermächtigt, Ihnen darüber Mittheilung zu machen. Geheimnißkrämerei in Dienstsachen, wo sie weder nöthig, noch nützlich ist, dient nur in Sachen von allgemein regem Interesse dazu, Irrthümer und falsche Gerüchte zu verbreiten; sie ist immer das Zeichen eines engherzigen und kleinen Geistes.

Hier ergab sich diese Offenheit in der Mittheilung sogar als sehr nützlich. Baffing las das Protocoll und das ärztliche Gutachten, welches Legulegus zu den Acten nachgebracht hatte, und überzeugte sich, daß dadurch Madeleine Lalange des Kindermordes überführt wurde.

Aber während er noch darüber nachdachte, wie ein von der Natur so begünstigtes weibliches Wesen, mit den trefflichsten Anlagen und dem edelsten Herzen, denn als solche hatte er sie kennen gelernt, so tief im Verbrechen versinken könne, kam ihm ein prickelnder Rauchgeruch aus dem Actenstück entgegen. Er roch darauf, und richtig, das Papier, worauf jene verhängnißvolle Schrift stand, war geräuchert. Er verglich die Tinte mit der Tinte in den ältern Protocollen, und diese erschien mehr gebräunt, während jene eine tiefere Schwärze hatte. Er verglich die Handschrift des Protocolls mit der desselben Actuars in den Voracten, und es drängte sich ihm immer mehr die Vermuthung auf, daß die von Legu-

legus eingereichten Protocolle in böslicher Absicht verfälscht waren.

Mit der redlichsten Offenheit theilte er dem Beamten seine Beobachtung und Vermuthung mit. Dieser erschrak und zweifelte. Der Denunciant stand zu hoch und war zu allgemein anerkannt als rechtlicher Mann, um es wagen zu können, ihn auf so leichten Verdacht hin als einen Schurken zu erkennen.

Baffing setzte indeß seine Untersuchung über die Aechtheit jenes verderblichen Documents fort. Er betrachtete das Papier durch das Licht und siehe, es fand sich darin ein Wasserzeichen vom Jahre 1843 und das Protocoll, wie das Gutachten, waren datirt vom Mai 1837. Die Fälschung in der böslichsten Absicht war damit klar erwiesen.

Der Justizamtmann erstaunte, als Baffing ihn darauf aufmerksam machte. Sein Rechtsgefühl drängte ihn, zu erklären, daß er sogleich darüber im Collegium Vortrag machen werde, um Madeleinens Schuldlosigkeit anerkannt, gegen den verbrecherischen Beamten aber eine Untersuchung eröffnet zu sehen.

— Lassen wir das für jetzt noch, — sprach Baffing mit seiner verständigen Besonnenheit. — Hier würde die Politik stärker sein, als das Recht. Erst muß dieser Alleinherrscher von seinem Thron gestürzt

sein und dann erst wird die Gerechtigkeit Macht über ihn haben.

Nun hatten die beiden Männer, die es Beide wohlmeinten mit der Menschheit und dem unglücklichen Lande, worin sie sich jetzt befanden, einander erkannt. Sie sprachen sich aus über das, was noth that und beschlossen, die Entdeckung so lange ruhen zu lassen, bis Legulegus gestürzt sei. Dieses zu bewirken, übernahm Baffing selbst, doch bedurfte er dazu noch einer Unterredung mit Adalbert von Buchenau und den beiden gefangenen Handwerkern, dem Tischlermeister Wahrlieb und seinem Sohne.

Auch das gelang vermittelst des goldenen Schlüssels, der Schloß und Riegel so leicht öffnet. Der strenge Kerkermeister, der ganz geeignet war, seine politischen Gefangenen todt zu peinigen, war doch nicht unempfänglich gegen den Klang des Goldes, das ihm Baffing reichlich auf feine Weise zuzuwenden wußte.

Was er von diesen drei Gefangenen erfuhr, war hinreichend, um die ganze Intrigue, die das Land den Jesuiten übergeben hatte und jetzt die Erbschaft aus Batavia zu erschleichen suchte, zu durchschauen.

Mit Adalbert besonders konnte er die Lage des Landes und die Persönlichkeit des Staatsinquisitors auf eine Weise besprechen, die ihm eine klare Ansicht darüber gewährte. Adalbert machte ihn zuerst darauf auf-

merksam, daß nichts das Land retten könne, als eine landständische Verfassung. Er theilte ihm mit, daß er darüber eine im Lande verbotene Schrift geschrieben habe, die der Fürst nur lesen dürfe, um sich zu überzeugen, daß er um so mächtiger, geliebter und geehrter auf dem Throne sitzen werde, je mehr er sich vertrauungsvoll auf die Vertreter seines Volks stütze.

Nach diesem Gespräch war Baffing mit sich einig über das Verfahren, was er unter diesen Umständen einzuleiten habe. Er beschloß nach Paris zu reisen, wo sich der Fürst noch aufhielt, und auf dem Wege dorthin suchte er in Mainz die beiden jungen Mädchen auf, die er im englischen Fräuleinstift fand, übergetreten zum römisch-katholischen Glauben und entschlossen, in ein Kloster zu gehen, sobald die dazu erforderliche Genehmigung des Ministers und seiner Gemahlin eingegangen sein würde.

Baffing beruhigte sie zuvörderst darüber, daß die Verläumdung in dem schweizerischen Taschenbuche durchaus nichts auf sich habe. Es sei nichts, als ein elendes Pasquill, von dem verächtlichen Dr. Krokodilus geschmiedet. Auf jeden Gebildeten hätte es eine ganz entgegengesetzte Wirkung, als durch die Schmähschrift bezweckt sei und würde nur Indignation erwecken. Der Pöbel aber lese dergleichen nicht, weil ein solches Taschenbuch ihm zu ästhetisch hoch stehe.

Er sagte ihnen, daß ihre Verleitung zum Uebertritt zum Katholicismus auf tief angelegten Intriguen beruhte; er gab ihnen väterlich den Rath, diesen Uebertritt nicht zu übereilen und insbesondere nicht jenes dreifache Klostergelübde abzulegen, das sie unwiderruflich von der Welt scheiden würde.

Alles werde noch gut gehen.

Nachdem Cäcilie und Johanna, so weit es Rücksichten auf ihr Geschlecht und ihr jugendliches Alter zuließen, über alle vorliegenden Verhältnisse unterrichtet waren und besonders seitdem er sie über die Schmähschrift beruhigt hatte, war die Stimmung einer religiösen Schwärmerei für den Katholicismus von ihnen gewichen und sie versprachen Beide, vor Ablauf von drei Monaten keinen entscheidenden Schritt zu thun.

So, mit klaren Ansichten von den vorliegenden Verhältnissen und Zuständen, ging van der Baffing nach Paris.

Den Jesuitenzögling Johannes konnte er nicht auffinden; dieser hatte jedoch sich selbst auf den rechten Weg gefunden.

. . . .

Auf der Wanderschaft in das Karthäuserkloster hatte der junge Caplan und Jesuitenzögling Johannes Illger von einem Reisenden, der aus Schlesien kam, die Nr. 164 der sächsischen Vaterlandsblätter zum Lesen erhalten. In dieser Nummer fand er den bekannten, mit

Flammenzügen geschriebenen Brief des katholischen Priesters Johannes Ronge an den Bischof Arnoldi.

Der Eindruck dieser Schrift auf den, für jede geistige Freiheit so empfänglichen und bis jetzt nur in ascetischen Formeln erdrückten Sinn des jungen Geistlichen war mächtig ergreifend.

Schwer fiel es ihm auf's Herz, daß die gesunde Vernunft und alle Erfahrung der Erhaltung des ächten Kleidungsstücks Christi widersprechen müsse; daß die Aechtheit desselben wegen der Lücken von Jahrhunderten, die selbst in den historischen Berichten vorkommen, unmöglich als geschichtlich erwiesen angenommen werden könne; daß man in Argenteuil und an zehn andern Orten sich um die Ehre, das ächte heilige Kleid zu besitzen, streite, und daß am Ende es wenig darauf ankomme, ob der Rock ächt oder unächt sei, da auch im erstern Falle der große Mißbrauch, der mit der Verehrung dieser Reliquie getrieben sei, nicht zu rechtfertigen stehe, denn es sei daraus ein wahrer Götzendienst geworden.

Und da erschien ihm denn freilich, wie er es in der Wirklichkeit gesehen, die Ausstellung dieses alten Gewebes von Menschenhand als Pfaffentrug, die Wunderkraft desselben als Lüge, und die sich unter priesterlicher Aufregung bis zur Anbetung steigernde Verehrung desselben als Götzendienst.

Und dann machte es Eindruck auf ihn, als er las:

„Fünfmalhunderttausend Menschen, fünfmalhunderttausend verständige Deutsche sind schon zu einem Kleidungsstück nach Trier geeilt, um dasselbe zu verehren oder zu sehen. Die Meisten dieser Tausende sind aus den niederen Volksclassen, ohnehin in großer Armuth, gedrückt, unwissend, stumpf, abergläubisch und zum Theil entartet, und nun entschlagen sie sich der Bebauung ihrer Felder, entziehen sich ihrem Gewerbe, der Sorge für ihr Hauswesen, der Erziehung ihrer Kinder, um nach Trier zu reisen zu einem Götzenfeste, zu einem unwürdigen Schauspiele, das die römische Hierarchie aufführen läßt. Ja ein Götzenfest ist es, denn so viele Tausende der leichtgläubigen Menge werden verleitet, die Gefühle der Ehrfurcht, die wir nur Gott schuldig sind, einem Kleidungsstück zuzuwenden, einem Werke, das Menschenhände gemacht haben.

„Und welche nachtheilige Folgen haben diese Wallfahrten! Tausende der Wallfahrer darben sich das Geld ab für die Reise und für das Opfer, das sie dem heil. Rock, d. h. der Geistlichkeit, spenden, sie bringen es mit Verlusten zusammen, oder erbetteln es, um nach der Rückkehr zu hungern, zu darben, oder von den Anstrengungen der Reise zu erkranken.

„Viele der Frauen und Jungfrauen verlieren die Reinheit ihres Herzens, die Keuschheit, den guten Ruf, zerstören dadurch den Frieden, das Glück, den Wohlstand ihrer Familien.

„Endlich wird durch dieses ganz unchristliche Schauspiel von Aberglauben der Werkheiligkeit, dem Fanatismus und was damit verbunden ist, der Lasterhaftigkeit Thor und Angel geöffnet . . . .

„Und der Mann, der dieses Kleidungsstück, von Menschenhänden gemacht, öffentlich ausgestellt hat, der die religiösen Gefühle der leichtgläubigen, unwissenden oder der leidenden Menge irre leitet, der dem Aberglauben, der Lasterhaftigkeit dadurch Vorschub leistet, der dem armen hungernden Volke Gut und Geld entlockt, der die deutsche Nation dem Spott der übrigen Nationen preisgiebt, und der die Wetterwolken, die ohnehin schon sehr schwer und düster über unsern Häuptern schweben, noch stärker zusammenzieht, dieser Mann ist ein Bischof, ein deutscher Bischof, es ist der Bischof Arnoldi zu Trier.

Er las weiter, wie Ronge sich an ihn wendet mit der Aufforderung als Priester, als deutscher Volkslehrer und im Namen der Christenheit, im Namen der deutschen Nation, im Namen der Volkslehrer, das unchristliche Schauspiel der Ausstellung des heiligen Rocks aufzuheben, das erwähnte Kleidungsstück der Oeffentlichkeit zu entziehen und das Aergerniß nicht noch größer zu machen, als es schon ist.

„Denn wissen Sie nicht," hieß es weiter, „und als Bischof müssen Sie es wissen, daß der Stifter der christ-

lichen Religion seinen Jüngern und Nachfolgern nicht seinen Rock, sondern seinen Geist hinterließ? Sein Rock, Bischof Arnoldi von Trier! gehört seinen Henkern! wissen Sie nicht, als Bischof sollten Sie es wissen, daß Christus gelehrt: „„Gott ist ein Geist und wer ihn anbetet, soll ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten?““ und überall kann er verehrt werden, nicht etwa blos zu Jerusalem im Tempel, auf dem Berge Garizim oder zu Trier beim heiligen Rocke. Wissen Sie nicht, als Bischof sollten Sie es wissen, daß das Evangelium die Verehrung jedes Bildnisses, jeder Reliquie ausdrücklich verbietet? daß die Christen der Apostelzeit und der ersten drei Jahrhunderte weder ein Bild, noch eine Reliquie (Sie konnten deren doch viele haben!) in ihren Kirchen duldeten? daß die Verehrung der Bilder und Reliquien heidnisch ist, daß die Väter der ersten Jahrhunderte die Heiden deshalb verspotteten?

„Endlich, wissen Sie nicht, als Bischof sollten Sie dieses wissen, daß der gesunde, kräftige Geist der deutschen Völker sich erst im 13. und 14. Jahrhundert durch die Keuzzüge zur Reliquienverehrung erniedrigen ließ, nachdem man in ihm die hohe Idee, welche die christliche Religion von der Gottheit giebt, durch allerlei Fabeln und Wundergeschichten, aus dem Morgenlande gebracht, verdunkelt hatte? . . . .

„Sie kennen auch die Folgen, welche die götzenhafte Verehrung der Reliquien und der Aberglaube überhaupt für uns gehabt hat, nämlich Deutschlands geistige und äußere Knechtschaft, und dennoch stellen Sie Ihre Reliquien zur öffentlichen Verehrung!

Johannes las die bittern, gerechten Vorwürfe, welche der aufgeklärte katholische Priester dem Bischof Arnoldi machte, daß, wenn er von der wunderbaren Heilkraft dieses Kleidungsstückes überzeugt sei, er so lange der Welt diese heilsame Wirkung entzogen habe und daß er Opfergeld zu vielen Tausenden einnehme, während in andern Theilen Deutschlands Noth und Hunger ein sonst so friedliches Webervolk zum Aufruhr getrieben hatte.

„Lassen Sie sich," hieß es weiter in Ronge's offenem Briefe, „im Uebrigen nicht täuschen durch den Zulauf von Hunderttausenden und glauben Sie mir, daß, während Hunderttausende der Deutschen voll Inbrunst (?) nach Trier eilen, Millionen gleich mir von tiefem Grauen und bitterer Entrüstung über ihr unwürdiges Schauspiel erfüllt sind. Diese Entrüstung findet sich bei allen Ständen, selbst bei dem katholischen Priesterstande. Daher wird Sie das Gericht ereilen, ehe Sie es vermuthen. Schon ergreift der Geschichtsschreiber den Griffel und übergiebt Ihren Namen Arnoldi der Verachtung der

Mit- und Nachwelt, und bezeichnet Sie als den Tetzel des neunzehnten Jahrhunderts.

Er las endlich, wie sich Ronge an seine deutschen Mitbürger und seine Amtsgenossen mit folgenden Worten wendete:

„Sie aber, meine deutschen Mitbürger, ob Sie nahe oder fern von Trier wohnen, wenden Sie Alles an, daß dem deutschen Namen nicht länger eine solche Schmach angethan werde. Sie haben Stadtverordnete, Gemeindevorsteher, Kreis- und Landstände, wohlan, wirken Sie durch dieselben! Suchen Sie, ein Jeder nach Kräften und endlich einmal entschieden der tyrannischen Macht der römischen Hierarchie zu begegnen und Einhalt zu thun. Denn nicht blos zu Trier wird der moderne Ablaßkram getrieben, Sie wissen es ja, in Ost und West, in Nord und Süd werden Rosenkranz-, Meß-, Ablaß-, Begräbnißgelder u. dergl. eingesammelt und die Geistesnacht nimmt immerhin überhand. Gehen Sie alle, ob Katholiken oder Protestanten, an's Werk, es gilt unsere Ehre, unsere Freiheit, unser Glück. Erzürnen Sie nicht die Manen Ihrer Väter, welche das Capitol zerbrachen, indem Sie die Engelsburg in Deutschland dulden. Lassen Sie nicht die Lorbeerkränze eines Huß, Hutten, Luther beschimpfen! Leihen Sie Ihren Gedanken Worte und machen Sie Ihren Willen zur That.

„Endlich Sie, meine Amtsgenossen, die Sie das

Wohl Ihrer Gemeinden, die Ehre, die Freiheit, das Glück Ihrer deutschen Nation wollen und anstreben, schweigen Sie nicht länger; denn Sie versündigen sich an der Religion, an dem Vaterlande, an Ihrem Beruf, wenn Sie länger schweigen und wenn Sie länger zögern, Ihre bessere Ueberzeugung zu bethätigen.

„Schon habe ich ein anderes Wort an Sie gerichtet, darum für jetzt diese wenigen Zeilen. Zeigen Sie sich als wahre Jünger dessen, der Alles für die Wahrheit, das Licht und die Freiheit geopfert, zeigen Sie, daß Sie seinen Geist und nicht seinen Rock geerbt haben.“

Und bald ergab sich aus dem Gespräch der Beiden, daß der Fremde, der dem Jesuitenzöglinge diese Mittheilung gemacht hatte, ein ehemaliger römisch-katholischer Priester war, der wegen seiner Anhänglichkeit an die Lehren von Wessenberg und Hermes von dem vormaligen Erzbischof zu Cöln, von Droste Vischering, seines Amtes entsetzt war.

Nun befand er sich auf der Reise nach Schneidemühl und Breslau, um sich der dortigen Bewegung anzuschließen.

Johannes verließ seine ihm vorgezeichnete Reiseroute und ging mit ihm nach Schlesien.

Dort lernte er Ronge und Czersky kennen und ent-

sagte feierlich jeder Abhängigkeit von Rom und seinen Priestern.

Er erkannte und bekannte:

Daß der Jesuitenorden, als gewissenlose, lügnerische, heuchlerische Miliz der römischen Priesterherrschaft, die entschiedensten Gegner aller Aufklärung und daher die gefährlichsten Feinde der Menschheit sind;

daß der römische Bischof sich ohne allen geschichtlichen Grund den Statthalter Christi auf Erden nenne und als Papst das Primat über die katholische Christenheit angemaßt habe;

daß das Urchristenthum, wie es uns in der Bibel überliefert sei, durch menschliche Satzungen von Seiten des Papstes und der Concilien entstellt sei und seine ursprüngliche Reinheit dadurch verloren habe;

daß die Lehre von der Verwandlung des Weines und Brodes in das Blut und Fleisch Christi mit der Natur, der gesunden Vernunft und der Ueberlieferung der heiligen Schrift im Widerspruch stehe;

daß das Abendmahl unter einerlei Gestalt auf einer dem Evangelium zuwiderlaufenden, eigenmächtigen, priesterlichen Auslegung beruhe;

daß das Priestercölibat ein natur- und vernunftwidriges, die von Christus anerkannte Heiligkeit und Sittlichkeit des Ehestandes verhöhnendes, päpstliches Verbot sei, welches Gregor VII. in keiner andern Absicht erlassen

habe, als um dem Priesterstand jedes Familienband zu entziehen und ihn desto abhängiger von der Kirche zu machen;

daß die Ohrenbeichte ebenfalls als menschliche Satzung nur verordnet sei, um die Priesterherrschaft desto tiefer eindringen zu lassen in das Volksleben;

daß die sieben Sacramente eine Erfindung der Kirche sei, welche, indem sie die Unauflöslichkeit der Ehe und die Unvertilgbarkeit des priesterlichen Charakters aussprechen, dem Gemeinwohl schädlich sei;

daß Reliquien- und Heiligen-Verehrung in dem Maße wie sie in Anbetung übergehe, eine Abgötterei und Götzendienst sei.

Und Johannes erklärte öffentlich seinen Austritt aus der römisch-katholischen Kirche und seinen Uebertritt zur deutsch-katholischen Religionsgesellschaft, und jetzt erst fühlte er sich heiter und geistig frei.

43.

Entscheidung.

Indeß war der Testamentsexecutor aus Batavia in Paris angekommen.

Es gelang ihm, sich eine Privataudienz beim Fürsten zu verschaffen durch das Erbieten zu einem Darlehn,

groß genug, um die Angelegenheiten seines Landes zu arrangiren.

Nach solchem Erbieten wurde er begreiflich sehr wohlwollend und freundlich aufgenommen.

Van der Baffing wiederholte seinen Antrag, jedoch unter der unerläßlichen Bedingung, daß durch eine freisinnige landständische Verfassung dem Darleiher eine Garantie gegeben würde; zugleich sei es das einzige Mittel, die Verwaltung zu ordnen, die Verzinsung zu sichern und künftigen ähnlichen Verschleuderungen des Staatsguts vorzubeugen.

Zur nähern Begründung dieses Wunsches übergab er dem Fürsten die früher schon erwähnte Schrift: „Ob Lüge ob Wahrheit“ und sagte ihm ausdrücklich, sie sei von einem Sohn seines vormaligen ersten Ministers von Buchenau verfaßt.

— Dieser junge Mann ist, wegen communistischer Umtriebe und Hochverraths angeklagt, — sprach der Fürst, — ich fühle mich nicht berufen, Schriften von Aufwieglern zu lesen.

— Diese aber ist keine solche Schrift. Man hat den edlen und redlichen jungen Mann und seine Schrift bei Ew. Hoheit verläumdet und deshalb ist es Pflicht des Fürsten, mit freiem Geiste und hoch über dem Volke und dem Treiben der Parteien stehend, die Lüge von der Wahrheit zu scheiden.

— Geben Sie her. Selbst eine unangenehme Wahr=

heit soll mir lieber sein, als eine schmeichelhafte Lüge, ich habe die Erfahrung gemacht, daß diese zum Verderben führt und nur jene zum Heil. Lassen Sie mir Bedenkzeit. Morgen werde ich Sie wiedersehen.

— Dann aber beschwöre ich Ew. Hoheit, Alles selbst mit dem hohen, aufgeklärten Geiste zu prüfen, keinen parteiischen und vorurtheilsvollen Rathschlägen Gehör zu geben und mir zu erlauben, über den Haupturheber des jetzigen großen Landesunglücks und dessen Intriguen in gedrängten Zügen ein klares Bild zu geben.

Das that denn auch der schlichte, brave und verständige Mann mit edler Freimüthigkeit und klarer Ruhe und der Fürst erkannte nicht ohne Erstaunen, mit welchen Lügen, Verdrehungen und Beschönigungen man ihn verleitet hatte, zu diesem Einschleichen der Jesuiten und dieser schrecklichen Staatsinquisition seine Zustimmung zu geben.

Ueber Alles, was ihm Baffing darüber sagte, besonders über die schändlichen Cabalen des Geheimraths Legulegus legte Baffing dem Fürsten die überzeugendsten Beweise vor und bat ihn nochmals, in dieser Sache selbst seinen klaren Geist und sein edles Herz entscheiden zu lassen, aber Niemandem, wer es auch sei, zuvor eine Mittheilung über diesen hochwichtigen Gegenstand zu machen.

Am folgenden Tage erklärte ihm der Fürst, daß er

sich vollkommen überzeugt habe von dem ihm angezeigten Mißbrauch seines Vertrauens, er werde daher sogleich in seine Staaten zurückkehren und die nöthigen Maßregeln ergreifen.

— Gnädigster Herr, — sprach Baffing mit kluger Besonnenheit, — mit dem Augenblick, wo Ew. Hoheit wieder die Grenze Ihres Landes überschreiten, würden Intrigue, Vorurtheil und der Adel mit seinen reactionairen Interessen Höchstdieselben so umspinnen, daß alles Licht der Wahrheit unterdrückt werden und die Lüge triumphiren wird. Ich gebe daher ehrerbietigst und doch dringend anheim, zuvor durch ein Decret von hier aus den Hofgerichtsrath Legulegus von allen seinen Aemtern vorläufig zu suspendiren, den Justizamtmann Edelrecht an dessen Stelle zur Erledigung der politischen Prozesse zu berufen, demnächst aber ihn in das Ministerium aufzunehmen, als einen Mann von den achtbarsten Gesinnungen und der ruhigsten Klarheit des Verstandes. Die Zusammenberufung von Landständen zu verfügen und die Berathung eines constitutionellen Staatsgrundgesetzes mit den Vertretern des Adels, der Geistlichkeit, des Bürgerstandes und der Intelligenz gemeinschaftlich zu berathen.

— In diesem Falle, — schloß er, — werde ich Ew. Hoheit sogleich Anweisung auf eine Million geben, um die dringendsten Bedürfnisse davon bestreiten zu können,

die rückständigen Besoldungen der Staatsdiener und Pensionen anzuordnen, und die aufgelaufenen Zinsrückstände abführen zu können.

Der letzte Beweggrund war ohne Zweifel keiner der unbedeutendsten, wodurch der Fürst sich bewogen sah, sogleich seinen Cabinetssecretair rufen zu lassen und ihm, zu dessen nicht geringer Verwunderung, denn auch dieser war ein Protegé von Legulegus, und ein geheimer Affiliirter der Jesuiten, den Befehl zu ertheilen, sofort die benöthigten Ausfertigungen zu entwerfen und zu mundiren.

Das geschah denn auch; der Fürst unterzeichnete und bedrohte den Cabinetssecretair mit sofortiger Verhaftung bei dem geringsten Versuch einer Indiscretion von seiner Seite.

Alsdann fuhr Baffing mit dem Fürsten von N . . . zu Rothschild. Die Anweisung des Ersteren wurde sofort acceptirt und die Summe in überall zahlbaren Tratten zur Verfügung des Fürsten gestellt.

So reisete denn Baffing mit den betreffenden Cabinetsbefehlen zurück nach N . . .

In Mainz nahm er die beiden jungen Mädchen wieder auf und überbrachte diese der Ministerin auf ihrem Gute Liebenau. Es gelang dem braven Manne leicht, diese Familie sowohl über ihre Zukunft, als auch namentlich wegen der Aufnahme der jungen Einarmigen zu beruhigen.

Legulegus erhielt seine Entlassung und Edelrecht trat an dessen Stelle, nachdem er zuvor dem Collegium des Criminalgerichts über die Lage der Anklage und die Verfälschung der Urkunde Vortrag gemacht hatte.

Madeleine wurde durch ein Erkenntniß des Gerichts von jedem Verdacht des Kindermords freigesprochen und ihrer Haft entlassen. Frau Wahrlieb nahm dieselbe mit offenen Armen wieder auf.

Bald darauf erfolgte die Befreiung der beiden redlichen Handwerker Wahrlieb, Vater und Sohn, und des jungen Adalbert von Buchenau, in Folge eines, sie von jedem Verdacht freisprechenden Erkenntnisses des fürstlichen Hofgerichts.

Die Jesuiten wurden aus dem Lande verbannt. Legulegus hatte diesen Beschluß nicht abgewartet. Er war bei Nacht und Nebel heimlich abgereiset und entging so der Verhaftung, die schon wider ihn verfügt war.

Auch Johannes war nach N . . . zurückgekehrt und da sich nun keine Hemmungen mehr fanden, hatten sich auch dort die Freunde einer religiösen Aufklärung unter den Katholiken zusammen geschaart und bildeten eine deutsch-katholische Gemeinde. Johannes Illger wurde einstimmig zu ihrem Pfarrer gewählt und hielt den ersten öffentlichen Gottesdienst in einer ihnen freundlich dazu eingeräumten protestantischen Kirche zu allgemeiner Erbauung.

Der Fürst kehrte zurück in seine Residenz und wurde mit der Freude und Begeisterung empfangen, welche deutsche Treue und Biederkeit gegen seine angestammten Fürsten stets bewährt, wo nur einigermaßen diese den Wünschen und Hoffnungen des Volkes ein Genüge leisten. Er trat sogar geräuschlos dem Deutsch-Katholicismus bei, mit dem Wunsche, daß die so geistesfreie urchristliche Richtung die Grundlage werde zu einer großen Einigung der katholischen und der protestantischen Kirche, was ja doch nicht im Reiche der Unmöglichkeit liege, da wir alle an einen Gott und einen Christus glauben, und da schon die Union der beiden protestantischen Kirchen den Weg zur Einigung im Glauben gezeigt hat.

Das Verfassungswerk begann seinen geordneten Gang.

. . . .

Um diese Zeit war es, im Februar 1845, als der Testamentsexecutor, Jacob van der Bassing aus Batavia, folgende Seitenverwandten des von ihm vertretenen Erblassers zu einer Versammlung zusammen berief:

1) Adalbert von Buchenau,

2) Cäcilie von Buchenau,

3) den Tischlermeister Wahrlieb,

4) dessen Sohn, den Tischlergesellen Gustav Wahrlieb,

5) Madeleine Lalange,

6) Johannes Illger,

7) Johanna Illger,

8) Louise Schwudder.

Die beiden noch minorennen jungen Mädchen, Cäcilie und Johanna, waren aufgefordert, sich einen Beistand zu erwählen, und Cäciliens Wahl fiel auf ihren Bruder Adalbert, Johannens Wahl auf den Tischlermeister Wahrlieb.

Baffing eröffnete die Sitzung mit der Verlesung des Testaments, wornach ihm überlassen war, ohne Angabe der Gründe, die Erbschaft von zehn Millionen Thaler an diejenigen der noch lebenden Seitenverwandten zu vertheilen, welche er nach seiner moralischen Ueberzeugung für die Würdigsten halten werde, und nach seiner und des Erblassers Meinung wären diejenigen als die Würdigsten anzusehen, von denen sich erwarten lasse, daß sie einen dem Volkswohl nützlichen Gebrauch von ihren Reichthümern machen würden.

— Zuvörderst, — sprach er dann, — muß ich erklären, daß ich diejenigen der sämmtlichen legitimirten Miterben, die heute nicht mit eingeladen und nicht erschienen sind, nach sorgfältiger Erkundigung und Erwägung aller Umstände nicht für würdig halte, nur den geringsten Antheil an der Erbschaft zu erhalten. Aus Gründen der Delicatesse nenne ich ihre Namen nicht und entwickele ihre Charakterschilderung nicht. Die Ausge-

schlossenen aber werden sich selbst sagen müssen, daß erheuchelte Tugend keine Tugend ist.

— Dagegen halte ich die hier anwesenden acht Seitenverwandten für würdig, mindestens auf die engere Wahl zu treten.

— Adalbert von Buchenau und die beiden Wahrlieb haben zwar unter schwerer Anklage des Hochverraths gestanden, aber sie sind gerichtlich freigesprochen und ich gebe ihnen das Zeugniß edler Gesinnung.

— Johannes Illger war zwar Jesuit, aber es war seine Aufnahme in diesen verderblichen Orden ihm nicht zuzurechnen. Er ist ausgeschieden aus dem Orden und ist der neuen Glaubensrichtung beigetreten, von welcher aus sich das Licht der Aufklärung immer weiter über das katholische Deutschland verbreiten wird, so daß im Laufe des Jahrhunderts alle einen Gott, einen Christus und einen Glauben haben werden. Seiner edlen Gesinnung nach ist er würdig, Antheil an der Erbschaft zu erhalten; doch enterbe ich ihn in wohlmeinender Absicht kraft der erhaltenen Vollmacht, weil eine erzwungene Schenkung an die Jesuiten, die, wenn sie auch vor dem Rechte nicht unumstößlich sein sollte, doch sein Gewissen binden würde, es ihm unmöglich machte, diesen Reichthum nach der Absicht des Erblassers auf eine gemeinnützige Weise zu verwenden. Doch wird dafür gesorgt werden, daß er am Ertrage des Capitals

seinen Antheil nehme, um ihm eine Verwendung desselben zu guten Zwecken möglich zu machen.

— Cäcilie und Johanna sind engelreine Gemüther; der Letzteren kann der unfreiwillige Aufenthalt bei einer verrufenen Person in ihrer Kindheit nicht zugerechnet werden. Daß sie ihr entfloh, giebt Zeugniß für ihre Sittlichkeit.

Madeleine hat früheren Leichtsinn schwer gebüßt; von der Anklage eines Verbrechens ist sie freigesprochen, und sie hat freiwillig, an der Hand der Liebe eines braven jungen Handwerkers, den einzigen Weg beschritten, der sie zu einem bescheidenen Glück und zu der Achtung ihrer Mitmenschen führen kann. Sie ist eine moralisch Gerettete, und hat achtbare Gesinnungen; ich halte sie für würdig, Antheil an der Erbschaft zu nehmen.

Die arme Louise Schwudder endlich hat still und geräuschlos das schwerste Unglück auf Erden ertragen, einen sittlich versunkenen Vater und sittlich versunkenen Bruder gehabt zu haben; sie war täglich Zeugin des häuslichen Unglückes einer geliebten Mutter; sie wurde in Folge der Schuld ihres Vaters verkannt und verläumdet; aber sie ist sittenrein geblieben, eine stille Dulderin von trefflichem Gemüth. Auch sie ist würdig der Theilnahme.

Ehe ich mich aber entscheide, möge Jeder und Jede von Ihnen freimüthig angeben, was er mit dem bedeu-

tenden Reichthum beginnen werde, wenn ihm ein solcher zufallen sollte. Adalbert von Buchenau, ich wünsche Ihre Meinung zu hören.

— Mein Vaterland, — sprach er, — ist in Noth. Ein Staatsbanquerott ist ausgebrochen. Wir könnten retten und helfen, wenn wir die ganze Erbschaft auf den Altar des Vaterlandes niederlegten. Zwei Procent Zinsen, die uns der Staat ohne Beschwerde bezahlte, würde uns zudem noch die Mittel geben, durch eine bedeutende, von unserer Seite unablösliche Rente, sowohl die deutsch-katholische Bewegung, als einen Fortschritt im Geist der Liebe und des reinen Christenthums, zu fördern, als auch da helfend einzugreifen, wo Arbeiternoth der freigebigsten Unterstützung bedarf. Das wäre meine bescheidene Meinung.

— Auch die unsrige, auch die unsrige, — riefen Alle.

— Nun denn, — erklärte Baffing, — so wäre des Erblassers liebster Wunsch seiner Erfüllung nahe. In der Voraussicht Ihrer Zustimmung habe ich dem Staate schon die zehn Millionen, welche diese reiche Erbschaft beträgt, zur Verfügung als Staatsanleihe angeboten, genehmigt Ihr dieses?

— Wir genehmigen, wir genehmigen mit Freuden!

— Es werden dafür 2½ Procent Zinsen gezahlt werden, die alljährlich gleich unter Ihnen acht Mit-

erben vertheilt werden. Ich überlasse es nun mit vollem Vertrauen Ihren bewährten edlen Gesinnungen, davon den besten Gebrauch zu machen.

— Alles gut, — sprach Adalbert, — aber mehr als zwei Procent nehme ich nicht.

— Wir auch nicht, wir auch nicht!

— Unser Vaterland ist der erste Hülfsbedürftige und ihm werde freudig jedes Opfer gebracht.

— Ja freudig!

— Nun noch eine Frage an die Herzen, — sprach Baffing, indem er lächelnd zu den jungen Leuten trat, die zufällig sich paarweise zusammengestellt hatten. — Sind hier keine Herzen, die sich zu einander gefunden haben, denn nun seid Ihr alle reich und alle gleich, und wo etwa noch elterliche Einwilligung fehlen sollte, da verspreche ich sie zu erlangen.

— Nun?

— Zwei und zwei sahen einander an mit Augen, die Alles verriethen.

— Nur Muth, — rief Baffing, und klatschte in die Hände, — ha, die beiden schon Verlobten machen den Anfang.

Es waren Gustav und Madeleine, die einander in die Arme gesunken waren; dann aber reichte Adalbert Johannen die Hand und nur Johannes und Cä=

cilie sahen einander schwärmerisch, verlegen und hoch-erröthend an.

Da trat Baffing zu ihnen und legte ihre Hände in einander mit den Worten: — Das Cölibatgesetz ist aufgehoben, was Gott in Liebe zusammenfügt, soll der Mensch nicht trennen mit seinem römischen Priestergesetz.

Nur allein Louise stand tief betrübt und schlug die Augen nieder, indem sie still vor sich hin seufzte. Da ergriff Baffing treuherzig ihre Hand: — Wollen Sie mich begleiten in die neue Welt, liebe Louise, ich werde dort schon weiter für Sie sorgen.

— Wenn ich die Pflegerin Ihres Alters werden dürfte, edler Mann.

— Eh! — lächelte er, — wenn ich Ihnen nicht zu alt bin, und Sie wollten meine Gattin werden . . . .?

Louise athmete auf und rief, indem er sie an seine Brust zog, ich bin ein Geschöpf Ihrer Menschenliebe; ich bin die Ihrige, aber sorgen Sie für meinen armen, verirrten Vater!

. . . .

Der allwaltenden Nemesis, die doch zuletzt alles Schlechte und Verwerfliche verfolgt, dürfen wir es überlassen, die grundlosschlechten Subjecte dieser Erzählung zu erreichen.

Krokodilus und von G.... ließen sich in N... nicht wiedersehen; sie werden ihrem Richter nicht entgehen.

Legulegus war in die Schweiz abgegangen, wo die Jesuiten auf's Neue eine Rolle zu spielen begannen; doch hatte er vor seinem Abgange eine Criminaluntersuchung gegen den Geheimen Cassenrendant Schwudder anhängig gemacht, indem er dessen Interimsschein über die von dem Oberförster Grunau eingezahlten Gelder der Denunciation als Beweis beigefügt hatte.

Das Gericht verfügte seine Verhaftung. Die dazu abgeordneten Gensd'armen trafen ihn nicht zu Hause; sie suchten ihn auf in der Bierstube; da saß er an demselben Tage, an welchem er erfahren hatte, daß die Erbschaft, ohne ihn zu berücksichtigen, vertheilt werde. Er wollte sich den Aerger vertrinken und saß noch bis zwölf Uhr Nachts da. Nur noch wenige Gäste waren anwesend. Die Augen standen ihm glotzend aus dem Kopfe. Er hatte schon fünf und zwanzig Krüge baierisch Bier in einer Sitzung getrunken.

Da kündigten ihm die eintretenden Gensd'armen seine Verhaftung an; ohne ein Wort zu sagen, fiel er leblos vom Stuhle; ein Schlagfluß hatte ihn getödtet.

. . . .

Diese Geschichte endet so nahe der Gegenwart, daß wir nur mit Hoffnungen und Wünschen für das Glück aller Betheiligten von ihnen scheiden können.

Wir hoffen und wünschen, daß ihre Ehen glückliche seien. Nicht jede eheliche Verbindung ist eine glückliche und oft fängt der Roman menschlicher Leiden erst an, wo der Dichter seinen Roman mit der Hochzeit, als Bürgschaft für eine glückliche Zukunft beschlossen hat. Wo aber, wie hier, edle Gemüther in reiner, sittlicher Herzenseinigung mit einander in eheliche Verbindung treten, da haben sie ihre Engel, die für ihre glückliche Zukunft bürgen, und diese Engel sind nicht selten die Entsprossenen dieser Liebeseinigung.

Dem Lande aber wünschen wir, daß die Verfassung, die jetzt von redlichen Männern für das Heil des Landes berathen wird, nicht früher oder später zur Lüge gemacht werde, und das findet sich wohl mitunter in constitutionellen Staaten der neuesten Zeit.

Deshalb wünschen wir dem Lande N . . . 1) treue, feste Volksvertreter; 2) edle, aufgeklärte Minister; 3) für alle Zeiten einen guten, braven, verständigen Fürsten, der nicht blos das Glück seines Volkes aufrichtig will, sondern auch seine Zeit zu begreifen und ihre Zeichen zu erkennen vermag; der besonders versteht gute und vorurtheilsfreie Minister zu wählen.

Und das gebe Gott dem kleinen Lande N . . . .

Ende des dritten und letzten Theils.

In demselben Verlage sind erschienen:

Belani, H. E. R., Die armen Weber und andere Novellen aus den Mysterien einer neuen und älteren Zeit. geh. 1 ℔ 15 ngl

— — Marie Antoinette. Historischer Roman. 2 Bde. broch. 2 ℔ 15 ngl

— — Die Auswanderer nach Texas. Historisch=romantisches Gemälde aus der neuesten Zeit. 3 Bde. 4 ℔ 15 ngl

— — Die Mutter des Legitimen. Ein Lebensroman. 3 Bde. 4 ℔ 15 ngl

— — Josephine. Histor. Roman in 3 Bdn. 4 ℔ 15 ngl

— — Kranichfels oder Geheimnisse aus dem Leben eines Edelmannes. 8. broch. 1 ℔ 15 ngl

Charles, Jean, Der Abenteurer, oder hundert Leben in Einem. Aus dem Tagebuche eines hochgestellten Mannes. 3 Bde. broch. 3 ℔

Chownitz, J., Edelmann und Jude. 2 Bde. broch. 1 ℔ 22½ ngl

Mühlbach, L., nach der Hochzeit. Vier Novellen. 2 Bde. geh. 2 ℔ 15 ngl

— — Justin. Ein Roman. geh. 1 ℔ 15 ngl

— — Novellen und Scenen. 2 Bde. geh. 2 ℔ 15 ngl

Rudolphi. Johannes (Verfasser des Stephano Carini) Waldrosen, Novellen und Erzählungen. geh. 1 ℔ 10 ngl

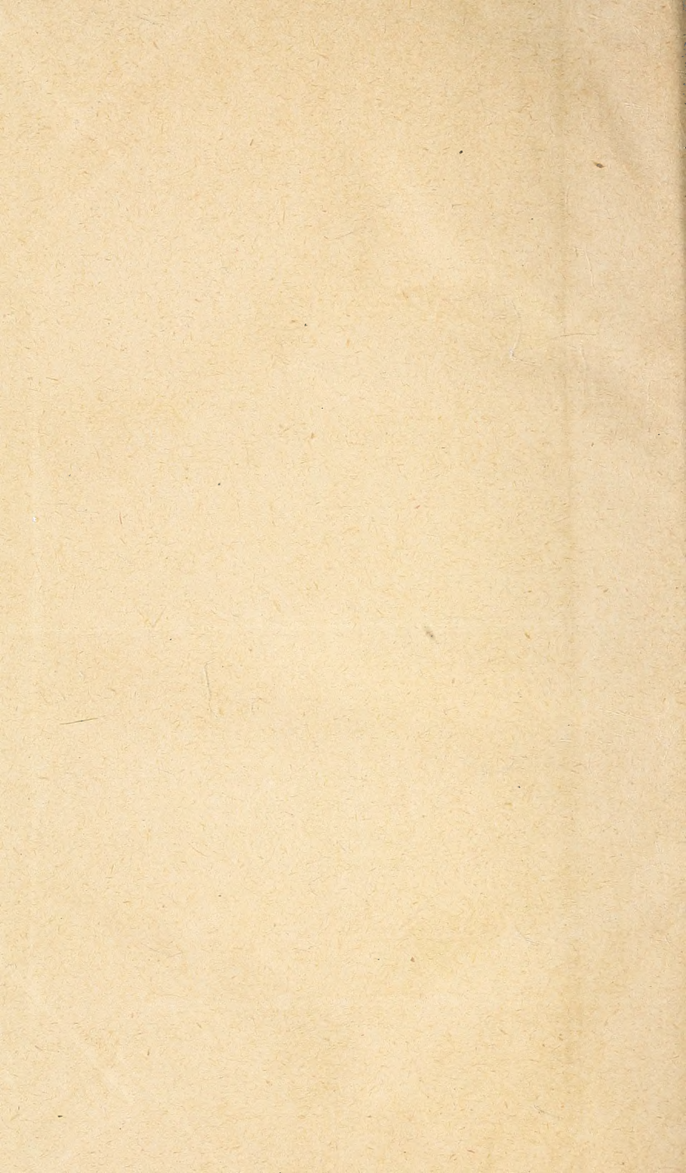
Schoppe, Amalie, geb. Weise, aus Haß Liebe. 2 Bde. 2 ℔ 15 ngl

Van der Meulen, L., Die Separatisten. Novelle. 2 Bde. broch. Preis 2 ℔ 15 ngl

Storch, Ludwig, Kunz von Kauffung. Novelle. 3 Bde. 2 ℔ 15 ngl

— — Allerlei Geschichten. 2 Bde. broch. Preis 2 ℔ 15 ngl





A German who had emigrated to America and became wealthy left a large sum of money to be given to his most worthy descendant in Germany. The story tells of the search to find the right person for this inheritance.

America otherwise mentioned in part II p 42 and 114.

